Aus Dalmatien.

Von

Ida von Düringsfeld.

Mit Anmerkungen

von

Otto Freiherrn von Reinsberg-Düringsfeld.

Erster Band.

Prag.

Carl Bellmann's Verlag.

1857.

Reise-Skizzen

von

Ida von Düringsfeld.

Vierter Band.

Prag.
Carl Bellmann's Verlag.
1857.

Aus Dalmatien.

Von

Ida von Düringsfeld.

Mit Anmerkungen

von

Otto Freiherr von Reinsberg-Düringsfeld.

Erster Band.

Prag.
Carl Bellmann's Verlag.
1857.

Druck und Papier von Carl Bellmann in Prag

Vorwort.

„Endlich!" werden meine dalmatischen Freunde sagen, wenn sie dieses Buch aus der Censur in Zara zurückbekommen werden. „Endlich!" sage auch ich heute den ersten Juni, zu Bonn im Hôtel de Bellevue am grünen, schönen Rhein.

Beinahe vier volle Jahre hindurch hat dieses Buch mich und Otto beschäftigt. Es ist eine lange Zeit, und es war eine mühsame Arbeit.

Dalmatien ist klein. Im Sommerhalbjahr genügen drei Tage, um mit dem Dampfschiffe von einem Ende bis zum andern zu fahren. Vier Wochen auf diese Reise zu

*

wenden, scheint beinahe zu viel. Auch ist von den Deutschen und Franzosen, welche über Dalmatien geschrieben haben, keiner länger dageblieben. Die englischen Reisenden selbst haben nicht mehr als sechs Monate an den Aufenthalt gewandt. Wir sind genau achtzehn Monate in Dalmatien gewesen und der beste Kenner von Ragusa, der Direktor Arbanaz, sagte uns vor unserer Abreise mit wohlwollend bedenklichem Kopfschütteln: Schade, daß Sie nicht noch ein Jährchen bei uns bleiben, dann würden sie das Land erst kennen lernen.

Der Direktor hätte Recht gehabt, hätte er statt un annetto drei Jahre gesagt. Kein Land ist so leicht und so schwer kennen zu lernen, wie Dalmatien. Dem Anscheine nach sogar langweilig leicht. Da ist es ganz Eintönigkeit, Einförmigkeit, Einerlei. Eine Reihe von Eilanden, ein Streifen Küste, der hier und da von Gebirg unterbrochen wird, endlich eine Reihe von Bergzügen, hinter denen eine mystische Region liegt, aus welcher die Morlacchen herabsteigen. Die Eilande größer und kleiner, Inseln und Klippen, einzeln und in Scharen, alle schroff und felsig, grün von Myrte und Heide, von Carube und Pinie, duftend von Salbei

und Rosmarin, fahl von Aloe und weißem Wein. Die Küste, wo sie eben ist, üppig von Oel und schwarzen Trauben, dunkel von Lorbeer und Cypresse, hier und da sumpfig, schattig nirgends, trotz der Feigen-, trotz der Maulbeerbäume; wo sie bergig ist, steil und bleich, heiß und blendend, einsam und unwirthbar. Die Bergzüge, näher und ferner dem Meere, höher und niedriger, unten düster von dem Pflanzenthum der Küste, oben bisweilen hell von Schnee, immer leuchtend in wundervollen Farben. Hinter ihnen in der mystischen Region die Wiesen und das Vieh, der Mais und die Moorhirse, Aepfel und Kirschen, Mandeln und Nüsse, der letzte Wald und das letzte Wild: — das, mit wenigen Strichen gezeichnet, ist Dalmatien.

In der Geschichte scheint dieselbe Gleichförmigkeit zu walten. Dasselbe Urvolk, in verschiedene Stämme gespalten, dieselbe Cultur, dieselbe Colonisation erst durch die Griechen, später durch die Römer, derselbe hartnäckige Widerstand der Illyrier gegen diese, dieselbe Einbürgerung der Latinität, überall Mutterstädte, welche Töchterstädte hervorbringen, überall dieselbe Verwüstung durch die Barbaren, überall das Eindringen des slavischen Elements, überall seine all-

mälige Verschmelzung mit dem römischen, überall das Persönlichwerden der Städte, überall die gleichen, fremden Einflüsse, der Ungarn's vom Lande, vom Strande aus der von Byzanz und Venedig, überall der Kampf des Kreuzes gegen den Halbmond, überall dieselbe Theilnahme an den großen Umgestaltungskriegen Napoleon's, überall endlich dasselbe letzte Geschick: — das mit flüchtigen Worten geschildert, ist die Geschichte Dalmatien's.

Und in dieser scheinbaren Gleichheit, welche unendliche Verschiedenheit, welche Gegensätze! So reich das Meer, so arm die Erde, die Natur an Nutzvegetation so karg, so verschwenderisch mit ihren Luxusprodukten. So beweglich die Fluth, so starr das Gebirg. Auf den Inseln italienisch-lebendiger Charakter, auf dem Gebirge orientalische Ruhe. An der Küste Alles gemischt, auf dem Gebirge Alles rein. An der Küste unaufhörliche Metamorphosen, im Innern eiserne Stabilität. An der Küste fährt man mit dem Dampfschiffe, im Innern kann man nur zu Maulthier reiten. An der Küste sind die Moden aus Triest und die Romane aus Frankreich, im Innern ist der Turban auf dem Haupte des Christen und im Herzen der Haß gegen den türkischen

Erbfeind. An der Küste ist das Gerichtsverfahren, auf dem Gebirge die Blutrache. An der Küste ist eine Literatur in drei Sprachen, im Innern die Ueberlieferung, welche die Schrift vertritt. Und auch an der Küste selbst widersprechen sich tausend Dinge. Mit der größten Gesetzlichkeit verbindet sich die zärtlichste Theilnahme an Allem, was außerhalb des Gesetzes ist. Unter dem feinsten äußern Abschliff verbergen sich stille, wilde Sympathien. Man empfängt Visitenkarten und hört Pistolenschüsse unter den Fenstern. Alle Welt singt und Niemand versteht die Musik. Zu den Bällen der „Welt" spielt die österreichische Banda, zum Rundtanze des „Volkes" der Guzlar. Der Offizier geht auf der Marine neben dem Morlacchen spazieren, der schwarze Hut und die rothe Mütze grüßen sich, jeder Gebildete ist Schriftsteller und in der ganzen Provinz sind drei Verleger.

Zara ist die Stadt der Gegenwart, Ragusa die Stadt der Vergangenheit, Spalato die Stadt der Zukunft. Zara ist am meisten deutsch, Spalato am meisten italienisch, Ragusa am meisten slavisch. Traú ist ein Stück Mittelalter, Lesina ein Stück Venedig. Sebenico war romantisch, Cattaro ist's noch. Und das Alles drang auf uns ein,

wurde uns anempfohlen, an das Herz gelegt, eingeschärft, erzählt und wieder erzählt, zehnmal auf diese Art und andere zehnmal anders, überall, wo wir hinkamen, von Jedem, mit dem wir bekannt wurden oder auch nur zufällig zusammentrafen, vom ersten Tage bis zum letzten Tage. Wir hatten slavische Manuskripte, italienische Manuskripte, lateinische Manuskripte. Wir hatten Volkslieder in allen Dialekten und in allen Alphabeten, gedruckt und geschrieben. Wir hatten sämmtliche Historiker, die sich sämmtlich widersprachen, wir hatten alle mögliche Zeitschriften, in denen an allen möglichen Ecken und Enden alles Mögliche zu finden sein sollte. Was wir nicht hatten, das war ein Wörterbuch, in welchem sich die vielen Worte fänden, die wir zu verstehen nöthig hatten, und ein geschichtliches Werk mit Daten, auf die man sich unbedingt hätte verlassen können.

Der Stoff war zu massenhaft da, kam zu gewaltsam über mich, als daß er sich gleich hätte fassen und formen lassen. Was ich schrieb, wurde nicht gut, was ich ordnete, kam nicht in Ordnung. Ich hatte das Buch fertig und mußte von Neuem damit anfangen. Von Allem, was wir gesam-

melt, war nicht der dritte Theil darinnen. Wiederum sollte ich Alles hineinthun, so konnten aus den drei Bänden zehn werden. Ich dachte daran, ein zweites, streng wissenschaftliches Buch zu schreiben, und das erste zu lassen, wie es war, leicht hinerzählend. Aber eines hätte dem andern Schaden gethan.

Außer Stande, mir allein zu helfen, zog ich Otto zu Rathe, und nach langer Ueberlegung wurde das Buch in seiner jetzigen Form beschlossen. Was ich nicht mit Bequemlichkeit in meine Aufsätze bringen konnte, das sollte Otto in Anmerkungen geben. Ich faßte einen Entschluß und setzte mich zum zweiten Male an das Buch. Wer das je unternommen hat, wird wissen, was das heißt, und sich nicht wundern, daß ich erst jetzt im vierten Jahre fertig geworden bin, um so mehr, wenn man in Anschlag bringt, daß ich den ganzen vorigen Sommer und den ganzen letzten Winter durch Krankheit am Arbeiten verhindert wurde.

Ein Ragusäer, auf dessen Urtheil ich viel gebe, Graf Nikola Pezza, sagte mir beim Abschied: Sie sind nicht ganz bis zum Ziele gekommen, aber zehn Schritte weiter als bisher alle Andern. Und so muß unsere Arbeit in der

That beurtheilt werden. Wir liefern kein erschöpfendes Werk über Dalmatien, doch wie wir hoffen, in Bezug auf Geschichte, Literatur und Leben das ausführlichste, welches bisher geschrieben wurde. Mögen die Reisenden, welche uns nachfolgen, mit Glück weiter gehen.



Die Einfahrt.

„Sie reisen nach Kannibalien," sagte Tschabuschnigg, wenn in Klagenfurt von unserem Reiseziele die Rede war.

„Kaufen Sie ja in Triest Insektenpulver," sagte die Baronin S. „Ohne Insektenpulver kann man in Dalmatien keine Nacht schlafen."

„Ew. Gnaden haben wirklich einen ungemeinen Muth," sagte in Triest Dr. Pipitz, der Redakteur der Triester Zeitung. „Den ganzen Winter in Ragusa — ich glaube kaum, daß Ew. Gnaden es aushalten werden."

„Ganz sicher ist es nicht," antwortete bedenklich ein Dresdner Maler, den ich lachend fragte, ob die Montenegriner mich todtschießen würden.

„Wenn Sie etwas Feines zu waschen haben, schicken Sie mir's," sagte meine liebenswürdige Freundin, Frau von Schmitzhausen; „denn dort — " ihr Gesicht vollendete die Rede.

„Ich beneide Sie," sprach Fiedler. „Könnte ich, käme ich gleich mit; aber im Frühjahr komm' ich gewiß nach Ragusa, und da soll es ein rechtes Poetenleben werden."

„Wer hat recht?“ fragte ich mich, „der Landsmann oder all' die Andern?“

Dann fragte ich Otto: „Hab' ich denn eigentlich nach Dalmatien gewollt?“ Es war mir auf einmal wie völlig unmöglich.

Otto versicherte mir feierlich: mein Wille ganz allein sei es gewesen, kein anderer.

„Nun, da Du es sagst, muß es wohl wahr sein, aber ich weiß nichts davon.“

„Am Ende,“ tröstete ich mich, denn ich war allmälig des Trostes bedürftig geworden, „Kohl, Neigebaur, Fiedler und so und so viele Andere, — alle sind ja doch dagewesen und wohlbehalten wiedergekommen, also kann es nicht gar so schrecklich sein. Etwas unbequem freilich wird man es haben —“ ich seufzte — „kein Sopha“ — ich seufzte wieder — „eine wunderbare Küche und viel Ungeziefer! Indessen in Breslau liefen die Wanzen ja auch an den Wänden herum und in Klagenfurt desgleichen; viel schlimmer kann's in Dalmatien kaum sein, und wenn auch, so muß man denken, daß man eben in ein noch halb barbarisches Land kommt —“ und resignirt seufzte ich zum dritten Male.

Und resignirt raffte ich im letzten entscheidenden Augenblicke meine Habseligkeiten zusammen und ging begleitet von den Freunden auf den Molo. Ich hatte drei Tage lang gesagt: „Ich fahre zu Lande!“ und am vierten hatte Otto Plätze beim Lloyd genommen und dampfend erwartete uns am Molo der „Dalmata.“

„Der beste Sänger unter den dalmatischen Lloydschiffen,“ sagte Dr. Pipitz. „Allerdings ist es bekannt, daß der Lloyd Dalmatien durch seine schlechtesten Schiffe befahren läßt,“ setze Dr. Pipitz mit der klassischen Ruhe seiner Kärntner Heimatfelsen hinzu; „indessen der „Dalmata“ ist der wenigst schlechte.“ Das war doch wieder Trost.

„Fürchten Sie ja nichts; Sie werden ein Meer wie ein Spiegel haben,“ sagte der gute freundliche Finanzrath von Schmitzhausen. Abermals ein Trost.

Auf dem „Dalmata“ war das Durcheinander der Einschiffung. Ich hatte eine Cabine im Herrensalon — bei den Frauen wollte ich nicht sein. Sie fangen damit an, krank zu werden; womit sollen sie aufhören? Mit dem elendigsten Elend. Eine Nacht zwischen seekranken Frauen — ich habe das einmal durchgemacht, zum zweiten Male mag ich's nicht, wenn nämlich die Schiffs-Capitäne, diese stabilsten aller Despoten auf dem unstabilsten Boden, mir immer erlauben sollten, es nicht zu mögen.

Mit der ersten Einrichtung unten zu Stande gekommen, kroch ich wieder hinauf. Da stand auf dem Molo die liebliche kleine Frau unsers lieben Landsmannes zwischen ihren beiden ältesten Kleinen; das Bübchen nahm sein Strohmützchen ab, das Mädchen knixte. Beide waren hellblau angezogen, mir war's, als würd' ich von zwei Vergißmeinnichten gegrüßt. Auch Herr Buchhändler Münster war vorhin noch gekommen, um uns die Hanc zu schütteln. Mit guten Wünschen wenigstens fuhren wir, und mit Verheißungen

von Besuchen ohne Ende — Alles wollte nach Ragusa kommen — Niemand ist gekommen.

Der „Dalmata" setzte sich in Bewegung und in kürzester Zeit auch der Scirocco. Ein Gewitter dunkelte und donnerte, das Meer war schwarzblau. Prachtvoll, aber durchaus nicht wie ein Spiegel.

Ein leises Unbehagen kostet es immer, sich nach mehreren Jahren wieder auf dem fremden Element einzurichten. Indessen ich war durch unsern vortrefflichen Arzt in Breslau reichlich mit Coculus versehen und hatte mir von Münster Vanity-fair mitgenommen. So nahm ich denn Tropfen und las und kam glücklich zum Souper, und nachdem wir Signor Marco erst dahin gebracht hatten, sich zum Schlafen zu bequemen, auch glücklich in meine Cabine und ebenfalls zum Schlafen. Mehrere Stunden vergingen so auf die angenehmste Weise; da fing es plötzlich um mich her dermaßen laut und seltsam zu ächzen an, daß ich erwachte. Es war der „Dalmata," das brave kleine Schiff hat diese Manier, und in dieser Nacht war es ihm nicht zu verdenken, wenn es stark ächzte — wir waren im großen Quarner und hatten eine vollständige Bora. O du Meer wie ein Spiegel!

Ein Herr wurde jämmerlich seekrank — ich sehr ärgerlich. „Ist man den nicht einmal bei den Männern sicher?" fragte ich. Dann überlegte ich es mir: ein kranker Mann sei immer noch besser als so und so viele kranke Frauen.

Plötzlich lag das Schiff still. Otto ging hinauf — Marco krähte ihm entgegen wie ein Hähnchen. Der Junge

sucht seine Albernheiten vom Abend immer durch Vernunft am Morgen wieder gutzumachen. Hatte er die vorige Nacht nicht hinuntergewollt, trabte er dafür jetzt auf seine eigne Hand oder vielmehr auf seinen eigenen Füßen bereits die längste Zeit oben herum und sah sich Lussin piccolo an, denn in diesem Hafen waren wir.

Als auch ich hinaufkam, fragte ein junger Zollbeamte, der nach Zara versetzt war und am Geländer stand, mich mit gelassener Bedenklichkeit, wie wir hier wieder herauskommen sollten. Ich sah mich um und entdeckte auch keinen für den Augenblick sichtbaren Ausweg. Wir lagen in einem ungeheuern Becken, welches rings mit kahlen steinigen Hügeln umschlossen war. Vor uns stieg aus Olivengrünn amphitheatralisch die graue Stadt in die Höhe. Barken kamen und fuhren diejenigen von den Passagieren über, welche Sehnsucht hatten, am festen Lande zu frühstücken. Ich fand es bequemer, meinen Kaffee am Bord zu trinken, wo man sich eben sehr wohl befand. Der Himmel war von der Bora glänzend rein gekehrt und die Luft erquickend frisch.

Eine Zaratinerin auf der Heimkehr aus den Bädern bei Padua brachte von der Insel eine Rose mit, die sie mir gab. Ich meinerseits half einem jungen Mädchen aus Ragusa, das gern einen Brief schreiben wollte, mit Papier aus. Genug, alle Welt wetteiferte an diesem schönen, klaren Morgen in Gefälligkeiten und guter Laune.

Nach einer Stunde setzten wir uns wieder in Bewegung, fanden wirklich einen Ausgang und fuhren zwischen

die Inseln hinein. Sie waren wie Lussin piccolo, malerisch steinig und dabei meistens kahl, nur auf einigen sah man Oliven oder Weingärten, eine Fischerwohnung oder eine Kirche. Die einzelnen großen Bäume, welche Kohl in einer wenigstens vier Seiten langen Beschreibung schildert, entdeckte ich nirgends — wahrscheinlich sind sie seit seiner Reise alle abgehauen worden.

Ich fragte den jungen Zollbeamten, wie es ihm in seiner neuen Heimat gefalle: „Mir gefällt es bereits nun schon gar nicht," lautete die ächt österreichische Antwort, echt österreichisch sowohl den Worten wie dem Sinne nach, denn dem Oesterreicher gefällt es unvermeidlich „bereits nun schon gar nicht" in Dalmatien.

Indessen schienen auch einen jungen Dalmatier, welcher seine Studien in Wien absolvirt hatte und nun seinen Vater nach Zara begleitete, die Anfänge seines Heimatlandes eben nicht mehr anzusprechen; wenigstens hatte ich noch nie einen jungen Menschen sich so drollig langweilen sehen. Er wußte nicht, sollte er sitzen oder stehen, liegen oder gehen, singen oder pfeifen, reden oder schweigen. Endlich fiel es ihm ein, daß er ja gähnen könne, und er gähnte ganz ungeheuer. Dann sagte er mit müder Stimme: „Nun kommen wir gleich in den kleinen Quarner; da wird die Bora uns noch ganz anders packen als im großen." Sprach's, streckte sich in seiner ganzen Länge — er war sehr lang und ebenso dünn wie lang — neben die Kajüte hin und entschlief.

Seitdem hat er sich noch länger ausgestreckt und ist

noch tiefer entschlafen. Ich sah in Ragusa seinen Vater wieder; er trug einen Flor um den Hut. Und der arme, gelangweilte junge Mann war nicht der Einzige, den wir bei der Einfahrt nach Dalmatien sahen und bei der Ausfahrt nicht wieder.

Seine damaligen „letzten Worte“ gingen rasch und vollständig in Erfüllung. Wir kamen in den kleinen Quarner, die Bora „packte uns noch ganz anders“, und die Sturzwellen, welche über das Verdeck schlugen, machten sowohl mich wie Vanity-fair über und über naß. Ich lachte, ein junger Dalmatier setzte sich neben mich. „Lei sta in cosi bella salute,“ sagte er; „è molto gentile.“ Das war eine Artigkeit, aber eine, die ich verdient hatte, denn ich war die einzige Gesunde von allen Frauen.

Die nächsten Stunden hindurch fand nun eine matinée dansante auf dem dunkelblauen Krystall des Meeres statt. Anfangs unterhielt es mich sehr, dann wurde ich schläfrig. Aber das Zelt war der Bora wegen zusammengerollt und die Sonne brannte daher — nicht gelind; wie also es machen, um schlafen zu können? Ich legte meinen Mantel zusammengerollt unter die Bank und auf dieses improvisirte Kissen unter dem Schirme meiner Mantille dem Kopf. Die Geschicklichkeit, auf die es bei dieser Lage ankam, bestand darin, nicht mit dem Kopfe in die Höhe, d. h. an die Bank zu fahren. Es gelang mir, und ich schlief vortrefflich, beinahe bis Zara.

„Was, da sind ja Bäume!“ sagte der junge Zoll-

beamte, als wir der Stadt nahe genug waren, um die schönen Alleen zu erkennen, welche die Wälle an der Hafenseite bedecken.

„Haben Sie denn gedacht, es gäbe hier gar keine Bäume?“ fragte ich lachend.

„Ja, das habe ich gedacht,“ antworte er ernsthaft, und mit ähnlichen Erwartungen mögen Viele nach Dalmatien kommen.

Das Schiff lag. Die, welche so glücklich waren, nach Zara bestimmt zu sein, verließen es ganz, die Uebrigen wenigstens auf Stunden. Wir mußten auf unser Gepäck warten, welches durch ein Mißverständniß nach Ragusa oder nach Cattaro verpackt worden war. Endlich hatten wir es, und der privilegirte Facchin des Lloyd, il capo dei facchini, wie er sich nannte, fiel darüber her und schleppte es zugleich mit uns zuerst auf die Dogana, wo man uns fragte, wie viel Zucker und Kaffee wir einführen wollten, und dann in das beste Gasthaus, in das „Nave“ wo kein Unterkommen mehr war. Das fing gut an.

Zum Glück war in dem Privathaus des Albergatore noch eine Art Zimmer leer. In der gräßlichsten Hitze und mit dem furchtbarsten Durste wanderten wir dorthin ab und gelangten endlich zwischen vier kahlen Wänden auf einen Stuhl. „Wasser!“ flehete ich. „Geld!“ quäkte „das Oberhaupt der Lastträger“.

„Wie viel?“ fragte Otto.

„Drei Gulden.“

Das war noch ärger als in Venedig, wenn man zum erstenmal in Gondolierhände fällt. Otto bot einen Gulden. Der kleine Bucklichte — das Oberhaupt war klein und bucklicht — sagte sehr großartig: „Mi meraviglio!“

„Wundert Euch und nehmt!“ antwortete Otto.

„Mi meraviglio, ma non prendo,“ sprach das Oberhaupt. „Ich wundere mich, aber ich nehme nicht.“

„Wie Ihr wollt.“

Er entfernte sich, kam wieder, warf sich in eine Stellung und sagte: „Ich wundere mich, ich wundere mich sehr, Signor, aber ich nehme nicht.“

Wir waren zu hungrig, um Humor zu dieser bekannten Komödie zu haben. Otto ersuchte das Oberhaupt, sich draußen zu wundern und in keinem Falle wieder bei uns einzutreten.

Das Oberhaupt sandte seinen Gehilfen herauf, ließ den Gulden in Empfang nehmen und sprach unten im Hofe mit erhabenem Kopfschütteln noch einmal: „Mi meraviglio, mi meraviglio molto!“ dann entfernte es sich majestätisch; und wir aßen mit großem Vergnügen sehr gut zu Mittag.

Einige Tage in Zara.

Nicht lange hatten wir in dem Privathause des Albergatore zu bleiben, schon am Abend wurde ein Zimmer im Gasthofe selbst leer. Wir ließen Marco schlafend bei der Mamma der Padrona und wanderten zum zweiten Male in das „Schiff.“ Am nächsten Morgen in aller Frühe kam der Kleine etwas verstört, aber trotzdem mit einem mächtigen Frühstückszwieback in der Hand, uns nachgetrabt, und so waren wir denn in Ordnung.

In Ordnung, wie man hier eben in Ordnung kommen konnte. Marco hatte ein Bett hinter einer Gardine in einem Durchgangszimmer, wir haus'ten in einem Gemache von unbestimmten Farben, wo ein Wandschrank allerdings offen, ein Glasschrank dagegen um so fester verschlossen war. Von der Kommode durften wir auch nur zwei Schubfächer benutzen, die beiden andern waren voll von den besten Sachen der Padrona, die von Zeit zu Zeit ganz unbefangen hereinkam, um Das oder Jenes heraus zu nehmen. Daran muß man sich in Dalmatien gewöhnen; nirgends,

in welcher Familie man auch wohnen möge, hat man ein Zimmer ganz für sich. Ich bekenne, daß ich darin die größte Unannehmlichkeit meiner Reise gefunden habe.

Die übrigen Bequemlichkeiten waren denn auch so sparsam wie möglich vorhanden. Ein einziger sehr kleiner Tisch mußte uns zugleich zum Essen und zum Schreiben dienen; Stühle hatten wir drei, Betten eins. Otto schlief auf einer Matratze am Boden. Ich dachte öfter an die Worte, welche Carrara uns nach Klagenfurt geschrieben hatte: „Gasthäuser gibt's überall, aber, o Gott! was für welche!“ Das „Schiff“ war das beste in ganz Zara. Es lag in der calle de' tintori, der Färberstraße, und gehörte der Mutter der Gräfin Borelli, der Frau von Cattani. In dem röthlichen, bräunlichen und grünlichen Hofe unter dem einen unserer beiden Fenster wuchsen zwei schöne Pappeln, welche der Graf und die Gräfin Borelli als Verlobte gepflanzt hatten. Unter den Pappeln gackerten und krähten die Hühner und Hähne, welche der Padron schlachtete, um sie zu kochen und zu braten, denn er war Koch gewesen, der Padron, und versorgte noch jetzt in höchsteigener Person seine zahlreichen Mittag- und Abendgäste mit guter italienischer Kost, von der uns der Reis mit Wachteln am meisten behagte. Damals dachten wir noch nicht, daß wir ein Jahr später in Ragusa unsere Verköstigungsanstalt dringendst bitten würden: „Ach, nur ein Mal keine Wachteln!“

Im Ganzen war man, wenn man den Mangel an Tischen, Stühlen und Betten abrechnete, so gut daran in

Zara, daß man ganz aufhörte, sich vor Dalmatien zu fürchten. Alles, was einem aus dem Kaffé gebracht wurde, konnte billiger Weise gar nicht besser verlangt werden. Im Gasthause thaten die Leutchen, was sie nur wußten. Tonina, die Padrona, war eben so rührig, wie sie stark und groß, Marino, der Cameriero, ebenso behend, wie er klein und mager war. Die mazera, die Magd, Giacomina, ein schwarzäugiges, krausköpfiges Kind von der Insel Lesina, hatte nun gar eine Leidenschaft für mich gefaßt und wollte durchaus mit mir nach Ragusa. Gleich am ersten Morgen setzte sie sich vor mein Bett, umarmte und küßte mich und fragte: ob es mir lieb sein würde, wenn sie mit mir käme. Das Geschöpfchen war etwas drollig seltsam, indessen ich dachte: viel anders werd' ich wohl keines kriegen, und antwortete: „Wenn Deine Padrona es erlaubt; warum nicht?" Giacomina umarmte mich abermals und sagte: „Ihr werdet eine junge Dienerin haben, und ich werde Euch wie meine Mutter lieben." Diese Versicherung habe ich in Dalmatien von allen meinen Dienerinnen empfangen, selbst von einer, die alt genug war, um meine Mutter sein zu können. Die Grenzen der Jugend werden nach unsern Begriffen überraschend weit gesteckt. Von einem Manne von achtundvierzig Jahren hörte ich ernsthaft sprechen: „é un bravo gievinotto," und eine Frau von zweiundvierzig Jahren äußerte sehr naiv: „O ich bin noch sehr jung, ich kann noch viele Kinder bekommen." Das leben=

volle Klima mag das physische Gefühl der Jugend ungewöhnlich lange und frisch erhalten.

Ich wollte indessen doch nicht blos in Zara sein, um mich von Giacomina umarmen zu lassen. Unter mehreren andern Briefen hatten wir auch einen an Frau von Cattani, und dahin ging Otto zuerst. Die Dame war sehr höflich, aber zugleich voll von Entschuldigungen, daß sie einer überstandenen Krankheit wegen ihn wenig werde sehen können. Von mir kein Wort. Ich wußte wirklich nicht, sollte ich hin zu ihr, oder nicht. Nach Tisch schickte sie zu mir und stellte mir ihren Wagen zur Verfügung. Nun hatte ich doch eine Veranlassung, um ihr einen Besuch machen zu können, und ich beschloß ihn für den nächsten Vormittag. Wurde ich nicht freundlich aufgenommen, brauchte ich ja nur nicht wiederzukommen.

Die Wahrheit zu gestehen: der erste Tag in Zara gehörte nicht zu den unterhaltendsten meines Lebens. Die Hitze war grausam, die Aussicht in die Färberstraße nicht mannigfaltig. Wir hatten zwar einen Besuch vom zeitweiligen Generalstabs-Chef der dalmatinischen Armee, von Liebig, aber ein erster Besuch dauert nie lange. Ein junger Mann, Professor der Literatur, den Otto bei Frau von Cattani getroffen, hatte sich erboten, uns am nächsten Tage das Museum zu zeigen; aber erstens ist die Besichtigung eines Museums für mich immer nur eine Pflicht und kein Vergnügen, und zweitens war der morgende Tag nicht der heutige. Genug, wir saßen etwas verloren in dem lieben

„Schiff“ und verließen es nur, um wie Abends vorher im Mondschein auf den Wällen spazieren zu gehen, im öffentlichen Garten ein Sorbet zu nehmen und uns bei den fünf Brunnen an dem heulenden Trillergesange zu erfreuen, mit welchem einige „Weiber aus dem Volke“ sich zum Wasserschöpfen ermuthigten.

Am zweiten Tage in Zara war ich eben aufgestanden und Gott weiß, in welcher Toilette, als der Professor der Literatur kam. Er konnte sein Versprechen nicht halten: Dr. Lanza, der bisherige Direktor des Museums, hatte, nach Spalato versetzt, den Schlüssel mitgenommen, und das Museum war zu. Ich dankte im Stillen dem Dr. Lanza. Wir verabredeten mit dem Professor eine Landpartie, und fragten dann nach seinem Namen. „Alloy“ nannte er ihn uns; er ist jetzt der eines todten Freundes!

Im Hause Borelli, wo Frau von Cattani wohnte, wurden wir, mir zu Ehren, in den großen Saal geführt. Otto wenigstens war in einem Zimmer empfangen worden. Die Dame kam, ein Abbate folgte ihr. Wir machten uns Verbeugungen, ich erwartete irgend eine Anrede. Statt dieser richtete Frau von Cattani an Otto die zuversichtliche Frage: „Die Signora spricht nicht italienisch?“

Das herzliche Lachen, welches über dieses Mißverständniß ausbrach, zertheilte augenblicklich alles Schwüle, was auf einer ersten Bekanntschaft zu lasten pflegt. Nach wenig Minuten saßen Frau von Cattani und ich wie alte Bekannte neben einander, und sie rief ein Mal über das

andere: „Und ich, die ich mich vor Ihnen fürchtete, aber auch so unermeßlich fürchtete! Und der Abbate, den ich als Dolmetsch mitbrachte!“ — „Und ich, die ich fast gar nicht gekommen wäre!“ erwiederte ich lachend.

Wäre ich wirklich nicht gekommen, so hätte Maria de Cattani jetzt so und so viele Blumen mehr und ich so und so viel weniger. „La pazza dei fiori“ nennen im Humor der Zärtlichkeit sie ihre dalmatischen Freunde; „die holde Fee der Blumen“ nannte sie kürzlich in einem Briefe Ottilie Fiedler. Ich gestehe, daß ich die Benennung meiner kleinen Landsmännin vorziehe. Ist auch die Fee bereits Großmutter von einem kleinen sechs Fuß langen Enkelsohne, sie herrscht darum nicht minder unumschränkt über ihre lieblichen Unterthanen, die Blumen sowohl der Erde wie des Meeres. In reizend-phantastische Sträuße müssen sich jene fügen; einzeln aufgepreßt und wissenschaftlich geordnet, wandern diese zu den Freunden ihrer Beherrscherin. La Cattani è una delle piú colte donne della Dalmazia, schrieb mir Carrara von ihr — würde er mit la piú colta zu viel gesagt haben? Ich glaube kaum.

Gegen Abend fuhren wir nach Zomonico, eine Station weit auf der Straße von Scardona. Der Generalstabs-Chef war mit uns; der Himmel himmlisch. Der Velebit hellblau kristallen, die Gegend flach, steinig, nur mit Wachholder begrünt, nur durch einzelne Morlacchen belebt. Die wackern Morlacchen! ich kannte sie schon so gut aus Carrara's „Dalmazia descrita“; nun sah ich sie endlich

mit Augen und zwar zu meiner größten Freude. Sie saßen so regungslos am Wege oder vor den kleinen steinernen Schänken, sie gingen so ernsthaft neben ihren wunderlichen Wagen her, die hinter den sechs Miniaturöschen langsam vorwärts rücken, sie ritten so feierlich auf ihren winzigen Eselchen, die sie jeden Augenblick zerquetschen zu wollen schienen, so viel zu groß waren sie für die Thierchen. Sie waren so zerlumpt und so geputzt, so beschmutzt und so vornehm, sie trugen jeder ein so hübsches kleines Arsenal auf der Schulter und im Gürtel — es war eine wahre Lust, sie zum ersten Male zu sehen!

In Zomonico fanden wir den Professor, drei junge Damen, Wein, Brod und Mondschein. In einiger Entfernung war eine große Ruine, die eines Klosters, sagte der Professor. Er hatte dort den Nachmittag über mit den jungen Damen nach der Scheibe geschossen. Ich wollte auch hin, nicht um ebenfalls nach der Scheibe zu schießen, wohl aber um bei Mondschein in einer dalmatischen Klosterruine gewesen zu sein. Nun, ich kam hinein und gerieth mit jedem Schritte immer tiefer in Disteln, welche in der Finsterniß gewissermaßen mit einer maliciösen Wonne stachen. Ich schrie, der Professor lachte und sagte: „Man muß für das Vergnügen leiden!"

„Ich reise nicht zum Vergnügen", antwortete ich.

„Wohl, so muß man für die Wissenschaft leiden".

„Wenn viel solche Disteln in Dalmatien sind, werde ich das als Motto vor mein Buch setzen."

Der Mond schien künstlerisch in die Ruine hinein, die Disteln stachen, die Grillen schwirrten, und fern auf der Straße wurden melancholische Töne laut".

„Da hast Du wieder Volksgesang wie bei den fünf Brunnen," sagte Otto.

„Dieses Mal ist es kein Volksgesang, sondern das Quitschen der viereckigen Räder, welche die lieben Leute durchaus nicht rund machen wollen," sprach der Chef. In der That sahen wir einen morlacchischen Wagen daherwanken.

„Es ist doch immer ein Volkston," meinte ich und kroch mit möglichster Vorsicht wieder aus den Disteln heraus.

Ach ich hatte mich umsonst von ihnen stechen lassen! Am nächsten Morgen um sieben Uhr kam vom Chef, der immer ganz fürchterlich frühzeitig war, bereits eine Depesche, worin er im militärischen Style mir meldete: Das Kloster sei eine von den Venetianern erbaute und später vom General Marmont benutzte Cavalleriekaserne gewesen.

„Was thut das?" fragte gelassen der Professor, als ich ihm am Nachmittag die Enttäuschung klagte". „Hätten wir die Wahrheit gewußt, wir wären schwerlich bei Mondschein in den Disteln herumgeklettert."

„Und das wäre schade gewesen — nicht wahr?"

„Gewiß," antwortete der Professor, der eben das Steuerruder des Segelbootes lenkte, auf welchem wir nach Ugliano fuhren.

Ugliano ist der große Scoglio, welcher den Canal von

Zara bildet. Von einem hohen Berge herab beherrscht ihn das Castell von San Michele. Am Fuße des Berges liegt San Eufemia, wo der Conte Lantana wohnt, an den wir einen Brief von der Cattani hatten.

Da wenig Wind war, und der Wind doch Alles thun sollte, landeten wir erst um sechs Uhr. Das kleine Castell des Grafen lag unfern des Strandes. Eine kurze Allee führte in den kleinen ummauerten Hof, eine kurze Treppe hinauf in den kleinen Vorsaal, an dessen anderem Ende eine Thür in den Garten ging. Auch dieser war ummauert; die Trauben hingen prächtig, wenngleich erst halb reif, herunter; eine kleine weiße Capelle leuchtete aus dem Versteck eines gewaltigen Epheus halb hervor. Der Garten war leer, wie der Hof leer gewesen war. Ein freundlicher Hund sprang um uns herum; er war das einzige lebende Wesen, welches weit und breit zu erblicken war. Wir kehrten in's Haus zurück, strichen durch alle Zimmer, unten und oben — alle standen offen, alle waren mit alten Möbeln, alten, fremdartigen Bildern, mit allerlei naturhistorischen Seltsamkeiten mehr aufgeputzt, als eingerichtet und alle ebenfalls leer. Mir wurde zu Muthe wie im bois dormant. Wann war wohl aus dem Brunnen im Hofe zum letztenmale geschöpft worden? War noch Wässer darinnen? Konnte die Glocke der Capelle noch läuten? Waren wir überhaupt beim Conte Lantana?

Endlich, als ich eben auf dem Sopha des Schlafzimmers mich so bequem ausruhte, als wäre es mein Sopha

in meinem Schlafzimmer, hörte ich im Salon: „Signor Conte!“ Da ist also wirklich der Castellan zum Castell, dachte ich und kam zum Vorschein.

Der Conte, ein artiger, einfacher Mann in mittleren Jahren, der lange als Serdar an der türkischen Grenze gedient hatte, war nicht wenig erstaunt, außer den beiden Herren, die er in seinem Salon vorfand, auch noch eine Dame aus seinem Schlafzimmer erscheinen zu sehen. Der Brief der Cattani erklärte uns ihm jedoch bald und vollständig, und er begann die ihm so unvermuthet aufgetragene Rolle des artigen Wirthes mit der Frage, ob wir die Nacht über bleiben und am Morgen nach San Michele wollten. Als wir das dankbar verneinten, fragte er, ob wir Kaffee befählen.

„Ach nein,“ antwortete ich abermals, „keinen Kaffee! Ein Glas Wasser und ein bischen Wein d'rinnen“, setzte ich leiser hinzu, als der Conte dienstbereit der Treppe zueilte.

Die Herren lachten mich wegen dieses unschuldigen „e un pò di vin drento“ höchst ungezogen aus, und — tranken, als wir hinunterkamen, höchst durstig von dem Weine, welcher im Castell gemacht und weiß, moussirend und kühlend war. Zugleich entwickelten Beide, vorzüglich aber der Professor, eine wahrhaft übernatürliche Fähigkeit, Weintrauben zu sich zu nehmen.

Nach kurzem Ausruhen machten wir uns auf, um nach Oltre, einem andern Ufersdorfe des Scoglio, zu wandern. Die Herren nahmen vorsorglich Weintrauben mit.

Der Weg führte zwischen leien Steinmauern, welche Gärten und Felder einfriedeten. Was wir Anbau nennen, war eigentlich nicht vorhanden, das Wachsthum regellos, wie aus gutem freiem Willen. Steine allenthalben, selbst im Wege, und so erbarmungslos spitz, daß ich über sie noch viel kläglicher seufzte, als über die Disteln in der sogenannten Klosterruine. Der Professor sagte: „Man muß für die Wissenschaft leiden." Ich schnitt ihm ein Gesicht. Er lachte und aß Weintrauben. Der Conte bestellte bei einer Frau geschwind noch einen Korb Feigen, im Falle die Herren sich an den Weintrauben etwa noch nicht satt gegessen hätten.

Als wir Oltre erreichten, ging der Mond eben blaß und voll auf. Die Gegend war violett, der spiegelklare Kanal so blau wie der Himmel. In diesem glänzenden Wasser lag links im Vorgrund ein kleines Eiland mit einem Kloster der Frati terziarii, und dicht dabei in Form eines grünen Berges ein zweites, Calugara, wo zwischen Aloe-Pflanzen eine einzige Fischerfamilie wohnt. In geringer Entfernnng am Ufer war Calle, ein drittes weißes Oertchen zwischen Wein-, Feigen- und Oelgärten, wie Oltre, wie San Eufemia.

„Ach, wie hübsch ist der Mond!" sagte Marco; das Kind selbst fühlte die Schönheit des dalmatischen Inselabends. Ich war still, wir Alle kehrten schweigend zurück. Ohne uns länger aufzuhalten, als der Professor bedurfte, um zur Wegzehrung ein Tuch mit Weintrauben und Feigen zu füllen, suchten wir im Dunkeln unsere Barke, ließen den Ein-

fiedler des Castells am Steindamm der kleinen Marine, und fuhren hinaus in das Mondlicht auf den einsamen, lautlosen, leise wogenden Wassern. Ich wurde müde von dieser Meeresschönheit, müde in der Seele bis zum Weinen. Marco war auch müde, aber nur bis zum friedlichen Einschlafen auf dem Boden der Barke. Der Professor führte abermals das Steuer und leitete den Curs, er verstand die Sache besser, als selbst die beiden Marinari. Ich fragte mich im Stillen, ob es in Norddeutschland einen Professor geben möchte, der da ruderte, schwämme, schöße, lang und schlank wie ein preußischer Garde-Lieutenant und blaß wie ein Poet wäre und mit siebenundzwanzig Jahren wie ein Anachoret lebte? Ein Jahr später sagte ich: „Armer Alloy!" Das heiße Meer, welches zwischen Ragusa und Cattaro glänzt und brandet, war um uns her, und wir hörten, Alloy sei wenige Monate, nachdem er nach Capo d'Istria versetzt worden, dort gestorben. Ich dachte daran, wie er mir an jenem Abend auf den süßstillen Fluten zwischen Ugliano und Zara von seiner gestorbenen Braut erzählt. Er hat sich nicht zu Tode gegrämt, aber der Gram hat ihn für den Tod zurecht gemacht. Ich fragte ihn damals, ob er, so jung noch, nicht noch ein neues Glück finden könne? Er antwortete mir: „Ich bin eigensinnig, selbst gegen Gott. Er hat mir die genommen, welche ich wollte — ich mag keine, die er mir noch geben könnte." Was sollte ich sagen? Ich sah mir mit einer Art von Scheu im Mondlicht den bleichen Mann an, der einer Todten treu war.

„Mi meraviglio!“ Mit diesen wohlbekannten Worten wurden wir an der Marine von Zara höchst komisch aus unserer feierlichen Stimmung auf Grund und Boden versetzt. „Mi meraviglio, signor professore!“ sagte der älteste und kleinste unserer Ruderer. „Ich wundere mich sehr daß Sie mir nicht mehr geben.“ Es war der capo dei Facchini.

„Mi meraviglio!“ sagte er auch am nächsten Tage, als er unbeschäftigt auf seine kleinen Beine hingepflanzt stand und wir ihn doch nicht nahmen. „Wie kann man für so wenig nach Punt'amica fahren? — Ich wundere mich — ich wundere mich sehr.“

Wir ließen ihn sich wundern und fuhren bei starker Maratta nach der Landspitze, auf welcher in einem Netz von Steinmauern üppige Weingärten liegen. Man kann von einem Garten zum andern nur auf den Mauern gelangen, eine Wanderung, die nicht gerade allzubequem ist. Hier und dort reicht ein Feigenbaum einem seine Früchte in die Höhe, aber um Trauben zu pflücken, muß man hinunter. Wir thatens und schwelgten lange in der Qual der Wahl. Als wir uns endlich entschlossen hatten, mit welchen von den halbarmslangen Trauben wir uns beladen sollten, kehrten wir zu dem Hause zurück, vor welchem wir ausgestiegen waren. Es war ganz von Stein, ohne Anstrich, ohne Fenster und nur für die Zeit der Traubenreife bis zur Weinlese von einigen Scoglianern von Ugliano bewohnt. Die Leute lachten uns aus, als wir uns mit ihnen zu

verständigen suchten, waren aber dabei freundlich und breiteten mir einen Mantel über den Stein, auf den ich mich setzen wollte. Ich bat um Wasser — sie hatten nur salziges. Sie tranken es ganz ruhig; aber für mich wär's nicht, meinten sie, ebenso weigerten sie sich, mir Brod zu bringen. Als ich durchaus auf „Kruha! Kruha!" bestand, holten sie endlich einen Laib und wollten sich todtlachen, als sie meinen Schreck über das erdschwarze und steinharte Gebäck sahen. Mir blieb nichts übrig, als mich mit Trauben und Feigen allein zu begnügen, eben keine schwere Kasteiung, besonders wenn man eine solche Aussicht mitgenießt. Im Sonnenuntergange lag Zara, ein schwarzes Bild in heißer, zauberhafter Beleuchtung. Die nahen großen Scoglien waren düsterblau, violetduftig die fernen im Meere. Das Ufer des Festlandes legte sich wie ein dunkelgrüner Kranz um den Hafen, in dessen Nähe die Masten unbeweglich emporragten, während zwischen den Porporelli, den Steindämmen, welche das Meer von der Stadt zurückdrängen, mit purpurner Wildheit die Maretta hereinflutete. Unter uns am kleinen Damme schaukelte sich unsere Barke, und über die losen weißen Steine, welche den Strand bildeten, trottete von Zeit zu Zeit ein Eselsreiter, dessen Hacken beinahe den Boden berührten.

Zu Fuß gingen wir nach Albanese, aber, leider nicht um der Wissenschaft, sondern wie andere Menschenkinder lediglich um des Spazierganges willen. Der Weg unter dem Walle immer dicht am Meere wäre reizend, wenn

etwas mehr Reinlichkeit herrschte; aber die mangelte gänzlich. So wie er nun war, mit lächerlichen Gefahren zu beiden Seiten, führte er uns zu einem Weingarten, wo Kugeln gespielt wurden. Der junge Zollbeamte stellte sich als eingebürgert ebenfalls vor und war ganz entzückt von den dalmatischen Sonnenunter- und Mondaufgängen, was von einem Zollbeamten gewiß anzuerkennen war.

Man sieht, auch wir hatten uns eingebürgert, oder doch wenigstens für Zugvögel recht hübsch eingerichtet. Ja, wir brachten es sogar bis zu einer Morgengesellschaft. Frau von Cattani betrat seit dem Tode ihres Mannes zum ersten Male wieder das Haus, worin er gestorben war. Mit ihr kam eine junge Freundin, eine Kacic-Dimitri, ihrer Abstammung wegen, scherzweise Banizza genannt, ein Geschöpf voll Originalität und Phantasie, mit Augen und Lippen wie geschliffene Kohlen und dunkle Korallen. Dann erschien der unprofessorhafte Professor und endlich der Chef des Generalstabs mit seiner jungen Frau. Alles stand, denn wer hätte sich auf unsere drei Stühle setzen sollen? und das Bett diente als Tisch, um Bücher und Albums zu besehen, welche der Chef im italienischen Kriege als Andenken aus dem Pallaste Pitta mitgenommen und mir jetzt geliehen hatte. Die Unterhaltung wurde zwischen uns und dem Chef deutsch, zwischen seiner Frau, einer Böhmin, und den beiden dalmatischen Damen czechisch und illyrisch und im Allgemeinen italienisch geführt, ging aber vortrefflich und unterhielt wirklich. Der Chef war ganz entzückt von Frau

von Cattani und sagte ihr mit der Offenheit, die ihn auszeichnete, geradezu: „er habe nicht geglaubt, daß in Zara eine so geistreiche Dame zu finden wäre.“ „Dieser Mann ist ein Schatz von Aufrichtigkeit,“ sagte Frau von Cattani später voller Bewunderung. Sie wußte nicht, sollte sie geschmeichelt durch die Anerkennung, die ihr geworden, oder empfindlich über das geringe Zutrauen sein, welches der Chef zu ihren Landsmänninen hegte.

Das Urtheil des Chefs war ein Vorurtheil, ich muß dieses Geständniß in seinem Namen thun. Ich habe später mehrere Frauen kennen gelernt, welche, wenn auch nicht dem Taufschein nach, so doch gesellschaftlich aus Zara gebürtig waren. Alle plauderten allerliebst und hatten bei vollkommener Haltung eine gewisse schmeichelnde Schmiegsamkeit, die höchst anmuthig war. Die italienische Dichterin von Zara, die Luxardo, lernte ich dagegen nicht kennen; auf der Hinreise wußte ich noch nichts von ihr und auf der Rückreise blieb mir kein Augenblick übrig, um sie aufzusuchen.

Ebensowenig habe ich die Bekanntschaft aller ausgezeichneten Zaratiner gemacht. Die, deren Besuche ich empfing, waren Herr Andreas Stazich, der eine illyrische Grammatik „durch Intuition“ geschrieben haben wollte. Ferrari-Cupilli, welcher die eigenthümliche Idee verfolgt, in einem Kalender, dem „Rammentatore Zaratino“, nach und nach die vaterstädtische Geschichte herauszugeben, und endlich Dr. Kuzmanich, früher Herausgeber der „Zora dalmatinska“, der dalmatischen Morgenröthe, jetzt der des „Glasnik dal-

matinski“, des dalmatischen Boten, und eines der originellsten Originale auf dem originalreichen Boden Dalmatiens.

Man denke sich einen hohen, hohen stämmigen Mann, eine echte Morlacchengestalt mit einem echten Morlacchengesicht, diesem unverrückbar geraden, ernsten und strengen Gesicht, wie er bei seinem ersten Besuch ganz geräuschlos ankommt, mich lange und scharf in's Auge faßt und mir dann statt jeder Begrüßung sagt: „Die Natur scheint Sie glücklich begabt zu haben; Sie lachen. Ich kann das nicht mehr — ich bin furchtbar melancholisch.“ Man denke sich das recht lebhaft, und man wird mir zugeben müssen, daß schon eine nicht geringe Gewöhnung an Wunderlichkeiten dazu gehörte, um über eine so große Wunderlichkeit nicht ein wenig aus der Fassung zu kommen.

Ich kam nicht aus der Fassung, ich fragte so unbefangen, als wäre diese erste Anrede die herkömmlichste von der Welt: „Warum?“ — „Das Leben ist ein Elend,“ antwortete der Dr. Kuzmanich.

„Warum haben Sie die Medicin aufgegeben?“ fragte ich später. — „Soll ich ewig den Jammer der Menschheit sehen? Ich habe genug an meinem eigenen.“

„Sagen Sie mir,“ fragte er nun seinerseits, „giebt es unter den vierzig Millionen Deutschen noch eine so extraordinäre Person, wie Sie sind?“ Ich versicherte ihm, Personen, wie ich, wären bei uns nicht weiter so rar. „Kann sein,“ sprach er trocken; „aber ich habe noch keine kennen gelernt.“

Ich quälte ihn so gut wie Alles, was in meine Nähe kam, um Bücher und Mittheilungen. „Was ich habe, werd' ich geben," war die Antwort, „das hab' ich, das geb' ich, — mehr nicht — Basta."

„Sie werden eine gute Uebersetzung von unsern Volksliedern machen," fuhr er fort. „Mit den bisherigen, die davon erschienen sind, war ich sammt und sonders unzufrieden; aber mit der Ihrigen werd' ich zufrieden sein."

Ich fragte ihn: wie er zu mir so viel Zutrauen habe, da er mich doch noch gar nicht kenne?

„Ja, ich kenne Sie, Sie sind eine vernünftige Person."

„Ich kann auch albern sein," sagte ich lachend.

„Nein, das sind Sie nicht. Basta."

Drei Tage später klopft es, während Otto aus ist und ich auf meinem Divan, dem Bette, etwas schlafe, geheimnißvoll an meine Thür. Halb im Traum noch ruf' ich: „Wer ist da?" — „Ein Freund," antwortet es, und herein tritt Dr. Kuzmanich.

Ich ließ mich von meinem hohen Lager hinunter und begrüßte ihn. „Aber warum nannten Sie nicht Ihren Namen?" — „Ich dachte, die Signora Ida ist eine muthige Person — die wird sich nicht fürchten."

Er gab mir, was er mir versprochen hatte, nicht mehr und nicht weniger, dann fragte er: „Signora Baronessa Ida, haben Sie in Preußen nicht irgend eine Höhle? Ich möchte Einsiedler werden."

Ich mußte ihm leider antworten: unsere Gebirge wären

sämmtlich so civilisirt, daß er als Einsiedler wahrscheinlich den ganzen Tag über Visiten zu empfangen haben würde.

Er schüttelte trübe den Kopf. Das paßte ihm nicht. Ihm paßte überhaupt nichts. Die Stadt gar nicht und am allerwenigsten die Menschen. „Wenn ich gehe," sagte er, „sehe ich Niemand an, weder links noch rechts. Meine Eltern trugen noch morlacchische Tracht, und ich paßte auch besser hinein."

Ich bestätigte das aus voller Ueberzeugung.

„Haben Sie schon einen so sonderbaren Menschen kennen gelernt, wie ich bin?"

Ich verneinte.

„Das freut mich. Ich schätze Sie sehr."

„Das freut mich. Aber im Allgemeinen werden Sie wenig Glück bei Frauen haben."

„Gar keines. Sie verabscheuen mich. Ich bin zu vernünftig für sie. Sehen Sie, ich habe nie getanzt."

Ich sah an dem langen finstern Menschenthurme in die Höhe und versicherte ihm, diese Versicherung sei völlig überflüssig.

„Wissen Sie, welche unter den Frauen allein mich leiden können? Die alten. In zwanzig Jahren werd' ich auch Ihnen vielleicht besser gefallen."

„So lange braucht's nicht. Sie sind rauh, aber gut."

Er war sehr zufrieden, schüttelte mir mit ungeheurer Gewalt die Hand und wir schieden unter gegenseitigen Achtungsversicherungen.

Auch von Zara mußte nun geschieden sein, und zwar wollten wir zu Lande über Scardona. Frau von Cattani hätte sehr gewünscht, wir möchten noch Vrana mitnehmen, das alte Schloß der Tempelritter, welches jetzt im Besitz des Grafen Borelli ist; aber Beppina Racic fragte Frau von Cattani, wie ich, die ich von dem Spaziergange nach Oltre die heftigsten Brustschmerzen davongetragen, denn die Fahrt auf dem Holperwege nach Vrana überstehen sollte, und so mußte diese Abschweifung von der geraden Straße unterbleiben.

Die gute Cattani tröstete sich, indem sie mir ein Album von Alphan und eines von Sträußen übergab, mir zwei Dutzend Briefe an alle mögliche Personen in allen möglichen Orten theils schrieb, theils schreiben ließ, und mir am vorletzten Morgen noch ihre geputzte Köchin zuführte, damit ich den Sonntagsstaat der Scoglianerinen bewundern könne.

Das Mädchen hieß Maria und war schön wie eine Madonna nur immer sein kann. Ihre Tracht bestand in einem dunkelblauen Rock mit rothem Rande, einer feinen weißen Schürze, einem blendenden schöngestickten Hemde mit halblangen Aermeln und einem hellblauen Mieder, welches mit zwei Reihen der nationellen kugelrunden Filigranknöpfe von Silber an dem gleichfarbigen Latze befestigt war. Ueber dem am Hinterkopf anliegenden Kranz der rothdurchflochtenen Haarzöpfe trug sie einen weißen, ebenfalls gestickten Musselinshawl, dessen Enden, nachdem

er turbanartig einmal um den Kopf geschlungen worden, graziös auf den Nacken herabfielen.

Kaum hatte dieser zweite Besuch der Frau von Cattani geendet, als das sonst so ruhige „Schiff“ in einen heftigen Sturm gerieth. Die Padroni wollten Giacomina nicht lassen. Bisher hatten sie sich mit der größten Liberalität über die Reiseprojekte des lesignanischen Krauskopfes geäußert, jetzt wo es Ernst wurde, fingen sie an zu schreien, sprachen von ihren Rechten, schimpften Giacomina eine Eselin, und drohten mit der Polizei. Natürlich gaben wir Giacomina augenblicklich auf, doch nicht ohne dem Herrn Padron Carlin zu bedeuten, er möge künftighin seinen Gästen nicht gleich so ohne Weiters mit der Polizei drohen.

Ein Ersatz für unseren Verlust, wenn Giacomina einer war, bot sich unmittelbar dar. Vor einigen Tagen war aus Karlstadt auf einer Abenteurerfahrt nach einer gentilen Condition, arm wie eine Kirchenmaus, ein langer schlanker Kroat, Namens Constanz, zu Zara angelangt und hatte seitdem als zweiter Cameriere an der Table d'hôte des „Nave“ fungirt. Der wollte nun durchaus mit uns. Ich hatte wenig Lust zu ihm. Ich nehme Kinder „aus guter Familie“ immer nur höchst ungern in Dienst, denn gewöhnlich taugen sie desto weniger, je besser ihre Familie war. Der lange Constanz konnte überdies nicht kochen und hatte dabei nur einen Rock. Genug, ich bot meine ganze Beredsamkeit auf, um ihm zu beweisen, daß er viel besser im „Nave“ fahren würde als

bei uns. Marino wollte in vierzehn Tagen nach Triest, dann sollte Constanz zum ersten und einzigen Cameriere vorrücken, aber er wollte nicht. Er hielte es weder auf den Beinen noch auf der Brust aus, sagte er feierlich melancholisch, und er wäre überhaupt nicht dazu geschaffen, in einem Gasthause sondern nur dazu, still in einer Familie zu sein. Genug, ich wurde das stille Gemüth aus guter Familie auf keine Art los, und da es kochen lernen wollte, goldene Berge versprach, und Alle mir versicherten, ich würde mit einem Bedienten viel weniger Noth haben, als mit einem Mädchen, so willigte ich endlich wider Willen in die Mitnahme des Herrn Constanz ein.

Am Abend waren wir zum letzten Male im Hause Borelli, dessen Besitzer es sich gewiß nicht hätten träumen lassen, daß während ihrer Reise nach Wien zwei Preußen, welche in Dalmatien noch immer zu den seltenen Naturerscheinungen gehören, dort so heimisch werden würden. Es war ein in sich eingeschlossenes Haus, dessen Zimmer regellos herumlagen und fast zu jeder Stunde sämmtlich offen standen. Ich hielt das damals für eine Eigenthümlichkeit des Hauses; bald genug sah ich, daß es eine der vielen Eigenthümlichkeiten Dalmatiens war. So wenig zugemachte Thüren hab' ich selbst in Italien nicht gefunden; in Ragusa schlief man sogar bei offenen. Für uns Nordländer, die wir gewohnt sind, unser häusliches Leben verborgen zu führen, haben diese Zimmer, in welche man so frei hineinsehen kann, etwas Unheimliches. Es ist, als wäre man nie recht im Hause.

Aber fast vergebens versucht man, den Dienstboten begreiflich zu machen, daß man die Thüren zu haben will. Es ist das von allen unerhörten Forderungen, mit denen die Fremden sie in Erstaunen setzen, die unerhörteste.

Mochte es nun an dieser Unheimlichkeit allein oder mit an der Einrichtung liegen, welche nach unsern Begriffen fast durchgängig entweder zu unvollständig oder zu feierlich war, genug, nirgends habe ich noch das Urbedürfniß des Menschen nach der freien Luft so wild empfunden wie in Dalmatien. Eigentlich kam ich mir, wurde ich im Hause festgehalten, nicht viel anders vor, als ein eingefangenes Waldthier, und nie habe ich noch den Vögeln so ihr Vagabondiren beneidet. Auch bei Borelli war ich am allerliebsten in dem kleinen, warmen, aber Blumenüberschwellenden Garten, der mitten im Hause lag, und hier war es auch, daß wir Abschied von der guten Fee der Blumen nahmen.

Der am nächsten Morgen im „Schiff" war sehr zärtlich; die Padrona umarmte mich und küßte mich auf beide Wangen, und Giacomina that, nachdem sie an ihrer Schürze den Mund abgewischt, mit leisem Weinen dasselbe. Dann begleitete uns der Generalstabs-Chef auf den Platz von San Simeone, wo unser Wagen wartete. Einige Augenblicke wurden wir noch durch den Gouverneur General Mammula aufgehalten, welcher zu Pferde an der Spitze seines Staabes eben eine Besichtigung der Garnison beendigte; dann bestiegen wir unser Gefährt, welches ich wiederum viel bequemer fand, als ich es erwartet hatte. Wer da übrigens fragen sollte,

warum wir erst so weit gegangen wären, um in den Wagen zu steigen, anstatt das hübsch bequem vor dem Hotel zu thun, dem diene zur Antwort, daß es außer den Straden in Ragusa in allen dalmatischen Städten keine Straße breit genug gibt, um mit einem Wagen darin fahren zu können. Ja, oft wären sogar die Thore schon zu schmal dazu.

Das von terra ferma in Zara ist es nicht, und wir erfreuten uns zum letzten Male an seiner schönen Architektur. Die Venetianer waren durchaus ein elegantes Volk, wie die Franzosen ein praktisches sind. Auch in Dalmatien ließen diese gute Straßen und jene geschmackvolle Bauten zurück.

Der alte Bettler, welcher seinen Platz außerhalb des Thores hatte, war bereits da. Bei dem war das Bedürfniß der freien Luft doch noch stärker als bei mir. Als man ihn einst in das Hospital hatte schaffen wollen, hatte er sich wie eine reißende Bestie gewehrt, gebunden eingebracht und nach zwei Tagen doch wieder freigelassen werden müssen, weil es nicht möglich gewesen war, ihn auf irgend eine vernünftige Art festzuhalten. Jetzt hockte er wie immer im blühendsten Gesundheitszustand und kolossalsten Körpermaß auf den Knieen und den Hacken zugleich, glotzte, den Oberleib und den Glatzkopf zurückgebogen, mit den rothen blinden Augen in die Höhe, wiegte sich vor und zurück und psalmodirte eintönig kreischend seine Bitten. Wir wurden ihnen gerecht und hatten den letzten Zaratiner gesehen. Zara lag hinter, die Morlacchei vor uns.

Die Kerka.

Die Fahrt nach Scardona war gewissermaßen ein Versuch der Morlacchei — gefiel sie uns, wollten wir sie gleich ganz sehen. Sie gefiel uns nicht, und ich habe sie gar nicht gesehen. Nicht Dernis und nicht Knin nicht Berlicca und nicht Sign, ja, nicht einmal Clissa, das besungene und berühmte Clissa, welches ich von Spalato aus so oft weiß erglänzen sah. Man soll nichts aufschieben. Und wie Schade, daß ich nicht mehr achtzehn Jahr war, als ich von Zara durch die Morlacchei nach Sebenico fuhr!

Die Gegend hinter Zemonico war ganz wie die vor Zemonico. Hohe Fläche mit Wachholder, keine Bäume, links der Velebich, oben klarer Himmel und ringsumher eine vollkommene Einsamkeit. Ich hatte als Kind einmal von den Landes gelesen — den Eindruck, den jene Beschreibung auf mich gemacht, fand ich hier ganz wieder. Die wenigen Morlacchen, welche ihre Schafe hüteten, neben ihren Pferden ausruhten oder langsam auf ihnen einherritten, belebten die Oede nicht, sondern machten sie nur noch fühlbarer.

Von Velebich herab kam eine schneidende Bora, vor welcher man sowohl müde wie hungrig wurde. Wir hatten Brod und Schinken mit, kauften in Zemonico Wein und Trauben und aßen außerdem Brombeeren, von denen die Hecken zu beiden Seiten der Straße förmlich schwarz waren. Hier versteht man, wie das Mädchen seine Mutter bittet:

Mutter, gib mich nicht dem Ungeliebten;
Lieber mit dem Liebsten Beeren essen
Im Gebirg, aus Blättern Wasser trinken,
Unter's Haupt den kalten Stein mir legen,
Als mit dem Nichtlieben im Gehöfte
Zucker essen und auf Seide schlafen.

Man kann sich hier allenfalls von Beeren nähren, besonders wenn die erste Liebe dabei hilft.

Auf der Poststation Benkovaz war alle Aussicht vorhanden, daß unser Mittag ganz so sein würde, wie unser Luncheon. Im untern Gemach des Posthauses aß eine Menge Morlacchen, aber sie hatten eben auch alles Eßbare, das dagewesen war, in Beschlag genommen. Endlich erbot die Nichte des Postmeisters sich, uns eine Suppe und eine Frittata von Eiern zu machen. Die Frau lag an einer schlimmen Hand krank auf dem Rücken im Hintergrunde eines Zimmers, in welches Jedermann hineinkonnte, wie überhaupt in alle Zimmer. Die Einrichtung war indessen noch gut genug, es gab sogar ein Sopha. Während unsere Frittata bereitet wurde, trieben wir uns ein wenig unten herum und versuchten an den Morlacchen unser Russisch, Czechisch und Slovenisch. Sie lachten uns in's Gesicht.

gerade wie auf Punt' amica. Das war wenig ermuthigend; wir wanderten auf die Straße und gafften uns um. Da sahen wir zwei echt morlacchische Gewohnheiten. Ein Mädchen küßte höchst ehrerbietig einen Mann, der es sich herablassend gefallen ließ, auf beide Wangen, und zwei Männer, die sich trafen, umarmten und küßten sich und nannten sich pobratime, Halbbrüder.

Unsere Frittata war fertig geworden. Wenn ich in Breslau über das unnütze und stupide Verräuchern der Köchinen arrabbiat wurde, pflegte Otto mich in der letzten Zeit immer damit zu trösten: „Warte nur, bis Du nach Dalmatien kommst — da wirst Du Alles verräuchert essen.“ Jetzt fragte er mich: „Siehst Du, hab' ich es Dir nicht gesagt?“ Ich fand darum die mit Rauch gewürzte Frittata nicht besser, ertränkte ihren Geschmack möglichst in vino nero, versuchte dann einige Bissen von dem berühmten Spießhammelbraten und fand ihn, kalt wie er war, verzweifelt zäh'. Da Constanz unten beim Wagen bleiben mußte, trug ich ihm sein Theil dieses köstlichen Mittagmahles hinunter und wagte mich dann wieder zu den Morlacchen hinein. Sie waren jetzt satt und daher geneigter zur Höflichkeit; ich sprach durch Zeichen, und es glückte mir, mich so besser verständlich zu machen, als vorher. Ein alter Mann war besonders gut gekleidet, seine Brust harnischartig dicht mit Silberknöpfen bedeckt; ich bewunderte ihn, und er war sehr gnädig und erlaubte mir sogar, seine Flinte und seine schönen Pistolen zu Otto hinaufzutragen. Dieser lachte

nicht wenig, als er mich so kriegerisch beladen ankommen sah. Er kam mit herunter und zeigte seine Pistolen, deren Güte rühmend anerkannt wurde. Ich versuchte inzwischen einen jener langen, schmalen, mit Eisenknöpfen beschlagenen Ledergürtel, welchen die Frauen fünf- bis sechsmal um die Taille schlingen. Ich bin froh, keine Morlacchin zu sein und mich so mit Leder gürten zu müssen.

Das Posthaus war für die Morlacchen sowohl Schänke, wie Kaufladen; denn alle Gegenstände, deren sie nur irgend bedürfen konnten, fanden sich an der Hinterwand des kleinen Gemaches aufgestapelt. Auch gab es ein fortwährendes Getreibe und Geschwirre durcheinander, und wir suchten daher nach höflichen Abschiedsgrüßen bald das kahle, aber glänzende Freie. Noch bemerke ich, daß hier Frauen und Männer an einem Tische aßen. Fängt die Sitte, welche das gemeinschaftliche Mahl den Frauen als eine zu große Ehre untersagt, allmälig an, einer größeren Humanität gegen den zweiten Theil des Menschengeschlechtes zu weichen, oder war es nur ausnahmsweise oder zufällig?

Wir klimmten einen Hügel hinan, auf welchem zwischen Dorngestrüppe Immortellen dufteten. Oben war ein Hof und am Ende dieses Hofes ein viereckiger Thurm, die Villa eines Rechtsgelehrten aus Zara. Wir ließen uns den Thurm zeigen — er hatte drei Stockwerke und in jedem ein ziemlich großes und zwei ganz winzig kleine Gemächer. Im ersten war der Eßsaal und die Küche, im zweiten wohnte der Herr, im dritten die Frau. Die Einrichtung so einfach

wie möglich, blos Schlafsopha's, aber doch einige Bücher und Kupferstiche und ein schöner Blick auf das Meer.

Unser Kutscher hatte das Wasser für die Pferde eine halbe Stunde weit holen müssen, daher währte es lange, bis wir wieder fortfuhren. Die Landschaft blieb sich gleich, nur daß sie durch die wachsende Bora und den nahenden Abend unheimlicher wurde. An einigen Weingärten und Maisfeldern kamen wir vorüber; in einem von diesen erbat Constanz sich ein Paar Kolben, um sie zum Abendessen zu rösten. Die Sonne war fastschon untergegangen, als wir bei einem kleinen Wirthshaus anhielten. Ein Bach floß langsam zwischen Weiden und Pappeln, ein Kalkbruch war daneben. — Rybnika hieß das Stellchen, welches in dieser Wildniß fast traulich aussah. Von hier an wurde es rasch dunkler und kälter, und erst mit Einbruch der Nacht kamen wir in Scardona an, fanden jedoch in dem Gasthause, welches an der Marine der Kerka liegt, glücklich noch zwei Zimmer. Auch bei Herrn Romagnolo, an welchen Frau von Cattani unsertwegen schon im Voraus geschrieben hatte, war Quartier für uns bereitet; aber wir wußten es nicht und richteten uns daher im Hotel ein, welches mich für Scardona wirklich überraschte. Nur zu essen gab es wenig; Marco, der unglückliche Junge, mußte sich, ganz wie seine Eltern, mit Reissuppe und gekochtem Huhn begnügen. Unsere Pferde wurden unter unsern Fenstern angebunden — das war ihr Stall. Spät am Abend wollte ich noch der Aussicht genießen. — Otto hatte auf dem Boden eine Luke entdeckt;

da wanderten wir in der Finsterniß hin, um mit dem Licht nicht etwa ein Unglück anzurichten. Nun hatte aber die Magd ihr Lager gerade unter der Lucke auf der Erde, wir kamen an ihre Füße, das arme Geschöpf erwachte, glaubte sich in Gefahr und schimpfte gründlich. Ich beruhigte sie, so gut ich konnte, und wir gingen zu Bette, um nicht noch mehr Dummheiten zu machen.

Am nächsten Morgen gab es zuerst eine große Berathung über das Mittagmahl. Es war Freitag, in ganz Scarbona kein Bissen Fleisch zu finden — es mußte wieder zwei unglücklichen Hühnern an's Leben gehen. Wir sollten zu Mittag gekochtes Huhn und Reissuppe haben.

Zum Glück war Frau Romagnolo eine wohlthätige Fee. Sobald Otto seinen Besuch abgestattet und dabei lachend unserer schlechten Aussichten erwähnt hatte, sandte sie mir einen großen Korb mit Pfirsichen und prächtigen Trauben. Noch ehe jedoch diese Sendung ankam, empfing ich den Besuch des Doktor Subota, an welchen wir auch empfohlen waren. Er war erst vor einigen Tagen zurückgekehrt, in Venedig und Padua gewesen, hatte eine schlimme Fahrt durch die Quarnero's gehabt. „Wir auch," sagte ich, „besonders im kleinen Quarner war's arg." — „Auch bei uns," antwortete er, „die Wellen schlugen über das Verdeck." — „So war's auch bei uns." — „Um Vergebung — mit welchem Schiffe sind die Signori gekommen?" — „Mit dem Dalmata." — „Gerade wie ich. Und wann?" — „Vor noch nicht vierzehn Tagen."

„Da sind wir ja zusammen gefahren.“ Wir erkannten uns gegenseitig.

Der Doktor hatte, ich weiß nicht was für eine, Sanitäts-Commission, welche ihn nöthigte, noch an diesem Tage sämmtliche Häuser in Scardona zu besuchen. So verließ er uns denn, und ich nahm unter einem einzelnen Baum, welcher auf der Marine stand, auf einem Steine Platz und speiste Weintrauben und zur Veränderung auch Pfirsiche. Die Freiheit der malerischen Marine that mir auf die lange Stubengefangenschaft in Zara ungemein wohl, und ich seufzte mehrmals: „Wenn wir doch einige Tage in Scardona bleiben könnten!“

Herr und Frau Romagnolo, welche jetzt kamen, fanden mich auf meinem Stein, die Hände voll von ihren Früchten. Constanz brachte Stühle, und wir improvisirten unter dem Baume ein Empfangszimmer.

Dann schlug das freundliche Ehepaar uns einen Gang durch die Stadt vor und wir wanderten in der schönen, warmen Mittagssonne die einzige Straße hinab, aus welcher Scardona besteht. Zu beiden Seiten sehen die starren, kahlen Felsenhöhen des engen Thales herein; es ist eine abgeschiedene, fast möchte man sagen abgeschnittene Lage. Auf der Spitze zunächst der Marine ist das verfallene Schloß. An einer Stelle öffnete die Straße sich, um rechts auf dem grauen Hügelgrund eine Anzahl frischer Pappeln sehen zu lassen, weiter wuchsen um den öffentlichen Brunnen her schöne große Mandelbäume. Wir gingen bis vor die Stadt

in die Seidenspinnerei der Herren Rossi, ein kleines, zierliches, durchsichtiges Gebäude inmitten einer Anpflanzung schattiger Maulbeerbäume. Obwohl ich der Hitze wegen d'rinnen nicht aushielt, erfreute ich mich doch vor den Fenstern lange an der geschickten und geräuschlosen Thätigkeit der meist hübschen und jungen Arbeiterinnen und an der glänzend gelben und weißen Seide. Ich dachte an die reizende kleine Erzählung von Cesare Cantu: la setajuola. Die Herren Rossi waren so artig, wie ich bisher noch alle Dalmatier gefunden hatte.

Hier sowohl wie in der Stadt, deren Bewohner und Bewohnerinnen fast alle vor den Thüren saßen und standen, fiel uns der sonderbare Kopfputz der Frauen auf. Ein dicker Kranz von falschen Zöpfen, welche mit rothem Band durchflochten sind, wird auf den Kopf gestülpt und mit einem weißen Tuch umschlungen. Die Frauen müssen den Kopf förmlich im Gleichgewicht erhalten, um diesen schweren Schmuck weder rechts noch links zu verlieren.

Unser Mittagsmahl machte mich so wenig satt, daß ich den Wunsch, einige Tage hier bleiben zu können, geschwind wieder aufgab. Die Freiheit auf der Marine war recht gut, aber der Hunger nicht. „Lieber doch in der Stube sitzen und satt zu essen haben," sagte ich, und Otto stimmte mir vollkommen bei. Wäre ich achtzehn Jahr gewesen, so hätte ich gesagt: „Lieber hungern und im Freien sein."

Nach Tische holte Herr Romagnolo uns zum Kaffee in sein Haus ab. Ein kleiner Laden war im Erdgeschoß,

oben eine enge, aber heimliche Wohnung mit vielen Büchern. Herr Romagnolo war ein Mann, der sich für Alles interessirte und mit streng wissenschaftlicher Lektüre beschäftigte. Wie konnte er in dieser Abgelegenheit leben und zufrieden und begnügt leben? Ich schätze dergleichen Selbstbeherrschung sehr, eben weil sie mir fehlt.

Gegen Abend nahmen wir eine Barke und fuhren die Kerka hinauf. Ihre ruhigen vollen Gewässer strömten uns zwischen kahlen Hügelufern entgegen. Die Schiffer lachten mich aus, als ich diesen breiten Strom zwischen lauter Gestein schön fand.

Eine Stunde waren wir gefahren, da ging in der Tiefe des Thales eine Welt des frischesten Grüns auf. Es war der Kerkafall mit seiner Umrahmung von dunklen, hohen Bäumen.

Wie sind sie hier schön, diese hohen Bäume, viel schöner, als sie anderswo wären. Grün in Dalmatien überrascht immer, gerade wie in Venedig, mit der Magie des Unerwarteten.

Eine kleine üppig bewachsene Insel theilt kurz vor dem Falle den Strom. Wir ließen sie links und landeten rechts.

Man sagt: der Fall; man muß sagen: die Fälle, denn hundertfach getheilt braust, stürzt, wirft sich, murmelt, rieselt, tröpfelt das kühle, blendende Wasser über die unzähligen Felsblöcke, welche ihm als Stufen von der Bergeshöhe in das Stromesbett dienen. Es ist eine Colonie von Wasserfällen, die jedoch nicht müßig ihres duftig grünen Ansied-

lungsplatzes genießen dürfen. Die Dalmatier haben sie dienstbar gemacht, und wie! Ich glaube, nirgends in der ganzen Welt haben arme Wasserfälle so viel zu thun, wie hier. Unten stehen mehrere Mühlen, große, hohe, dalmatisch steinerne Gebäude, in denen müssen sie mahlen, und oben ist eine Menge verschiedener Walken, mit denen müssen sie waschen. Zum ersten Male sah ich die Romantik im Dienst der Industrie, ohne daß sie darum aufhörte Romantik zu sein. Das macht, in Dalmatien wird Alles, selbst das Alltäglichste, durch die Oertlichkeiten, in welchen, und die Art, auf welche es betrieben wird, seltsam und ungewöhnlich, wenigstens für uns, die wir an das Schul- und Maschinenwesen der Civilisation gewöhnt sind.

Die Sonne war längst hinter der einen Hügelreihe verschwunden und eine klare, goldene Dämmerung wie ein durchsichtiges Zelt über uns ausgebreitet. Eine Menge Barken, zum Theil bis hinter Zara her, lag am Ufer, wo Feuer zum Kochen brannten. Diese Barken bringen Getreide hierher und bleiben so lange, bis es gemahlen ist. Wir trafen es gut, indem wir ihrer so viele fanden; sie bildeten mit ihren meist sehr reichgekleideten Eigenthümern die pittoreskeste Staffage dieses Landschaftsbildes, dessen Gleichen wir noch nicht gesehen. Wären die Leute laut gewesen, hätten sie mich vielleicht mehr gestört, als das Malerische der Barken mir gefiel, aber es herrschte eine allgemeine Ruhe; Alles saß, rauchte und kochte in einem würdevollen Schweigen, oder doch nur in halblauten Ge-

sprächen. Mit einem Worte, der Abend an der Kerka war Vollkommenheit.

Man bedauerte, daß wir nicht im Frühlinge hier wären, da gäb' es mächtige Schaummaßen, unter denen alle Felsen verschwänden, und gewaltige, gewaltige Donner. Aber wir haben diese Schaummassen und diese Donner am Rheinfall so lange gesehen und gehört, daß wir mit den getheilten Wassern und dem mäßigen Brausen der Kerka, wie sie eben war, ganz zufrieden waren. Wir klimmten froh und keck zwischen den kleineren Wellen, so hoch wir konnten, den größeren Stürzen zu. — Der gute Herr Romagnolo folgte mir auf Schritt und Tritt und ergriff mich angstvoll am Arm, sobald ich mich, seiner Furcht nach, zu weit wagte. Er wollte nicht, daß der ihm anvertraute Gast romantisch in die Kerka stürzen sollte.

Dann setzten wir uns auf einige Steine am Ufer und machten Sopper d. h. wir tranken vortrefflichen vino maraschino, den Frau Romagnolo selbst bereitet hatte, und aßen von jenen großen Biscuits, welche das beliebteste Backwerk in Dalmatien sind.

Auf der Rückfahrt hatten wir den Mond, feuchte, warme Luft und eine tiefe, wunderbare Stille, wie man sie sonst nur in den höchsten Alpenregionen zu erreichen pflegt.

Nun noch ein Stündchen Geplauder mit den Romagnola's und dem Doktor, der sämmtliche Häuser glücklich besucht hatte, und wir begaben uns zu Bette, ohne dieses

Mal das Mädchen auf dem Boden durch Mondbetrachtungen geweckt zu haben. Wir hatten genug Mond auf der Kerka gesehen und waren müde.

Für den folgenden Tag war die Barkenfahrt nach Sebenico bestimmt. Als ich um acht Uhr aufstand, fand ich, daß der Himmel bedenklich aussah. Grau, schwer, dazu schwüle Luft und fernes Donnergemurmel. — „Otto! werden wir denn in der offenen Barke trocken nach Sebenico kommen?"

„Ach ja," — die Männer haben immer ein ungemeines Zutrauen zum Wetter, vielleicht weil sie sich weniger als wir vor dem Naßwerden fürchten — „ach ja," sagte Otto, und die Schiffer und Herr Romagnolo trösteten mich desgleichen.

Wir stiegen also ein, nachdem wir eine komisch unverschämte Rechnung bezahlt. Der Wirth hieß Goldoni, aber sein berühmter Namensvetter schrieb bessere Komödien, als er Rechnungen.

Wir waren eingestiegen; ich saß auf meinem Koffer, Otto auf seinem, Marco mit Constanz im Schnabel. Vor uns piepte mit zusammengebundenen Flügeln eine zahlreiche Schar junger Hühner, unsere Reisegesellschaft. Herr Romagnolo grüßte uns noch einmal, wir stießen ab, und fuhren in das ahnungsvoll Graue hinein.

Unsere beiden Schiffer waren stark, wir kamen bald in den Prokljan. Es ist ein weites Becken, welches die Kerka bildet, die Ufer sind nicht minder steil und steinig als die

hinauf nach den Fällen, nur hier und da hat man angefangen, einen oder den andern Abhang mit Wein zu bepflanzen.

Aus dem Proklian biegt man um eine Felsenecke links in die weitere Niederströmung der Kerka ein. Der Fluß lag gekrümmt vor uns und zugleich der dunkelste drohendste Gewitterhimmel, den selbst Otto jetzt bedenklich fand.

Noch einige Minuten, und der Donner fing an, uns zur Seite zu rollen und der Regen auf uns niederzufallen.

„Gibt es keine Höhle?" fragte ich.

Ja, es gab eine. Sie war klein, aber sicher. Zur Linken, etwas in der Höhe. Wir steuerten auf sie zu — ehe wir landen konnten, waren wir bereits recht angenehm beregnet, man hätte sogar sagen können: etwas durchgeregnet.

„Wo ist denn nun die Höhle?"

Die Schiffer zeigten das steile Ufer empor. Eine ganz kleine Oeffnung wurde zwischen dem Gestrüppe sichtbar. Wir kletterten hinauf, vertrieben ein Fledermauspaar und nahmen Besitz von der Höhle, d. h. wir setzten uns gebückt auf einige Steine. Aufrecht konnten wir nicht sitzen.

Es regnete, es blitzte, und es donnerte. Wir saßen krumm auf unseren Steinen. Die Sache währte nun schon eine liebe lange Stunde, bereits etwas zu lange.

„Wenn ich noch achtzehn Jahre wäre!" dachte ich wieder. „Was für ein Glück wär's da gewesen, während eines Donnerwetters in einer Höhle zu sitzen!" Jetzt sagte ich: „Constanz, schaffen Sie mir aus Barmherzigkeit meinen

Koffer hier in das Loch. Meine ganze Toilette geht ja bei dieser Sündfluth zu Grunde, wenn der Koffer noch länger in der unglückseligen offenen Barke bleibt."

„Schreibe doch an Kuzmanich, daß Du eine Höhle für ihn gefunden hast," sagte Otto, nachdem wir uns noch etwas mehr zusammengeschoben hatten, um dem triefenden Koffer Platz zu machen.

„Ja, wenn er ewig liegen will, denn der kann ja in diesem Loche nicht einmal sitzen, selbst nicht krumm."

„Hundert Schritte weiter auf dem rechten Ufer," sagte der eine Schiffer, der uns gefolgt war, während der andere in seinen braunen Mantel gewickelt in der tanzenden Barke saß, „hundert Schritte weiter ist eine Grotte, darin haben zwanzig Menschen Raum."

Was half uns das! Donner auf Donner folgten wie eben so viele Kanonenschüsse. Die Blitze zuckten unaufhörlich wild und weiß an uns vorüber. Der Regen goß — wir konnten die Fußspitze nicht verstecken, ohne daß sie gebadet wurde.

Die Fledermäuse kamen nachzusehen, ob wir ihr Felsenschloß noch immer usurpirten. Wie gern hätten wir es ihnen, den rechtmäßigen Besitzern, wieder überlassen! Es war nun schon die zweite Stunde, daß es donnerte, blitzte und regnete, und daß wir krumm auf unseren Steinen saßen.

„Hätten wir doch gleich im Prokljan gefrühstückt!" seufzte ich. „Jetzt kann man nicht einmal etwas essen. Otto, was machen wir denn, wenn das den ganzen Tag so dauert?"

„Wir trinken die Flasche Maraschino," antwortete Otto philosophisch. Frau Romagnolo hatte uns noch eine mitgegeben.

Was menschlichen Begriffen nach unmöglich geschienen hätte — das Wetter wurde noch toller. Die Blitze schoßen dicht an unseren Augen vorüber, die Donner krachten unmittelbar über uns, der Regen — regnete noch dichter. Wirkliche Fluten stürzten sich in die Kerka. Der Schiffer in der Barke machte sich aus einem Brette einen zweiten Mantel. Der, welcher neben mir sich an ein Felsenstück drückte, um so wenig wie möglich durchweicht zu werden, fing — in dieser Lage und in diesem Wetter — an zu singen, melancholisch, eintönig und ruhig, als schifft' er am klaren Abend auf klaren Gewässern. Constanz schrieb auf mein Geheiß das Lied auf; den Anfang konnte ich übersetzen, die Folge wurde undeutlich und verworren — die Schuld des Sängers oder des Aufschreibers.

So weit wir es entziffern konnten, lautete es:

Gestern hat vermält die Mutter Marco,
Einen weißen Brief empfing er heute,
Daß zu Kaisers Heer er kommen sollte.
Und er ging, um sich sein Pferd zu satteln,
Würde schwer ihm sein, das Pferd zu lassen,
Schwerer wird's ihm noch sein Lieb zu meiden:
„Siehe, Dich, Du meine treue Liebe,
Siehe, Dich, Du mein weiß Gehöfte,
Im Gehöfte meine alte Mutter —
Folgen werd' ich meinem Herrn, dem Kaiser,
Folgen werd' ich ihm neun ganzer Jahre —
Kehre nach neun Jahren ich nicht wieder,
Meinethalb dann, meine treue Liebe,

Meinethalb nimm einen andern Liebsten,
Aber nur nicht meinen Kameraden,
Daß, wenn doch ich wiederkehren sollte,
Nicht das Herz vor Kummer mir vergehe.

Und das sang der Schiffer von Sebenico, an den Felsen gedrückt, während des Getöses der Donner, unter den Sturmfluten des Regens, neben der Höhle, wo wir nun schon drei ganzer Stunden krumm auf ein und denselben Steinen saßen. O, warum war ich nicht mehr achtzehn Jahr!

Endlich nach der dritten vollen Stunde hörte der Regen auf, und eine Art grüner Helligkeit floß durch das Grau. Wir krochen halb gelähmt hinaus und hinunter und setzten uns in die schwimmende Barke auf die gebadeten Koffer. Die Hühner lagen halb ohnmächtig da. Es war auch ihnen zu viel geworden.

„Wir haben eben nur Zeit, nach Sebenico zu kommen," sagte der alte Schiffer, der die ganze Ueberschwemmung in der Barke ausgehalten hatte.



Sebenico.

Ich glaube, man kann Sebenico zum ersten Male, und überhaupt gar nicht schöner sehen, als wir es von der Mündung der Kerka aus sahen.

Ganz von einem grünen Glanz überflossen, welchen der in Regenluft verhüllte Sonnenschein aushauchte, ruhte es, nicht wie sonst, Stein auf Stein, sondern Duft auf Duft, denn auch sein Berghintergrund war von jenem Lichte verschleiert.

Gleichwohl wanderten wir auf eine höchst unangenehme Art in diese zweite größere Stadt Dalmatiens ein. Aus der schwimmenden Barke auf die schwimmende Marine, von dieser über den schwimmenden Platz, von diesem abschüssige, schmutzige, enge Straßen hinauf, und immer im Courierschritt, um nicht die Weiber zu verlieren, welche unsere Sachen trugen und uns zugleich den Weg zeigen sollten. Ich bin noch nie in einer so gründlich üblen, ich möchte fast sagen, wilden Laune in ein Hotel gekommen, wie in den „Pellegrin". Nichts war mir recht, nicht die Zimmer,

nicht das Essen. Ich versicherte fortwährend: der „Pellegrin“ entspreche durchaus nicht seinem Rufe. Ich wollte Alles, was nicht zu haben, und nichts von Allem, was da zu haben war; mit einem Worte, ich machte mich so unerträglich, daß ich noch jetzt nicht begreife, wie Tommaso, der Sohn und Oberkellner des Hauses, nicht die Geduld verlor. Er behielt sie, und das half mir wieder zu mir selbst. Ich machte amende honorable, entschuldigte und erklärte mich, und die wackern Leutchen im „Pellegrin“ halfen mir, mich entschuldigen und erklärten, daß man nach drei Stunden in einer Höhle allenfalls etwas wild heraus kommen könne.

Der „Pellegrin“ gilt mit Recht für das beste Gasthaus in ganz Dalmatien; die Zimmer sind wirklich eingerichtet. Der Wirth, Herr Giadro, war ein gescheiter und freundlicher Mann, der über vielerlei auf, über und unter der Erde guten Bescheid zu geben wußte, und uns bereitwillig gab. Er beabsichtigte einen Handel mit Meer-Curiositäten und einen andern mit Tartaro, dem speciellen Weine Sebenico's. Bis diese Geschäfte im Gange wären, begnügte er sich damit, seine Familie unaufhörlich zu vermehren und seinen „Pellegrin“ angenehm zu machen.

Wir wären, da wir absolut zwei Tische zum Schreiben hatten, gern statt in Scardona einige Wochen in Sebenico geblieben, aber die Lese nahte. Eigentlich ist ihre Eröffnung auf den Tag nach dem Feste der Madonna del borgo, d. h. auf den neunten September festgesetzt; doch kann sie

auch verschoben werden, wie es in diesem Herbst bis auf den zwanzigsten geschehen war. Der Podestá von Sebenico ist es, der hierüber zu verfügen hat, und zwar thut er es, nachdem er zwölf der ehrenhaftesten Weinbergsbesitzer aus den verschiedenen Theilen des Distriktes zu sich berufen und auf Pflicht und Gewissen ihr Gutachten über den Stand der Traubenreife empfangen hat. Sind in einem oder dem andern Garten die Trauben früher reif, so sucht der Besitzer beim Podestá um die Erlaubniß nach, die Lese vor dem bestimmten Zeitpunkt beginnen zu dürfen. Ich weiß nicht, ob in vielen Gärten die Trauben früher reif geworden waren, aber ich weiß wohl, daß ganz furchtbar an den Bottichen gearbeitet wurde, und daß dadurch in den echoreichen Straßen ein Getöse entstand, welches uns zwang, mit dem nächsten Dampfer nach Spalato abzufahren.

Hätte ich damals schon Nicoló Tommaseo gekannt, ich würde Sebenico als seine Vaterstadt anders betrachtet haben. Tommaseo, der einzige wirklich moderne, um so zu sagen ganz europäische Dalmatier, ist mir jetzt einer der liebsten Schriftsteller. Einige seiner Landsleute werfen ihm vor, daß er seine Gaben nie zu einem gediegenen Werke zusammengenommen, sondern immer nur in skizzenhaften Arbeiten zersplittert habe. Erstens sind die Synonymen da, um jenen Vorwurf zu widerlegen. Wenn die kein gediegenes Werk sind, so versteh' ich mich auf kein geistig Maß und Gewicht. Und dann — hätte auch Tommaseo nichts weiter geschrieben, als was sie leicht gearbeitet nennen,

seine kritischen Studien, seine Aphorismen, seine Anmerkungen zu den Volksliedern, so wäre er darum nicht minder ein großer und tiefsinniger Schriftsteller. Ja, ich möchte sagen, daß eben im Aphorismus sein Geist am offenbarsten wird. Oder kann man bald tiefere Dinge sagen als die folgenden aus seinen „Funken“:

„Wenn ich Zeit und Geist genug hätte, möchte ich Bücher für die Kinder, die Frauen und das Volk schreiben.“

„In der häuslichen Erziehung liegen die Wurzeln des Uebels.“

„Ihr, die Ihr die Schriftstellerei liebt, begehrt von ihr weder Gemächlichkeit, noch Unterhaltung, noch einen unangefochtenen Namen. Nie gab es eine Zeit, wo diese Pflanze solche Frucht trug, — jetzt weniger als je.“

„Von sich reden ist Schwäche; Schwäche, nicht immer Eitelkeit.“

„Mäßigung und Mäßigkeit sind Worte, welche schon durch den bloßen Klang zur Idee einer gedämpften Harmonie hinleiten.“

„Der Tod trifft Dich nur ein Mal, die Zunge Deines Bruders sieben Mal des Tages.“

„Die umfassendste und geheimnißvollste Erklärung, welche je von der Liebe, dem Mysterium der Seele, gegeben worden, ist in den göttlichen Worten: „Stark wie der Tod ist die Liebe.“ Auch durch die glückliche Liebe streicht wie der Schatten eines Vogels, welcher durch den leuchtenden Aether fliegt, die Vorstellung des Todes.“

„Es gibt keinen Muth ohne Geduld, keine Freude ohne Mühe, keine Kraft ohne Sanftmuth, ohne Demuth keinen Ruhm.“

„Wir sind ein Stamm, eine Familie, ein Herz und eine Lippe.“

Wer ohne Vorurtheil ist, kann nicht anders als nach diesen Worten den Geist, dem sie entnommen wurden, wie Perlen dem Meere, tief und groß wie dieses finden. Sie sind durchseelt vom Genie des Schmerzes, welches durch die Prüfungsglut des Lebens gegangen ist.

Von Sebenico sagt Tommaseo in seiner „Fede e Bellezza“, ein Buch, an welchem ich nur den Titel auszusetzen habe: „il pensier mio vola agl' ignúdi poggi di Sebenico, a' quali il sole addopandosi innanzi che muoja, dipinge le nuvolette serene, ed esse la quieta marina, di colori mestamente gai.“ Ist es das Italienisch, ist es die Erinnerung; diese Worte haben etwas Weiches. Sebenico aber mit seiner ganzen Gegend ist heiß und hart. Der borgo di mare liegt an der Marine, der borgo di terra zieht den Berg hinauf und ist um Vieles größer als die Stadt selbst, welche sich wie ein Labyrinthknäuel in der Mitte der beiden Vorstädte zusammenwickelt. Hinter ihr erhebt sich der steile, hohe, kahle Tartaro, der so feurigen Wein trägt. Die Straße nach Dernis geht über ihn hinweg, unten längs des Kanals östlich hin die nach Spalato. Westlich ist der Ausfluß der Kerka. Der Hafen ist weit, aber geschlossen, kein offenes Meer, nur Scog-

lien und wieder Scoglien. Am Lande Hügel und wieder Hügel, alle waren auch nicht so hoch, doch ebenso kahl wie der Tartaro. Nur im borgo di terra ferma sind Gärten mit Bäumen und einige Bäume unten an der Promenade. Bei Scardona hat diese starre Eintönigkeit, zusammengedrängt wie sie ist, etwas Malerisches, in Sebenico ist sie zu weit ausgedehnt, und muß auf die Länge, und nicht einmal auf die Länge, sondern in kürzester Zeit die Phantasie entweder gänzlich ermüden oder heftig aufregen.

Diese letztere Wirkung scheint besonders häufig; Sebenico ist ein Ort unheimlicher Geschichten.

Da ist z. B. gleich die Höhle, von welcher unsere Schiffer uns sagten; Traban heißt sie. Als wir an ihr vorüberfuhren, riefen die Schiffer das Echo in ihr an, welches mit einem starken Schall antwortete. Was sie gerufen, konnte ich nicht verstehen; erst später hörte ich: Tavella riefe man. So hieß einst ein Nobile, der nichts so sehr liebte wie wilde Pferde, und auch an einem Sturz beim Reiten starb. Natürlich war er ohne Beichte gestorben und darum muß nun seine Seele in der Höhle wohnen, als Echo antworten und einen Schatz bewachen. Um diesen zu heben, fuhr ein Pfarrer von Proklian mit acht Gefährten nach der Höhle. Einer der Acht blieb in der Barke, mit den sieben Andern drang der Pfarrer ein und fand, von dem Ritter bewacht, einen großen Kessel voll Gold. Der Ritter sagte, für ein Gespenst sehr höflich: „Es ist nicht erlaubt, diesen Kessel anzurühren, sonst geht es Euch schlecht.“ Umsonst

beschwor der Pfarrer ihn im Namen Gottes — der Ritter wich nicht. Endlich, als der Pfarrer sich mit Gewalt des Kessels bemächtigen wollte, fiel der Ritter mit wüthenden Hieben über ihn her, jagte ihn sammt den Andern zur Höhle hinaus, und binnen wenigen Tagen starben Alle, nur der nicht, welcher in der Barke gewesen war.

Dann ist Popal, ein gewisser Ort auf dem Verpolje. Die ganze Gegend von Sebenico ist ebenso reich an Wild, wie sie arm an Gartenerzeugnissen ist. Im höhern Gebirg gibt es selbst bisweilen Rehe und Wölfe, häufig genug Marder und Füchse, tiefer unten nur Vögel und Hasen. Mit diesen, so wie mit Steinhühnern, diesem eben so reizenden wie wohlschmeckenden Geflügel ist nun eben das Verpolje besonders bedacht. Außerdem hat es eine Mauer, die viele Jahrhunderte alt ist, und in ihrem Umkreis unterirdische Gemächer enthält, welche in die harten Felsen gehauen sind und jetzt als Cisternen dienen. Ich hafte nicht für die Richtigkeit dieser Beschreibung, denn sie ist nach eigener Anschauung entworfen; ebenso wenig weiß ich, ob Popal seinen schlimmen Ruf als Ort gespenstischer Erscheinungen verdient oder nicht. Aber gewiß ist es, daß die Bewohner der Umgegend sich dort nie dem Schlafe überlassen, was sonst keine unbeliebte Beschäftigung der Dalmatier ist; denn wer zu Popal einschläft, hat nicht nur die furchtbarsten Träume, er hat auch bald nachher entweder eine Krankheit oder ein Unglück.

In der Stadt ist das Haus „Pellegrini" gespenstisch berüchtigt. Es steht seitwärts von der Piazza, ist ein hohes,

alterthümliches Gebäude, hat früher den Templern gehört, und ist jetzt ganz unbewohnt, indem man es vor der Unruhe nicht aushält, welche die Geister verursachen. In seinem Grunde liegen eben so große Schätze wie in der Höhle von Traban. Etwa zehn Jahre mögen es sein, da klopften eines Abends sieben Griechen, welche mit einem eigenen Schiffe gekommen waren, an die Thür des Hauses und baten um Einlaß. Der Conte, welcher alle diese bewaffneten Leute sah, wollte nicht öffnen; da sagten sie: „Ihr werdet es bereuen. Wir haben eine Schrift darüber, daß in Euerem Hause ein großer Schatz verborgen liegt. Ohne uns aber werdet Ihr ihn nie entdecken, denn wir allein wissen die Stelle, wo er vergraben ist, weil wir eine genaue Zeichnung davon besitzen." Der Conte sprach: „Kommt morgen!" Die Griechen antworteten: „Wir fürchten uns — das Volk und die Gerechtigkeit könnten uns etwas anhaben." In der That kamen sie nicht wieder, und der Schatz liegt noch, wo er lag. Ich konnte nicht erfahren, ob der Conte in dieser Geschichte, welche ich, gleich den andern, Herrn Giadro verdanke, der gegenwärtige Besitzer sei oder sein Vater. So viel weiß ich, daß der jetzige Pellegrini in Rom lebt, sich durch eine italienische Uebersetzung heimatlicher Volkslieder, welche, wenn auch nicht ganz getreu, so doch glänzend und blühend wiedergegeben sind, literarisch bekannt gemacht hat, und so phantastisch sein muß wie sein Haus. Abergläubischer soll es keinen Menschen geben. Einmal des Abends überfällt ihn ein leichtes Unwohlsein, und erregbar,

wie er ist, glaubt er sich sogleich in der größten Gefahr. Ein Freund ist bei ihm, und versucht ihn zu beruhigen; beinahe ist es gelungen, da fängt eine Katze auf dem Dache an zu schreien. „O me sventurato! o ich Unglücklicher!" ruft verzweifelnd Pellegrini, „la mel canta, la mel canta! sie schreit mich aus, sie schreit mich aus!" Ebenderselbe Freund besucht ihn einst und legt seinen Priesterhut auf des Pellegrini' Bett. „O um des Himmels willen," schrie Pellegrini, „den Hut wegnehmen, den Hut wegnehmen!" „Warum denn?" frägt der Freund, indem er ganz erschrocken nach dem Hute läuft. — „Aber wißt Ihr denn nicht, daß derjenige, auf dessen Bett man einen Priesterhut legt, in einem Jahre sterben muß?"

Dies sind Beispiele von der Aufregung der Phantasie durch Sebenico. Eines von ihrem Ermüden finden wir in dem Leben des Marinovich von Tommaseo.

Es war ein ganz einfacher und unbekannter Mensch, der Marinovich. Die ersten Jahre seiner Jugend brachte er in dem Handelsgeschäfte seines Vaters zu. Später, als dessen Angelegenheiten schlecht gingen, eröffnete er eine Schule, um so den Unterhalt für die Seinen zu verdienen. Zuletzt wurde er Sekretär des Bischofs von Sebenico und blieb es bis zu seinem Tode. Italien hatte er gesehen, als er, noch Jüngling, seiner Gesundheit wegen hingegangen war, sonst nichts von der ganzen großen Welt. Und das war sein Leben. Man sieht, es ist nur „ein Wenig" von einem Leben, aber der Marinovich war viel von einem Menschen.

Es gibt in Dalmatien zwischen Männern eine pobratimstvo, d. h. eine Wahlbrüderschaft der Seelen, welche viel häufiger zu finden ist, als eine große Leidenschaft für eine Frau. Vielleicht auch, daß von dieser nicht gesprochen wird, während man jene mit Stolz bekennt; genug, man hört viel von Freundschaftsliebe und sehr wenig von Liebhaberliebe. Eine solche Freundschaftsliebe nun verwebte den Marinovich und den Tommaseo. Marinovich schreibt an den Freund Worte, wie diese: „Ich bin ganz Euer, und es ist dies ein Gedanke, welcher mir die Seele mit Freude füllt"; und anderwärts: „Ich habe Euren Brief geküßt, wie man Dinge küßt, die heilig sind." Tommaseo schildert den Freund also: „Der linde und ernste Einfluß der wohl erduldeten Schmerzen, die Gewohnheit des würdevollen Schweigens und des Sichselbstbeherrschens, der bescheidene Muth einer edlen Reue, die schwere Enthaltsamkeit von jedem beißenden Worte, jedem unbedachten Urtheil, und das von ihm, der glücklich spotten und scharf urtheilen konnte; endlich jene Resignation, die, sich ihrer selbst bewußt, an menschlichem Troste verzagte, aber den Blick auf ein Ziel jenseits des Grabes gerichtet hielt, — das Alles gab ihm vor der Zeit die Ehrwürdigkeit des Alters und machte, daß sein Schweigen schmerzlicher als jeder Vorwurf, seine Achtung wünschenswerther als jedes Lob war."

Von wem ein Tommaseo so schreibt, der muß viel sein, und was ist aus diesem Vielen an ihm in Sebenico geworden? Er schreibt einmal: „Häusliche Obliegenheiten und Ver-

wickelungen und nagende Sorgen verstimmen und verstören mich und machen meine Tage immer dunkler und verworrener. Und einst waren sie so ruhig und ungetrübt und ich versprach mir einen heitern Mittag. Wie soll ich das kleine Feld meines armen Geistes bebauen, wenn die Flut der Widerwärtigkeiten darüber hinrollt und es gänzlich unfruchtbar macht? Beklagt mich und liebt mich noch mehr, mein Unglück macht mich dessen würdig!"

Man wird sagen, dergleichen Schicksale können eine Intelligenz überall treffen. Ja, aber wenn sie dann wieder von ihr genommen werden, so erhebt sie sich anderswo wieder nach dem Drucke. Marinovich dagegen schreibt später, als er nicht mehr gezwungen war, ungeberdige Jungen zu unterrichten, sondern in einer leichten Abhängigkeit bei einem liebenswürdigen Prälaten lebte: „Mit dieser meiner bischöflichen Schreiberei und Kanzlei habe ich jeden Tag von Morgen bis in die Nacht zu thun; doch besser so, als wenn es anders wäre, da ich nun einmal wie eine Auster hier fest sitzen soll, wo ich geboren bin."

Endlich finden wir diesen resignirten Bericht: „Da Ihr wissen wollt, wie es mir geht, so bin ich denn dabei, es Euch mitzutheilen, so wenig Gutes es auch sein mag. Jetzt bin ich gesund, aber den ganzen Winter und auch noch den ganzen Frühling wurde ich von einem gastrischen Leiden geplagt. Die Melancholie oder Hypochondrie, die mir nicht fremd ist, schien in Folge dieses Uebels meine unzertrennliche Gefährtin geworden zu sein. Jetzt, ich wiederhol' es,

bin ich gesund; etwas Bewegung, hier und da ein Morgenritt, und die warme Jahreszeit, die mir wohl und gut thut, haben mich gänzlich wieder hergestellt. Das Alles, um Euch doch etwas zu sagen. Ich füge noch hinzu, daß meine Schreiber- und Kanzleigeschäfte noch ganz dieselben sind, ohne daß ich darum die Geduld verlöre."

Er war darüber hinaus, die Geduld zu verlieren. Er mochte sie, so oft er sie verloren hatte, mit solcher Mühe haben wieder suchen müssen, daß er es für das Beste hielt, sie gleich ein für alle Mal zu behalten, und dieses Beste auch that. Ein Leben aber, in welchem man nie mehr die Geduld verlieren darf, muß geradezu entsetzlich sein.

Ich für mein Theil würde in Sebenico bald alle Geduld verlieren, die ich durch des Himmels Gnade gerade hätte, schon wegen des ewigen Auf- und Abkletterns in den Straßen. Die wenigen Tage, daß wir da waren, ging es. Wir hatten genug zu sehen und waren eben in der Laune, gern zu sehen.

Gleich den ersten Tag fuhren wir mit dem Adjutanten des Garnisonsbataillons, an welchen wir durch den Generalstabs-Chef empfohlen waren, nach dem Fort San Nicolò, in dessen Nähe, unterhalb der Grotte von San Antonio, der berühmte dentale della corona gefischt wird. Das Fort steigt fest, glatt und glänzend mitten aus dem Wasser auf. Der zeitweilige Befehlshaber, ein Italiener, empfing uns höchst liebenswürdig und stellte uns seine ganze Speisekammer, welche in zwei Fächern eines Wand-

schrankes enthalten war, gastfrei zur Verfügung. Dann führte er uns hinunter in das Reich der Kerker. Es war stockfinster, ich wagte kaum einen Schritt, der Adjutant bot mir den Arm. „Ich kann zwar auch nicht sehen," sagte er, „aber ich werde tappen." Und wir tappten uns auch wirklich von Kerker zu Kerker. In die letzten aber wollt' ich nicht mehr hinein, mich fror in der Seele. San Nicoló ist wie eine Seejungfrau: Schönheit oben, Greuel unten.

Auch in das Fort von Santa Anna erhielten wir durch den Adjutanten Einlaß. Es liegt heiß und hoch, doch niedriger als die Forts Baron und San Giovanni, mit denen gemeinschaftlich es die Stadt beherrscht. Wir stiegen an einem vor Regen sichern Vormittage hinauf, kamen an dem sonderbaren Kirchhofe vorbei, wo die Grabsteine wie Dachziegel nebeneinander liegen, und dann in das Fort. Es war offen, doch stand eine Wache da. Wir wollten ihr unsere Karte zeigen, sie schüttelte den Kopf und drehte uns den Rücken, — sie verstand uns nicht. Man müßte ein Mezzofanti sein, um sich überall mit der österreichischen Armee verständigen zu können; es geht bei ihr immer zu wie beim Thurmbaue zu Babel. Nun, wir stiegen getrost weiter, ein Mann der Besatzung schlief da, ein anderer dort. Nichts rührte sich. Vor dem Wachthäuschen glühten in der Sonne die Gewehre, — wir hätten sie und das Fort zugleich mitnehmen können. Da uns daran nichts lag, begnügten wir uns damit, immer noch höher zu steigen, und in Frieden sämmtlicher Aussichten auf den blauen

Hafen, die fahle Marine, die hieroglyphische Stadt und das starre Gebirg zu genießen. Endlich hörten wir unten einen kleinen Stein klirren — es war der Appell für die Schläfer. Der eine reckte, dehnte und erhob sich und ging, um seinen Schlafkameraden in der andern Ecke wachzurütteln. Dieser rieb sich die Augen und kam gleichfalls auf seine Beine, und die Ablösung geschah, d. h. drei Mann, die drinnen geschlafen hatten, kamen an die Stelle der drei Mann, von denen zwei draußen geschlafen hatten. Es war ein Wechseln der Schlafstätten. Die Pause des Wachens war indessen doch lang genug, um uns zu entdecken. Der Gefreite kam herauf, verlangte unsere Karte, und wir verließen Santa Anna wenigstens legitim, wenn wir auch unlegitim hineingekommen waren.

Auf dem Rückwege durch die Stadt besahen wir uns morlacchische Knöpfe und Gürtelschlösser von Silberfiligran, und kauften eine mächtige in Holz geschnitzte Spindel zum Wollenspinnen. Kaum war dieser große Kauf abgeschlossen, so sollten wir, ich weiß nicht wie viel Dinge bedürfen, oder doch wenigstens an uns bringen. Auf einem kleinen Platz vor einer kleinen Kirche war der Gemüsemarkt; auch da sollte ich, weil wir für einen Kreuzer zwanzig Feigen gekauft, gleich ganze Vorräthe von Grünzeug und Geflügel nehmen. Außer den Verkäufern und Verkäuferinen stürmten auch Bettler und Bettlerinen in mich ein, natürlich sämmtlich auf illyrisch. Unter den Bettlerinen wurde besonders ein kleines junges Geschöpf laut, welches, halb blöd-

sinnig, immerfort schreiend und grinsend nach meinen Händen griff, und zwar ebenso, nachdem es etwas erhalten, wie vorher, da es noch haben wollte. Die dalmatischen Bettler erinnern sehr an die aus Scotts Romanen. Ueberhaupt könnte für einen wirklichen Romancier das jetzige Dalmatien eine ebenso reiche Fundgrube werden wie das frühere Schottland. Es hat mit diesem eine Menge Analogien: Hochland und Niederland, zweierlei Nationalitäten, zweierlei Religionen, Patriarchen-Häuslichkeit, Blutfeindschaft, Rache, Räuberei, Volkspoesie.

Volkspoesie! noch ungedruckte Volkspoesie! das war meine unaufhörliche Bitte in Dalmatien. Man hätte denken sollen, ich könnte mich keinen Abend ruhig niederlegen, wenn ich nicht am Tage irgend ein noch unbekanntes Volkslied in meine Hände geschlossen hätte. Bisher war wenig Aussicht dazu gewesen, oder eigentlich gar keine, hier schien sie endlich zu dämmern. Dr. Matteo Tecilazich, ein Freund und Landsmann Carrara's, erzählte mir augenblicklich von einem gewissen Nikola Blacchie, welcher im borgo di terra ferma für einen großen Poeten gälte. Ich horchte, ich bat, dringender als je. Dr. Tecilazich versprach mir, sich einige der besten Poesien des Blacchie vorsagen zu lassen und sie für mich aufzuschreiben, denn der Sebenzaner Poet selbst konnte weder schreiben noch lesen. Das machte denn seine Poesien natürlich noch um Vieles kostbarer, und als ich drei davon bekam, glaubte ich mich wirklich im Besitz eines kleinen Schatzes. Aber in dieser angenehmen Täu-

schung blieb ich nicht länger als bis zum nächsten Winter, wo ich in Ragusa den Vuk durchstudirte und mit Betrübniß fand, daß die Originale des armen Blacchie nichts mehr und nichts weniger waren, als einige Versionen von längst-bekannten Liedern.

Indessen soll darum dem braven Arbeiter von Sebenico durchaus nicht das poetische Verdienst abgesprochen werden. Wenn er nicht erfand, so variirte er höchst glücklich und besonders mit dem feinsten Instinkt für das wahrhaft Elegische. Als Probe davon will ich ein Lied mittheilen, welches einen Wettlauf behandelt, zu dessen Preis sich ein Mädchen setzt. Eines über denselben Gegenstand aus Senja ist gedruckt; ein zweites hab' ich in einem Manuscript gelesen, welches die Versionen auf der Insel Lesina enthält. Das dritte, das von dem ungelehrten Arbeiter aus Sebenico, ist am zartesten und zugleich am meisten dramatisch, und hier folgt es:

Schafe weidet die Schuitschkinjer Mare,
Weidet Schafe auf dem Malovane,
Und zu ihr zwei junge Hirten kommen,
Peter einer, Nikola der and're.
Peter spricht: „mein eigen ist das Mädchen!"
Und Nikola „Dir nicht, mir gehört es!"
Während sie darüber nun sich streiten,
Spricht zu ihnen so das junge Mädchen:
„Gott mit Euch, Ihr beiden jungen Hirten!
Beide seid Ihr jung, mir beide theuer,
Doch ich kann nicht Beider Mädchen werden.
Hört mich denn, ihr beiden jungen Hirten,

Gehet an den Fuß des Malovane,
Faßt euch Beide an den weißen Händen
Ich will auf des Malovane Gipfel,
Will dort klimmen auf den kalten Felsen
Und mit dem gestickten Tuche wehen.
Weh' ich nun mit dem gestickten Tuche,
Fangt Ihr Beide an zugleich zu laufen.
Wer zuerst dann bei mir angekommen,
Dessen junges Mädchen will ich werden;
Wer zuletzt kommt, soll das Tuch erhalten."
Und als Mare sie vernommen haben,
Geh'n sie an den Fuß des Malovane.
Fassen an sich an den weißen Händen;
Sie geht klimmen auf den kalten Felsen,
Und dann weht sie ihnen mit dem Tuche.
Beide Hirten fangen an zu laufen.
Peter stirbt, noch eh' er sie erreichet,
Sterbend sinkt Nikola in den Schoß ihr.
Als da sieht die Schuitschkinjer Mare,
Daß ihr alle Beide so verschieden,
Ziehet sie heraus Nikola's Messer,
Sticht sich mit dem Messer in den Busen
Und verscheidet der betrübten Mutter.

Sollte man glauben, daß dergleichen raffinirte Leidenschaftsprobleme ebenso in den einfachsten Gesellschaftszuständen zu lösen wären, wie in den complicirtesten? Die Schuitschkinjer Schäferin erinnert unwillkürlich an die Marguérite aus den „Deux amours" der Girardin. Nur wird in dieser das Ende leidend erwartet, welches von dem Mädchen auf dem Malovane handelnd gesucht wird.

Der Barde der „Schuitschkinjer Mare" variirt keine Lieder mehr. Als wir auf der Rückreise aus Dalmatien wieder durch Sebenico kamen, war er gestorben, einfach,

prosaisch wie er gelebt hatte. Vielleich ist sein Name jetzt selbst im borgo di terra von Sebenico schon vergessen. Gewiß wird er, außer auf einem Blatte dieses Buches, nie anderswo genannt werden.

Ich habe eine Art ehrfürchtigen Mitleids für solche unbekannte Namen. Ich erinnere mich noch der Zeit — meiner frühesten Jugendzeit — wo ich fürchtete, der meinige könne auf immer unbekannt bleiben, und darum hab' ich ein ungewöhnlich aufmerksames Ohr für Namen, welche klingen würden, wenn sie Eoch's fänden, die sie wiederholten.

Der Name Vidovich gehört in Dalmatien nicht zu den unbekannten. Eine Dichterin trägt ihn, welche als die beste jetzt lebende gilt. Aber Vincenzo Vidovich ist ganz und gar nicht bekannt und verdiente doch wirklich es zu werden. Schlichter Sanitätsbeamter in seiner Vaterstadt Sebenico, hat er, ohne je Naturgeschichte studirt zu haben, mit bewunderungswürdiger Ausdauer eine höchst interessante Sammlung von Korallen, Land- und Meermuscheln, Meerthieren und Meerpflanzen zusammengebracht, und von diesen letzteren sogar mehrere neue entdeckt. Wußte er einen Gegenstand nicht zu nennen, so wandte er sich an Botteri auf Lesina und erwarb sich so, außer dem Wissen von den Dingen, nach und nach auch das von den Namen. Wir besuchten ihn in dem kleinen Stübchen, welches er im Sanitätsgebäude inne hatte. Die allergräulichsten von seinen gräulichen Spinnen und Krebsen hingen an der Wand wie Trophäen, unter welchen er jede Nacht den süßen Schlaf

des Erwerbers schlief. Mit Liebesblicken sah er sie an, als er mich in sein Heiligthum einführte. Er hoffte, ich würde in Entzücken über ihre Schönheiten gerathen. Als er wahrnahm, daß ich durchaus nicht befähigt war, sie zu würdigen, hatte er die Nachsicht, welche man mit den Ignoranten hat und begnügte sich, mich seine reizenden Korallen bewundern zu lassen, bei denen ich reichlich Alles nachholte, was ich bei den Ungethümen an der Wand versäumt hatte. Man kann sich nichts Lieblicheres vorstellen, als diese Bildungen, welche halb Zweige, halb Federn schienen. Dalmatien ist wundervoll reich an Korallen, aber arm an Aufmunterung für solche stille Autodidakten der Wissenschaft. Herr Vidovich sah aus, als könnte er einige brauchen. Als der verstorbene König von Sachsen seinen Triumphzug durch Dalmatien hielt, versuchte der bescheidene College des königlichen Botanikers einen Schritt aus seiner Dunkelheit hervor zu thun, indem er dem Könige eine ganze wissenschaftlich geordnete Sammlung von Meerpflanzen übersandte. Gleich allen andern ähnlichen Huldigungen wurde auch diese angenommen, aber auch wie bei allen andern blieb der Dank aus. Das betrübte den armen Geber damals noch immer, und wird ihn wahrscheinlich auch noch bis an sein Lebensende betrüben. Ich rieth ihm, sich einmal an Humbold zu wenden. Einen Dank wenigstens glaubte ich ihm in diesem Falle verheißen zu können.

Andere Besuche konnten wir in Sebenico nicht machen. Bei Dr. Tecilazich war die Frau krank, bei dem Conte

Begna, an welchen Frau von Cattani uns anempfohlen hatte, ein Kind. Dagegen führte er mir seine älteste Tochter zu, eine allerliebste achtzehnjährige Kleine mit großen schwarzen Augen und glänzend schwarzen Haaren. Sie nahm mit einer gewissen Entschlossenheit neben der Fremden Platz und fing an, sich sehr lebhaft zu fächern. Ich erkundigte mich nach Allerlei; wie die Gesellschaft sei? — „Diskret.“ — Ob es Modehändlerinen in Sebenico gebe? — „Zwei recht diskrete.“ — Ob hier die Damen wohl manchmal ohne Hut auf die Abendpromenade gingen? — „O ja, warum nicht, wenn man unter sich sei; aber an Dampfschiffabenden nicht; da könnten ja Fremde gekommen sein.“ — Endlich fragte ich nach den Hilfsmitteln zur Erziehung. Mit denen aber war meine kleine Besucherin nicht zufrieden. Es wären keine Lehrer da. — Wie sollte man da etwas lernen? Sie zuckte die Achseln und fächerte sich noch eifriger. Dann fuhr sie fort, jetzt werde es etwas besser; ihre Schwester sei in einer guten Schule. „So? und was studirt sie denn da?“ — „O, lesen, schreiben, rechnen, nähen, stricken, beten — in somma tutto,“ setzte die Kleine mit anmuthiger Altklugheit hinzu. Sie hatte recht, die kleine, hübsche Contessina, wenn sie sagte: „genug Alles.“ Was braucht eine Frau eigentlich mehr, als lesen, schreiben, rechnen, arbeiten e pregar Dio?“

Den Dom, den Stolz Dalmatiens, sahen wir mit dem Grafen Begna, ebenso die Promenade. Sie liegt in der Landvorstadt vor der kleinen und zierlichen Kirche der Ma-

donna del borgo. Einige Offiziere und einige auffallend geputzte Toiletten bewegten sich unter den schattigen Bäumen auf und ab; Männer aus dem Volke, in reiche Farben gekleidet, saßen und sahen zu. Der Dom ist einfach und edel gebaut, doch keine von den Kirchen, welche einen Eindruck auf die Einbildungskraft machen. Er nimmt die eine Seite des Platzes ein; ihm gegenüber ist die ehemalige Loggia, das jetzige Casino, wo eine recht gute Bibliothek in Glasschränken verschlossen war, weil sie nur im Winter benutzt wird.

Wir hatten für den letzten Abend in Sebenico noch auf ein Volksfest gerechnet, denn es war Vigilie der Madonna del borgo; aber es regnete wieder einmal so gründlich, so erschöpfend, daß wir nur mit genauer Noth unertränkt von einem Spaziergange wieder in den „Pellegrin" zurückkamen und das Volksfest sehr wohlweislich zu Hause blieb. Doch sollte der Abend nicht ganz unfestlich vergehen. Herr Giadro überraschte uns nach unserem Abendmahl mit einem Dessert von gerösteten Maiskolben, dalmatisch in Wein geschmorten Aepfeln, großen grünen Trauben und eingekochtem Most, mosto levnia. Dieser gleicht unserem abgerührten Pflaumenmuß, und wird mit geriebenem Brod und Citronenschale, nach Belieben auch mit Pignoli, Rosinen und Anis bereitet. In Ragusa heißt er Mantala; da sah ich ihn später kochen, in Sebenico aber kostete ich ihn zum ersten Male.

Wie man sich in Spalato ein Haus einrichtet.

„Werden wir heute ein Unterkommen finden?“ Das war die Sorge, welche am achten September auf dem „Lübeck“ alle Gemüther aufregte, d. h. die Gemüther aller derjenigen, welche in Spalato bleiben wollten.

Es war die große Fiéra in Salona, wozu die ganze Gegend nach Salona kommt, um dann von Salona zur Nacht nach Spalato zu kommen. „Alle Gasthäuser sind gewiß schon heute Morgen besetzt,“ sagte man um uns vorher.

„Aber mein Gott, was werden wir denn da anfangen, wir, ganz fremd in Spalato?“ fragte ich mit einer Art resignirter Verzweiflung Herrn Francesco Cicci, einen artigen jungen Mann aus Sebenico.

Er versprach mir, uns, sobald wir landen würden, augenblicklich in den „Imperatore“ zu führen; da würden vielleicht noch Zimmer sein.

„Und wenn nicht?“

„Troverem', troverem',“ antwortete er tröstend.

Ich beruhigte mich vorläufig. Müssen wir uns nicht

meistentheils mit einem „troverem'“ zufrieden geben? Wenn wir dann nachher nichts finden — wohl, so schickt man sich darein; muß man sich doch in Alles schicken.

Das Verdeck war voll von Passagieren, voll von Deutschen. Ein Vater und ein Sohn aus Ulm, der Vater Archäolog, der Sohn Naturforscher, bereisten Dalmatien, der Sohn zum ersten=, der Vater zum zweitenmal. Nun, sie sprachen Beide italienisch, aber ein Wiener und ein Badner machten dieselbe Reise, ohne ein Wort zu verstehen. Der Wiener reiste zum Vergnügen. — „Aber wenn Sie mit Niemand sprechen können?“ — „O, ich finde überall Deutsche, ich amüsire mich köstlich!“ Der Badner wollte für den Großherzog malen, und bis Albanien hinauf. — „Wie wollen Sie denn dort fortkommen? — Da sind ja nicht einmal Deutsche mehr!“ — „O, ich komme schon fort, ich finde in Cattaro einen Bedienten, einen Montenegriner.“ — „Spricht er denn deutsch?“ — „Nein.“ — „Und mit dem wollen Sie die Reise machen?“ — „Ja. Ich habe keine Bange; es wird vortrefflich gehen.“

Ich weiß nicht, ob es vortrefflich gegangen ist. Ich habe von dem baden'schen Landsmann, der sich immerfort ein Auge zuhielt, „weil ihm etwas hineingekommen war“, nichts mehr gehört. Die Ulmer Landsleute und den Wiener dagegen sah ich noch einmal, und zwar kamen sie von Salona zurück, wohin wir fuhren. Sie keuchten in der größten Mittagshitze mit ihren Röcken auf der Schulter die schattenlose Landstraße daher, waren aber seelenvergnügt, der Vater und

der Sohn, als echte Deutsche über die Trümmer von Salona, der Wiener — aus Vergnügen. Ich sehe noch immer sein freundliches, rothes Gesicht. Er trug einen Ohrring, der funkelte nicht mehr, als seine lustigen Augen. Am andern Tage wollten alle drei wieder zurück, ohne Ragusa und Cattaro gesehen zu haben; Dalmatien war sehr schön, aber — sie wollten doch wieder zurück.

Nun, vorläufig waren wir noch nicht in Spalato angekommen, sondern fuhren bei blauem Himmel im blauen Kanal. Unser Wirth aus Sebenico war auch mit, und gab uns die Biographien der Scoglien, an denen wir vorüberrauschten. Ich kann es nicht verhehlen, daß dabei häufig von untergegangenen Barken die Rede war, oder auch von Sturmnächten, im Freien auf dem oder jenem Eilande zugebracht, weil man vor dem Tod im Meer dahin hatte flüchten müssen. Die Gewässer zwischen diesen dalmatischen Eilanden sind tückisch.

Ein blinder Passagier hatte sich ebenfalls auf dem Dampfer eingefunden. Es war ein Hund, der sich schon seit einigen Tagen herrenlos im „Pellegrin" herumgetrieben hatte und jetzt den Wirth nach Spalato begleiten zu wollen schien. Das Thier hatte eine unglückliche Geschicklichkeit, sich gerade immer so unter die Bank zu legen, daß Jeder, der vorbei kam, es auf den Schwanz treten mußte. Jeder sagte dann: „O, das arme Thier!" und so kam die Geschichte des Hundes an den Tag und eine Adoptation zu Stande, indem ein Offizier vom Genie-Corps ihn seinen beiden Bulldoggs zum Gefährten

zu geben beschloß. Es handelte sich nun nur um einen Namen. Ich schlug Kübel vor, aber man fand den Namen für einen Hund zu gentil, und er wurde Neptun getauft.

Und wir fuhren in den Hafen von Spalato ein. Die Sonne war eben hinter eine Felsenkuppe zur Linken gesunken. Diese ganze steile und kahle Höhe flammte von Gold — es war der Mont Marian. Zwei dunkelblaue Inseln schlossen hinter uns das Meer aus: die Solta und die Brazza. Mit letzterer schien ein himmelblaues Gebirg zusammenzufließen, der Biocovo; von diesem an zog sich ein zackiges, ganz glühendrothes nach Spalato hin, der Mossor. An ihn schloß sich die dunkle, lange Kette der Cabani oder des Carban. Im Vordergrunde lag, überragt von seinem weißen, durchsichtigen Campanile, in der Art einer großen und prächtigen Stadt, Spalato.

Ich hatte noch nie eine Stadt auf einem so großen und wundervoll farbigen Hintergrunde gesehen, aber ich hatte auch noch nie in so engen Straßen ein solches Gewühl getroffen und ein solches Geschrei gehört. Es war ein Samum von Stimmen, und von was für Stimmen! Betäubt eilte ich an Otto's Arm hinter Herrn Cicci her, der sich und uns mit Mühe Bahn machte. Ich kann sagen, daß ich wie in einem Fiebertraume den „Imperatore“ erreichte.

Es war kein einziges Zimmer mehr da, kein Bett, keine Matratze. Für den „Piccolo“ allenfalls noch ein Lager, für uns nicht. Nun, so war doch wenigstens für Marco gesorgt.

Auch wir sollten indessen unterkommen. Im Hause

gegenüber hatte eine Frau immer ein Zimmer zu vermiethen, und dieses Zimmer war leer. Allerdings enthielt es nur ein Bett, aber eine Chaiselongue oder doch etwas ähnliches konnte, mit Linnen bedeckt, ganz gut für ein zweites gelten. Das sagte ich der Frau, als sie Umstände machte, weil es nicht gut genug für uns sei. „Und wir gehen nicht hinaus, Signora," schloß ich. Da ergab sie sich höflich, und wir waren doch für die Nacht wenigstens unter Dach und Fach. Unsere Ulmer hatten kein anderes Lager gefunden, als die Dielen, oder kann sein auch die Ziegel drüben im „Imperatore". Sie sagten es Otto, als er sie am andern Morgen aus dem Fenster unserer Herberge begrüßte. Aber sie waren doch sehr glücklich, denn sie wollten gleich zum erstenmale nach Salona.

Ich war nicht glücklich, obwohl ich in einem Bette geschlafen hatte. Die Stube war finster und lang, die Straße lang und finster. Ein Tischler, ein Schuhmacher und ein Goldschmied hämmerten um die Wette, alle drei mir gegenüber, und dazu war das Geschrei wo möglich noch wilder und schriller, als am Tage vorher. Der „Imperatore" schickte, um uns sagen zu lassen, daß jetzt zwei Stuben leer wären, aber ich bat Otto himmelhoch, mich nur aus dieser Straße fortzubringen.

Er zog den Frack an, steckte so und so viel Briefe zu sich, und verschwand in der tobenden Finsterniß der Straße. Ich saß oben mit gefalteten Händen und hörte dem Goldschmied, dem Schuhmacher und dem Tischler zu. Marco saß

mit Constanz auf einem kleinen Altan auf der Hofseite des Hauses und aß als ein artiger Junge eine Traube nach der andern.

Die Stunden vergingen, die Handwerker hämmerten in schöner Einstimmigkeit. Es wurde Mittag, d. h. draußen, in der Straße nicht. In dieser Straße konnte es schwerlich je Mittag werden. Marco saß auf dem Altan und aß Weintrauben, ich saß in der Stube und aß Feigen.

Endlich kam Otto zurück. Er war zuerst mit Conte Antonio Bajamonti in der halben Stadt, dann beim Doktor Cattani, darauf mit diesem und Conte Antonio Bajamonti in der andern halben Stadt und endlich mit beiden Herren und dem Direktor des Gymnasiums, Don Giovanni Franceschi noch in der einen der vier Vorstädte gewesen, und nirgends ein Quartier mit Licht und Luft und ohne Lärm.

Aber eines in der Stadt, in der Stadt der Stadt, im Palast selbst: zwei Zimmer, die nöthigen Betten, zugleich den Tisch und gute Küche und Don Giovanni Franceschi als Haus- und Tischgenossen; Alles bei Signor Piero Petrini, Polizeicommissär. „In Gottes Namen!“ sagte ich.

„Der Direktor ist ein höchst angenehmer Mann,“ sagte Otto.

„Und wenn er's auch nicht wäre,“ seufzte ich. Mein Kopf war fast auseinander von dem Getöse in der Straße, wo es nicht Mittag geworden war.

Wir nahmen Abschied von unserer Wirthin. Sie trug einen weißen Rock und ein weißes Jäckchen mit kurzen

Aermeln, dazu Halsband, Brochen und Armbänder, halb Negligé, halb Putz, so wie sie selbst halb welk, halb frisch war. Sie sagte uns, es sei eigentlich ihre Gewohnheit, nur auf Monate und an einzelne Herren zu vermiethen. Ich bedauerte, kein Herr zu sein, um dableiben zu können.

Aus der Straße, welche den Tempelplatz mit dem der Signori verbindet, führt ein kleines Gäßchen, so eng, daß nur eine Person hindurch kann, in einen Winkel, wo nie die Sonne bis auf den Boden scheint. Hier steht Casa Petrini, in dessen zweitem Stocke unser neues Quartier war.

Ich wurde vom Direktor und von der sehr angenehmen Herrin des Hauses, der Signora Laura aus der byzantinischen Familie der Griosogno, empfangen. Der Empfang ließ nichts zu wünschen übrig, die Aussicht Alles. In der Vorderstube Dächer und der Campanile, in der Hinterstube nicht der Campanile, aber auch Dächer. — „Ich resignire in Spalato auf Licht und Luft," sagte ich und hätte weinen mögen.

Da saß ich nun wie den ganzen Sommer über, wieder gefangen in der Stadt, da war ich nun am Meer und sah — Dächer! Es war hart.

„Denke, daß Du im Palast des Diocletian wohnst!" sagte Otto ermuthigend.

„Ach, was geht mich der Palast des Diocletian an?" erwiederte ich weinerlich.

Otto zwang mich gewissermaßen auf die Marine. Sie toste und tobte. Mir war's, als sollte mir die Stirn springen. Ich mußte in einen Kahn, Kaić hieß das Ding.

Noch nie war ich so verrückt geschaukelt worden. Die Penichen in Genf sind gar nichts gegen die Kaitschi. Ich bat Otto himmelhoch, mich nur wieder an's Land zu bringen.

„Wollen wir noch einen Besuch bei Bajamonti machen?" fragte er, „dann siehst Du gleich den ganzen Palast."

Ach, dieser unglückliche Palast! diese Adoration der Archäologen! „Wenn doch statt meiner Freund Ranke in den Palast hineinwandern könnte!" dachte ich, „oder wenn ich nur ein einziges Fünkchen von dem Enthusiasmus in mir hätte, der unsern Ulmer durchglüht!"

Selig die Archäologen! Wo ein Stein mit einer Inschrift halb in der Erde verborgen ist, wo eine Säule zertrümmert auf der Erde liegt, da ist gleich eine Heimat für sie. Selig die Botaniker! Wo es nur immer Disteln gibt, wo es nur nicht an Dornen mangelt, da ernten sie augenblicklich. Selig alle Enthusiasten von Fach — sie finden überall Trank und Speise für ihre Seelen!

Ich arme Nichtenthusiastin ließ mich melancholisch-geduldig die Marine des Palastes hinab, beim Lazareth hinaus, durch das Thor von S. Domenico wieder hinein, über den Domplatz, die Stufen hinauf unter das Peristyl des Tempels und endlich in die Straße von Santa Chiara führen. Es war großartig unter den Schauern und Schatten dieser Säulen, aber es waren der Schatten und Schauer für mich zu schwere und zu dunkle. Ich zitterte bis in die innersten Nerven hinein. „Hier halt' ich es nicht länger aus, als höchstens acht Tage," sagte ich mit tiefer Beklommenheit.

In der Straße war eine wahrhaft undurchdringliche Nacht. Ich begriff nicht, wie wir uns da hindurchfinden sollten. Zum Glück begegnete uns Cont' Antonio unten vor seinem Hause und führte uns hinauf.

Von hier erblickten wir das Meer. Es glänzte still und schwül. Selbst hier oben ein Gefühl, als hinge die Vergangenheit vom Himmel herab über Spalato.

„So des Nachts mag ich nicht mehr durch die Stadt," sagte ich bang, als wir wieder in unsern Zimmern waren und wenigstens Wachslicht sahen.

Es gibt Eindrücke, die sich nie verwischen; so dieser von dem ersten Abend in Spalato. Ich konnte seitdem nie durch die Stadt gehen, ohne daß die Säulen mir Dunkel in die Seele warfen. Müßte ich in Spalato wohnen, die Melancholie würde mich langsam erdrücken — ich wäre eine Lebendige in einem Grabe.

Dieser erste Eindruck wurde durch folgende ähnliche noch tiefer. Der Besuch des Tempels, das Hinaufsteigen unter eine Kuppel, welche ich nicht anders nennen kann als einen Nachthimmel von Stein, die Anschauungen von der Porta aurea, diesem halbversunkenen Prachtwerk von Salona, dieser Grabstätte einer Stadt, die Abende auf dem Tempelplatz, wo die weiße Geistergestalt des Campanile die schwarzen Geistergestalten der Säulen überragte — es war zugleich mit der Dächeransicht bei Tage und der erstickenden Luft bei Nacht zu viel für meine Nerven, und trotz der liebenswürdigen Aufmerksamkeiten, mit denen unsere „Parrona," Madonna

Laura mich überschüttete, trotz der liebenswürdigen Gesellschaft, welche wir in Don Giovanni Franceschi fanden, trotz der vielen Zerstreuung, die ich hatte, verlangte ich flehentlich nach einer Wohnung in einer Vorstadt.

Denn wir sollten in Spalato bleiben. Wir sollten es. In Ragusa waren Erdbeben, in Ragusa war zu feine Luft und zu viel Scirocco, in Ragusa war nichts zu haben, als Kraut, in Ragusa war lauter Ceremonie und keine Herzlichkeit, in Ragusa war es endlich rein unmöglich, geradezu undenkbar, ein möblirtes Quartier zu bekommen. Alle Deutschen hatten uns zu Ragusa gerathen, alle Spalatriner riethen uns ab; und aus lauter Unschlüssigkeit entschloß ich mich, den Winter über in Spalato sitzen zu bleiben; aber nicht in der Stadt, sondern, da es an der Marine keine Wohnung gab, wenigstens in der Vorstadt, wo ich doch die Berge, wenn auch nicht das Meer sehen konnte.

Conte Toni Bajamonti, den ich unsere spalatrinische Vorsehung genannt hatte, wurde angerufen. Er seinerseits rief den Sensale Momolo, ohne welchen in Spalato nichts zu Stande kommt, und der Sensale Momolo machte sich auf und fing an die Vorstädte zu durchtraben.

Im borgo grande nichts, im borgo lućac nichts, im borgo manus auch nichts; blieb also einzig noch borgo Pozzo-buon.

Im borgo Pozzo-buon nun wohnte eine Witwe, Antonia Testa. Sie hätte drei Kinder und ein Haus, und in diesem drei Stuben. Die wollte sie uns sehr gern

vermiethen, aber leider hatte sie einen Beamten darin und der wollte nicht hinaus.

Man konnte es dem armen Manne nicht verdenken. Er war als glücklicher Vater von den beiden tollsten Jungen in ganz Spalato ein so unwillkommener Miether, daß in der ganzen Stadt Niemand mehr an ihn vermiethen wollte. Er war froh, daß er irgendwo saß, selbst in dem wenig anmuthigen Hause Testa.

Ich wäre ungern in das Haus Testa gekommen; das Haus Carminati, wo wir vier Zimmer, eine Küche und eine Terrasse für eilf Gulden monatlich bekamen, gefiel mir weit besser.

Leider war Alles leer, außer dem Brunnen.

Wo Möbel herbekommen? Conte Toni, Providenza spalatrina!

Die Providenza wußte keinen andern Rath, als abermals die Antonia Testa.

Die Testa versprach, binnen acht Tagen das Quartier zu möbliren. Ich traute der Testa nicht ganz. Sie trauerte noch immer um ihren Mann und wollte doch wieder heiraten. Solche Wittwen sind gerade nicht zuverlässig.

Meine Ahnungen bestätigten sich. So oft ich Constanz nach Casa Carminati schickte, war noch immer nichts da, als Wasser im Brunnen. Wiederholte Gesandtschaften nach Casa Testa fruchteten nichts. Constanz fing an, trübe und vorwurfsvoll auszusehen. Bis jetzt hatte er Nichts ge-

than, als gegessen, getrunken und geschlafen; nun mußte er auf einmal bald nach Casa Testa, bald nach Casa Carminati. Er fing an, schmerzlich auszusehen, und ich fing an, ernstliche Bedenken über seine ungemeinen Fähigkeiten zum Bedienten zu hegen.

Endlich kam die Nachricht, das Quartier sei möblirt. Wir packten ein, beluden Constanz und ein Paar Frauen und schieden von Casa Petrini. Es wurde mir schwer; ich hatte sehr angenehme Stunden in dem kleinen Eßsaale im dritten Stock verlebt. Außer dem Direktor war noch ein junger Mann aus Traú unser Tischgenosse gewesen, ein kleiner Mensch mit einer langen Pfeife, einer hübschen Braut und einer immer guten Laune, dessen Namen, Ser Rocco, ich aus Tollheit in Scirocco umgewandelt hatte. Er war schon fort, wieder nach Gratz, wo er studirte. Wir gingen nun auch. Unser lieber Direktor blieb allein bei Ser Piero und Signora Laura, und die kleinen heitern Abendsitzungen hatten ein Ende. Was hat nicht Alles ein Ende?

Als wir nach Casa Carminati kamen, stand Constanz in der Küche und sah in den Brunnen. Der Brunnen war nämlich in der Küche.

„Euer Gnaden, hier kann ich nicht kochen," sagte er gelassen, d. h. Constanz.

„Ja, wir werden es doch wohl müssen," meinte ich.

„Ich habe keine Töpfe, ich habe keine Tigel, ich habe keine Deckel, ich habe —" Eine ganze Litanei von Allem, was er nicht hatte.

Ich zeigte ihm einige Töpfe auf einem Brett.

„In denen soll ich kochen, Euer Gnaden?“

„Allerdings.“

„Ich werde thun, was ich kann, Euer Gnaden, aber das kann ich nicht.“

Angenehmer Constanz.

„Und in dieser Kaffeekanne kann ich keinen Kaffee kochen, Euer Gnaden.“

„So? Warum nicht?“

„Sie ist zu schmutzig.“

„So macht man sie rein.“

„Ja, wie macht man denn das?“

„Man nimmt einen Strohwisch, Bester.“

„Woher soll ich einen Strohwisch nehmen, Euer Gnaden?“

Das war Otto zu viel. Herr Constanz bekam eine Nase. Mit dieser neuen Zierde trug er uns auf, was wir zum Abendessen mitgenommen hatten, und sah höchst erhaben und gekränkt aus.

„Höre,“ sagte ich, „mit dem Constanz wird es wohl nicht gehen!“

„Nein,“ sagte Otto, „mit dem Constanz wird es schwerlich gehen!“

„Es ist allerdings nicht viel hier.“

„Es ist eigentlich gar nichts hier.“

Wir fingen an zu lachen, und versuchten schlafen zu gehen. Auch das hatte seine Schwierigkeiten. Ich hatte

ein ungeheures Bett mit einem Strohsack, in welchen ich versank wie in eine Sandgrube, Otto das Skelett eines Sophas mit dem Gespenst einer Matratze, und von Wäsche eben auch nichts. Ich suchte heraus, was von unserer Wäsche etwa zu Betttüchern dienen konnte, und wir schliefen bis um sechs Uhr, wo unser Herr Wirth uns weckte.

Als wir beim Miethen die bei uns gewöhnlichen Fragen nach Stille thaten, sagte er mir mit der vollkommensten Ueberzeugung: „Hier in dieser großen Stube sind Sie ganz sicher, denn nebenan bin nur ich.“ An diesem ersten gesegneten Morgen nun erfuhren wir, was es heiße, daß nebenan nur er sei. Das Bett ächzte, als er aufstand, der Stuhl ächzte, als er sich darauf setzte, die Dielen ächzten, als er über sie dahin ging. Es war, als ob ein Elephant sich bewegte. Später bekam der wackere Mann den Husten, und es war, als ob ein Krokodil hustete. Dazu machte er unten im Magazin Wachslichter und pochte und hämmerte den ganzen lieben Tag. Aber dabei war er fortwährend der schönen Ueberzeugung, daß ich in der großen Stube sicher vor aller und jeder Störung sei.

Um auf den ersten Morgen in unsern drei Zimmern zurückzukommen — das vierte war unten neben der Küche — so sahen sie früh noch absurder aus, als Abends. So lächerlich leer. Hier eine Kommode, dort ein Tisch, hier zwei lahme Stühle, dort drei, die nicht feststanden. Das nannte die Testa möblirt. Dazu fehlte es an Löffeln, Messern, Gabeln, Gläsern und Tassen. Es ist noch nicht so gar

lange her; aber die Art, auf die wir uns durchgeholfen haben, ist jetzt für mich schon zur Mythe geworden Ich kann keine bestimmte Rechenschaft mehr darüber geben. So viel weiß ich: es war ein unaufhörliches verzweiflungsvolles Hinstürzen zur Testa, welches immer fruchtlos war. Wenn die Witwe nicht ausgegangen war, oder zu Bett lag, so sprach sie stets in der künftigen Zeit: „vedremo! cercheremo! troveremo!“ aber wir sahen nichts, suchten immer und fanden nichts. Mit einem Worte, die Aussichten zur häuslichen Ruhe in Spalato waren bedenklich beschränkt.

Ich tröstete mich mit der Terrasse, auf deren Mauer das rothe Löwenmaul blühte, während unter ihr Wein- und Feigenlaub grünte. Aber Constanz hatte keinen Trost, Constanz verzagte in der Leerheit seiner Küche und kam am dritten Abend, um uns zu gestehen, er sei nicht dazu geschaffen, Koch zu sein. Er habe geglaubt, in der Küche eines Barons u. s. w. — Genug, er fühlte sich nicht an dem ihm gebührenden Platze.

Wir sicherten ihm mit großer Bereitwilligkeit die gewünschte Entlassung zu; nur so lange sollte er bleiben, bis ich ein Mädchen gefunden. Aber auch das war ihm zu viel, dem allzukostbaren Individuum. Als ich zwei Abende später einen abermals verräucherten Reis nicht essen konnte, fühlte er sich so beleidigt, daß er den nächsten Morgen geradezu das Kochen verweigerte. Er war nicht dazu geschaffen. So war er dazu geschaffen, augenblicklich aus dem Hause zu

spazieren. Er spazierte in die Bottega, vertrank was er hatte, starb den nächsten Morgen bereits vor Hunger und wollte zurück in die seiner unwürdige Stellung. Ich dankte tausendmal. Conte Toni suchte mir bereits ein Mädchen, und einstweilen kochte uns die Signora Marietta, die Frau eines Krainers, eines Signor Ignazio, der in den beiden obern Stockwerken des Hauses Watta machte. Und hätte ich auch allein kochen sollen, ich hätte es zehnmal lieber gethan, als den interessanten Sohn aus guter Familie mit seinen langen Beinen, seiner Impertinenz und seinen Elegien wieder genommen. Er lief in ganz Spalato herum, winselte überall, und alle Behörden interessirten sich für ihn. Wäre er ein ordentlicher Mensch gewesen — wohl; die alte Geschichte vom Glück des Lumpen! Wir spedirten ihn endlich nach Zara zurück und nahmen eine Brazzanerin, eine Dome, die Conte Toni mir auf einen Versuch brachte; ein schwarzes, knochiges Wesen, welches immer brummte und brontelte oder schrie und fluchte, immer das Gegentheil von dem that, was sie sollte und gerade nicht lieblich war. Indessen, sie kochte doch, sie verräucherte doch nicht immer, und sie lachte auch bisweilen. Dabei machte sie Ersparnisse in unsrem Interesse, wenngleich auf Kosten unsers Magens. Außer am Sonntag bekamen wir kein Huhn zu schmecken; frisches Brod gab es nur aller sechs Tage, und als ich einmal einen Strubel verlangte, nachdem wir erst vor wenigen Tagen einen gehabt, sagte sie mir höchst ent-

schieden: „Nein, Strudel mach' ich nicht so oft; der kostet mir zu viel Butter.“

Unser Quartier dagegen blieb nach wie vor leer, und die Testa sagte unaufhörlich: „vedremo! cercheremo troveremo!“ Das nannte man, unsern speciellen Erfahrungen nach, „sich in Spalato ein Haus einrichten“.

Aus dem Borgo.

I.

Im Laden des Griechen.

In Spalato ist eine einzige Palme, und sie steht in dem kleinen Hofe eines Hauses, welches in der äußern Häuserreihe das borgo grande liegt. Es ist weder klein noch groß, es ist weder neu noch verfallen; es ist sonderbar. Es besteht aus zwei Theilen und hat zwei Eingänge. Vor dem vordern ist nichts, vor dem an der Seite ist ein mit Tannenreisern gedecktes Dach. Als ich das Haus zuletzt sah, krochen vier Truthühner auf den Reisern herum. Das deutet hier auf Wohlhabenheit, und in der That war die Familie, welche das Haus bewohnte, wohlhabend genug. Von ihrem Namen weiß ich nur, daß er sich auf „ich" endigt, auszusprechen „itsch", gerade wie drei Viertel der Namen in Dalmatien. Doch an ihrem Namen liegt auch nichts, nur den der Tochter brauch' ich, denn die Tochter wird die Heldin dieser meiner Spalatriner Geschichte, welche

der damalige Podestà der Stadt, Conte Leonardo Dudán mir erzählt hat.

Nun sie, die Tochter, war nach Sant' Anastasia getauft und wurde der gebräuchlichen Abkürzung gemäß Stani genannt. Der borgo grande trägt seinen Namen der „großen Vorstadt" mit Recht. Wenn man ihn durchsteigt, um auf den Mons Marian zu gelangen, so glaubt man, er nehme gar kein Ende. Folglich ist er reichlich bewohnt, folglich findet man auch viele junge Mädchen hier, aber so hübsche wie Stani nicht viele. Ich sage nicht, man findet gar keine so hübsche mehr. Ich begehre keine Unvergleichlichkeit von meinen Heldinen; das Mäßige genügt mir. Und hier war noch mehr als das Mäßige, denn Stani war sehr hübsch. Sie hatte eine gewandte Schlankheit in der Gestalt, Physiognomie im Gesicht und eine schöne, wenn auch etwas blasse Farbe. Dunkles Haar und dunkle Augen verstehen sich von selbst. In diesen war ein sanfter, ernster Ausdruck; Stani war sanft und ernst. Sie lachte gern, aber sie that es nicht oft. Sie war fleißig im Hause und half auch dem Vater auf dem Felde. Der Vater war Colon eines der reichen Possidenten in Spalato, wie fast alle Borghesen es sind. Er hatte bedeutende Ländereien in Pacht, und zu guten Bedingungen. Drei, und von einigen Feldern selbst vier Theile für sich und eines für den Patron; dabei kann man es zu etwas bringen, und er hatte es zu etwas gebracht. Die Familie lebte ganz wohlhabend. Wenn auch der Vater mit den Söhnen Morgens nur einen Schnaps

zum Brod nahm, die Mutter und Stani hatten ihre Polenta und Sonntags frühstückten Alle Kaffee. Den Tag über begnügten sie sich allerdings gleich den weniger Bemittelten mit Brod, Wein und Knoblauch; aber das Brod war von reinem Mehl, nicht aus dreierlei Getreidesorten, und die Abendmahlzeit bestand nicht blos, wie in den Borghi, meistentheils aus Kraut oder anderem Grünzeug, wozu im Winter etwas eingesalzener Hammelskopf kommt; nein, unsere Familie „itsch" mit der Palme im Hofe aß Fleisch zum Grünzeug, fragte nicht, ob die Kartoffeln billig oder theuer wären, hatte Sonntags ihren Reis, zu Allerheiligen ihren Truthahn, zu Weihnachten ebenfalls einen und dazu noch einen schönen Aal. Sie lebte mit einem Worte mehr wie eine städtische Familie, als wie eine aus dem Borgo. Die Mutter war etwas hochmüthig durch dieses gute Leben geworden, Stani nicht. Das Mädchen hatte im Wesen etwas Bescheidenes und Demüthiges. Sie sah immer aus, als dankte sie Gott jeden Augenblick dafür, daß es ihr unverdienter Weise so gut gehe. Die Mutter wollte, daß Stani sich immer recht schön putzen sollte, aber Stani that es nicht. „Ich mag nicht, daß sie mich so ansehen," sagte sie. Die jungen Borghesinen tragen das Haar in drei Flechtenknoten, einen in jedem Schlaf, einen tief am Hinterkopf, fast im Nacken. Stani hatte ungewöhnlich schönes und starkes Haar, aber sie trug es nicht bloß, wie die meisten ihrer Freundinen; sie hatte immer das Tuch um und zwar nicht turbanartig, alle Zipfel hinten zusammengeschlungen, sondern

ganz einfach unter dem Kinne gebunden. Einige ihrer Gefährtinnen behaupteten zwar, sie thue das, weil das Tuch sie so am besten kleide; aber ich glaube, es war Bescheidenheit. Sie wich wirklich gern den Blicken aus, welche sie ihrer Gemüthsart nach zu häufig suchten. Häufig geschah es allerdings. Das Haus ihrer Eltern liegt sehr sichtbar; der Garten Marmont ist davor, rechts davon das große Haus, wo der Podestá wohnte. Die Aussicht ist reizend: rechts die Brazza, der Molo und die Botticelle, geradeaus die Stadt mit dem Campanile, links auch die Stadt und über ihr der Mossor. Doch es handelt sich jetzt nicht von der Aussicht, sondern nur davon, daß an Festtagabenden der Garten Marmont mit seinen Steinen so gut zum Ausruhen dient, wie die Mauer der Marine. Wenn nun Stani mit einer oder der andern Freundin hier oder dort saß, und sie wurde viel angesehen — es thaten dies nicht nur die jungen Borghesen, sondern auch Signori, Offiziere und Fremde — so schlug sie immer mit peinlicher Befangenheit die Augen nieder, und dasselbe that sie, wenn sie auf der Schwelle ihres Hauses arbeitete und die Vorübergehenden nach ihr zurückblickten.

Ein Mädchen, mit welchem sie besonders viel zusammen war, eine gewisse Kati, die mit ihrer Großmutter höher hinauf im Borgo unfern der Kirche von Santa Croce wohnte, diese Kati war darin etwas anders als Stani. Nichts hatte sie lieber, als wenn sie angesehen wurde; immer lachte sie die Stani aus, wenn die sich schämte. Die Kati war eigentlich hübscher, als die Stani, sie hatte mehr Ueppigkeit und

Frische, und ihre Augen und Zähne waren blendender; indessen, ich würde die etwas blasse und stille Stani der Kati doch immer vorgezogen haben.

Nun, jetzt fängt die Geschichte an. — Eines Tages, es war ein Sonnabend im August, gingen die beiden Mädchen in den Laden eines Griechen. Dieser Laden ist irgendwo an der Piazza del pare oder an der degli erbaggi, und enthält allerlei. Die Mädchen wollten Zwirn, Knöpfe und Haftel kaufen. Kati brauchte auch noch Band und Schnur; denn Kati machte die Schneiderin und verdiente sich so ihr Brod, — die Großmutter war arm. Kati pflegte immer lange zu wählen und zu mäkeln. Auch heute war ihr das Band bald zu breit und bald zu schmal, und die Schnur bald zu dünn und bald zu stark, so daß sie die Stani, die leicht mit ihrem Einkauf zu Stande gekommen war, lange im Laden festhielt. Natürlich sah der Kaufmann während dieses Suchens und Wegwerfens die Kati an, und da die Stani gerade vor ihm stand, auch die Stani. Die Stani wurde das gewahr — seine Augen waren schwarz und durchdringend — mein Gott, er war ein Zauberer! Die Stani theilte der Freundin ängstlich flüsternd diese Entdeckung mit. So dreist die Kati auch sonst war, vor der Zauberei, besonders vor der Bezauberung durch das böse Auge, hatte sie alle nöthige Furcht. Sie warf einige scheue Seitenblicke auf den Griechen; er sah wirklich bald sie, bald die Stani an. Die Kati fing an zu zittern und beeilte ihren Handel nun ebenso sehr, wie sie ihn bisher in die Länge gezogen.

Dann nahm sie die Stani am Arm und wollte aus der Thür, aber plötzlich war es ihr, als würde sie an der Schwelle von einer unsichtbaren Gewalt festgehalten. Das erbitterte sie höchlichst; der Grieche mißbrauchte seine Macht. Sie wandte sich zu ihm und rief herausfordernd: „Warum haltet Ihr uns zurück? Laßt uns doch gehen!" Die Stani sagte nichts, aber auch ihr Gesicht nahm eine trotzige Miene an. Der Kaufmann, ganz erstaunt über den plötzlichen Zorn der Mädchen, antwortete der Kati: „Wer hält Euch denn? Ihr könnt ja gehen!" Beide Mädchen eilten nun aus dem Laden, aber kaum waren sie jenseits der Schwelle, so wurde die Stani von einem convulsiwischen nervösen Gelächter überfallen, in welches die Kati nach einigen Augenblicken laut und schneidend einstimmte. Jederman sah den beiden Mädchen nach, wie sie wild lachend und gleichsam, als würden sie gehetzt, die Marine entlang liefen, bis sie zu dem Hause von Stanis Eltern gelangten. Die Mutter allein war da; sie erschrak heftig, als sie ihre Stani in einem solchen unerhörten Zustande sah und drängte sowohl sie wie die Kati mit Fragen über die Veranlassung. Die Stani, welche sich zuerst wieder beruhigte, gab mit erschöpfter Stimme einen unterbrochenen Bericht. Die Kati fing nun auch an und jammerte: „Weh' mir, daß ich in einer schlimmen Stunde in den' Laden dieses Griechen gekommen und gleich das Opfer seines bösen Blickes geworden bin!" Die Mutter Stani's hatte nachgedacht, ihr Gesicht klärte sich auf, und sie küßte die Tochter, welche jetzt trostlos weinte. „Fürchte

nichts, meine Tochter," sprach sie. „Dir soll kein Uebel widerfahren. Morgen früh mit Tagesanbruch gehst Du nach Poisan und lässest dort eine Messe lesen, und durch die Macht der Jungfrau wirst Du von aller Hexerei befreit werden, die der Grieche an Dir ausgeübt hat. Und wenn Du meinem Rathe folgst," fuhr sie fort, indem sie sich zur Kati wandte, „so thust Du das Gleiche." Die Kati versprach es, nahm ihre Einkäufe und ging nach Hause.

Die Madonna di Poisan ist eine kleine Kirche in der Campagna, rechts von der Straße nach Stobreg, etwa eine Viertelstunde von der Stadt. Es ist ein einsames Heiligthum, angeglänzt vom nahen Meere, überschimmert vom Mossor, umgrünt von der Olive, der wilden Granate, dem stechenden Epheu. Ein kleiner offener Hof mit einem herrlichen Blick auf die Stadt, den Marian, San Stefano, die Bua und die Solta empfängt zuerst, dann tritt man links in die Kirche, die hell und festlich aussieht. Bilder und Modelle von Schiffen und andern Votivtafeln hängen vielfach umher; drei silberne Ampeln schweben immerbrennend vor der Kapelle der wunderthätigen Jungfrau. Eine Halbrotunde auf schönen weißen Marmorsäulen überwölbt den Altar, auf welchem mächtige Blumensträuße vor dem heiligen Bilde stehen, das für gewöhnlich von einem rosenfarbenen goldgestickten Vorhang bedeckt wird. So oft große Trockenheit oder sonstiges Unheil Spalato bedroht, wird die Madonna von Poisan mit der höchsten Feierlichkeit nach der Stadt gebracht und in der Kathedrale auf dem Altar von San

Doimo aufgestellt. Das geschah z. B. im Juli 1846, als es auch an Regen mangelte. Conte Leonardo Dubán dichtete bei dieser Gelegenheit eine vortreffliche Hymne, von welcher ich einige Strophen mittheilen will.

Aus dem Staub und aus der Niedrigkeit,
Wo die Sünde uns beugt danieder,
Erheben, Du Himmelskönigin schön,
Zu Dir wir unsre Lieder.
O lächle, lächle uns zu, Du Meerstern klar,
Von dem entflammten Altar.

Wenn, wer verfolgt und vertrieben ist,
Vom harten Geschick sich fühlt getroffen,
Wenn dem, der nahe dem Scheitern ist,
Verdunkeln sich will das Hoffen,
Gewalt'ger als alle Macht der Menschen dann
Hebet die Deinige an.

Sieh', wie vor dem unermüdlichen Strahl
Die Luft sich verzehrt und die Quellen verarmen!
Mutter, was wird mit den Bittenden,
Wenn noch verzieht Dein Erbarmen?
Lächle, lächle uns zu, Du Meerstern klar,
Von dem entflammten Altar!

Die Stani wußte natürlich nichts von diesem Lobgesange, aber wohl war ihr die Wundermacht der Madonna von Poisan bekannt. Sie befolgte daher als gehorsames Kind den Willen der guten Mutter und fühlte sich von da an ganz getröstet und beruhigt. Auch die Kati hatte ernstlich die Absicht gehabt, sich unter den Schutz der Himmelskönigin zu begeben; aber als sie zu Hause ihr Geld überzählte, fand sie, daß ihr nach einer Messe in Poisan nicht

mehr genug übrig bleiben würde, um ein gewisses, ganz brennendrothes Atlastuch zu kaufen, auf welches seit lange ihre geheimsten Wünsche gerichtet waren. Das rothe Tuch siegte über die Furcht vor dem Behextsein. — „Es wird wohl nicht so schlimm werden," dachte sie, sich zur Starkgläubigkeit zwingend. Kati ließ keine Messe lesen und kaufte dafür das rothe Tuch.

II.

La Fiéra della Madonna piccola.

Man weiß, was Salona ist — die Mutterstadt von Spalato. Gleich einer zärtlichen Mutter hat sie ihrem Kinde Alles gegeben, was sie besaß, und dann sich niedergelegt zum Ausruhen. Ihr Grab ist jetzt gefunden worden. Man weiß nun, wie schön, wie groß und wie reich sie war. Aber darum liegt sie nicht minder begraben unter ihren grünen Decken, während die Tochterstadt prächtig lebendig am Meere steht.

Das die Betrachtung der pilgernden Dichterin. Die Stani und die Kati stellten keine solche an, als sie am achten September 1847 zur Fiéra der kleinen Madonna wanderten, welche unter den Pappeln und Weiden der frischen Jadrowiesen von Salona abgehalten wird.

Es ist ein Fest wie alle ähnliche. Musik und Tanz, Verkauf und Prellerei, Hitze und Gedränge, Essen und Trinken, Lieben und Streiten. Die Menschen sind überall die-

selben, folglich sind es auch ihre Vergnügungen. Die beiden Mädchen machten es, wie alle Mädchen es überall machen. Sie verrichteten ihre Andacht in der kleinen Kirche, welche jenseits der Brücke liegt, sie kauften sich sehr theuer eine sehr schlechte Mahlzeit, und dann tanzten sie, die Stani mit einem Freunde ihres zweiten Bruders, einem Ivo, die Kati mit einem jungen Schmied aus Lučac, auszusprechen Lutschatz. Niko, so hieß er, hatte damals die kleine Schmiede, welche gleich im Anfange von Lučac, d. h. im Anfange von der Landseite aus, gegenüber dem Wall liegt. Sie zeichnet sich dadurch aus, daß große Steinhaufen von der Straße bis zu ihr hinaufgehen und daß immer Morlacchen, Pferde und Esel vor ihrer Thür halten. Niko hat sie seitdem verkauft. Er besitzt nun eine größere in der Stadt, unfern des „Imperatore“. Aber damals schwang er den Hammer noch in jener kleinen Werkstatt und galt nicht gerade für ein sehr empfehlenswerthes Subjekt. Nicht daß er eben schlechte Dinge gethan hätte; man traute ihm nur keine guten zu, sondern hielt ihn für leichtsinnig, vorzüglich im Verkehr mit den Mädchen. Dennoch hatte die Kati sich ganz und gar von ihm berücken lassen. Wenn sie so sehr gewünscht hatte, sich das rothe Tuch anthun zu können, so war es nur, um dem Niko darin immer noch besser zu gefallen. Auch außer dem Tuche hatte sie ihren besten Staat angelegt. Einen ganz neuen dunkelblauen Rock, eine schöne buntstreifige Schürze, ein scharlachrothes Tuchleibchen mit zwei Reihen funkelnder silberner Filigranknöpfe, ein zierliches schwarzes Jäckchen

und darüber das theure Tuch — die Kati war blendend. Die Stani ging viel einfacher — ganz in dunklen Farben; aber freilich, sie hatte ein goldenes Kreuz an einer gleichen Kette im Busen hängen, ein Schnupftuch mit Spitzen in der Schürzentasche und um den Kopf ein feines gesticktes Musselintuch. An diesen Dingen erkannte man das wohlhabende Mädchen; die Kati war nur das aufgeputzte. Sie fand sich indessen bei weitem schöner als die Stani, und der Niko bestärkte sie in diesem Wahne, und versicherte ihr, daß auch sein Freund derselben Meinung sei. Dieser Freund war der Sohn eines Colons, der eine noch bessere Pachtung hatte, als der Vater der Stani, und ebenfalls im borgo grande wohnte, nur an der Marine. Der Sohn, Mijo oder Mio, abgekürzt für Michele, war als Knabe von etwa fünfzehn Jahren zum Bruder seiner Mutter gekommen, der in Sebenico ansäßig war, keine Kinder hatte und daher den Mio als seinen Erben erzog. Der Vater Mio's hatte zwar genug; aber er hatte auch mehrere Söhne und Töchter und war daher sehr zufrieden, seinen Aeltesten so gut versorgt zu sehen. Der Onkel war vor einem Jahre gestorben und der Mio hatte die Erbschaft zu Gelde gemacht und wollte nun eine gute Pachtung in der Nähe von Spalato übernehmen. Bis er sie gefunden hätte, wohnte er bei den Eltern. Mit dem Niko war er von der Schule her befreundet; denn Beide hatten Schulunterricht genossen, konnten lesen, schreiben und rechnen, und glaubten durchaus nicht mehr, daß die Gewitter von den Hexen herbeigeführt

würden. Dieser Aberglaube blüht nebst einigen anderen noch jetzt in den Borghi. Ich weiß zwar nicht, ob noch immer mit geweihten Wachskugeln auf die Blitze geschossen wird, um die Hexen zu treffen. Indessen hat dieser Gebrauch aufgehört, so ist es sicherlich erst seit einigen Jahren. Unsere beiden jungen Leute nun schoßen nicht nur nicht mehr auf die Hexen, sie wollten gar nichts mehr von Hexen wissen und ließen arme alte häßliche Frauen in Frieden alt und häßlich sein. Eben so wenig wäre es ihnen eingefallen, sich von irgend einem skrophulösen Uebel dadurch heilen zu wollen, daß sie sich mit der Hand eines Todten über den kranken Theil gestrichen und dabei gesagt hätten: „Nimm und trage es mit dir.“ Die verschiedenen geheimnißvollen Handlungen, durch welche bei Hochzeiten die Vereinigung der Brautleute oder das Mutterwerden der jungen Frau verhindert werden soll, fanden bei ihnen auch nur Spott. Mit einem Worte, sie waren völlig aufgeklärt. Niko war sogar noch etwas mehr, und vielleicht hatte seine Art zu denken nicht wenig dazu beigetragen, daß die Kati lieber das Tuch gekauft, als die Messe hatte lesen lassen.

Das Alles nebenbei. Das Eigentliche ist jetzt, daß der Mio und die beiden Freundinen einander zum ersten Male bei dieser Feier der kleinen Madonna sahen, daß er durch Niko mit den Mädchen bekannt wurde und mit beiden tanzte, daß ihm trotz Niko's Versicherungen die Stani weit besser gefiel als die Kati, und daß er beim Nachhausegehen

sehr übler Laune wurde, weil der Ivo ihm als tiefes Geheimniß anvertraute, er sei so gut wie verlobt mit der Stani.

Es war dies durchaus nicht der Fall. Der Bożo, der zweite Bruder der Stani, wollte es nur gern; aber weder die Eltern noch das Mädchen hatten rechte Lust dazu. Der Ivo indessen, der rasend verliebt in die Stani war, vertraute, gerade so wie er es beim Mio gethan, allen jungen Burschen an, er werde das Mädchen heiraten und hielt so sämmtliche andere Bewerber glücklich entfernt. Bisher war das der Stani völlig gleichgiltig gewesen. Hätte sie aber gewußt, daß der Ivo seine Lüge auch beim Mio angebracht, sie hätte vermuthlich die Geduld verloren; denn der Mio —

III.

Zu San Stefano.

Der Kirchhof sah damals noch nicht so aus, wie jetzt. Er glich einer verwüsteten Stätte, bedeckt mit Steinen und Brombeerranken.

Die Stani hatte einen lieben Todten hier. Ihr ältester Bruder, Paolo, war vor nicht ganz einem Jahre gestorben. Er war ihr der liebste von den Brüdern gewesen, und sie konnte ihn noch nicht vergessen.

Es herrscht bei den Borghesinen eine Gewohnheit, die komisch sein würde, wenn der Tod nicht so schauerlich ernst wäre. Bei jedem Leichenbegängnisse, dem sie beiwohnen, eilt eine Jede auf das Grab desjenigen zu, den sie von

den Ihrigen etwa verloren hat, wirft sich darauf nieder und fängt an, so jammervoll zu wehklagen, als hätte jener Verlust eben erst stattgefunden. Nachdem sie einige Zeit scheinbar in Verzweiflung so dagelegen, nähert sich ihr diese oder jene Freundin und reicht ihr den Arm, um sich daran emporzurichten. Kaum ist das geschehen, so folgt der zerreißenden Todtenklage das alleralltäglichste Geschwätz. Und läßt vielleicht der aufrichtende Arm sich zu lange erwarten, — am Ende, eine Freundin kann einmal vergessen, daß eine andere aufgerichtet sein will — so schaut die Daliegende mitten unter ihren Klagen so lange unruhig rechts und links, bis eine mitleidige Seele ihre Qual wahrnimmt und sie daraus erlöst.

Die Stani folgte diesem Gebrauche nicht. Ihr Schmerz war ein wirklicher, ihr Gedenken eines des Herzens, nicht blos eines der Lippen. Wenn sie sich unbemerkt entfernen konnte, so ging sie bisweilen gegen Abend den Bruder in seinem kalten Bette besuchen. Das that sie denn auch am siebenten Dezember 1847, an der Vigilie der Empfängniß Maria's.

Ich habe schon gesagt, daß die Eltern des Mio im borgo grande an der Marine wohnten. Wenn man am Franziskanerkloster vorbei ist, so kommt man bald an zwei Häuser, die rechts erhöht auf Felsen gebaut sind. Eine Galerie verbindet Beide, und zu beiden führt eine Treppe hinauf. An dem rechts hat die Galerie ein Eisengitter, an dem links eine Mauer. Dieses war das von Mio's Eltern, und

der Mio selbst stand mit den Ellbogen auf die Mauer gestützt und rauchte, als die Stani die kleine Gasse herabkam, welche rechts dicht am Hause aus dem Borgo auf die Marine führt. Ich weiß nicht, wodurch der Mio sich bewogen fühlte, nach einigen Augenblicken die Treppe hinunter und der Stani langsam nachzugehen; aber dazu bewogen fühlte er sich. Das Mädchen wandelte rasch die Straße dahin, welche links den Hafen und rechts den halb grünen, halb steinigen Rand des Marian hat. Der Mio folgte ihr vorsichtig, so daß sie, versenkt in sich selbst wie sie war, ihn nicht gewahrte, und beide kamen gegen Sonnenuntergang auf dem Gottesacker an.

Es kann nicht leicht ein Vorhof des Himmels einen schöneren Blick auf die Erde gewähren, als der von San Stefano. Westlich der Marian, dessen kahle Höhen aus einem See von Oelgrün auftauchen, die langhingestreckte Bua, welche ich mit einem Krokodil vergleiche, zuletzt die in Wellenlinien gezeichnete Solta, südlich im Duft Lissa und Lesina und deutlich die große, gebirgige Brazza, verfließend mit ihr der Biokovo, unter welchem Makarska liegt, östlich der Mossor, welcher bei Clissa endigt; nördlich die Cabani, und inmitten dieser Bergmassen die Stadt mit dem luftigen Campanile und dem mittelalterthümlichen Thurme Bragadin. — Wer Spalato recht sehen will, der sehe es von San Stefano, wenn er nicht den Muth in den Füßen hat, den Marian zu erklimmen.

Die Sonne ging zwischen brennenden Gewölken über

der Solta unter. Die Bua war dunkelblau, die Brazza duftig. Der übrige Himmel dalmatisch rein, das Meer im Hafen blendend hellblau, halb verschwommen der Biokovo, der Mossor röthlich weiß. Spalato hatte einen blassen Glanz, das ganze Bild war ein blaß glänzendes. Ein linder Scirocco machte das Meer an das Vorgebirge spülen, aber außer diesem leisen Rauschen hörte man auch nichts, nichts; es war ein dalmatisch stiller und einsamer Abend.

Die Stani ging gesammelt und feierlich an das Grab des Bruders, kniete daran nieder und begann eine Todtenklage, die aufrichtig sein mußte, da das Mädchen keinen Zeugen vermuthete.

So sang sie nach einem traurigen Rhythmus und in langausgezogenen Tönen:

„Ich komme Dich besuchen, o mein Paolo.
Neun Monde sind es, daß Du verließest Dein Weib,
Und den Sohn und die Schwester, o mein Paolo.
Und nie hast von ihnen Du Nachricht begehrt,
Darum komm' ich Dich suchen, o mein Paolo!
Doch Du schweigst, kommst entgegen der Schwester nicht.

Das Mädchen hielt inne, als erwartete es Antwort. Dann beugte es sich tief auf den Grabstein nieder und fuhr fort:

Nicht zeigst Du den Ort Deiner Ruh' ihr an —
Ich werd' ihn denn finden, mein Paolo!
Hier ist er, hier ist er, Dein Ruheort.
Jetzt sag' mir, gedenkst Du der Deinen noch?
Gedenkest Du der Schwester, o mein Paolo?
O wehe, Du schweigst, gibst nicht Antwort mir.

O Bruder, wie raffte Dich fort das Geschick!
Gott hat unsre Schuld durch Dich gestraft,
Gott hat Dich auf immer entrissen uns.
O Marmor, ich küsse mit Thränen Dich,
Du küsse mir meinen Paolo!
O wüchse auf Deinem Grab das Gras,
Ich bäte: rühr' an es, o mein Paolo,
Und der Hauch von diesem theuern Gras
Würde trösten die Schwester, o mein Paolo!
Ich lasse Dich, o mein Paolo —
Vergiß nicht Dein Weib, vergiß nicht den Sohn,
Und die Schwester nicht, o mein Paolo!
Der Schlaf, den hier im Grabe Du schläfst,
O wie viel härter ist er nicht,
Als der, den in Deinem Haus Du schliefest —
O schlafe, schlafe, mein Paolo,
Gesegnet sei, Du Bruder mein!

Als die Stani so geendigt hatte, erhob sie sich, trocknete sich einige Thränen von den Wangen und ging still und zufrieden wieder nach Hause. Der Mio hatte, geschickt verborgen, die ganze Klage mit angehört, ohne daß die Stani ihn gewahr worden wäre. Er folgte ihr bei der Rückkehr noch mehr von weitem, konnte aber die Augen nicht von ihr abwenden und die Gedanken nicht den ganzen Abend. Wenn sie schon als Schwester so treu zu lieben verstand, wie mußte sie es nicht erst als Gattin verstehen?

IV.

Der Engelsbote.

Die Empfängniß der Jungfrau ist ein großes Fest für Spalato; die ganze Stadt geht Nachmittag auf der Marine spazieren.

Die Stani und die Kati gingen mit andern Mädchen hin und her. Der Mio, welcher allein auf der Mauer seiner Galerie saß — er hatte bisweilen ungesellige Launen, der Mio — konnte die Marine in ihrer ganzen Länge überschauen, sah Alles, was darauf spazieren ging, und folglich auch die Stani.

Er sprang plötzlich auf und ging hinunter in das festliche Gewimmel. Vor dem Franziskanerkloster stand eine ganze Schar junger Männer, der Božo unter ihnen; ihm winkte der Mio.

„Was willst Du denn?" fragte der Božo. — „Höre," sagte der Mio, „ist es wahr, daß Deine Schwester, die Stani, den Ivo heiraten wird? Der Ivo hat mir's mehrmals gesagt — ist es wahr?" — „Ja," antwortete der Božo, „ich denke, daß es wahr ist." Er log nicht geradezu, aber die Wahrheit wollte er auch nicht sagen. Er fürchtete, daß der Mio der Schwester besser gefallen könnte, als sein Freund Ivo.

Der Mio ging zurück in sein Haus. Von diesem Tage an sprach er nie mehr mit der Stani, was er die ganzen

Monate hindurch häufig gethan. Die Stani wußte nicht, was zwischen ihn und sie gekommen war, aber sie fühlte die Trennung und grämte sich bitterlich darüber.

Um diese Zeit starb der kleine Mome, das fünfjährige einzige Kind ihrer Nachbarin Annetta. Die Trauer der Mutter war groß, die Theilnahme der Nachbarinen allgemein. Alle kamen und legten eine kleine Münze unter das Kopfkissen des kleinen Schlafenden; die Aermsten hatten sich diese Gabe geborgt. Ohne Gabe zu kommen, wäre schimpflich gewesen.

Am Abend ganz spät kam auch die Stani an, aber geräuschlos und vorsichtig, als wünschte sie, daß es ein Geheimniß bleiben möchte. Sie trug in der Hand ein Rosenkränzchen, welches sie dem kleinen Mome auf das blasse Köpfchen setzte. Dann verneigte sie sich demüthig und tief vor der kleinen Leiche, als ob diese etwas Ueberirdisches sei, bog sich darauf zu dem Ohr des Kindes nieder und flüsterte drei Mal: „Ich möchte wissen, ob der Mio mir noch gut ist, und ob er mein werden wird."

So war der kleine Mome, der ein halber Engel geworden war, mit Stani's Liebesbotschaft beim lieben Gott beauftragt. Wenn er ihr binnen zwanzig Tagen nicht im Traum erschien, so war ihre Bitte vergeblich gewesen und ihre Liebe eine thörichte.

Die Stani half der Mutter den kleinen Sarg ganz in Blumen einhüllen, und als die kleinen Träger — das Kind wurde von Kindern getragen — freudig mit ihm da-

hinzogen, folgte sie mit mehreren Freundinen. War es doch ihr Engelsbote.

Sie wartete lange, die arme Stani. Jeden Abend legte sie sich mit der zitternden Erwartung nieder, im Traume den kleinen Mome zu sehen, und jeden Morgen erwachte sie, ohne daß ihr die ersehnte Erscheinung geworden wäre. Wie traurig waren mit dieser getäuschten Hoffnung die blassen, kalten Dezembermorgen!

Endlich in der zwölften Nacht, in der letzten Nacht des Jahres, erblickte die Stani ihren Engelsboten. Sie träumte, sie kniee vor der Madonna von Poisan, traurig ergeben im Gebet. Da flog ein Engelchen an den silbernen Lampen vorüber — es war der kleine Mome mit Stani's Rosenkränzchen auf dem verklärten Köpfchen. Er lächelte dem Mädchen lieblich zu, sie erwachte, faltete die Hände und dankte der Jungfrau.

V.

Die beiden Frauen.

Wie freudig wünschte nicht die Stani ihren Eltern Glück zum neuen Jahre! Sie waren froh, sie wieder froh zu sehen, nachdem sie so viele Tage so traurig gewesen.

Am Nachmittage erwartete sie die Kati, um mit ihr auf die Marine zu gehen. Aber die Kati kam nicht. Sie war überhaupt in der letztern Zeit viel seltener gekommen und schien sehr verändert und niedergeschlagen.

Die Stani setzte sich, da sie nicht allein gehen wollte, auf die Schwelle der vordern Thür. Sie hatte noch nicht lange gesessen, da kam hinter dem Hause des Podestá der Mio her.

Er wollte mit einem Gruß vorbeigehen und — blieb stehen. „Werdet Ihr in diesem neuen Jahre Hochzeit halten, Stani?" fragte er, in einem Tone, der scherzhaft sein sollte.

Die Stani machte große Augen. „Hochzeit — ich? Und mit wem?

„Mit dem Ivo."

„Mit dem Ivo?" wiederholte sie geringschätzig. „Lieber heirate ich gar nicht, als daß ich den heirate."

„Er sagt aber, Ihr würdet ihn nehmen," meinte der Mio.

„Kann ich dafür, wenn er lügt?" fragte das Mädchen.

Der Mio fühlte sich plötzlich gedrungen und verpflichten, den Eltern Stani's guten Abend zu sagen. Die Stani ließ ihn in das Haus, indem sie sich ein wenig von der Thür wegrückte. Aber sie folgte ihm nicht; sie blieb sitzen, sah bald da, bald dorthin und glühte wie eine Granatenblüte. Das war es, was ihr Engelsbote ihr diese Nacht verheißen hatte.

„Guten Abend!" sagte plötzlich die Kati, welche unbemerkt herangekommen war.

„Bist Du doch noch gekommen?" fragte die Stani. „Aber ich mag jetzt nicht mehr auf die Marine."

„Auch ich nicht,“ sagte die Kati. „Ich habe Dir etwas anzuvertrauen. Komm auf Deine Kammer.“

Es wurde der Stani sehr schwer, gerade jetzt von der Schwelle fortzugehen, aber die Kati sah so betrübt aus, daß sie gutmüthig aufstand und die Treppe hinauf in ihr kleines Stübchen ging, wo sie schöne weiße Vorhänge am Fenster hatte.

Hier fing die Kati an bitterlich zu weinen und zu schluchzen. Obwohl sie gekommen war, um sich der Freundin anzuvertrauen, wollte sie doch jetzt nicht mit dem Vertrauen heraus. Die Stani ermunterte sie liebreich — sie konnte sich denken, daß es sich um den Niko handelte. So war es auch. Der schlimme Mensch hatte das thörichte Mädchen, die Kati, verführt und wollte sie nun nicht heiraten.

„Das ist ja eine Schändlichkeit!“ sagte die Stani, als die Kati endlich ihr Bekenntniß herausgeschluchzt.

„Ja, was soll ich thun, was soll ich thun?“ jammerte die Kati. „Siehst Du, daß ist der Zauber von dem bösen Auge des Griechen!“

„Hast Du denn keine Messe lesen lassen?“ fragte die Stani.

Die Kati bekannte ihre zweite Sünde, jene Unterlassungssünde, welche sie wegen des unglücklichen rothen Tuches begangen.

Dieses Bekenntniß machte die gute Stani ernsthafter aussehen, als das erste. Eine Messe der Eitelkeit opfern — es war das sehr, sehr bedenklich! Die Stani sah die wei-

nende Freundin als ein Geschöpf an, dem schwerlich mehr zu helfen sein würde.

Die Kati nahm das wahr. „Auch Du willst nichts mehr für mich thun?“ wehklagte sie.

„Was soll ich für Dich thun können?“ fragte die Stani mitleidig betrübt.

„Sprich mit dem Niko!“

Die Stani erschrak. Mit dem Niko sprechen; und wenn nun der Mio es erführe, und wieder wer weiß was glaubte? Auf einmal erheiterte sich ihr Gesicht. Der Mio war ja der Freund des Niko; sie wollte diesen durch jenen bestellen lassen.

„Warte einen Augenblick,“ sagte sie zur Kati und lief hinunter zu den Eltern. Der Mio war noch dort. Sie trug ihm ihr Anliegen vor. Er stutzte ein wenig. „Es ist für die Kati,“ sagte sie mit einer kleinen wichtigen Miene. „Ah! für die Kati,“ sprach der Mio. „Wohl, ich werde sogleich gehen; ich weiß ungefähr, wo der Niko sein wird, und dann bring' ich ihn bald her — nicht?“

Die Stani machte ihm ein erröthend dankbares Gesichtchen. Der Mio wäre bis auf den Mossor geklettert, um den Niko zu suchen.

Mio brachte den Sünder in einer Stunde herbei. Er hatte ihn unter irgend einem Vorwand zum Mitgehen bis vor das Haus bewogen und dann unversehens hineingeführt. Die Stani empfing beide jungen Männer und blieb allein mit dem Niko. Dieser wußte nicht recht wie ihm geschah, als

die Stani so eifrig zu predigen anfing, wie ein junger Pfarrer. Anfangs wollte der Niko nicht recht hören; aber die Stani war so unwillig, so großartig, so feierlich und so überredend, daß er endlich, um nur Frieden zu bekommen, die Kati in kürzester Zeit zu heiraten versprach.

Das geschah denn auch, und die Kati fühlte sich bis zu der Geburt ihres Söhnchens, welche zwei Monate nach der Hochzeit erfolgte, so glücklich, wie eine Frau nur sein kann, die wenigstens halb gezwungen geheiratet wird. Aber gleich nach den ersten acht Tagen versagte ihr die Milch, und sie mußte ihr Kind von einer Andern nähren lassen. Das machte einen erschütternden Eindruck auf sie. Es war die Strafe dafür, daß sie gewähnt hatte, des Schutzes der Madonna entbehren zu können. Einer düstern Melancholie verfallen, welche schon an Wahnsinn streifte, irrte sie in den Straßen umher, suchte überall einen Priester, der sie von jener Sünde entbände, fand nie einen und wahrsagte mit einem düstern Schwunge unaufhörlich die größten Unglücksfälle. Auch zur Stani kam sie und prophezeite ihr alles mögliche Unheil, aber die Stani wußte es besser.

Der Mio nämlich wurde von jenem Neujahrstage an der eitelste junge Mensch im ganzen Borgo. Immer zog er die besten und grellsten unter allen seinen dunkelblauen Hosen an; immer sah man da, wo sie aufgeschlitzt waren, die weißesten Strümpfe. Drei Paar Schuhe zerriß er in dieser Zeit, weil er durchaus keine Opanken trug; seine Mutter erzählte es mit Bekümmerniß. Und immer hatte

er ein schwarzseidenes Halstuch um und immer eine ganz neue rothe Kappe auf und immer den schönsten Shawl zum Gürtel. Und seine Hemden nun gar — was er mit seinen Hemden für Wirthschaft machte! Die Mutter hätte mögen in den Castellen waschen lassen, um ihm Hemden genug rein zu liefern.

Endlich, nachdem er dann zwei Monate ein solcher Narr gewesen, kam er und frug im Stillen bei der Stani und dann in Form bei ihren Eltern an; und die waren es zufrieden, und seine Eltern waren es auch zufrieden, und die Hochzeit wurde festgesetzt.

Was sagte denn der Ivo? Der Ivo war wüthend und beschloß sich zu rächen.

Die Kati kam den Abend vor der Hochzeit und versicherte der Freundin, sie würde schrecklich unglücklich in ihrer Ehe werden. Der Ivo wünsche ihr Böses, und wo ein Feind Böses wünsche, da gedeihe kein Glück.

Die Stani sagte mit klarem Blicke: „Ich vertraue auf die allerheiligste Jungfrau. Sie wird mir nichts widerfahren lassen."

Mit demselben freudigen Vertrauen ging sie am nächsten Tage zur Trauung. Die Kati seufzte und klagte an der Kirchenthür. Der Ivo drängte sich möglichst nah' an das Brautpaar, und in dem Augenblicke, wo der Mio sein Ja aussprach, knüpfte der Ivo ihm einen festen Knoten in das Schnupftuch, welches aus seiner Tasche hing. Nun mußte die Stani unfehlbar kinderlos bleiben.

Als aber nach zehn Monaten ein frischer Junge ganz ungeheuer schrie, was sagte da der Ivo? Er schlug sich vor die Stirn und schimpfte sich einen Esel, weil — er den Knoten nicht fest genug geknüpft.

Die Stani ist so wenig kinderlos, daß bereits drei kleine Wesen in dem kleinen Garten des Häuschens umherkrabbeln, welches sie mit ihrem Mio am Ende von Pozzobuon bewohnt. Sie ist vollkommen glücklich und noch hübscher als früher.

Aber auch die Kati ist geheilt. Der glückliche Nichterfolg ihrer schwarzen Prophezeiungen in Betreff der Freundin bewirkte diese Kur. Der Niko ist kein ganz so vortrefflicher Ehemann wie der Mio, indessen kann die Kati im Ganzen doch mit ihm zufrieden sein.

Apropos der Paludi.

Wenn der Dampfer in Spalato nicht zur rechten Zeit ankommt, wohl, so ist Spalato noch viel unruhiger, als es ist, wenn der Dampfer zur rechten Zeit ankommt. Die Ankunft des Dampfers ist nun einmal in allen dalmatischen Städten das einzige Ereigniß der Woche. Kommen zwei Dampfer, so gibt es zwei Ereignisse, aber außerdem kann sich nichts ereignen, wenigstens nichts, was angenehm wäre. Und kommen kann auch Nichts, außer mit dem Dampfer. Die Post, dieses zweirädrige Wägelchen, auf welchem eben nur der morlacchische Postillon Platz hat, bringt höchstens einige unbedeutende Briefe; denn wichtige vertraut man ihr nicht an. Alles Uebrige, Gutes und Schlechtes, Erwartetes und Ueberraschendes, Civil und Militär, Freunde und Feinde, Gläubiger und Schuldner, den Hut für die Frau und den Schlafrock für den Mann, das Modenjournal und den neuen Roman, die frische Butter zum Frühstück, den Salame zum Dessert, die Maccaroni zur Suppe, das Sauerkraut zur Bratwurst, das Bier für

die Locanda, ja, sogar den Stockfisch für den Freitag, das Alles und noch viel, viel mehr bringt einzig und allein der Dampfer.

Uns bracht' er einst den seltsamsten Besuch, von einer Engländerin. Die Engländer haben noch immer das Privilége seltsam zu sein; es ist wahr, daß die Dalmatier es ohne Privilége, unmittelbar von Gottes Gnaden sind.

Es war noch in Casa Petrini. Ich saß am heißen Sonntag-Nachmittag, fieberisch, weil keine Briefe gekommen waren, auf einem blauen Sopha, wo Otto des Nachts schlief, und übte mich in der Ungeduld, als Signora Laura mir eine Dame meldete, die mir etwas zu übergeben hätte.

Sie kam herein, eine untersetzte Brünette von Vierzig, in ursprünglich guter, aber jetzt ein wenig beschädigter Reise-Toilette, und übergab mir einen Brief und ein Fläschchen. Das Fläschchen enthielt Ignatia, der Brief war von Frau von Schmitzhausen, welche mir durch „diese Dame" die gewünschte Medicin sandte, „damit ich sie rascher bekommen möchte". Der Brief war über vierzehn Tage alt.

„Es darf Sie das nicht wundern," sagte die Fremde. „Das Fläschchen und ich, wir haben Sie in ganz Dalmatien gesucht. In Ragusa sagte man mir, Sie wären in Cattaro, in Cattaro, Sie wären in Spalato. Hier wollte man mir wieder versichern, Sie wären in Ragusa, endlich hörte ein Franziskaner, wie ich Ihren Namen nannte, versicherte mir, Sie wären hier und brachte mich her."

Ich bedauerte, daß Frau von Spitzhausen ihr so viel Mühe gemacht und fragte, ob sie dieselbe genau kenne?

„Ich habe sie vor vierzehn Tagen kennen gelernt, als ich durch Triest kam.“

„Und jetzt kommen Sie aus Cattaro?“

„Aus Cattaro, aus Montenegro, aus Albanien, und wie Sie mich hier sehen mit dieser zerrissenen Mantille bin ich vor noch nicht vier Wochen aus Egypten in Triest angekommen. Dort erwartete ich, Briefe aus Dresden zu finden, wo ich eigentlich wohne. Ich fand keine, fürchtete, meinem Quartier könnte etwas zugestoßen sein, fuhr rasch nach Dresden, sah, daß Alles in Ordnung war, schlief eine Nacht dort und fuhr am andern Morgen wieder zurück nach Triest, um, wie ich beabsichtigt hatte, noch Dalmatien zu besuchen. Ich war auch in Jerusalem; ich reise zu meinem Vergnügen. Ich habe zwei Männer und fünf Kinder verloren, da thut Zerstreuung mir Noth, und so reise ich denn, wie Sie mich hier sehen, nur noch mit einem einzigen Reisesacke.“

„Und ganz allein?“ fragte ich, „stupefizirt“ durch diese Lebenssilhouette.

„Ganz allein. Ich hätte mich öfter anschließen können, aber ich wollte nicht, ich wollte unabhängig bleiben — ich bin eine sonderbare Person.“

„Ja, das ist wahr,“ sagte ich und gaffte sie ganz dumm an, und dann überlegte ich mir, was man für eine so extraordinäre Reisende wohl thun könne, noch dazu in

Spalato, wo sich so sehr wenig thun läßt. Mir fiel nichts Besseres ein als das goldene Thor und die Paludi. An das erstere schickte ich die Dame mit Otto allein, nach den Paludi ging ich mit.

Das Kloster Santa Maria bei Paludi liegt eine starke halbe Stunde von Spalato am Golf von Salona ungemein unregelmäßig, zerfallen und malerisch zwischen lauter Oelbäumen. Es hat zwei starke Befestigungsthürme und den schlanken der Kirche. Ein kleines Thor, über welchem das Kreuz ist, läßt, immer offen, in den Vorhof ein. Von hier geht man gradaus in die Kirche, links von dieser in den Kreuzgang, in dessen Mitte zwei Brunnen mit schönem Wasser sind. Auch hier ist weder Eleganz noch Regelmäßigkeit, wohl aber die Heimlichkeit eines alten Bildes.

Wir kannten den Guardian, den Pater Smolje; ein großer, schöner, feuriger Mann, den seine Franziskanerkutte vortrefflich kleidete, der beste illyrische Prediger in Dalmatien. Er war eben nicht anwesend, aber der Vikar, rundlich und freundlich, that Alles, um die Fremde nach Würden aufzunehmen. Die Kostbarkeiten des Klosters, die beiden Psalter, welche mit ebensoviel Phantasie wie Geduld gemalt sind, wurden herausgebracht und auf der Brüstung des Kreuzganges aufgeschlagen. Wir bewunderten zum zweiten, unsere Begleiterin bewunderte zum ersten Male die farbig goldenen Arabesken, die wunderbaren Blumen, welche die heiligen Worte schmücken. Dann wurden wir in den Garten geführt, wo von den Mauern die krausen Ranken der

Kapern mit ihren köstlich duftenden violett und weißen Blüten, von den Weingängen die goldgrünen Muskattrauben mit ihren Beeren wie Fingerglieder herabhängen. Unsere Engländerin hatte noch nie Kapernblüten gesehen und noch nie so herrliche Trauben gegessen. Ganz stolz, ihr doch wenigstens etwas Neues verschafft zu haben, begleitete ich sie mit Otto auf den Dampfer und ließ sie dort im Mondschein auf dem Verdeck sitzen.

Wir aber gingen noch oft in's Kloster. Es war so bequem nah, und doch auch wieder weit genug zu einem befriedigenden Spaziergang. Der Weg dahin war wunderhübsch, besonders gegen Abend; denn am Tage brannte, selbst im Winter noch, die Sonne zu heiß. Aber wenn sie sich zu neigen und die Landschaft anstatt zu vergolden, zu röthen begann, dann ging ich mit immer neuem Wohlgefallen die breite Straße zwischen den Wein- und Oelgärten dahin. Zu beiden Seiten wucherten die lieblichsten Hecken. Die wilde Granate mischte ihr röthliches Laub mit dem dunklen des Epheu, mit den seidenflockigen Samenbüscheln der Lonicera caprifolium, mit der Rosenblüte der Brombeere. Plumbago europea blühte roth und violett, dazwischen die golddoldige fucula viscosa, an den Rainen unten Momordica elaterium mit ihren rauhen blaßgrünen Blättern und ihren gelben glänzenden Kelchblumen. Ephedra fragilis zeigte ihre glatten grünen Röhrchen, die mit gelben Knöpfchen besetzt sind, zwischen den langen, gefiederten Blättern des Rhamnus zisiphus, und in und um Alles schlang,

wickelte und wirrte sich Smylax aspera, der stechende Epheu, mit seinen duftenden grünlichgelben Blütentrauben, seinen leuchtend rothen Beeren, seinen langen, spitzen, stachlichten schimmernden Blättern.

Im Kloster war's immer heimlich. Während Otto mit dem Quardian hinausging, um sich irgend einen klassischen Autor von den modernen Italienern zu holen, oder einige Seiten in cyrillischer Schrift zu lesen, blieb ich unten im Kreuzgange und plauderte mit den Laienbrüdern. Die Leute, welche für das Kloster arbeiteten, saßen auch hier. Unter ihnen gefiel mir besonders ein grauköpfiger Castellan, welcher mit einer alten silbernen Brille auf der Nase, emsig Körbe flocht. Er erwiederte meinen Gruß stets mit der größten Verbindlichkeit, aber ein Wort habe ich nie von ihm gehört.

Der Quardian und Otto kamen dann endlich wieder, und Pater Smolja begleitete uns vor das Thor. Sich an der Mauer sonnend, oder bis an die Knie nach Fischen watend fanden wir da immer einen oder den andern Jungen, der uns auf dem Golfe spazieren fahren konnte. Wenn draußen auf dem Meere Scirocco war, so war hier nur hohe gedrängte Flut. Der Marian schließt den Golf von der Seite von Spalato, die Bua von der Seite von Traú ein. Die Schluchten auf der Insel leuchteten roth; der Marian sandte uns, wenn wir an seinen steinigen Abhängen dahinfuhren, würzigen Geruch von den Kräutern herab, welche die schwarzen Schafe weideten. In diesen vielen Düften, welche überall mit der Macht von Essenzen die klare

und durchsichtige Luft füllen, finde ich einen großen Reiz Dalmatiens.

Die Kirche ist nicht groß, enthält aber mehrere Grabmäler; unter andern nach Kohl eines von „einem gewissen Marco Marulo", der bei Kohl ohne weiteres dazu kommt, daß er wegen einer Liebesgeschichte einen Freund entzweigehackt haben soll. Der arme Mann hat das aber nicht einmal im Traume gethan. Er war Mönch in den Paludi und ein heiliger und gelehrter Mann, der keine Liebesgeschichten hatte und keine Freunde entzweihackte. Ebensowenig that es der spätere Marco Marulo, der berühmte Dichter, Philosoph und Historiker, welcher in Spalato zu San Francesco begraben ist und von Kohl mit dem Franziskaner der Paludi verwechselt wird — es wurde nur ihm ein Freund entzweigehackt.

So ist die Sage darüber, welche nicht von einem etwas mittelalterlichen Cynismus der Leidenschaft freigesprochen werden kann. Marco Marulo und ein Freund von ihm, einer aus dem Hause Papali, liebten beide ein und dasselbe Mädchen, Schwester oder Tochter eines Befehlshabers von Spalato. Sie hatten eine Art Winde von Erz machen lassen, die taglia hieß, und vermittels derselben stieg jede Nacht einer oder der andere der beiden Jünglinge zu dem Fenster der gemeinschaftlichen Geliebten empor. Der, welcher nicht oben war, wachte unten.

Eine Nacht, welche eigentlich dem Marulo gehört hätte, empfand der Papali eine so heftige Sehnsucht, daß er den

Freund beschwor, ihn an seiner Stelle hinaufzulassen und ihm für diese eine Nacht zwei oder drei andere Nächte versprach. Ungern gab Marulo nach; ungeduldiger als gewöhnlich harrte er unten in der engen Straße, länger als gewöhnlich verzog der Papali. Der Marulo fürchtete schon, die Glücklichen könnten die mahnende Dämmerung verschlafen, da öffnete sich das Fenster, auf welches er ängstlich die Augen geheftet hielt, und etwas Weißes wurde heruntergestürzt. Zögernd näherte sich der Marulo, ein Sack lag vor ihm, er band ihn auf und fand den in Stücke gehauenen Freund. Der Papali war bei dem Mädchen gefunden worden, und in der damaligen Zeit war ein Jeder „der Arzt seiner Ehre".

Der Marco rief einen Lastträger und ließ den Sack nach seinem Palaste bringen, wo er die verstümmelten Ueberreste des Freundes in der Stille begrub. Die Liebe hatte für ihn aufgehört. Er fühlte nur noch das Bedürfniß, für den Freund zu beten, der statt seiner gestorben. Sein Leben ward eines der Büßung. Nie aß er Fleisch, immer trug er das härene Hemd, oft geißelte er sich. Was ihm nach diesen religiösen Uebungen an Zeit noch blieb, das verwandte er auf die Wissenschaften und ward so die Zierde und der Stolz seiner Vaterstadt. Aber wenn er den Andern genug that, sich selbst that er nie genug. Mit sechzig Jahren zog er sich auf die Insel Solta in das Kloster San Pietro zurück. Zwei Jahre lebte er dort nur in und mit Gott, dann nöthigte ihn die Furcht vor den Seeräubern, welche das Kloster

bedrohten, nach Spalato zurückzukehren. Auch hier wohnte er indessen nicht in seinem Palast, sondern in einem ganz kleinen Casino. Als ein Muster von Gottseligkeit und menschlicher Weisheit starb er. Es gibt Viele, welche nur sein Büßerleben annehmen ohne die sündliche Veranlassung; in keinem Falle aber hat je ein Marco Marulo einen Freund entzweigehackt.

Als ich die Paludi zum letztenmale sah, waren sie stiller als je. In der Klarheit des Golfes ruhte der dunkle Marian und der hundertfarbige Abendhimmel.

Ich schrieb, nach Hause zurückgekehrt:

Ave Maria über der Bucht,
Ave Maria tief in der Schlucht;
Ave Maria! beuget das Knie,
Schlaget das Kreuz — Ave Marie!

Still auf der Erde, still in der Höh',
Still an den Ufern, still auf der See;
Stille der Seele, sende uns die
Himmlisch herab — Ave Marie!

Ave Maria — Ruhe dem Freund!
Ave Maria — Schlaf auch dem Feind'
Faltet die Hände, beuget das Knie,
Frieden mit uns — Ave Marie!



Die Poglizza.

Wenn einer der Spalatriner Possidenti sagt: er habe Ländereien in der Poglizza, so meint er damit einen Landstrich mit zwölf Gemeinden, welcher von Salona bis zur Cettina und vom Canal der Brazza bis Dugopolje geht. Wer vom Anfang des eilften Jahrhunderts bis zum Anfange des neunzehnten die Poglizza nannte, der bezeichnete mit diesem Namen Eine der Kolibri-Republiken des Mittelalters.

Sie entstand auf eine patriarchalische Weise. Drei Brüder aus der bosnischen Familie des Grafen Miroslav verlassen innerer Unruhen wegen ihr Land und kommen über die Cettina. Sie finden am Fuße des Mossor Boden zum Wein- und Oelbau. Sie theilen ihn und lassen sich nieder. Die Familien Tisimir, Kresimir und Clemo bilden sich, und der bosnische Adel in der Poglizza ist gegründet. Die da bei ihm Schutz suchen, wachsen allmälig zum Volke an.

Dann kommen ungarische Edelleute in das Land und

eine zweite Partei ist da. Aber darum kein Zwiespalt. Die Bosnier und die Ungarn versammeln sich auf einem Landtage und geben sich selbst und dem Volke Gesetze.

Jedes Jahr am Tage Sanct Georg erscheinen auf einer Wiese unterhalb Gradatz am Fuße des Mossor, gefolgt von ihren Edelleuten, die zwölf Grafen der zwölf Gemeinden. Ein Mann in prächtiger Kleidung erhebt sich — er ist der Großgraf. Er trägt die Jetscherma aus violettem Tuch mit goldnen Schnüren und silbernen Knöpfen, ebenso verziert die Dolama, die seidene Leibbinde, ungarische Beinkleider, an der Seite den Säbel, über Allem den rothtuchenen Mantel, auf dem Haupte endlich den schwarzsammetnen Kalpak mit einer Feder und goldenen Quasten. Diesen nimmt er ab, dankt für das Zutrauen, welches ihm geworden, rühmt sich, daß er es gerechtfertigt. Ein Jahr hat er die Poglizza regiert. Es ist um. Er nimmt die Schlüssel zu dem Kästchen, welches die Privilegien und Gesetze der Republik enthält; dem Kanzler sie übergebend bittet er diesen, vor Aller Augen die kostbaren Urkunden nachzuzählen. Ohne es zu thun, gibt der Kanzler dem bisherigen Oberhaupte die Schlüssel zurück. Der Graf reicht sie nun dem Vikar der Kirchen in der Poglizza dar, und der Vikar empfängt sie. Zum zweitenmale nimmt der Graf das Wort, bittet um Verzeihung, wenn er geirrt oder Unrecht gethan, versichert, daß es nicht aus bösem Willen, sondern nur aus menschlicher Schwäche geschehen, erbietet sich zum Ersatz und ersucht den Staat, über ihn und sein Vermögen zu

verfügen. Der Vikar antwortet, tadelt und lobt, schlägt vor und dankt. Die Versammlung scheidet sich in zwei Theile. Die Bosnier bleiben, die Ungarn gehen. Diese haben den General-Capitän und zwei Procuratoren, Jene zwei andere und den Großgrafen zu wählen. Die Stimmen werden gezählt; sind sie gleich getheilt, entscheidet die des Vikars. Die Ungarn senden einen aus ihrer Mitte: aus welchem Adel haben die Bosnier den Großgrafen gewählt? Der Pristar, der älteste Graf aus dem bosnischen Commiz, überbringt dem ungarischen den Namen des Gewählten und zugleich die Bitte um Bestätigung der Wahl. Die Ungarn und Bosnier vereinigen sich auf's Neue, und gemeinsam übergeben sie dem Pristar das Archiv, damit er, begleitet vom Vikar, es zu dem neuen Großgrafen trage.

So verwaltete die Poglizza sich, bis die Könige von Ungarn kamen. Dann geschah in ihr, was im ganzen Lande geschah. Das Primat ging den bosnischen Edelleuten verloren und über auf die ungarischen, von denen zwei als Bane regierten. Zweihundert Jahre später vermittelte Spalato die Unterwerfung der Poglizza unter Venedig und die Großgrafen wurden neununddreißig Jahre lang aus den edlen Spalatriner Familien gewählt.

Aber Doimo Papali war zu streng. Indem man ihn nach Spalato zurücksandte, versuchte man mit der abermaligen Wahl eines Ungarn zu den alten Gebräuchen zurückzukehren, ein Versuch, der mißlang. Ein Staat entwächst seinen Gebräuchen, wie ein Mensch seinen Spielen ent-

wächst. Die Poglizza mußte sich verändern. Sie buchstabirte das Alphabet der kleinen Freistaaten durch, und zugleich theilte sie das specifisch dalmatische Schicksal des Schwankens. Wenn sie sich dabei bisweilen zum Halbmond hinüberneigte, so war es nicht ihre Schuld: der Löwe war zu fern, um sie mit seinen Flügeln vor dem verderblichen Lichte zu schützen, welches in der gefährlichsten Nähe glänzte. Den großen Kampf Venedigs gegen den Türken kämpfte sie muthig mit, und was sie sich erkämpfte, war der Sieg.

Sie hatte Helden genug zum Siege. Um sie zu feiern, bedarf Kačić drei ganzer Lieder. Der gefeiertste von allen ist Marco Sinovčić aus Dubrava. In venetianische Dienste getreten, verläßt er sie, vom Frieden gelangweilt, um in Deutschland den Krieg zu suchen. Erst als Candia belagert wird, kehrt er zurück. General der Reiterei, ist er so tollkühn der Erste, daß binnen wenigen Tagen sechs Pferde unter ihm erschossen werden. Mit dem letzten stürzt auch er und fällt, verlassen durch die Flucht der Seinen, in die Gewalt des Veziers. Er wird geheilt und versucht, — ein Paschalik soll seinen Abfall bezahlen. Wer erräth es nicht, daß der Sinovčić nicht erst zu widerstehen, sondern nur zu verachten braucht? Die nächste Versuchung erheischt Widerstand — der Sinovčić leistet ihn. Umsonst bietet ihm Achmet seine wunderschöne Tochter zur Gemalin, umsonst auch läßt er ihn die Vorbereitungen zur augenblicklichen Hinrichtung sehen; der Sinovčić bleibt Held.

Nach dreizehn Monaten kommt eine Nacht, die dunkler und günstiger ist, als andere Nächte. Der Sinovčić wird ein Hirsch, der flieht. Wohin? Wohin anders als zurück nach Candia, zurück in die Gefahr, zurück zu den Brüdern. Sein Kopf ist nun für jeden Türken, der ihn bringt, zehntausend Realen werth; aber kein Türke bringt dem Vezier Achmet den Kopf des Sinovčić. Der Friede wird geschlossen, Marco von Venedig zum Baron von Novaco in Istrien, vom Kaiser Leopold zum General der kroatischen Reiterei ernannt. Er folgt dem Rufe des Kaisers und stirbt Was das Türkenschwert nicht vermocht, das thut die Krankheit.

Noch einmal blitzt die Poglizza in die große Geschichte herein. Venedig hatte sich begnügt, sie zu beschützen. Ein Schutzgeld und dreihundert Mann, um, thät' es Noth, die umliegenden Festen zu besetzen und die Kanonen auf den unfahrbaren Wegen fortzuziehen, das war Alles, was es von seinem kleinen Schwesterstaat verlangte. Oesterreich hatte nicht Zeit gehabt, in Dalmatien an dem Alten zu rühren; da kam Frankreich und mit ihm das Neue. Auch die Poglizzaner fürchteten einige auslöschende Federstriche. Was den Russen in den Castellen nicht gelang, das gelang ihnen in der Poglizza. Sie regten sie auf, der Aufstand brach los und währte zwei Stunden. Die Flotte, welche mit dem Wind in ihren Segeln ihn angefacht, konnte nichts, als Flüchtende retten. Der Brand erlosch, die Asche blieb, die Asche der Dörfer und der Gärten. Drei Tage lang bestraften die französischen Soldaten die Poglizza, am vierten eilte Marmont herbei

und gebot Einhalt. Er wollte nicht, daß, was vom Volke noch nicht geflohen war, versagt werde; er begnügte sich damit, alle Mitglieder der Regierung, sobald man ihrer habhaft werden könne, zum Tode zu verurtheilen. Dann wurde die Grafschaft zwischen die Distrikte von Spalato, Almissa und Sign getheilt — die Poglizza war gewesen. Dieses Mal hatten die Poglizzaner nicht, wie unter Georg Pavich bei Zacučaz, mit Stolz die bleichen Gebeine ihrer gefallenen Feinde zu zeigen.

Die Riviera der Castella.

Wer Riviera kurzweg sagt, der sagt: das Littorale östlich oder westlich von Genua; wer die Riviera der Castella sagt, der sagt: das Arkadien von Dalmatien.

Nirgends ist dieses durchweg malerische, aber fast immer schroffe Land so weich, so sanft, wie an der Riviera der Castella, wie der Landstrich heißt, der durch den Kanal der Castella, die Insel Bua und den Mont Marian vom Meere getrennt, sich zwischen Traú und Spalato hinzieht.

Eine ziemlich hohe Bergkette schützt ihn gegen Norden. Der erste dieser Berge von Traú aus heißt Carban, der erste von Spalato aus Kozjak, daher denn die ganze Kette bald der Carban oder die Cabani, bald Kozjak oder die monti caprarii, auf deutsch Ziegengebirg, genannt wird.

Von diesen Bergen rinnen Bäche herab, nähren die Ebene, welche sie durchrieseln, und murmeln dann hinunter in den blauen Golf von Salona.

Das Oel der Castella ist berühmt. Es wetteifert mit

dem von Ragusa. Man kann sich keine schöneren Oliven-bäume träumen, als man hier sieht.

Der Epheu umwindet sie mit zärtlicher Ueppigkeit. Der Lorbeer wuchert. Die Hecken bestehen aus Myrten und Granatgebüschen.

Es wird hier später Winter und früher Flühling als anderswo im nördlichen Dalmatien. Eine Fahrt hier im Dezember, wenn der blaue Crocus auf den Wiesen, an dem Wasser und zwischen den Lorbeergesträuchen blüht, ist wie ein reizender Traum.

Dicht am Rande dieser glücklichen kleinen Ebene sind weiße Ortschaften erbaut, welche hinüberleuchten nach Spa-lato. Früher waren ihrer dreizehn, jetzt zählt man nur noch sieben.

Zum Schutze gegen die Türken waren sie von verschie-denen Bischöfen, so wie von Familien aus Spalato und Traú mit festen Schlössern versehen worden, daher der Ge-sammtname der „Castella".

Drei davon, Castel' Sučuraz oder Suguraz, (von sveti Juraz, St. Georg,) Castel' Badessa, von den Nonnen von St. Rainero, die es als erzbischöfliches Geschenk besaßen, und Castel' Cambio, von den Cambi aus Florenz, diese drei heißen die Castelle von Spalato.

Die übrigen, Castel' Vitturi, von der Familie gleichen Namens, Castel' vecchio und Castel' nuovo, von den Ci-pico, endlich Castel' Stafileo, von den Stafileo; sind die Castelle von Traú.

Für die meisten der Fremden bleibt die Riviera der Castella ein unbekanntes Land. Man sieht sie allerdings, wenn man von Spalato aus nach den Paludi geht oder nach Salona fährt, von Weitem weiß in den blauen Tönen der Oelhaine schimmern. Aber hat man sie darum gesehen?

Wir fuhren zum erstenmale im September hin, und zwar gleich zu Mittag nach Castell Cambio, an dessen Besitzer, Conte Girolamo Cambi, wir einen Brief hatten. Mit uns fuhren Signora Laura Petrini, welche in der Mutter des Conte Mome — der dalmatische Name des Conte Cambi — eine Cousine, d. h. eine Grisogono besuchte, und Don Giovanni Franceschi.

Man hat diesen Namen in diesen Skizzen schon gefunden, aber man kennt noch nicht den Mann, der ihn trägt.

Wohl, es ist ein kleiner Mann, der sehr frêle aussieht, recht wie wir uns in Deutschland immer einen Abbate vorstellen. Officiell Direktor des Gymnasiums, individuell Poet und vor Allem Romancier. Er kann es vor Dalmatien gar nicht verantworten, daß er nicht gethan hat, was Casetti zu thun beabsichtigte. Es wäre gut für Dalmatien und gut auch für ihn, denn er würde seine Phantasie los. Jetzt verfolgt sie ihn förmlich. Er kann keine einfache historische Thatsache erzählen, ohne daß sie sich nicht wider seinen Willen während der Erzählung zu einer frappanten Novelle abrundete. Dabei romantische Instinkte aller Art. Byron selbst hat das stürmische Meer nicht leidenschaftlicher betrachtet, als der Fran-

ceschi es sich ansieht. Der Scirocco in seiner höchsten Potenz, die klassischen Donnerwetter, die finsteren und wilden Nächte des Südherbstes, mit einem Wort Alles, was in den Ländern der Sonne düster und großartig ist, gewährt ihm Genüsse, die er en amateur stillschweigend in sich aufnimmt und dort verschließt; denn verschlossen sind wir, als echter Dalmatier. Wozu sein Leben ausgeben? Wer kann dieses Gold wechseln? So ungefähr fragte der Franceschi mich, wenn ich ihm sagte: „Aber, Direttore, so machen Sie doch Romane." — „Benedetta, wozu?" — „Aber um Dalmatien bekannt zu machen." — „Von Dalmatien aus bekannt werden!" — Der Palast des Diocletian schloß ihn ein wie ein Kreis in der Magie. Der Franceschi war noch nicht einmal in Italien gewesen. „Wenn ich es nun gesehen hätte, und müßte dann wieder hier leben?" fragte er mich. Mit uns sprach er von sich, von seinen — Nichtarbeiten. Es hatte uns lieb gewonnen und Zutrauen zu uns gefaßt. Wir hatten ihn in etwas aus dem Schlafe geweckt, in welchen er sich mit willkürlichem Magnetismus versenkt. Darum fuhr er auch mit uns nach den Castellen, und das freiwillig, ein wahres Ereigniß für Alle, welche den Direktor kannten.

Er machte mich aufmerksam auf die Landschaft, auf den Mossor, den er seinen Parnaß nannte. Den Berg liebte ich schon, die Landschaft sah ich erst zum zweitenmale, und eine dalmatische Landschaft muß öfter gesehen werden. Man muß sich erst an diese vielen hellen und heißen Töne gewöhnt haben, um ihre wilde und kühne Harmonie aufzufassen.

Wir fuhren zuerst auf das Gebirge zu und eben von Salona links ab, und seine halb aufgegrabenen, halb noch grün bedeckten Ruinen entlang. Salona war, ich muß es nur bekennen, eine Enttäuschung mehr gewesen. Ich hatte Ruinen erwartet, welche im Styl des Palastes von Spalato dunkel gewaltig aufrecht ständen, und siehe, ich mußte mich bücken, um sie zwischen den Wein- und Brombeerranken zu entdecken, welche sie überwuchert haben. Auch erst allmälig nur nahm es für mich einen melancholischen Reiz an.

Castel' Sućuraz hat weder von der Straße aus, noch im Innern pittoreske Eigenthümlichkeit. Ein Thor, enge, kurze Straßen, eine kleine Piazza. Auf dieser sahen wir später im Oktober die Fiéra von San Luca und das Kostüm, so wie den Tanz der Castellaner. Der Tanz bestand darin, daß Tänzer und Tänzerin eine ganze Weile einander gegenüber vorwärts und rückwärts tanzten. Der Tänzer machte Sprünge, die Tänzerin Schritte; von Takt war nicht die Rede. Nachdem dieses Trippeln und Sätzemachen lange genug gewährt, faßte der Tänzer eine Hand seiner Tänzerin und drehte sie wie beim Tyrolerwalzer unter seinem erhobenen Arme herum, während er, den andern in die Seite gestemmt, stattlich neben ihr hertanzte. Die Tracht bestand bei den Mädchen in einem scharlachrothen Mieder und einem dunkelblauen Rock, welcher auf den Hüften geschlitzt und ringsherum dicht gereiht war. Die bunte Schürze war mit rosenfarbnen oder bunten Seidenbändern vorn zugebunden, an der Seite hing das weise Schnupftuch. Ein kleines

Halstuch war grell über das weiße Hemd und die Brust gekreuzt. Das Jäckchen von dunklem Tuch lag eng an, ging nur bis auf den halben Rücken, war ausgeschnitten und mit farbigen Borten eingefaßt. Um den Kopf trugen sie ein weißes oder buntes Tuch, unter dem Kinn zugebunden. Wurde ihnen beim Tanze heiß, schlangen sie die Zipfel hinten in einander, so daß sie dann turbanähnlich coiffirt waren. Die Burschen hatten weder bestimmte Farben noch Stoffe, aber sämmtlich enge Hosen, gleich denen der Borghesen, unten an der äußern Seite jedes Beines etwas aufgeschlitzt und mit Knöpfen besetzt, und weiter ebenfalls gleich den Borghesen weiße, vollkommene Hemden, gekreuzte Westen, leicht geschlungene schwarze Halstücher, rothe Mützen, und die knappen Jacken meistentheils umgehangen. Ich füge noch hinzu, daß der Tanz, obwohl das Gedränge sehr dicht war, mit Schweigen, Anstand und einer gewissen leidenschaftlichen Feierlichkeit vor sich ging.

In Castel' Vadessa tritt die kleine Kirche gut hervor, um so mehr, da eine große Cypresse sich dicht neben ihr erhebt. Man liebt es in Dalmatien, Cypressen an der Seite der Kirchen zu pflanzen, den Baum der irdischen Todestrauer neben dem Ort, wo dem Menschen versichert wird, er lebe, auch wenn er sterbe.

Noch eine halbe Stunde, und wir bogen nach Castel' Cambio ein. An dem einen Ende stand, was sie den Palast des Podestà nannten, ein langes zweistöckiges Haus, welches Conte Leonardo Dudán gemeinschaftlich mit seinem Oheim,

dem Conte Lorenzo, bewohnte. Am andern Ende thürmt sich das eigentliche Castel', der Wohnsitz der Cambi.

Ich weiß nicht, warum ich in Castel' Cambio unaufhörlich an „Eine corsische Familie" von Dumas denken mußte. Es waren sogar keine Analogien zwischen der corsischen Familie und der von den Castellen. In jener ist eine Mutter mit zwei unverheirateten Söhnen, in dieser war der einzige Sohn trèr-bièn marié und die Mutter schon zweifach Großmutter. Das Ganze war anders, alle Einzelheiten waren anders, und doch — la famille corse war mir eingefallen und wollte mir nicht aus dem Kopfe.

Vielleicht weil in beiden Familien die altpatriarchalische Herrschaft des Alters stattfindet; denn wie in dem corsischen Hause, so war in dem dalmatischen Schlosse die Mutter die regierende Fürstin.

Klein und stark und ganz häuslich einfach angethan wie sie war, empfing die Contessa Marietta uns doch mit der Würde einer vornehmen Dame. Mit ihr kam ein junges blühendes Mädchen. Ein anschließendes Kleid von grauer Glanzleinwand zeigte ihren üppigen Wuchs und ihre schönen Arme. Ihr dunkles Haar war rings um den Kopf in großen flachen Locken aufgesteckt, eine Tracht, welche dem runden frischen Gesicht etwas lieblich Kindliches verlieh. „Meine Frau!" sagte der Conte Meome.

Wenn das Töchterchen der Contessa Marianna dem Beispiele der Mutter folgte, so konnte diese noch vor zweiunddreißig Jahren Großmama sein. Man sagte mir auch,

daß sie, nicht zufrieden mit ihrer allerliebst frühzeitigen Mütterlichkeit, sich bereits mit ihrer künftigen Großmütterlichkeit zu thun mache.

Der Vater des Conte Mome war ein ausgezeichneter Offizier Napoleons. Nach seiner Rückkehr beschäftigte er sich damit, den Sohn zu erziehen. Die Erziehung war ihm geglückt — Conte Mome war ein echter Edelmann. Ich habe ihn die ersten Male nie anders gesehen, als in einem nicht neuen Rock und in einem entschieden zerdrückten grauen Hut, und immer sah er vollkommen vornehm aus. Ebenso waren alle Gesinnungen, die er unbefangen und nachlässig aussprach, von jenem Gepräge, das sich nicht nachahmen läßt. Wie jeder Dalmatier seine Specialität, so hatte Conte Mome etwas sehr Deutsches. Dazu kam, daß er deutsch sehr gut sprach, noch besser als französisch.

Seine Lebensart war wie er selbst, einfach und thätig, und dabei da cavalière. Die Verwaltung seiner weitläufigen Besitzungen nahm ihn fast ganz in Anspruch. In der Morlacchei hatte er im Sommer die Getreideernten, in den Castellen im Herbst die des Weines, im Winter die der Oliven. Er war einer von denen, welche die Landwirthschaft in Dalmatien moderner und einträglicher machen möchten. Ob es ihnen gelingen sollte? Nur sehr allmälig, aber gelingen doch. Wie der junge Manfreddo Borelli in dem Lebensgefühl seiner sechszehn Jahre ganz ernstlich zu mir sagte: „Warten Sie nur, Baronin, in vier, fünf Generationen werden Sie Fortschritte in Dalmatien sehen.“

Ohne solche kolossale Hoffnungen zu haben wie der junge Zaratiner, betrieb Conte Mome doch rüstig alle mögliche Verbesserungen und zwar mit der Aussicht auf einen noch von ihm zu erlebenden Erfolg.

Des Nachts las er, und am Sonntag schickte er seinen Wagen aus, um Freunde holen zu lassen. Die kamen an und blieben da, einen Tag, mehrere Tage — je nachdem. Außerdem gab es noch immer einen oder mehrere Hausgenossen, die alle mögliche Freiheit genoßen, nur nicht die fortzugehen. Bei einem spätern Besuche fanden wir die ganze Familie in Aufregung, und warum? Ein junger Mensch, Sohn eines entfernten Freundes, war seit einem Monat in Castel' Cambio, und „wurde gehalten wie das Kind vom Hause". Auf einmal fällt ihm, ich weiß nicht was, ein, und er vertauscht das Castel' mit dem Hause des Conte Lorenzo Dudán. Konnte man eine größere Undankbarkeit sehen? Was hatte man ihm gethan, um so von ihm beleidigt zu werden? Wie jede schlechte Handlung, deren man sich schämt, hatte er diese Desertion in aller Stille ausgeführt. Aber sie war auch unverzeihlich; er hätte die Familie gar nicht mehr kränken können.

Ich glaube, daß dieser Unglücksfall ein Ausnahmsfall war. Im Allgemeinen richtete man sich gern auf Castel' Cambio ein, und kam auch gern wieder. Gereral Mamula that das, so oft er Spalato nicht blos berührte, sondern wirklich besuchte. Man kam sans gêne, „man kam, und man war da". Ich machte Anfangs Einwendungen dagegen,

gleich das Erstemal so ohne Weiteres zu Mittag hinzufahren. — Ganz verwundert sagte man mir in Casa Petrini: „Aber zum Mome fährt Niemand anders als zu Mittag.“ Auch war's, als wären wir erwartet worden. Die Damen verfügten sich in die Küche, Conte Mome bot uns eine Fahrt in seiner Barke nach Castel' Vitturi an.

Es hat einen regelmäßigen Hof mit Treppen und Galerien. Inwendig sollen gute Gemälde sein. Der Besitzer erbot sich artig, sie uns zu zeigen, aber ich wollte nicht gern aus dem Sonnenschein hinauf. So schloß er denn nebst seinem Bruder sich uns an, und begleitete uns zuerst in die große neue Kirche, und dann nach der Villa, wo die Schwiegereltern des Conte Mome wohnen. Ich bemerke flüchtig, daß der Vater der beiden Vitturi, Rados Antonio Michiel Vitturi, einer der bedeutendsten ökonomischen Schriftsteller Dalmatiens war.

Von Signor und Signora Ambrosini wurden wir so liebenswürdig aufgenommen, wie es in den Castellen allgemein Sitte zu sein schien. Conte Mome sagte zu mir: „Sie haben meine Frau so jung gefunden, was werden Sie erst zu meiner Schwiegermutter sagen?“ Signora Ambrosini lachte und bot uns Limonade, Biscuit und Früchte an. Signor Ambrosini führte uns zu mehren vortrefflichen Bildern, welche er auf einer Reise in Italien erworben hatte. Und ich — bat um ein Stück Brod, weil ich so sehr großen Hunger hatte. Man sieht, ich war leicht zu Hause in Dalmatien.

Conte Vitturi nahm Abschied von uns, Signor Am-

brosini begleitete uns seinerseits bis an das Ziel unseres Spazierganges, die Besitzung des Conte Capo-Grosso aus Spalato. Meist unbewohnt steht sie dicht am Golf, beim Sturm schlagen die Wellen über sie hin. Zugleich ist sie ganz abgeschlossen und abgeschieden und dunkel durch Epheu und Bäume. Genug, sie gefiel mir ungemein.

„Das wäre ein Ort, um einen dalmatischen Roman zu schreiben," sagte der Diretcore zu mir. Er plagte mich unaufhörlich: „Benedetta, schreiben Sie, schreiben Sie doch einen dalmatischen Roman." Was er nicht that, sollte ich thun.

„Und hier im Castel' Vitturi hat Dobrila gewohnt," fuhr der Direttore fort, „und hier in dieser Kapelle ist sie mit ihrem Milienko begraben, und Milienko und Dobrila sind für uns wie Romeo und Giulietta."

Und ich muß mich einer Vergeßlichkeit anklagen, oder vielmehr eines Mangels an Erinnerung. Ich weiß nämlich nicht mehr ganz genau, wo die Kapelle mit den begrabenen Liebenden liegt. Otto sagt links, mir dünkt rechts am Wege; Otto meint, es sei dicht hinter der Kirche, mir kommt es vor, als wär' es kurz vor der Villa Capo-Grosso. So viel steht fest, daß die Kapelle irgendwo an der Straße zwischen der Kirche von Castel' Vitturi und der Villa Capo-Grosso steht und daß die Geschichte der Liebenden in zwei Bänden von Casetti zu lesen ist.

Für die, welche sie da nicht lesen können, will ich sie hier in möglichster Kürze erzählen.

Dobrila war die Tochter Radoslavs, Milienko der Sohn Adalbert's, beide Castellani, reiche Herren, große Freunde. Milienko hatte keine Mutter mehr; die Dobrila's, Maria, pflegte ihn zugleich mit der Tochter, daher Kinderfreundschaft à la Paul et Virginie, welche zur Jugendliebe wird. Darauf ein Streit und dann ingrimmige Feindschaft zwischen den Vätern und Trennung der Kinder. Wie Heine sagt: es ist eine alte Geschichte u. s. w.

Milienko muß fort, nach Venedig, und Dobrila soll verheiratet werden. Sie steht vor dem Altar, da stürzt Milienko, eben zurückgekehrt, wie ein Wüthender in die Kirche, behauptet seine Rechte, fordert seine Geliebte und der beleidigte Bräutigam entsagt der Verbindung.

Adalbert gibt dem Sohne nach, Radoslav nicht der Tochter. Sie wird in das Kloster von San Nicoló zu Traú gebracht. Milienko, der es gewaltsam zu verhindern versucht, erhält als Strafe den Befehl, sich für eine Zeit in das Kloster Vissovaz an der Kerka zurückzuziehen.

Er kann seine Geliebte nicht befreien, sie entflieht allein aus ihrem Kloster und sucht entschlossen Milienko in dem seinigen auf.

Es müssen sehr freundliche Mönche damals in Vissovaz gewesen sein. Sie haben ein Einsehen in die Gefühle der Liebenden und wollen sie heimlich verheiraten. Da schickt Radoslav drei Cavaliere an Adalbert. Der stolze Conte willigt in die Heirat, die auch ihm nun nöthig geworden scheint; nur soll die Vermälung in der Heimat der Liebenden voll-

zogen werden. Sie kehren zurück, die versöhnten Väter empfangen sie, am nächsten Tage ist die prachtvolle Hochzeit, bis zur Nacht folgt Festlichkeit auf Festlichkeit. Jetzt soll die junge Gattin in des Gatten Haus geleitet werden. Sie wendet sich an der Brücke um, mit einem letzten Lächeln Abschied vom Vaterhaus zu nehmen — da fällt ein Schuß, und Milienko stürzt, und Dobrila ist Witwe. Wer hat sie dazu gemacht?

An ihrem Sterbebett drei Monate später bekennt Radoslav in väterlicher Verzweiflung seine Schuld an Milienko's Mord. Adalbert fordert ihn mit gezogenem Schwerte zum Kampfe, Radoslav stürzt sich in das Schwert des beraubten Vaters.

Wo Milienko und Dobrila begraben sind, steht: „Pokoj Ljubovnikom“, Ruhe den Liebenden.

Für sie Ruhe, für uns ein Mittag. Wir hatten nach unserer poetischen Barkenfahrt sammt und sonders einen prosaischen Hunger.

Wir wurden in den kleinen runden Eßsaal geführt, welcher im zweiten Stock des Castellthurmes lag. Er war al fresco gemalt, hatte die Aussicht auf den Golf und in der Mitte eine reizend geordnete Tafel.

Die Dalmatier verstehen die Anordnung einer Tafel. Ich denke noch mit Vergnügen einer kleinen Collation, mit der Conte Toni Bajamonti uns in Salona überraschte. Eine kleine, schlecht getünchte Stube mit einem Bette darinnen, ein Holztisch und Holzbänke und als Erleuchtung zwei

Talglichter, und inmitten dieser Wirthshausalltäglichkeit eine allerliebste Improvisation von Silber und glänzendem Wein und leuchtenden Früchten und sonst noch allerlei Süßem und Gutem — es war wirklich das alte schöne „Tischchen decke dich" aus den Kindermärchen.

Auch in Castel' Cambio leuchteten die Krystallflaschen, statt der Pfropfen mit Blumen zugesteckt, und zwischen ihnen die rosiggrünlichen und gelblichen Pfirsiche, die von der Süße aufgesprungenen Feigen, die durchsichtigen weißen und blauen Trauben, die fein gefärbten Aepfel aus der Türkei oder der Morlacchei, und endlich die großen duftenden Melonen, welche abgeschält und ungefähr in Form von ungeheuern Artischocken eingeschnitten waren. Kleine Teller mit Schinken und Salami verschiedener Art verloren sich in diesem Luxus von Früchten.

Ich will hier flüchtig das dalmatische Diner skizziren, wie man mit wenig Abänderungen es überall findet. Es beginnt mit kurz und nicht weich gekochtem Reis. Liebesäpfel, Hühnerlebern, Kraut, auch Wurst und Schinken sind Zuthaten desselben. In Castel' Cambio war er mit Hühnerlebern und grünen Erbsen vermischt, diese letztern montenegrinisches Gewächs.

Auf den Reis kommt unwandelbar crema fritta, gebackene Sahne, Klößchen von einem sehr leichten Omeletteteig in Butter gebacken.

Und nun folgt Gesottenes auf Geschmortes und Geschmortes auf Gesottenes. Gemüse und Salate werden als besondere Gerichte gegeben. Eine echte dalmatische Schüssel

ist die „Tecchia der Tiegel", d. h. Hammelfleisch in Stücken zusammen mit gleichfalls zerschnittenen Kartoffeln geschmort. Dieses Essen ist sehr gut wenn — es gut ist.

Kapern und Sardellen, beide von vorzüglicher Feinheit, werden, besonders die ersteren, keineswegs so benutzt, wie sie benutzt werden könnten. Man ißt sie einfach aus Essig, die Sardellen allein, die Kapern zum gesottenen Fleisch.

Dieses wird ebenfalls nur in Stücken aufgetragen. Man sieht, daß die Türkei nicht fern ist. Gern gibt man mehrere Arten Fleisch zugleich, so daß jeder nach Belieben wählen kann.

Von einer gewissen Ordnung in der Aufeinanderfolge ist nicht die Rede. Wie gesagt, eine große Schüssel mit Gesottenem kommt mitten zwischen Geschmortem und Gebackenem.

Compots gibt es gar nicht. Benutzt man Obst, so ist es entweder zu Fritturen — pomi, susini fritti — d. h. Aepfel oder Pflaumen in Teig eingetaucht und in Butter gebacken, oder mit Fleisch im Tiegel geschmort wie die Kartoffeln. Rindfleisch mit Aepfel auf diese Weise bereitet schmeckt gar nicht übel.

Der schwächste Punkt der dalmatischen Küche sind die Saucen. Ich habe ihrer drei kennen gelernt: aus Liebesäpfeln, aus Sardellen und aus Zwiebeln. Vergebens versuchte ich meinen Köchinen eine Kapernsauce beizubringen — sie konnten stets nur eine Brühe begreifen, in welcher die Kapern isolirt umherschwammen. Einer einzigen sehr guten kalten Sauce muß ich mit Anerkennung gedenken: sie war die Inspiration der Contessina Marietta Dudán.

Gebraten wird am Spieß, bisweilen sehr gut, öfter aber zu stark. Wie denn überhaupt das Zusehrkochen ein häufig vorkommender Fehler ist.

Das ein Diner im Allgemeinen; jetzt zurück zu dem von Castel' Cambio. Contessa Marietta betrachtete es als ein verfehltes; sie hatte kein Wild und keine Fische gehabt. Signora Laura wurde gescholten, daß sie uns nicht angekündigt. Wir hatten nur Hühner in drei Gestalten, gesotten, gebacken und gebraten, ein ideelles Hammelfleisch im Tiegel, einen Strudel, eine andere Mehlspeise, strangola-preti, Priesterwürg genannt, verschiedene sonstige Schüsseln mit Fleisch, Alles in Allem zwölf Gerüchte. Ein klägliches Diner ohne allen Zweifel. Nach diesem kurzen Speisezettel kam das Dessert: ein vortreffliches pan di spagna, i. e. Biscuittorte, worin Contessa Marianna Meisterin zu sein schien, anderes Gebäck, dann das Geräucherte, Käse, und endlich das Obst. Seltene, heiße, vaterländische Weine verstehen sich von selbst.

Während dieser langen Tafel servirte Conte Mome mir auf daß Eifrigste und aß selbst dagegen fast gar nichts. Als diese wunderbare Mäßigkeit sich auch bei dem zweiten Diner auf Castell Cambio wiederholte, konnte ich mich nicht enthalten, unsern Wirth zu fragen: was er denn eigentlich esse?

„Fische, wenn welche sind," antwortete er.

„Und davon haben Sie diese Gestalt bekommen?" Conte Mome hatte seiner zunehmenden Beleibtheit wegen das Reiten aufgeben müssen, worin er excellirte.

„Sie frühstücken wohl stark?"

„Wenn ich einmal Hunger habe. Heute habe ich noch nichts genossen.“

„Auch keinen Kaffee?“

„Ich trinke nie Kaffee.“

Er trank auch keinen Wein oder so gut wie keinen. Ich bekam einen förmlichen Respekt vor diesem Nichttrinken und Nichtessen, welches selbst in dem mäßigen Dalmatien abnorm genannt werden konnte.

Mit meiner Neugier, die auf Reisen Alles wissen will, erkundigte ich mich bei Contessa Marianna, was sie frühstücke, ob Kaffee oder Chokolade. Ob Thee brauchte ich nicht erst zu fragen; der wird in Dalmatien nur getrunken, wenn man krank ist.

Die hübsche Contessa lachte mir in's Gesicht. Wenn sie überhaupt frühstückte, so war's ein Stück kalten Braten.

Was für ein kräftiges, unverzärteltes Leben! Und so ist's in Allem. Man lebt gewissermaßen in freier Luft. Ich habe im Castel' Cambio immer Thüren und Fenster offen gefunden, sogar im Dezember. Kein Abschließen, kein Alleinsein. Die Dienerschaft circulirte unbefangen durch alle Gemächer, die Landleute kamen mehrmals während meiner Unterhaltung mit Contessa Marianna hinein in das oberste Thurmzimmer gestiegen, um nach dem Herrn zu fragen. Jeder hatte jede Freiheit.

Wäre das ein Leben für mich! Nein; aber ein gesundes ist es.

Eine Merkwürdigkeit auf Castel' Cambio darf nicht un-

erwähnt bleiben. Es waren dies zwei massiv gearbeitete und sehr zierlich ausgelegte Bettstellen, welche ein morlacchischer Tischler nach einer Zeichnung verfertigt hatte, ohne je aus seinen Bergen herausgekommen zu sein.

Unser zweiter Besuch in den Castellen galt dem Conte Leonardo Dudán, welcher uns zu Mittag eingeladen hatte. Conte Leonardo lebte sowohl in der Stadt wie auf dem Lande abgesonderter und verschlossener als der Conte Mome. Ebenso verschieden waren ihre Individualitäten. Conte Leonardo ist der einzige Dalmatier gewesen, welchen ich auszuschälen gehabt habe. Indessen es lohnte sich der Mühe. Er schrieb einen höchst durchsichtigen und gemessenen Styl, er sprach wie er schrieb, und er war wie er sprach. Seine Landsleute schätzten ihn als Stylisten sehr hoch; selbst die anerkannteste Autorität in Dalmatien, der Nisiteo, sagte das Beste von Dudán. Aber wir schrieben wenig, wir, der damalige Podestá und vortreffliche Stylist, und wir ließen noch weniger drucken. Ich weiß nicht, ob außer einzelnen Romanzen kaum noch mehr erschienen sein sollte als „das Turnier von Sign", im vorigen Jahre von Carrara in der Letteratura di Famiglia abgedruckt, und ein Brief über die Heiratsgebräuche in den Castellen; und für die Veröffentlichung dieser letzteren Production hat man keineswegs dem Verfasser selbst, sondern nur demjenigen zu danken, an welchen sie gerichtet war.

Die Giostra di Sign ist ein Gedicht in acht und vierzig Oktaven, über ein Fest in Sign, welches sich in Prosa wenig

gut ausnehmen würde, wie jedes andere Gedicht. Von den Hochzeiten in den Castellen dagegen will ich einen kurzen Abriß entwerfen.

Wie überall, ist sie nur das B zum A der Verlobung, und dieses wird gewöhnlich ein Jahr früher gesagt.

Die beiden Familien, die sich verbinden sollen, sind mittels geheimer Unterhandlungen eins darüber geworden. Der Tag der feierlichen Werbung kommt heran.

Begleitet von dem Vater und den nächsten Verwandten zieht des Morgens der Freier nach dem Hause des Mädchens. Sie pochen, der Schwiegervater schaut heraus.

„Wer klopft dort unten?“

„Finden bei euch Freunde Aufnahme?“

„Zu jeder Zeit sind sie willkommen.“

Er öffnet, sie treten ein, die Begrüßungen werden gewechselt, und man setzt sich an den gedeckten Tisch. Der nächste Verwandte des Freiers spricht zum Hausherrn: „Ihr fragt uns nicht und wir sagen Euch nichts davon, was uns eigentlich herführt. Wir wollen nämlich Eure Tochter für unseren Vetter zur Frau.“ Der Vater des Mädchens antwortet: „Jetzt trinken wir — nachher werden wir davon reden.“ Und man ißt und trinkt und schwatzt von Allem, nur nicht von der Hauptsache.

Endlich ist man mit Essen und Trinken fertig, und nun wiederholt der Freiwerber seinen Antrag. Darauf sagt der Vater: „Ich für meine Person habe nichts dagegen. Wir wollen darum das Mädchen hören.“

Das Mädchen hat bisher in einem Winkel des obern Stockwerkes gehorcht. Jetzt vom Vater gerufen, kommt es zögernd die Treppe herab, immer dicht an die Mauer gedrückt. Der Vater frägt, ob die Heirath ihr annehmbar scheine. Sie senkt die Augen, hält das Auswendige der Hand an die Stirn, um ihr Erröthen zu verbergen, und antwortet mit der üblichen Formel: „Was meine Eltern thun, ist wohlgethan." Der Vater des Freiers spricht zu diesem. „Gieb ihr die Hand und deine Geschenke!" Sie empfängt also rothe Lederschuh, gelbwollene Strümpfe — und Bänder und Korallen. Die prosnja, das Anhalten, ist geschehen, ein letzter Trunk, gegenseitige Umarmungen, und der Freier mit den Seinigen zieht von dannen.

Vierzehn Tage vor der Hochzeit wird diese den Verwandten und Freunden angekündigt, damit die Geschenke, gute Weine, Brod, Lamm- oder Hammelbraten, Hühner, Eier und ähnliche Dinge, in Bereitschaft sein mögen.

Am Hochzeitstage selbst stehen die allernächsten Verwandten der Braut, wie etwa ihre ältere, verheirathete Schwester, ihr Mutterbruder, oder ihre Vaterschwester, ganz früh auf und begeben sich, Körbe mit Geschenken auf den bunten Tragwülsten, welche auf den Kopf gelegt werden, in das Haus der Braut. Da sind Schnüre und Bänder von verschiedenen Farben, die zu allen Seiten herabhängen, Strümpfe und Schuh, gekörnte Nadeln von Silber und Gold, der lange Rosenkranz mit silbernen Paternostern, silbernem Kreuz, silbernem Medaillon, welcher an den Gürteln

befestigt und beim Gehen in und beim Kommen aus der Kirche zwischen den Händen gedreht wird, und endlich an gleichfalls silberner doppelter Kette doch nur von Verheiratheten am Gürtel zu tragen, das halbmondförmige Messer in gleichfalls silberner, ciselirter Scheide. Die Braut macht ihrerseits Geschenke. Eine zukünftige Schwägerin z. B. erhält ein himmelblauseidenes Band, um es am Nest am Hinterkopfe zu befestigen; der eine Verwandte ein Tuch, der andere eine rothe Mütze.

Jetzt zieht der Bräutigam mit den Seinigen herein. Ein Alter unter den Verwandten, stari svat, hat mit einem Pistolenschuß das Zeichen zum Aufbruch gegeben und tanzt und singt mit einer wehenden Fahne dem Zuge voraus. Hinter ihm kommt der Bräutigam, hinter diesem die Schaar der Verwandten und Hochzeitsgäste. Das Haus der Braut wird erreicht und höflich daran gepocht. Der Brautvater frägt: „Wer ist da?“ — „Freunde!“ lautet die Antwort, und der Einlaß erfolgt.

„Warum kommt Ihr mit solchem Gefolge?“ fragt der Hausherr den stari svat.

„Wir wissen, daß in diesen Mauern etwas ist, das nicht hineingehört, und kommen es zu suchen.“

„Wohlan, ist das wahr, so kommt herein und suchet!“

Sie treten ein und sogleich an die mit Speisen und Wein bedeckte Tafel.

Sie haben gegessen und getrunken. „Wir wollen un-

sere Taube suchen, die sich hier im Hause versteckt hält." Und sie spüren in allen Winkeln umher.

Der Hausherr stellt ihnen seine allerälteste Verwandte vor. „Ist das die Taube, die ihr suchet?"

Sie schreien: „Gott verhüte, daß es die sein sollte!"

Das Spiel währt noch eine Weile fort — dann wird die Braut vom Vater gerufen.

Ihr Rock und ihr Jäckchen sind blau, ihr Mieder scharlachroth, ganz wie gewöhnlich. Aber das Mieder ist vorn mit zwei Reihen goldner oder silberner Knöpfe besetzt und mit einer Borte versehen; das Jäckchen hat Goldborten und karmoisinsammtene Aufschläge. Das Halstuch ist glänzend weiß und reichgestickt. Die Flechten sind unterhalb der Ohren in Knoten aufgesteckt und zwar mit goldenen oder silbernen Nadeln. Aus dem rothen Rockschlitz hängt das Messer an seiner Doppelkette, um den Hals trägt sie Goldmünzen, in den Ohren schwere Gehänge von drei Etagen, an den Fingern Ringe, auf dem Kopf das weiße Tuch mit hinten verschlungenen Zipfeln, an den Füßen grüne, gelbe oder blaue Strümpfe und Schuhe von Leder oder schwarzem Sammet mit breiten Silberschnallen.

„Das ist die Taube, die uns weggeflogen!" Sie reißen sie vom Vater los und führen sie aus dem Hause.

Aber wenige Schritte von der Schwelle versperren ihnen Stangen und gekreuzte Waffen den Weg. Es sind die Nachbarn des Brauthauses, welche den Zug anhalten.

„Warum thut ihr das?"

„Das Mädchen, welches ihr da mit euch schleppt, ist unser. Ihr wollt sie uns rauben, doch dieser Spaß wird Euch theuer zu stehen kommen; sie muß uns zurückgegeben werden!“

Es erfolgt ein heftiger Scheinstreit. Dann wird der Zoll erlegt, die Schlagbäume fallen, und unter dem Getöse von Schüssen zieht Alles paarweis in die Kirche.

Dort geschieht etwas, das nicht gerade an Philemon und Baucis erinnert. Bei den letzten Worten des Segens nämlich versuchen die Brautleute einander die Kerzen auszublasen, welche sie in den Händen halten. Wem es zuerst gelingt, der überlebt das Andere.

In derselben Reihenfolge wie sie gekommen, voran der Bräutigam mit seinen Gästen, dann die Braut mit dem Freiwerber und ihren Verwandten und Freunden, ziehen sie in das Haus des jungen Ehemanns. Der stari svat thut abermals einen Pistolenschuß und tritt singend ein. Ihm nach folgt der Bräutigam und dessen Begleitung. Die Braut nähert sich ihrerseits. Da kommt auf der Schwelle ihr die Mutter des Bräutigams entgegen.

„Wer ist die, welche Du in Deinem Hause aufnehmen willst?“ frägt sie den Sohn.

Die Braut gibt sich zu erkennen. Die Schwiegermutter hält ihr die erste schwiegermütterliche Predigt, umarmt sie und leitet sie in das Haus.

Der Hochzeitsschmaus beginnt. Von Zeit zu Zeit erhebt sich der stari svat, um in Versen das Brautpaar zu beglückwünschen oder die Thaten alter Volkshelden zu feiern. So

oft er singt, hält Jeder mit dem Essen inne. Singt er gut, wird er laut gerühmt; bringt er eine Gesundheit aus, muß Jeder ihm Bescheid thun.

Plötzlich wird an die Thür gepocht. Wer ist's? Der Bruder der Braut. Er gebärdet sich kläglich, er weint. „Ich suche meine Taube — ich habe sie verloren — ich bin ihrer Spur bis hierher gefolgt!“

„Warum, zu wem kommst du? Deine Taube ist nicht hier, geh in Frieden weiter, oder ziehst Du es vor, so setze Dich zu uns und theile unsere Freude!“

„Ach, was hilft Stärkung, was Essen, wenn das Herz vor Gram bricht? Ach, sagt mir, sagt mir, ob meine Taube nicht zu Euch geflogen ist, damit ich sie wiederfinde, wiedernehme, und eile, eile, um die Thränen und den Jammer meiner unglücklichen Mutter zu enden!“

Und er endet seine Klage nicht eher, als bis ihm Jemand aus dem Hause ein weißes Tuch geschenkt, um damit die Thränen seiner Mutter und seine eigenen abzutrocknen.

Damit endigt das Hochzeitsmahl, wobei Alle im Essen und Trinken gewetteifert, und unterstützt von unaufhörlichen Schüßen vor den Fenstern, mit Geschrei, Gesang und Lebehochs einen wahren Höllenlärm vollführt haben.

An diesem Tage ist die Braut zum ersten und letzten Male mit den Männern und wird, anstatt zu bedienen, bedient. Acht Tage lang nach der Hochzeit trägt sie das Hochzeitskleid und sieht weder das Haus der Eltern noch irgend wen von den Ihrigen. Am neunten sendet ihre Mutter

ihr durch die nächste Verwandte einen geschmückten Korb mit schön gemaltem Rocken und gleicher Spindel. Sie legt das Alltagskleid an und beginnt die häusliche Arbeit. Ein Jahr lang trägt sie noch in der Flechte das rothe Band der Braut, dann thut sie auch diese letzte Erinnerung an den Tag ab, wo sie die Erste war.

Dieß ist die Schilderung, welche in dem Briefe enthalten ist. Man sieht, daß sie nach einem speciellen Feste gezeichnet wurde. Modificationen müssen natürlich stattfinden, schon wenn z. B. die oder jene Verwandte fehlt. In den Hauptzügen aber gleicht jede Hochzeit dieser.

Aus einer sehr guten, klaren und einfachen Beschreibung von Spalato und seinen Vorstädten habe ich „Aus dem Borgo" genommen. Ich rieth dem Conte Leonardo sehr, dieses Manuscript herauszugeben. „Der Paravia hat es nicht ganz schlecht gefunden," sagte er mit seiner gewissenhaften Bescheidenheit. „Um so mehr," sagte ich. Conte Leonardo drückte mir die Hand, sprach von meiner Nachsicht und beförderte sein Manuscript in seine Tasche zurück, um es nach Hause zurückzutragen und wieder einzuschließen.

Seine Töchter waren sehr gebildet und gut erzogen, seine geistvolle Mutter ist die Schwester des Kreglianovich.

Sonderbar — wie zwei der älteren Geschichtschreiber Dalmatiens, Lucius und Andreis, aus Traù, so sind die beiden bedeutendsten modernen aus Castel' nuovò gebürtig.

Viel größer und viel weniger malerisch als die Castelle von Spalato und das darauffolgende Vitturi, laufen Castel'

vecchio, Castel' nuovo und Castel' Stafilleo eines in das andere über und enthalten, statt der verschwundenen Befestigungen, viele Landhäuser, in welchen wohlhabende oder auch reiche Familen theils immer, theils nur zur Villeggidura wohnen.

Aus einer wohlhabenden Familie von Castel' nuovo also wurde 1777 Conte Albino Kreglianovich geboren. Er studirte in Italien und begeisterte sich für die neuen Ideen. Eine Komödie, in welcher er die Anhänglichkeit seiner Landsleute an das gestürzte Venedig burlesk behandelt haben soll, wird ihm jetzt noch bisweilen vorgeworfen. Ich las sie nicht; wohl aber seine Memoria sulla storia della Dalmazia. Als er, nachdem Dalmatien österreichisch geworden, keine Anstellung erhielt, verkaufte er seine reichen Besitzungen und siedelte nach Italien über. Hier schrieb er musikalische Dramen. Mangel an Anerkennung soll es gewesen sein, was seinen Geist störte; genug, seit 1825 wahnsinnig in S. Servolo bei Venedig, starb er dort 1838.

Weniger tragisch endend und mehr sonderbar bewegt ist das Leben des Katalinich. Giovanni hieß er mit dem Vornamen, am 25. März 1779 wurde er geboren. Mit acht Jahren kam er nach Traú, wo sein Vater Kaufmann war, auf die eben dort begründete kleine Schule des heil. Lazarus. Dann begann er auf dem Seminär von Spalato die Theologie zu studiren, setzte dieses Studium in Rom fort, beendete es in Agram und — ging dann plötzlich zum Jus über. Unter Oesterreich war er Friedensrichter. Unter

Napoleon Befehlshaber der Territorialmacht in Sign. Als solcher hatte er in Clissa die österreichische Partei zu unterdrücken. Von den Oesterreichern gefangen, kam er nach Ungarn. Durch den Frieden von Preßburg frei geworden, trat er als Hauptmann in französische Dienste und machte im illyrischen Regiment den Feldzug in Spanien mit.

Als 1813 ein neues Regiment in Kroatien errichtet werden sollte, wurde er hingesandt, um es ausbilden zu helfen. Noch waren seine Leute nicht blos noch nicht ausgebildet, sondern auch noch nicht einmal bewaffnet, als die Türken die Festung Cettin überfielen, die Besatzung niedermachten und dreißig Dörfer in der Umgegend plünderten. Auf die Nachricht davon wurde in Karlstadt beschlossen, die Türken zu bestrafen, aber womit? Katalinich ließ einige Trompeter durch die Stadt ziehen und die Einwohner auffordern, ihm herbeizubringen, was sie an Waffen hätten. Sie beeilten sich, es zu thun, und er rüstete seine Mannschaft aus. Nie ist ein Husarenrittmeister mit weniger husarenmäßig bewaffneten Husaren ausgerückt; doch was thut das? Die Sache ist, die Türken zu schlagen und die Festung wiederzunehmen, und Beides geschieht. Der Herzog von Abrantes bat für den Anführer der unvorschriftsmäßig bewaffneten, aber vorschriftsmäßig zuschlagenden Truppen um das Kreuz der Ehrenlegion; aber Napoleon konnte kein Kreuz mehr bewilligen — er hatte entsagt.

Katalinich trat in österreichische Dienste zurück. Bei der Pest in Makarska wurde er Commandant des Gesund-

heitscordons an der Cettina und benahm sich gegen die Krankheit ebenso brav wie gegen die Türken.

Er sollte 1818 einen neuen Cordon gegen die Herzegovina, Albanien und Montenero einrichten; aber eine schwere Krankheit machte ihn unfähig zum ferneren Dienst und brachte ihn von den Thaten zu den Büchern. Genesen ließ er sich in Spalato nieder und schrieb seine Geschichte. Er fand wenig Unterstützung, und nur im Ausland Anerkennung. Seltsam genug machte er dabei ohne es zu wollen den Nisiteo zum Alterthumsforscher. Er hatte diesem den ersten Band seiner Geschichte gesandt. Nisiteo fand beim ersten flüchtigen Lesen gleich, daß der Name eines Consuls falsch angegeben war. Er schrieb an den Katalinich und bat ihn, diesen Fehler als Druckfehler zu verbessern. Katalinich antwortete ihm phlegmatisch: für diejenigen, welche den Namen wüßten, schadete der Fehler ja nicht, weil sie den Namen richtig wüßten, und für diejenigen, die ihn nicht wüßten, schadete es ja auch nichts, eben weil sie nicht wüßten, daß es ein Fehler sei. Diese historische Gleichgültigkeit brachte den gründlichen Nisiteo ganz und gar in Harnisch. Er setzte sich hin und schrieb gegen den falschen Namen des Consuls, und dann machte er sich daran und wurde der beste Archäolog Dalmatiens, wofür dieses dem Katalinich sehr verpflichtet sein kann.

Katalinich starb den 27. Februar 1847. Carrara wurde sein Biograph. Und ich bin, glaube ich, die erste Biographin der Castelle geworden.

Luigia.

Eine Studie aus dem Palaste.

Wie eine Muschel zwischen Gestein, so war sie zwischen den Mauern des Palastes erzogen und Mädchen geworden.

Seine Säulen waren wie die Grenzsteine ihres Daseins.

Unfern von der porta aurea ist ein altes Haus; die Palastmauer ist seine Mauer, die Palastzinne überragt es. Ein Garten liegt daran nach der Nordseite, nach der Seite des Borgo Manus. Er ist feucht — das Feigenlaub vermodert darinnen, wenn es im November von einigen breitästigen Bäumen herunterfällt, einige Rasensträucher blühen den Winter durch, ein Weingang führt von der Thür des Hauses zu der des Gartens. In diesem Hause war Luigia geboren, in diesem Garten las sie die Feigen auf, welche die Brüder ihr herunterwarfen. Die Rosen konnten in Frieden blühen und verblühen — Luigia fragte nicht nach ihnen, sie spielte nicht mit Blumen.

Sie spielte überhaupt nicht; alle Spalatriner Kinder spielen nicht. Es lohnt sich in Spalato kaum, Kind zu sein,

so wenig wird für die Kindheit gethan. Keine Puppen, keine Bälle, keine Reisen. Wie die kleinen Wesen es machen, weiß ich nicht. Sie beeilen sich, vernünftig zu werden.

Luigia beeilte sich auch vernünftig zu werden. Sie war mit zehn Jahren schon eine kleine Person, die sehr ernsthaft in der Wirthschaft thätig war. In der Wirthschaft und in allen Handarbeiten zeigte sie viel Talent, zu Sprachen und Musik gar keines. Ihr Vater, ein beliebter und wohlhabender Advokat, liebte und übte die Musik; ihr ältester Bruder war ein guter Spieler, allerdings mehr brillant als solid — die Spalatriner sind zu ungeduldig, um die Musik aus dem Grunde studieren zu können — aber er spielte doch leidenschaftlich und viel, und würde Luigia, die seine Lieblingsschwester war, gern unterrichtet haben, hätte sie sich unterrichten lassen. Indessen sie wollte nicht, und ebenso wenig mit ihren Schwestern den deutschen und französischen Unterricht theilen. „Wozu?" fragte die kleine altkluge Luigia.

„Wozu? um etwas zu wissen," antwortete der Vater.

„Alle diese Signore wissen auch nichts" — sie nannte dem Vater eine ganze Menge von Frauen aus ihrer nähern und ferneren Bekanntschaft. „Und die Mama weiß auch nichts."

„Es wäre mir sehr lieb, wenn ich mehr wüßte, als ich weiß," sagte die Mutter, von den Dienstboten Gospa Beta, d. h. Frau Betty genannt.

„Wozu brauchst Du denn mehr zu wissen?" fragte

Luigia wieder. „Mir kommt es ganz unnütz vor, und das Lernen macht mich ganz müde.“

Und weil das Lernen sie müde machte, lernte sie nicht. Luigia war dazu geboren, der Typus der Spalatrinerinen zu werden — eine Spalatrinerin lernt nicht. Sie hat dazu weder Gelegenheit noch Veranlassung. Es gibt keine Erziehungsanstalten und es gibt keine eigentlichen Lehrer, außer am Gynasium nämlich. Findet sich einmal einer, so lehrt er so gut wie nichts, weil er nichts lehren kann. Luigia's Schwestern strengten sich ohne Nutzen an, lernten ohne zu lernen. Nach Wien zur Erziehung wie eine Zaratinerin, eine Raguserin, wird eine Spalatrinerin ebenfalls nicht gesandt. Sie wird im Hause erzogen, d. h. sie wächst groß. Was hört und sieht sie? Was ist in Spalato zu sehen und zu hören? Spalato und das Meer, der Palast und die Glocken des Campanile. Es ist unglaublich, was Spalato spalatrinisch ist, d. h. abgeschlossen und speciell. Zara ist halb deutsch; Ragusa, obwohl geographisch unter den dalmatischen Städten der europäischen Welt am fernsten, doch durch seine Kultur ihr am nächsten. Freilich war Spalato nicht immer so leblos, wie ich es gesehen habe. Es hatte seinen Carneval so gut wie Zara und Ragusa. Aber der Carneval nimmt doch nur die Füße in Anspruch, höchstens die Phantasie im Erfinden von hübschen Masken, nicht die Intelligenz. Die Intelligenz wird in Spalato bei den Frauen nie in Anspruch genommen. Sie brauchen nicht einmal oberflächlich über Theater und Literatur zu sprechen,

denn es gibt in Spalato weder Theater noch Literatur. Es erscheint außer kleinen Brochüren in Spalato nichts, es ist auch nichts zu lesen da. Ich hab' es erfahren. Einige klassische Autoren, das ist Alles. — Wenn nun eine Frau nicht ernsthaft genug ist, um klassische Autoren und Geschichte und Geographie zu lesen, so — liest sie Nichts. Luigia las Nichts. Einige Spalatrinerinnen haben die Geduld, sich in den Bibliotheken ihrer Väter zu kultiviren; sie erwerben sich Kenntnisse und ein Urtheil, wenigstens über die Gegenstände, welche sie von Spalato aus fassen können. Aber meine Luigia hatte keine Geduld; wenigstens nur in den Fingern, nicht im Kopfe.

Ihr Kopf — ja, was that er denn, ihr Kopf? Ja, wenn ich es wüßte! Aber ich weiß es nicht. Ich habe mir meinen eigenen Kopf darüber gebrochen, was Luigias Kopf arbeitete, während ihre Finger Hüte machten; denn Luigia war eine kleine Modistin, machte Hüte für sich und für die Mutter und für alle Schwestern auch. Ebenso Kleider. Aber was that ihr Kopf? Nichts? Schwerlich! — Es war nicht nur ein hübscher, sondern auch ein gescheidter Kopf, voll von feiner Satyre und — von allerliebsten Capricen. O daran war meine Luigia reich. Sie hatte ihre Capricen so ganz still für sich, wenn man sie nicht störte nämlich; störte man sie, so — störte sie wieder. Dann wollte sie das nicht und das nicht. Ueberhaupt nichts, was ihr nicht gefiel. Es war mit Allem wie mit dem Lernen; sie that nur was ihr recht

war, und es war ihr oft etwas nicht recht; bisweilen an ein und demselben Tage ein und dasselbe recht, und nicht recht.

Wie kam es, daß Luigia so viele Freiheit zum Cultiviren ihrer Capricen hatte? Capricen sind Glashauspflanzen; wer keine Zeit und keinen Platz dazu hat, kann sie nicht pflegen. Und Luigia war eine von vielen Geschwistern, und nicht einmal die jüngste — ein Bruder und eine Schwester kamen noch nach ihr. Wie fand sie denn da so viele Nachsicht bei den Eltern, um so launenhaft sein zu können, als wäre sie ein einziges Kind?

Das große Geheimniß — sie war die hübscheste von ihren Schwestern! Ihre allerälteste, Antonia, war gar nicht hübsch; ihre beiden zwei ältesten, Chiara und Caterina waren verwachsen; von der kleinsten, Angelica, konnte man noch nicht wissen, wie sie werden würde. Luigia war groß, schlank und gerade, eine echte Mädchengestalt, und zwar eine Spalatriner Mädchengestalt, ein wenig steif und streng, ungefähr wie auf unsern altdeutschen Bildern die Ritterfräulein. Ihr Gesicht war ebenfalls das echte der Spalatrinerin. Etwas starkes Oval, große Nase, mehr gewölbt als gebogen, breite Stirn, große auseinandergelegte Augen, der Mund nicht klein, aber voll und frisch, die Farbe weder bleich noch roth, auch nicht durchsichtig dunkel, sondern etwas dicht, etwas körperlich, dabei gesund und ausdauernd, das Haar schwarz wie die Augen, die Stimme etwas tief, etwas dumpf. Wer Luigia sah und hörte, sah und hörte die Spalatrinerinnen; wer die Spalatrinerinnen sah und hörte, sah und hörte

Luigia. Nur war Luigia die Spalatrinerin par excellence, die Spalatrinerin, welche eine elegante, liebenswürdig unausstehliche Frau werden konnte. Ob sie es werden würde?

Sie war Braut, als sie sechszehn Jahr war. Gospa Nena, Frau Lenchen, eine schöne Witwe, Freundin der Gospa Beta, hatte zwei Söhne und eine Tochter. Von den Söhnen studirte der älteste, Lorenzo, Jura, der zweite, Francesco, die Medizin, beide in Padua. Bei einem Heimatbesuch in den Ferien hatten die Brüder Luigia wiedergesehen. Das Kind war Mädchen, die Gespielin eine Dame geworden. Lorenzo verlobte sich mit ihr. Er liebte sie leidenschaftlich, aber auf dalmatische Art, auf eine in sich verschlossene, Andern gegenüber sich verläugnende. Ob Luigia ihn auch leidenschaftlich liebte? Wer wußt' es? Luigia war immer räthselhaft. Bei der größten anscheinenden Offenheit behielt sie sich. Ihr Wesen sprang nie unwillkührlich hervor. Alles was sie that, war gut, Alles was sie äußerte, herzlich und oft selbst voll von tiefem Gefühl. Ob sie aber immer Alles sagte, was sie fühlte? Lorenzo versicherte seinem Bruder bisweilen, er kenne sie ganz, durch und durch. Wenn er dessen so gewiß war, warum brauchte er es da so ernstlich zu versichern? Francesco glaubte es unbedingt — er war eine ganz arglose, loyale Natur, voll heftiger Anhänglichkeit an die Mutter, den Bruder und die Schwester, voll brüderlicher Freundschaft für Luigia.

Lorenzo's Studien waren beendigt, Francesco hatte noch ein Jahr; doch begleitete er den Bruder — es war wieder

Ferienzeit. Lorenzo wollte sich erst als Advokat niederlassen, dann heiraten. Da bekam er die Blattern, und in kurzer Zeit war Luigia eine verwittwete Braut.

Sie weinte wenig. Die Mutter, die Geschwister Lorenzo's zeigten mehr Verzweiflung als sie. „Was wollt Ihr?“ antwortete sie, als die Ihrigen sie umgaben und in sie drangen, sich auszuweinen, auszuklagen. „Was hilft's, da er todt ist?“ Sie deckte ihr Schweigen wie einen zweiten Grabstein über die Liebe ihrer Mädchenzeit.

Francesco kehrte nach Padua zurück und kam nach einem Jahre wieder. Er fand Luigia am Krankenbett ihres ältesten Bruders. Ein junger Mann von den größten Hoffnungen, Advokat wie sein Vater, wie Lorenzo, litt er an unheilbarer Abzehrung. Seltsam — es sterben in Dalmatien viele junge Männer. Leben sie in den engen heimatlichen Verhältnissen zu wenig, und dann wenn sie in das ferne Freie kommen, vielleicht zu viel?

Die Krankheit von Luigia's Bruder, Piero hieß er, war schmerzhaft und lang. Man stirbt mit sechs und zwanzig Jahren nicht so leicht, wenn es nicht etwa im Sturm ist. Luigia war die unermüdlichste Pflegerin, die es geben konnte, und sie äußerte bei dieser Pflege weit mehr Schmerz, als sie bei Lorenzo's Tod geäußert hatte. Was sie damals nicht gesprochen, ließ sie es jetzt unter einem Vorwande laut werden? Und doch, wer hätte nicht mit ihr geweint, wenn sie über den Bräutigam, den Treuen, Liebenden geweint hätte?

Gewiß ist es, daß sie Piero weit mehr zu lieben schien,

als sie Lorenzo je geliebt, wenigstens dem Scheine nach geliebt. Francesco befragte sie einstmal darum, nicht ganz ohne Empfindlichkeit, die Empfindlichkeit seiner Liebe für den einzigen, verlorenen Bruder. Luigia sah ihn an: „Wo ich liebe, schweig' ich!" das war ihre ganze Antwort. Francesco dachte seit diesem Augenblick oft an sie. Fast täglich kam er und half ihr den Bruder pflegen. Er mit seinem lebendig reizbaren Gefühl erlitt dabei den Verlust des eigenen Bruders tausendmal wieder; doch er achtete seiner selbst nicht, hatte nur den Drang, Luigia zu unterstützen, Piero's lange Qual in etwas lindern zu helfe.

Endlich athmete Piero aus und, wer ihn geliebt hatte, auch über seine endliche Befreiung. Aber Luigia verfiel bei seiner Leiche in heftige Nervenkrämpfe, und auch später wollte oder konnte sie sich nicht trösten. Ihre Gesundheit schien bis auf den Grund erschüttert, ihre Jugend zerrüttet. Um wen, um des Bruders oder um des Geliebten willen?"

Verändert war sie. Eine tiefe Müdigkeit erschlaffte allmälig ihren ganzen Organismus; die Familie war in großer Angst um sie.

Francesco war es ebenfalls, und doch ging er wieder fort und zwar nach Venedig. Es ist wahr, seine eigene Gesundheit war angegriffen und bedurfte der Erholung. Indessen konnte er Luigia schwerlich lieben, wie seine Mutter im Stillen gehofft hatte. Neigung hegte er für sie, doch bis zu welchem Grade? Das wußte er selbst nicht recht. „Ich werde es erkennen, wenn ich erst entfernt von ihr bin,"

sagte er sich. Als er in Venedig war, vergaß er zwar nicht Luigia's, wohl aber des Zurückkehrens.

Seine Mutter schrieb ihm einst: „Die arme Luigia ist jetzt wie geweiht dem Unglück. Ihr Vater, noch vor wenig Tagen ganz gesund, ist gestern gestorben."

„Arme, arme Luigia!" sagte Francesco schmerzlich. Er war den ganzen Abend so trübe, daß es allen seinen Bekannten auffiel, die ihn auf der Piazza und in der Fenice sahen.

Bald darauf schrieb Gospa Nena wieder an ihren Sohn: „Wann werden Luigia's Prüfungen enden? Ihre Schwester Chiara ist auch todt, eine heilige Seele mehr im Himmel, eine weniger auf Erden."

„Ich möchte bei ihr sein!" sprach diesesmal Francesco. Es zog ihn nach Spalato, ohne daß er eigene Sehnsucht gehabt hätte. Fast hatte er den Entschluß gefaßt, die Heimat und Luigia wiederzusehen, da brach die Revolution in Venedig, in Italien aus.

Francesco war jung, feurig, hatte die Liebe der Dalmatier für Venedig. Ein kurzer Freiheitstaumel ergriff ihn. Doch nahm er nur mit dem Enthusiasmus, nicht mit der That Theil; so viel vermochte über ihn der Gedanke an seine Mutter, deren einziger Sohn er war.

Sie ließ ihn nicht lange den Gefahren ausgesetzt, welche in Venedig unvermeidlich waren. Ihre Briefe riefen ihn so flehendlich heim, daß er gehorchte.

Und so sah er Luigia zum drittenmale wieder. Sie war noch stiller und noch stumpfer. Beweglichkeit hatte sie nur

in den Nervenkrämpfen, die sie täglich mehr als einmal überfielen. Gegen alle Vergnügungen sprach sie einen trägen Widerwillen aus. „Ich habe zuviel geweint," sagte sie; „es macht mich müde, wenn ich mich zerstreuen soll."

„Das arme Mädchen!" sagte Gospa Nena zu ihrem Sohne. „Ach, sie und ich, wir wären beide glücklicher, wenn sie meine Tochter geworden wäre!"

In Dalmatien wird ein Verlust in der Familie tiefer und länger gefühlt, als anderswo. Es gibt keine Aeußerlichkeiten, die sich in den Gram ein- und ihn allmälig verdrängen. Er wird Hausgenosse des Herzens. Er nimmt es in Anspruch, als gehörte es ihm allein. Die Freude wird als ein fremdes Wesen kalt und verwundert angesehen.

So war es mit Gospa Nena, seit ihr der Erstgeborne gestorben war. Obgleich Francesco eigentlich immer als ihr Benjamin gegolten hatte, so schloß sie sich doch seit Lorenzo's Tod gänzlich in das Haus ein und ging nur aus, um die Messe zu besuchen. Die Tochter hatte sie an einen höhern Beamten in der Morlacchei verheiratet, und so lebte sie in tiefster Einsamkeit, obgleich an der Marine, dem einzigen gesellschaftlich belebten Theile von Spalato.

Für Francesco war sie die einzige wirkliche Leidenschaft seines Lebens. Was andere Männer an anbetender Aufopferung nur immer für eine Geliebte empfinden mögen, das empfand er für die Mutter. Und um ihretwillen beschloß er auch, Luigia zu lieben und zu der Seinen zu

machen. „Dann wird die Mutter eine Gefährtin haben," dachte er.

Ahnte Luigia etwas? Sie entzog ihm ihre Hand nicht, als er sie am Abend in einem Augenblicke faßte, wo sie Beide allein an einem Fenster standen. Was vom Gebirg über den Bäumen und den Häusern sichtbar war, glänzte in der feuchten Veilchenbläue des Abends. Francesco drückte Luigia's Hand fest und warm. Luigia wurde erst bleich und dann dunkelroth und verließ rasch das Zimmer.

Als sie am andern Morgen sich wiedersahen, verstanden sie sich, doch blieb das Verständniß noch lange ein stummes. Beide scheuten sich wohl heimlich vor dem Todten, welcher einst sie vereinigt und geschieden hatte.

Luigia fürchtete dieses Andenken noch mehr, als Francesco. Er konnte es sich sagen, daß er dem Bruder nie die Braut beneidet hatte, so lange Lorenzo gelebt, und selbst das ganze erste Jahr nach seinem Tode an Luigia nie anders gedacht hatte, als an eine geliebte Schwester. Aber die Verwandlung der brüderlichen Liebe in die des Liebhabers mußte bei ihm erst noch geschehen, und darum schwieg auch er einstweilen noch und begnügte sich, Luigia mit Blicken zu liebkosen. Sie blühte allmälig wieder auf. Konnte Francesco ihr Lorenzo ersetzen? Vielleicht nicht ganz, weder jetzt noch künftig; aber statt des Todes, sah sie jetzt wieder das Leben, statt der geschlossenen Pforten offene, statt des Endens ein Beginnen. Und wie oft glauben wir ernstlich, wir wollen die Sonne nicht mehr sehen und

das Glück nicht mehr fühlen, und es fehlt uns nur, daß die Sonne nicht aufgehen, das Glück nicht kommen will.

Nach langem Zögern des Schweigens kamen unsere neuen Liebenden denn doch endlich zum Reden, und da war bald Alles völlig klar und bestimmt zwischen ihnen. Luigia zagte und zweifelte zwar freilich viel, an Francesco's wie an ihrer Neigung, an ihrer gegenseitigen Fähigkeit, durch einander glücklich zu werden, an der Dauer selbst des möglichen Glücks, genug, so ziemlich an Allem. Aber Francesco hatte sie so innig lieben gelernt, wünschte so inbrünstig, sie die Seine zu nennen, hatte so schöne stillverborgene Eigenschaften an ihr entdeckt, daß er sie mit verführerischer Zärtlichkeit, wenn auch noch nicht zum völligen Vertrauen, so doch zur Einwilligung in seine förmliche Bewerbung überredete.

Ihr Namenstag war nah — Francesco wartete bis dahin, um sich zu erklären. Am Morgen sandte er ihr einen Blumenstrauß und einige Zeilen, dann kam er selbst, faßte sie unter dem Arm, führte sie zur Mutter hin und sagte sehr gelassen und freundlich: „Ich bin eins mit Ihrer Tochter Luigia geworden, und wenn Sie nichts dagegen haben, so gedenke ich mich in drei Monaten mit ihr zu verheiraten."

Gospa Beta hatte gar nichts gegen den Antrag, aber mancherlei gegen die gar zu große Schnelligkeit, mit welcher die Heirat vor sich gehen sollte. Indessen Francesco hatte die ganze Ungeduld eines Dalmatiers und wo möglich noch mehr, und drei Monate nach ihrem Namenstage setzte Lui-

gia eines Abends einen Kranz von rothen Rosen auf, den ersten, welchen sie seit dem Tode ihres Bruders getragen, und wurde in einer der vielen kleinen Kirchen von Spalato und in Gegenwart zweier Freunde schnell und still die Gattin Francesco's.

Bei Gospa Beta fand ein Rinfresco statt, d. h. man nahm Kaffee, Sorbetti, Limonade, Rosoglio und Süßigkeiten, und dann führte Francesco seine junge Frau in sein Haus. Das Führen ist hier buchstäblich zu nehmen. Unser junges Paar fuhr nicht; in Spalato ist noch Niemand gefahren, so lange es schon steht, und so lange es noch steht, wird auch Niemand darinnen fahren.

Ein Abendessen mit einigen Freunden als Gästen erwartete das junge Paar. Am andern Tage veranstaltete Gospa Nena auf die Bitte ihres Sohnes ein feierliches Mittagsmahl von vielleicht sechzig Personen. Dann konnten die neuen Eheleute sich in Stille und Ruhe einrichten.

Sie sind jetzt drei Jahr verheiratet. Die Ehe scheint glücklich; wenigstens versichert Francesco, er bereue es nicht, Luigia zu der Seinigen gemacht zu haben. Aber er ist den ganzen Nachmittag und den ganzen Abend über aus, und Luigia sitzt allein und ist melancholisch. Es kann zwar sein, daß dies blos Spalatriner Art ist; — man findet die Männer fast nie zu Hause, die Frauen fast immer. Der Checco, wie Luigia ihren Mann nennt, macht daher wenigstens keine Ausnahme. Ob es der Luigia nicht vielleicht lieber wäre, wenn er eine im Gegentheil machte? Sie

lobt ihn sehr, daß er so gut ist, so aufmerksam, so liebevoll. Er ist auch das Alles; er ist ein vollkommen liebenswürdiger und durchaus edler Mensch, immer bedacht für Luigia, besorgt um sie, wenn sie krank ist, bereit, jedem ihrer Wünsche nachzukommen. Warum ist Luigia nicht ganz glücklich? Ihre Gesundheit hat sich gestärkt. Warum sitzt sie in der Dunkelstunde und grübelt darüber, daß sie schon so viel geweint hat, daß der Scirocco ihr Kopfschmerz macht, daß Spalato ein langweiliger Ort und das Leben eine langweilige Sache ist, daß sie nicht lange mit Checco leben wird, daß ihr der Vater und der Bruder gestorben sind? Heißt etwa ihr Bruder für sie Lorenzo?

Sie hat keine Kinder. Vielleicht ist's das. Sie hofft auch auf keine mehr; sie sagt mit trüber Naivetät: „Die schönen Augenblicke sind vorüber.“ Hoffen wir, daß Luigia sich umsonst resignirt.

Sie ist als Frau noch hübscher geworden. Mehr biegsam, mehr natürlich, besonders wenn sie zu Hause und guter Laune ist. Dann hat sie Stellungen und Mienen, welche in einem Salon reizend wären. Ist sie übler Laune, und zu der Ehre, sie so zu sehen, kann man leicht kommen, so ist sie Spalatrinerin, d. h. steif und kalt, aber immer von guter Haltung. Es zwingt wirklich zur Bewunderung, wenn man sieht, wie in der Mitte dieser abgelegenen Provinz und in dieser kleinen Stadt die Frauen wenig provinziell und kleinstädtisch sind. Würde den Spalatrinerinnen die geistige Ausbildung erleichtert, die Geselligkeit geboten und der Ver-

kehr mit Fremden anfänglich etwas aufgenöthigt, so würden es höchst liebenswürdige Frauen werden. Jetzt haben sie nur ein vollkommen passendes, wenn auch ein wenig zurückhaltendes Benehmen, gute, nur zu starre Formen, und elegante, wenn gleich für den Ort zu reiche Toilette. Luigia besonders zieht sich mit großer Sorgfalt an und — sieht dann viel weniger gut aus, als im Alltagskleid. Der Hut steht ihr nicht. Sie muß ihr schwarzes Haar einfach gescheitelt und auf einem dunklen Kleide ein schwarzes Sammetjäckchen haben, dann ist sie bildhübsch.

Den Palast hat sie nicht verlassen. Checco's Haus liegt in der Südseite desselben. Zwischen seinen Säulen schaut Luigia hinaus auf den Hafen. Checco hat ihr da oben ein allerliebstes Nest eingerichtet, mit so viel Bildern, so viel Krystall, so bequem im Ganzen, daß es ein Vergnügen ist. Kann sein, daß Luigia darum so selten hinunter kommt, sowohl auf die Marine, wie anders wohin. Kann sein, kann auch nicht sein. Bei Luigia ist Alles: Kann sein, und: Kann auch nicht sein.

Die Morlacchen.

Er hatte gepascht. Den Shawl vom Kopfe genommen und umgehängt, die rothe Mütze demüthig in der Hand, kahl geschoren bis auf den langen grauen Zopf, die Reinlichkeit dieses Zopfes sehr zweifelhaft, stand, ganz Unschuld, Unwissenheit und schmerzliche Ungeduld expedirt zu werden, der baumlange Mensch in der Dogana von Spalato — es war ein Morlacche.

Sie kamen die Straße von Salona herabgeritten, die wir hinauffuhren. Die Pferde waren so klein, die Reiter so groß. Vom Kopf bis zu den Füßen in weite, weiße, zottige Decken eingehüllt, wahre Bergbeduinen, eben so schweigsam, ebenso ernst wie die braunen Söhne des Atlas. Es waren auch Morlacchen.

Er hockte auf seinen Fersen und machte die Kohlköpfe im Garten des Klosters von Pozzobuon rein. Seine Kleidung dämmerte gleichsam nur in grauen Tönen durch das Grün des Gemüses, sein Turban war einst weiß gewesen. Sein Gesicht war prachtvoll, das eines Helden, welche der

Feind zur Knechtarbeit erniedrigt hat. Kein Muskel bewegte sich in diesem Gesicht und an dem ganzen alten Manne; nur seine Hände verrichteten still und emsig ihr Geschäft. An eine Stunde wohl stand ich am Fenster, um ihm zuzusehen; er hockte immer unbeweglich auf seinen Fersen und machte die Kohlköpfe rein, — es war wiederum ein Morlacche.

Sie kamen uns entgegen geritten, als wir von Traú zurückfuhren. Sie hatten trotzige Mienen, reiche Pistolen, braune Jacken mit schrägen bunten Streifen in den Ecken und vor sich auf dem Sattel kleine Fässer mit Weihnachtswein, welchen sie in den Castellen gekauft hatten, — es waren gleichfalls Morlacchen.

Sie ruhten auf den Steinlagern, welche in Pozzobuon erwarteten, daß man Häuser aus ihnen bauen sollte. Stunden und Stundenlang. In derselben Stellung, mit derselben träumerischen Miene. Wenn man an ihnen vorüberging und sie mit dem Blicke streifte, so antworteten sie mit einem festen ruhigen, durchbohrenden, vielleicht auch mit einem Lächeln, welches halb sichtbar auf den Lippen ward, zwischen denen die Pfeife duftete. Sie waren schön, diese Männer in ihrer Kraft und ihrer Trägheit und sie mußten von Eisen sein, um so den halben Tag über die Süßigkeit der Ruhe auf den scharfen weißen Steinen genießen zu können, — sie waren auch Morlacchen.

Sie standen auf dem Bazar von Spalato, welchen die ewig dürren Bäume umgeben. Neben ihnen hingen ihre

Esel die Ohren oder ihre Pferde die Schwänze, vor ihrem Lager in kleinen Haufen ihre Waaren, Geflügel, Kartoffeln, Aepfel, Holz — was weiß ich?

Sie warteten geduldig und verkauften theuer, doch nur, wenn es nicht regnete. Regnete es, so waren sie nicht da, und Spalato hatte kein Holz, um Feuer zu machen, und keine Butter, um sie am Feuer zergehen zu lassen, und keine Hühner, um sie mit Butter zu begießen und zu braten. Sie waren die Proviantmeister von Spalato, sie waren „die“ Morlacchen.

Sie zottelten einher, man wußte nicht warum, man wußte nicht woher und man wußte nicht wohin. Ihre Thiere hingen in der losen Haut, und sie hingen lose auf ihren Thieren. Seien wir ehrlich — sie sahen zusammt ihren Thieren nicht anders aus, als Bündel bunten Schmutzes, und doch waren sie Morlacchen.

Sie schritten durch Spalato dahin. Die Straßen klangen von ihren elastischen Schritten. Ihre Zöpfe glänzten, ihre Augen und Zähne funkelten, ihre Schuhe waren Scharlach, ihre Jacken Purpur, ihre Shawls Regenbogen, sie waren ganz Sammt und Gold, Stolz und Stärke, und sie waren Morlacchen so gut wie alle die andern.

Ich saß in Erfurt im „deutschen Kaiser“ und hörte einer unglücklichen Plumpe zu, welche, weil es Sonnabend war, keinen Augenblick Ruhe hatte und mir keinen Augenblick Ruhe ließ. Von Zeit zu Zeit, wenn es der Plumpe und mir geradeweges zu viel wurde, schlug ich mit convulsivischer

Verzweiflung die Bilder in einem Bande der illustrirten Zeitung um. Da kam ich an eine Folge, welche Scenen aus dem morlacchischen Leben vorstellten. Es gab blinde Sänger, und Abreißen der rothen Mütze und Entführung; kurz, alles mögliche Morlacchische, aber die vorgestellten Leute waren keine Morlacchen.

Die Morlacchen — ich war ihrer in Spalato satt und müde geworden.

Ich fürchtete mich zuletzt schon ordentlich vor den seltenen Besuchen, die ich empfing, denn jeder Besucher erzählte mir von den Morlacchen.

Von Jedem meiner Freunde habe ich wenigstens zwei Mal gehört, wie die morlacchische Braut gerufen werde.

Nur der Bajamonti und der Doctor Niccoló Cattani, der Sohn meiner lieben Blumenfee, machten hiervon eine Ausnahme. Dem ersteren war alles Morlacchische so gleichgiltig wie möglich, der Letztere bewunderte die Morlacchen nicht blos, sondern beurtheilte sie auch. Ich frug ihn eines Tages, was sie denn nun eigentlich wären: ob diebisch, ob ehrlich? Er sah mich pfiffig an und antwortete orakelhaft: „Wären sie ein großes Volk, wären sie Eroberer; so wie sie sind — der Geist des Aneignens ist nun einmal der des Volkes. Doch gibt es welche, die nicht stehlen, und Alle stehlen nie in ihren Häusern. Aber auf der Landstraße — sie sind dabei menschlich. Sie haben überhaupt viel Gutes, aber man kann es zu nichts brauchbar machen, weil sie nicht wollen.“

Das wollte sagen, sie wären vorläufig noch uncivilisirbar. Ob sie es immer sein werden? So viel ich davon urtheilen kann — ja; nämlich so lange sie Morlacchen sind. Das zu sein, würden, müßten sie bei den ersten Anfängen der Civilisation aufhören.

Ich schrieb damals in mein Tagebuch: Wäre ich Dalmatier, hätte ich das Bedürfniß der Entwicklung so lebhaft, wie ich es oft aussprechen hörte, ich hätte schon mehr als tausend Mal die Geduld mit den Morlacchen verloren, denn mit den Morlacchen bleibt Dalmatien unbeweglich, was es eben ist. Sie sind originell, es ist wahr, aber sie sind es nun seit so und so viel Jahrhunderten. Am Ende, man muß, um interessant zu bleiben, auch einmal die Originalität wechseln. Doch die Morlacchen finden das überflüssig und haben Recht, es zu thun, denn sowie sie sind, immer dieselben, immer Morlacchen, werden sie nicht nur in Spalato, sondern in ganz Dalmatien noch unaufhörlich mit demselben gleichfalls jahrhundertalten Enthusiasmus bewundert und zwar gerade von den allerintelligentesten Köpfen.

Wie gesagt, ich wich in Spalato sogar vor dem bloßen Namen zurück. Er personificirte für mich nun einmal die Langeweile.

Erst in Ragusa, wo man von Paris und von Rom, von Literatur und vom Leben, von Frauen und Männern, aber nicht von Morlacchen sprach, erst da konnte ich mich wieder mit ihnen beschäftigen und zugleich eingestehen, daß

ich noch nicht bald schönere Männer gesehen habe, als die Morlacchen.

Wie sollten sie nicht schön sein? Die Schönheit des Mannes besteht in der Kraft, sei sie intellectuell oder physisch, und die Morlacchen werden zur physischen Kraft geboren und erzogen. Oft kommen sie auf dem Felde zur Welt, und die Mutter trägt sie nach Hause. Wo aber die Mütter so stark sind, da sind es auch die Kinder, besonders wenn nachher die Liebe sie nicht verzärtelt. Und das ist nicht. Alle Winde des Himmels spielen mit dem Morlacchenkinde, welches von der Mutter in seiner Wiege auf den Schultern mit zur Arbeit genommen und an einen Baum aufgehangen wird, wenn, wie der Lovrich sagt, ein Baum da ist. Ist keiner da, so sind doch Steine da; die Wiege findet schon, wo ruhen. Und das Kind — das weint die Sonne an und schreit vor dem Sturm. Sonne und Sturm sind mächtig auf den Gebirgen von Dalmatien; aber sie thun dem Kinde kein Leid. Sie thun ihm gut, sie machen sein Auge fest und seine Brust ehern. Wenn der Mann später Eiszapfen im Brusthaar trägt, so fühlt er's nicht. Wenn die Sonne auf seinem Turban lastet, so drückt sie ihn nicht. Er schreitet mit großen, langen, sichern Schritten über die Klippen und die Dornen. Seine Glieder haben, als sie noch blos wie Ranken waren, schon Bekanntschaft mit diesen dalmatischen Wegmaterialien gemacht. Er kommt nicht außer Athem, er hat Athem an der Brust der Mutter getrunken, welche zwei bis drei Jahre Milch für ihn hatte.

Er schläft am Feuer, und er schläft im Schnee, denn seine Großmutter hat ihn am Heerde wie auf der Schwelle, im Sommer wie im Winter, halbnackend auf ihrem Schooß gehalten. In dem Alter, wo wir unsere Kinder noch an der Hand hüten, hat er schon die Schafe gehütet; mit acht Jahren führte er bereits die Kühe auf die spärliche Weide, welche in Halmen zwischen den weißen Steinen sproßt. Es ist ein seltsamer Eindruck, wenn man im Gebirge, in der Einsamkeit, in der Stille eine solche Heerde langsam herumklettern und zwei Kinder regungslos auf dem Gestein sitzen sieht. Die schwarzen Schafe, die zottigen Ziegen, die kleinen, kleinen Kühe schauen Euch nicht scheuer und weniger menschenartig an, als das Mädchen, welches sich halb unter dem grauen, groben Regentuche verbirgt, oder als der Knabe, dessen ganze Kleidung oft nur aus einem Hemde und einer rothen Kappe besteht.

Die rothe Kappe. — Der Knabe trägt sie auf seinem Strudelkopf, der Mann auf seinem halblangen Haar oder seinem langen Zopf, das Mädchen auf ihren herabfallenden, mit Butter geglätteten Flechten. Das Mädchen schmückt und stickt sie. Goldstücke und Muscheln, Federn und Blumen, Alles, was Schmuck heißt, glänzt und schimmert daran. So wird sie getragen, bis die junge Frau Mutter wird, oder das Mädchen aufhört, Jungfrau zu sein.

Auch die Flechten schimmern und glänzen nicht nur von Butter; Münzen und Bänder, Flitter und Quasten durchwinden und binden sie. Ebenso wird der Gürtel mit

falschen Steinen besetzt und das Hemd mit einem ähnlichen Schlosse zugemacht. Das Hembe selbst ist gestickt mit Gold, mit bunter Seide, mit rothem Garne an den offenen Aermeln, auf der schmalen Litze am Halse. Je schöner, je besser. Der Liebste im Volkslied sagt:

O Du Mädchen in dem feinen Hembe,
Könnt' ich Dich doch von der Mutter trennen!

Und sie antwortet:

Von der Mutter, ja, doch nicht vom Hembe.

Sie sticken sich auch die Modrina und den Sadak, nicht aber das Leibchen und die Schürze. Mit Schmuck behangen sind sie oft bis zum Klingeln.

Bei den Frauen sieht man wohl auch noch die Kleidung gestickt, aber weniger Schmuck. Schon das weiße Kopftuch macht die ganze Erscheinung einfacher und ernster. Witwen tragen eine schwarze Kappe.

Die Männer, ich sagt' es schon, funkeln und blitzen oft. Ihr schönster Schmuck aber sind doch Handjar, Pistolen und Gewehr.

Bei den Frauen krümmt sich statt des Handjar die Britva.

Von beiden Geschlechtern gleich getragen werden die goldgestickten Kamaschen, die buntgestrickten Strümpfe, die von Haut geflochtenen Sandalen, die scharlachnen Schuhe und endlich die Kugelknöpfe in Silberfiligran. Die Frauen tragen sie am Hembe und am Sadak, die Männer an den

Jacken und auf den Westen. Oefters bilden sie förmliche Brustharnische.

Wo die Frauen dienen, da besitzen sie selten das, was den Mann ihnen unterwürfig macht. So schön die Morlacchen sind, so wenig oder doch so selten sind es die Morlacchinnen. Nur in der frühesten Mädchenzeit haben ihre regelmäßigen Gesichter bisweilen Frische und Glanz. Später tragen sie oft einen edlen Ausdruck der Sorge, jener Sorge, welche die Mütter kennen. Aber die Züge sind tief eingegraben, die Umrisse hart, die Farbe ist zu männlich, des Fleisches zu wenig für die Knochen, die Gestalt zu stark. Unsern Begriffen nach ist, was sich unter der zugleich lockern und schweren Kleidung zeigt, nicht eigentlich eine Frau. Es wird schwerlich einem jungen Reisenden einfallen, bei einer Morlacchin sich in der Galanterie zu versuchen, und es ist das auch sehr gut. Im Anfange wurde ich von den österreichischen Offizieren ängstlich gewarnt, ja nie eine Morlacchin ansehen zu wollen — man könne dabei von den Männern insultirt und selbst angefallen werden. Ich glaubte nicht recht daran, wie an Vieles nicht, was ich auf demselben Wege erfuhr, und als ich bei dem Spaziergang nach Albanese das erste Morlacchenmädchen am Wege sitzen sah, näherte ich mich unbekümmert und bat den neben ihr sitzenden Mann durch Zeichen und abgebrochene Worte höflich um die Erlaubniß, mir die Tracht beschauen zu dürfen. Der Mann sprang nicht auf, griff, obgleich Otto mir gefolgt war, weder zum Handjar noch zu den Pistolen, er

blieb sitzen, lächelte freundlich und ermahnte das Mädchen nicht scheu zu sein, sondern sich mir zu zeigen. Der Generalstabs-Chef hatte in vorsichtiger Entfernung auf Kohlen gestanden. Es ist unglaublich, was die Oesterreicher den Morlacchen immer Alles zutrauen. Ich kann nicht sagen, daß ein Mann je die Stirn gerunzelt hätte, wenn wir seine Frau besahen; im Gegentheil, sie schienen sich immer dadurch sehr geschmeichelt zu fühlen. Aber freilich, was man sich Freiheiten nehmen nennt, das sich bei den Morlacchinnen zu erlauben, würde ich keinem rathen. Die Frau ist bei den Morlacchen gänzlich nur das Wesen zweiten Ranges; der Knabe von acht Jahren wird schon höher geachtet als sie. Ihrer Arbeiten sind viele. Sie können nie die Hände in den Schooß legen, das Wasser ist oft weit vom Dorfe, das Holz mühsam zu sammeln. Der Rocken, welcher im Gürtel steckt, wird unaufhörlich leer von Wolle. Ist ein Gast da, muß er von der ältesten Tochter oder der Schwiegertochter mit Handwasser versehen, gekämmt, frisirt und bei Tische bedient werden. Essen die Männer nicht am Heerde zu Nacht, so hält das jüngste Mädchen die Kienfackel; erst wenn die Männer satt sind, dürfen die Frauen ihren Hunger stillen. Und der Mann erwähnt der weiblichen Glieder seiner Familie kaum ohne hinzuzufügen: um Verzeihung meine Frau, meine Schwester, meine Verwandte. Genug, die Frau ist das zweite Wesen, die Dienerin, die Schwache, die „Arme"; aber eben weil sie das Alles ist, wird sie geehrt und es gilt als eine Schande, sie anzutasten.

Sie wird auch geliebt. Nicht zart, nicht mit Worten. Wenn in Dalmatien die Liebe selbst bei der feinsten Bildung sich mehr verräth als ausspricht, um wie viel lakonischer muß sie noch bei den Morlacchen sein. Die Morlacchen sind Bauern, und der Bauer wird höchstens in der Poesie sentimental, dann selbst bis zur Uebertreibung. Es ist gerade, als wenn Bauerfrauen sich schmücken sollten, wie Frauen aus der großen Welt. Sie würden zu viel thun. So auch die Morlacchen in ihrer Liebespoesie. Selten nur halten sie Maß. Dann aber thun sie es mit unendlicher Grazie, mit der Grazie der Natur. Persönlich aber im Leben dürften sie diese Grazie nicht zeigen, da, fürcht' ich, tappen sie zu, geradezu. Da wird nicht geträumt, sondern gewollt; nicht geseufzt, sondern geküßt; nicht gezittert, sondern gefaßt. Wie sollten sie auch zum Träumen, Seufzen und Zittern kommen? Der Jüngling sieht das Mädchen, welches ihm gerade gefällt, mit der größten Bequemlichkeit alle Tage. Sei es auf der Weide, sei es bei den abendlichen Versammlungen am Winterfeuer, sei es beim Kolo, oder auf den Märkten, oder bei den Fieren — er darf sein, wo sie ist. Sie dürfen sich Geschenke geben, sie dürfen sich küssen. Die Schwierigkeiten, diese Stahle, mit denen aus der Liebe zündende Funken hervorgeschlagen werden, fehlen fast immer. Nur die Eltern oder irgend ein Nebenbuhler schaffen bisweilen welche. Mit einem Nebenbuhler wird man meistens vermittelst des Handjar oder des Pistols fertig, wenigstens hörte ich, wenn von einem Morde die

Rede war, fast immer sagen: wegen eines Mädchens. Sind die Eltern des Mädchens die Hindernden, so entführt der Jüngling das Mädchen zu den seinigen. In manchen Gegenden soll sogar die Entführung die gewöhnliche Einleitung zur Ehe sein und die Geistlichkeit noch immer vergebens gegen diesen Gebrauch kämpfen, welcher einem Jeden in seinem Hause ein eigenes Gretna-green giebt. Wenn aber die Eltern des Jünglings nicht wollen, so gibt der Jüngling das Mädchen seiner Wahl auf und heirathet gehorsam die Wahl seiner Eltern.

Sind sowohl die Eltern beiderseits, wie der Jüngling und das Mädchen einig, so beginnen die Förmlichkeiten; denn die Morlacchen sind förmlich wie alte Hofleute. Die Werber kommen, der Becher wird geleert, der Apfel mit dem Goldstück überreicht, der Brautpreis gezahlt. Der Bräutigam versammelt die Svati. Die Svati steigen zu Pferde, so wie die Braut nur irgend weit genug ist, um zu Pferde geholt zu werden. Die Pferde sind reich geschirrt, die Svati reich gekleidet, fremdartige Rufe ertönen. Im Hause des Mädchens werden unendliche Gesundheiten getrunken, Schwiegersohn und Schwiegermutter umarmen und beschenken sich. Der Kasten mit der Aussteuer wird ausgelöst, der Geistliche empfängt sein Tuch, seinen Wein, seinen Kuchen und sein Hammelviertel. Im Hause des Bräutigams wird die Ankunft der Neuvermählten angekündigt — bevor die Braut vom Pferde absteigt, muß sie ein Kind liebkosen und Früchte auf das Haus und auf die Svati

werfen, bevor sie in das Haus tritt, dessen Schwelle küssen. Dann wird gespeist. An solchen Tagen genügen nicht die gewöhnlichen Gerüchte, da will man nicht nur Käse und Maisbrod, Suppe und saure Kohlköpfe, Knoblauch und Zwiebeln, Lauch und Schalotten, nicht Milch und nicht Molken, nicht Essig und nicht Wasser, da will man Wein, schwarzen, feurigen Wein, und zum Essen Weizenbrod und Reis, Hammel und Hühner, und die wunderbare dunkelgrüne und honiggelbe morlacchische Torte mit Nüssen und Käse, welche zu genießen mir so ganz und gar unmöglich war. Die Morlacchen wissen sie besser zu schätzen und bei der Hochzeit wird überhaupt gegessen, als wären die Berge Dalmatiens nicht kahl, als wäre in der Morlacchie immer Fülle und Sättigung, nie Mangel und Hunger. Die Morlacchen kennen kein Morgen und kein Haushalten, nur das Heute und den Genuß. Und so genießen sie jedes Fest bis auf die Hefen und so auch die Hochzeit. Wenn die Brautleute sich die Gürtel gelöst haben und der Pistolenschuß des Gevatters oder Beistandes das Zeichen giebt, daß sie allein sind, dann braust die Lust noch lauter los als bisher. Es ist Grausamkeit in den Spielen der Morlacchen, wie in denen der Kinder und der wilden Thiere. Während die Svati also toben, schlafen die Brautleute so lange wie man sie läßt. Mit der ersten Morgendämmerung bringt der Kum ihnen das Frühmahl: Weizenfladen, Huhn und Wein. Dann kommen die Pflichten der Braut. Sie muß Alle küssen, sie muß die Jüngsten kämmen und ihnen die Zöpfe

flechten, sie muß Allen Wasser zum Händewaschen reichen. Jeder, der sich gewaschen, wirft Geld in das Becken. Der Fortis sagt hierüber: „Es ist sehr billig, daß Diejenigen für das Waschen bezahlen, welche ganze Monate bleiben, ohne sich jemals zu waschen. Sind die Hände fertig, denkt man an die Füße und stiehlt sich gegenseitig die Opanken. Und so geht es fort mit Schmausen, Höflichkeiten, Geschenken und handgreiflichen Scherzen bis zum vierten oder fünften Tage. Dann giebt die Braut noch Geschenke und empfängt noch einen Kuß vom Kum, und dann mag sie recht froh sein, daß endlich das Haus leer ist.

Leer zu sein ist der eigentliche Zustand eines Morlacchenhauses. Ich sah keines; aber Kohl soll sie mit Allem, was nicht d'rinnen ist, vortrefflich beschrieben haben. Am Ende, was braucht es denn mehr für die braven unverwüstlichen Morlacchen als einen Heerd und daran einige dreifüßige Schemel, um darauf zu sitzen, etwas Stroh, um darauf zu liegen, und einige Schaffelle, um sich zuzudecken? Bisweilen ist auch das noch zu viel Luxus; man sitzt auf der Erde und schläft im Mantel. Natürlich genügt fast immer Ein Raum für die ganze Familie, und genügte er nicht, wohl, so hat man nicht Platz. Von gegenseitiger Scheu vor einander ist nicht die Rede. Wovor hat man sich denn zu schämen, wenn man einfach den natürlichen Bedürfnissen gemäß lebt? Und dann — man zieht sich so selten aus!

In diesem Haus bleibt die junge Frau nach ihrer ge-

räuschvollen Hochzeit nun als Dienerin ihres Mannes, ihrer Schwiegereltern und aller ihrer männlichen Verwandten. Sie kocht in den braunen, rauhen, bauchigen Töpfen, in denen auch ich unsere Suppen kochen ließ, weil ich keine andern bekommen konnte. O wie schön räucherig die Suppen wurden! Aber das wird die junge Frau nicht stören; im Rauch ist sie geboren, im Rauch ist sie erzogen; im Rauch wird sie wirthschaften und im Rauch sterben. Bis das erste Kind geboren ist, trägt sie über den Mädchenkopfschmuck einen herabfallenden Schleier, den sie auch ablegt, wenn sie drei oder vier Jahre unfruchtbar bleibt.

Außer dem Vorrecht, den Schleier zu tragen, hat sie auch eine Obliegenheit: die, alle Bekannte, welche sie trifft, zu küssen.

Geküßt wird überhaupt in der Morlacchei so viel wie möglich, besonders wo die Morlacchen Griechen sind. Da folgt der Kuß sogar auf die täglichen Morgen- und Abendbegrüßungen, mit denen die Frauen die gestrengen Herren Männer anzureden haben. Beim Begegnen steht der Mann still, und läßt sich von der Frau auf beide Wangen küssen, wenn er nicht etwa von Rang oder von höherm Alter ist. Denn dann genügt es nicht, daß die Wangen geküßt werden, sondern die Frauen sind verpflichtet, nach einer tiefen, einleitenden Verneigung der Respectsperson auch noch auf die Augen, auf den Mund und auf die Stirn Küsse zu geben. Haben sie das gethan, so verneigen sie sich wie zuvor, und darauf erst erkundigen sie sich nach der Gesundheit der ge-

küßten Person. Diese hat sich, während das Küssen vor sich ging, steif hingepflanzt und die Augen starr vor sich hingerichtet, todtstill gestanden, bis sie alle ihr gebührenden Küsse bekommen hat.

Die Männer umarmen und küssen sich mit großer Zärtlichkeit, vorzüglich wenn sie Halbbrüder sind. Und erst wenn sie's werden!

Es ist das ein großer Tag für Zweie, die sich erkoren haben für immer, die freiwillig Brüder werden wollen. Von nun an werden sie sich mehr sein, als Brüder, die von einem Vater und von einer Mutter sind. Sie werden sich theurer sein als ihnen die eigenen Anverwandten sind, theurer als die Liebe zum Weibe, theurer als das eigene Leben. Nirgends wird der Fanatismus der Freundschaft so zum Gesetz wie in der Halbbrüderschaft. Die Pobratimi dürfen sich nicht verrathen. Sie sind zur unverbrüchlichen gegenseitigen Treue vom Priester eingeweiht. Geschmückt wie zur größten Festlichkeit ihres Lebens sind sie an der Spitze ihrer Verwandten und Freunde in die Kirche eingezogen; auf den Knieen liegend, Kerzen in den Händen haltend, hören sie die Messe. Dann kommt der Segen und der Schwur: Unveränderlichkeit und Beistand bis zum Tode. Dann küssen sie sich mit der Leidenschaft, welche den Morlacchen erlaubt, ja, welche eine Ehre für sie ist, mit der Seelenliebe des Mannes zum Manne. Ihre Begleitung wünscht ihnen Glück — haben sie nicht den schönsten Bund geschlossen? Unter Flinten- und Pistolenschüssen ziehen sie in das Haus desjenigen Pobratim,

der am nächsten wohnt. Sie sitzen zu beiden Seiten des Familienhauptes, das Mahl ist festlich würdevoll, nach dem Mahle Tanz, um Sonnenuntergang Trennung unter unzähligen Küssen. Der, welcher sich entfernt, ruft von Zeit zu Zeit seinen Liebesbruder beim Namen und fügt mit einem Pistolenschusse hinzu: „Da hast du einen Apfel!“ Der Andere antwortet in gleicher Weise. Bald veranstaltet der Abgezogene ein gleiches festliches Mahl wie sein Bruder ihm zuerst gegeben, und dann ist das Pobratimstwo geschlossen, und dem Leben bleibt es anheimgestellt, sie zu prüfen bis zum Tode.

Wo die Freundschaft stark ist, da ist es auch die Feindschaft, denn wer gut liebt, kann auch gut hassen. Die Morlacchen hassen gut, und morden leicht, wo sie hassen. Sie tödten auch leicht, wenn sie nur augenblicklich zürnen. Wo die Waffe immer an der Seite hängt, hat die Hand es gar zu bequem, danach zu greifen. In keiner österreichischen Provinz sind so wenig Diebstähle und so viele Todtschläge wie in Dalmatien. Aber die Rache folgt nicht mehr so unerbittlich wie sonst dem Mörder. Oft gelingt es dem Geistlichen, ihn mit der Familie seines Opfers auszusöhnen. Früher selbst vermochte er sich loszukaufen. Es wurde dazu ein Tag festgesetzt, an welchem der Schuldige, begleitet von den Seinigen, vor der feindlichen Verwandschaft erschien. In den Händen hielt er einen mit der Spitze nach unten gekehrten Säbel, welchen der Bruder oder der nächste Verwandte des Gemordeten dem knieenden Mörder abnahm. Den Säbel

fassend und auf den Mörder deutend, sprach er zu seiner Verwandtschaft: „Brüder, hier ist der Tödter unsres Verwandten. Wollt Ihr, daß wir ihn tödten, oder wollt Ihr, daß wir ihm verzeihen?“ Einstimmig antworteten die Verwandten: „Verzeihe ihm im Namen Gottes!“ War die Verzeihung ausgesprochen, so küßte der Mörder dem, vor welchem er kniete, zuerst die Füsse, dann die Kniee, dann die Hände und endlich den Mund. Geduldig ließ er sich dann seine kostbaren Kleider ausziehen und legte andere an, die er mitgebracht hatte. Die, welche ihm ausgezogen worden, fielen dem zu, der ihn begnadigt hatte, und auch das Mahl, welches den Friedensschluß besiegelte, wurde auf seine Kosten ausgerichtet. Oft floß aber dabei der Wein so reichlich, daß er auf seinen schwarzen Wellen neue blutige Thaten herbeiführte.

So war es früher; jetzt wird der Blutpreis nur selten noch gezahlt. Was eine Regierung thun kann, um ein Volk milder zu machen, das thut Oesterreich für die Morlacchen. Es behandelt sie mit so viel Nachsicht, daß von Seiten der Besitzer öfter Klagen über die offenbare Bevorzugung ihrer Coloni laut werden.

Und ist einer dem Gesetz oder einem Feinde gegenüber gar zu sehr compromittirt — ist nicht die türkische Grenze da? Ist jenseits der türkischen Grenze nicht „das freie Leben, dessen Sonne der Mond ist?“ Ob der Morlacche vor dem Herde in seiner Hütte oder vor einem Feuer in irgend einer Grotte sich in seinen Mantel wickelt und zum Schlafen nie-

verlegt — was macht es ihm? Da wie dort gleich bequem oder unbequem. Er hat's Brod, und Zwiebeln werden ihm nicht mangeln; einen Hammel kann er sich überall braten. Verrathen wird ihn weder der Bauer, von welchem er sich Branntwein und Pulver holen läßt, noch der Edelmann, auf dessen Besitzungen er sein Quartier nimmt, so oft es ihm zum Bedürfniß wird, einmal vaterländische Luft zu athmen. Seinen Ruf verliert er ebenfalls nicht. Das Schlimmste, was man von ihm und seines Gleichen sagt, ist: daß sie malviventi sind. Das kann ebenso bedeuten, daß die Aermsten nicht ganz so gut leben, wie sie eigentlich verdienten, als daß sie nicht ganz dem Gesetz gemäß leben. Und kommt irgend eine Gelegenheit, so regnet es Begnadigungen auf sie, wie z. B. bei dem — Observationsfeldzug gegen Montenero im Frühling 1853. Da hatte mancher österreichische Offizier das Vergnügen, sich inmitten von lauter Krivočaner Räubern und Mördern zu befinden, welche sich zu Dienstleistungen gegen die gehaßten Montenegriner erboten hatten und, angenommen und begnadigt, den Vorposten beigegeben worden waren.

Nun, die österreichischen Offiziere versicherten uns: diese Räuber und Mörder wären ganz „gute Kerle" gewesen. Am Ende warum nicht? sie hatten ja nur so und so vielen Seelen in's Paradies verholfen. Auch die malviventi sollen wirklich nicht gar so schlimm sein, nur sehr selten blutdürstig, meistens nur ungnädig, wenn sie auf Widerstand stoßen.

Als ächte Morlacchen üben sie Gastfreundschaft selbst an denen, welche sie beraubt — nicht doch, nur der Mühe enthoben haben, sich noch weiter mit Gepäck oder Geld zu belästigen. Eben so freimüthig wie sie ihnen die Taschen geleert, füllen sie ihnen den Becher. Ob die so Bewirtheten gerade mit sehr großem Genuß trinken mögen, ist freilich eine andere Sache.

Wir für unsern Theil haben die Gastfreundschaft des Volkes nur in den Weingärten von Salona erfahren. Da kam der Eigenthümer, so bald er uns von Weitem sah, eilfertig angerannt und brachte uns eine Handvoll Trauben. Ebenso boten die Frauen, welche die Traubenkörbe auf den Köpfen heimtrugen, uns öfter an, nach Gefallen daraus zu nehmen, aber nie willigten sie darein, uns auch nur für einen Kreuzer Trauben zu verkaufen.

Was ich auch nie sah, einen Morlacchen mit einem Tintenfaß, welches, wie Carrara sagt, Jeder, der schreiben kann, unaufhörlich am Gürtel trägt. Da ich so unendlich viele Morlacchen gesehen habe, schließe ich daraus, daß nur erst sehr wenige ein so ungemeines Talent besitzen. Und doch sind die Morlacchen die besten Schüler, sobald sie durch irgend eine Kette von Umständen von ihren Bergen herab in eine Schule gezogen werden. Ihre Unwissenheit verschwindet dann eben so schnell, wie sie bis dahin groß war. Auch zu allen mechanischen Künsten haben sie ungewöhnliche Anlagen.

Von ihrem Aberglauben werde ich später erzählen. Jetzt

nur noch einige Worte von der Art, wie der letzte Akt des Lebens bei ihnen aufgeführt wird.

Sie sterben mit der Resignation, welche wir bei allen Völkern sahen, die der Natur noch näher geblieben sind. Die Verwandten und Freunde umgeben den Sterbenden, und Alles, was sie nur Gutes wissen, wird ihm gereicht. Haben sie sich süßen Wein zu verschaffen gewußt, so drücken sie denselben vermittelst eines Schwammes in den Mund, der sich bald auf immer schließen soll.

Das laute Weinen der Familie verkündet den Tod. Die Morlacchen kennen den stillen Schmerz nicht. Die Nacht über leisten die Nachbarn, die Freunde, die Verwandten dem Todten Gesellschaft. Einer, welcher der Schrift kund ist, lies't irgend ein Buch vor, welches die Phantasie aufregt, und daß die Zuhörer nicht einschlafen, dafür sorgt Rum. Mit dem Morgen kommen die Trauerbesuche — bei jedem erneuert sich das Weinen. Die Frauen aus der Verwandschaft des Todten beginnen sein Lob zu singen. In weiße Linnen gehüllt, oder in eine Franziskanerkutte gekleidet, wird er nach der Kirche getragen, wo die Priester ihn empfangen. Das Weinen schweigt während des Todtendienstes; aber kaum endet dieser, bricht es wieder los, und mitten von Heulen und Wehklagen tragen die Frauen dem Todten ihre Grüße an die Verwandten und Freunde im Jenseits auf. Im Trauerhause folgt das Todtenmahl, bei welchem oft die Gesundheit des eben Begrabenen getrunken wird. Die Männer tragen ein Jahr lang schwarze Kappen, die

Frauen schwarze oder blaue Tücher. Einen Monat lang, je nach ihrem Schmerze auch länger, gehen die Frauen auf das Grab klagen. Oft bestreuen sie es mit Blumen und wohlriechenden Kräutern, öfter noch bringen sie einen Schwamm voll Weihwasser mit sich und drücken ihn auf dem Grabe aus, um so die Feuerqualen zu lindern, welche der Todte etwa erleiden dürfte.



Im Hause Carminati.

So lange ich in der großen Stube schlief, wo unser Wirth mich seiner Meinung nach nicht störte, hatte ich, so oft klares Wetter war, jeden Morgen einen Trost, nämlich eine wunderschöne Cypresse, die ich aus meinem Bette zur Rechten über Gärten in den reinen Morgenhimmel gemalt sah.

Kaum aufgestanden (und in dem Bette der Testa blieb selbst ich nie lange liegen), lief ich auf die Terrasse. Sie war mein Salon, mein Boudoir, mein Arbeitszimmer. Ich nähte hier, ich las hier, ich ging hier spazieren. Es war des Morgens schon ziemlich kalt, obgleich es erst im Oktober war, wir froren etwas, wenn wir Brod mit Trauben oder Feigen frühstückten. Diese holte Dome täglich vom Markt. Die Trauben lagen im Zimmer neben der Terrasse aufgeschüttet. In diesem Zimmer stand ein Tisch und ein Stuhl, das ganze Ameublement. Auf dem Stuhle saß ich, an dem Tische schrieb ich. Auf dem Boden lagen gleich den Trauben meine Mappen und Bücher. Der Boden war venetianischer Terrazzo, das ganze Zimmer hatte mit

seinen blau gemalten Wänden, seinen hohen Fenstern, seinen Thüreinfassungen von röthlichem Marmor viel Venetianisches. Wenn nur etwas darin gewesen wäre! In den venetianischen Zimmern ist nicht viel, aber doch etwas. Dagegen war in diesem nur ich, und der eine Stuhl, und der eine Tisch; wenn ich nicht drinnen bleiben mußte, war ich lieber auf der Terrasse.

Leider mußte ich oft genug drinnen bleiben, und das bald zu Anfang. Der Schutzheilige von Zara brachte die Stürme mit, denen er den Namen San Simeone Stracciavele, d. h. St. Simeon, der Segelzerreißer, zu verdanken hat. Mit den Stürmen kamen die Gewitter, und was für welche! Ihre Donner erschütterten mein Bett, so vibrirten sie in der Luft. Am Tage sah ich die Blitze gleichsam greifbar an den Scheiben vorüberzucken. Da wir keine Vorhänge hatten, mußte man sich wohl daran gewöhnen, diesen wilden Himmelsschlangen gleichsam Auge in Auge zu blicken. Ich war zuletzt so mit ihnen vertraut, daß ich bei ihrem Spielen saß und schrieb, als herrschte der allernormalste Temperaturzustand. Sie waren keineswegs, wie es wohl da oder dort zu lesen steht, in halben Stunden vorüber. Sie zogen oft den ganzen Tag, immer eines nach dem andern, vom Meere über die Ebene nach den Bergen. Eben so folgten ihnen, ganz wie bei uns, lange, trübe Regentage. Dann wehten die hohen Rohre, die großen Rosmarinsträuche, die Cypressen, die Mandel- und Lorbeerbäume in den Gärten wild hin und her. Dann pfiff und heulte

der Scirocco. Dann rieselte es auf den Steinen der Terrasse, als wäre man in den Alpen zwischen Wasserfällen. Dann wollte Dome nicht in die Stadt, um einzukaufen, und wanderte jedes Mal im tollsten Regen. Dann waren die Berge finster und die Tage dunkel. Was anders war als bei uns: es sah nicht Alles so gebadet aus. Das südliche Immergrün trieft nicht, wie unser weicheres Laub, — die Tropfen rollen von seinen glänzenden Glätten herunter.

Dann kam die Bora und jagte den Scirocco fort, und die Landschaft sah wieder so hell und blank aus, als wäre sie zum Sonntage gescheuert worden. Auf den Cabani war den Morgen über das glänzendste Licht- und Schattenspiel, am Tage die goldenste Sonne und der blaueste Himmel, auf dem Wasser Abends rothe bengalische Beleuchtung und Nachts überall Mond-Illumination. Mit dem nächsten Morgen konnte ich wieder auf die Terrasse. Das Nachbarkätzchen kam wieder über die Mauer herübergesprungen, erhob ein kläglich vorwurfsvolles Geschrei, wenn ich ihm nichts gebracht hatte, und strich zärtlich schnurrend um mich herum, wenn es gefüttert worden war. Der Pudel des Wattemachérs saß auf unserem Balkon und wärmte sich. Aus den Gärten brannten die Granaten, und ich konnte die Rosen zählen, welche unermüdlich blühten und noch nicht aufgehört hatten, als wir abreis'ten.

Nur durch einen kleinen Pfad von unserem Hause getrennt, lag unmittelbar unter der Terrasse ein kleines, mit einer Treppe, einer Galerie, einem Weindach und einem

Feigenbaume. Es war das des Kätzchens und hatte einen Brunnen, an welchem viele Weiber Wasser holten. Sie trugen die Eimer auf dem Kopfe; ein Zweig Ginster, eine Weinranke, einige Krautblätter dienten dazu, das Wasser, worin sie schwammen, im Gleichgewicht zu erhalten. Bisweilen aber wurden die Eimer zu Wurfgeschoßen, und flogen an die Köpfe. Es war das, wenn ein kleiner, unschuldiger Zank stattfand, und der fand ungefähr jeden Tag drei bis vier Mal statt. Anfänglich sprang ich jedes Mal erschrocken auf, weil ich dachte, man brächte sich da unten um. Ebenso lief ich, wenn ein Kind so recht schrie, bisweilen ganz ängstlich zu Otto und frug: „Wo schlachten sie denn das Schwein?“ Dann die Gassenbuben! Waren die gesangreich! Was sie sangen, weiß ich nicht; ich glaube, sie hatten Melodieabsichten, aber das gellte, wirbelte und schrillte dermaßen durcheinander, daß es rein unmöglich war, auch nur zwei Töne aufzufassen. Was für Ohrenqual und Nervenmarter diese Bengel mir verursachten, läßt sich gar nicht ausdrücken. Da war besonders einer, der sang unaufhörlich entweder: alle sette, alle sette, oder alle otto, alle otto! und mit diesem desperat monotonen Gedudel rannte er vom Morgen bis zum Abend gewiß gegen dreißig Mal unter unseren Fenstern und meinen unglücklichen Ohren vorüber.

Die Männer hatten menschliche Stimmen, allerdings nicht in der Brust, nur im Kopfe, aber doch immer Stimmen mit Tönen. Diese Töne befanden sich allerdings in

einer wunderbaren Schwebe zwischen allen möglichen Intervallen, und waren daher nie weder ganz halb, noch völlig ganz. Aber sie klangen doch, sie gellten und schrillten doch nicht blos. Und Melodieen waren auch da. Fassen konnte man sie freilich eben so wenig wie die Melodieparodien der Buben; denn sie wurden immer erst improvisirt oder doch wenigstens so modulirt, daß sie so gut wie improvisirt waren. Indessen, ich wiederhole es, sie waren doch da, man hörte sie doch. Ich hätte mich für den morlacchischen Gesang nie begeistern können; kein wirklicher Musikus wird es können. Er ist nie schön, nur bizarr, aber so wie er ist, paßte er zum Lande, und im Freien und von ferne hörte ich es sogar recht gern, wenn ein junger Mensch sang, während er langsam hinter seinem Esel herging. Das war die eigentliche Situation für diesen Gesang. Wenn er von Zeit zu Zeit pausirte, hob der Esel an, melancholisch zu schreien, und der Gesang wie das Geschrei klangen harmonisch in die Eintönigkeit der starren, heißen Landschaft.

Dennoch konnte ich mich nicht recht zu der Sprache entschließen, in welcher so gesungen und — so geschrieen wurde. Ich fürchtete mich vor dem lieben Illyrisch wie vor einem kalten Bade. Man muß indessen auch bedenken, wie wenig Aufmunterung ich hatte. Die Spalatriner sind von vornherein überzeugt, es sei für einen Fremden ein- für allemal unmöglich, ihre Volkssprache zu erlernen, und darum halten sie es für unnütz, einen so Beflissenen in vergeblichen Bestrebungen erst zu unterstützen. Er muß

früher oder später sie doch wieder aufgeben. „Das ist unendlich schwerer, das werden Sie nie aussprechen, ja selbst nie verstehen lernen,“ war die unabänderliche Antwort, welche ich auf meine Fragen erhielt. Die Wahrheit ist: die Dalmatier können ihre Sprache noch nicht lehren, die Etymologie ist noch völlig unbestimmt. Hier ist A und dort O, und wer etwas mit O weiß, der weiß es nicht mit A. Von Vergleichung ist keine Rede, ja die ganze vergleichende Sprachlehre wird noch eine Wissenschaftsthorheit genannt. Da läßt es sich denn für einen deutsch-logischen Kopf schwer lernen, wenigstens wird das Lernen eine Anstrengung. Und ich konnte mich nicht anstrengen, ich wurde krank und wurde es bald so, daß man mir Blutegel setzte. Ich glaube, es wäre auch ohne Blutegel besser geworden, aber man macht in Dalmatien nun einmal nichts ohne diese abscheulichen schwarzen Thiere. Fünfzehn bis zwanzig kommen gar nicht in Betracht, so viel kann sich allenfalls auch ein Gesunder setzen. Die dalmatischen Aerzte sind die blutdürstigsten, die ich noch kennen lernte; sie gehen gar nicht aus ohne Lanzette. Sie behaupten, das Blut erzeuge sich in diesem Klima mit einer solchen Geschwindigkeit, daß man gar nicht genug abzapfen könne. Auch ich mußte also unter die Zähne der Blutegel. Sie bissen mich dermaßen, daß die Wunden sich entzündeten und ich an vierzehn Tage zu Bette lag.

Es war kein angenehmes Krankenlager. Allerdings war es uns gelungen, die Testa zu verabschieden und von

einer Paolina Boskovich, von Geburt eine morlacchische Magd, durch eine Heirat eine Signora, einem langen, dunklen, hartknochigen Wesen, welches immer ein schwarzes Merinokleid, eine Korallenschnur und einen alten, weißseidenen Hut mit Federn und Blumen trug, immer im Tone einer Baßposaune sprach, und so oft es sprach, mit beiden Armen in der Luft herum windmühlenflügelte, es war uns gelungen, sag' ich, von diesem liebenswürdigen Wesen ein wirkliches Sopha, einen wirklichen Tisch und einige nicht halsbrecherische Stühle zu erlangen. Aber darum waren wir doch noch keineswegs, was man auch nur zu einem Viertel eingerichtet hätte nennen können, darum fehlte uns doch noch so gut wie Alles, darum war, was wir hatten, nicht minder erbärmlich schlecht. Besonders der Strohsack in meinem Bette — o, Alloy hatte Recht, wenn er sagte: bisogna soffrir per la scienza. Ein Dalmatier hat allerliebste Verse über das Vergnügen gemacht, des Morgens im Bette zu faulenzen. — Wie hat er das angefangen, lieber Himmel! Faulenzen in einem dalmatischen Bette! Selbst das beste ist schlecht. Ein schlechtes ist nun geradezu ein Folterbett. Als ich nach vier Wochen endlich wieder so viel Kraft hatte, um mich den ganzen Tag außer dem Bette zu erhalten, und daher meinen Strohsack umarbeiten lassen konnte, sah ich, nicht ohne ein tiefes Mitleid mit mir selber, den Haufen von Maisstrunken, auf welchem ich krank gelegen hatte. Ich wunderte mich nicht mehr darüber, daß ich in der Nacht oft vor Schmerzen vom

bloßen Liegen aufgewacht war. Eine Diele wäre besser, sie wäre wenigstens glatt gewesen.

Dome war dann auch unerträglich. Immer gerade um die Zeit, wenn ich im heftigsten Fieber lag, d. h. um die Dämmerung, rannte sie fort, und wir mußten mehrère Stunden lang den Kleinen beaufsichtigen, der eben auch kränkelte. Es war nicht möglich, unsern schwarzen Drachen im Hause zu erhalten. Man sagte ihr, sie sollte bleiben, sie that, als hätte sie es nicht gehört, klapperte die Treppe hinunter, und zwei Minuten später klopfte Marco an die Thüre und sagte mit kläglichem Stimmchen: „Papa, die Dome hat schon wieder die Küche zugeschlossen und ist fortgelaufen."

Endlich wollte sie gar auf ihre heimatliche Insel, auf die Brazza. Sie hatte Geschäfte, zwei Tage mußte sie dort bleiben. Um uns zu versorgen, hatte sie eine Namensschwester und Landsmännin gefunden — die bekam in der Nacht eine Kolik und erschien nicht. Dome ließ sich das nicht anfechten, sie brachte mir eine Kati an, welche sich, während sie Wolle an der Spindel spann, zu dem Interimsdienst bei Tage bereit erklärte. Bei Nacht nicht; da mochten wir für uns selbst sorgen. Wohl; konnte sie wenigstens bis halb neun Abends bleiben! „Siora, si." — Statt dessen kam sie Punkt halb sieben mit der Suppe in einem Topfe, und den barboni, den kleinen, röthlichen, glitzernden Fischen auf einem Teller, und verlangte, wir sollten essen. Nun hatten wir aber nicht einmal in Klagenfurt um halb sieben zu Abend gegessen, und bekanntlich ißt man nirgends

früher zu Abend als in Klagenfurt. Wir sagten also nein. Da müßten wir kalt essen, sie müsse nach Haus, ihr kleiner Junge weine, die Mama sei bereits gekommen, sie zu rufen. — „Nun, ist denn da die Mama nicht bei ihm?“ „Siora no, ich bin allein, poveretta — ich bin sogar nicht verheiratet, und habe die Kreatur — cosa la vuol? bisogna compatir! Was wollen Sie? man muß Nachsicht haben.“ Sprach's, und ließ uns mit unsrem Topf und unsren Barboni. Wenn sie in Spalato schon damit ankommen: „cosa la vuol? bisogna compatir,“ so kann man sich blindlings darauf verlassen, daß sie gerade dasjenige zu thun im Begriffe sind, was einem eben am ungelegensten und verdrießlichsten ist. Ich antworte ihnen bisweilen ganz ärgerlich: sie möchten nur auch ihrerseits compatire, aber das lag nie in ihren Absichten, das compatimento blieb immer unser allein. Auch hier bei Kati. Sie war fort, — was wollten wir thun? Wir setzten unseren Topf auf die Glut, den bronzo, wie sie es nannten. Um acht war die Suppe kaum noch lau, die barboni aßen wir eiskalt, und da uns nach dieser unzweifelhaft miserablen Abendmahlzeit noch herzlich hungerte, so rösteten wir um Mitternacht noch Kastanien und kochten uns Eier, d. h. Otto that das Alles, denn ich konnte mich nicht rühren. Wozu man kommen kann, und das blos, weil ein kleiner dalmatischer Bube mit einer verwegenen Physiognomie unter seiner rothen Kappe nicht länger als bis halbsieben an einem fremden Herde zu bleiben geruhen will!

Nun, Dome kam wieder und brachte Vugava von der Brazza mit, einen der schönsten Weine Dalmatiens, und ich bekam einige Besuche. Hätte ich nur auch Bücher bekommen können, bequeme Bücher, wie man, geschwächt von Blutegelbissen, sie zu lesen im Stande ist. Alle Freunde wurden um „leichte Lektüre" geplagt, und was bekam ich? Die Gedichte von Friedrich Kind, Montenero von Stieglitz, Viola tricolor von Dell' Ongaro, Niccolo de' Lapi von Azeglio und endlich Corinne von der Staël. Darin bestand die „leichte Lektüre" in Spalato.

Das Schlimmste war, man lachte, oder besser, man lächelte mich wegen meiner jämmerlichen Niederlage geradezu aus. Man begriff nicht, wie man eine solche Haut haben könne. Am wenigsten begriff es mein Arzt, der Doktor Cattani. „Sie sind gar keine menschliche Kreatur," sagte er; „Sie sind ein Geist, eine Sylphide. Gott, was für ein wundervoller Gegenstand wären Sie zu medicinischen Experimenten!"

Dalmatien ist reich an Originalen. Kein Dalmatier ist wie der andere, jeder sein eigener Mensch, jeder auch, was man in Frankreich eine Specialität nennt. Und das ohne Willen und Mühen, trotz seiner selbst, rein aus Natur und bisweilen bis zu dem Punkte, wo die Eigenthümlichkeit an die Excentricität grenzt, wie Doktor Cattani es auf seine Art kurz und bündig ausdrückte: „credetemi, in Dalmazia ognuno è per un quarto matto — glaubt mir, in Dalmatien ist ein Jeder ein Viertel toll."

Wenn Doktor Cattani mit dieser prägnanten Beurtheilung Recht hat, so ist er noch un mezzo quarto di più matto als jeder Andere, denn er ist das Original unter den Originalen. Selbst seine Landleute nennen ihn „un originalone“. Seine Großväter waren von Mutter-Seite aus St. Gallen, von Vater-Seite aus Comacchio, er hat also den Humor und die Ironie des Schweizers, die Lebendigkeit des Italieners und die Unverwüstlichkeit des Dalmatiers. Diese im höchsten Grade, er wird nie müde, achtet keines Schmerzes. Er hatte sich einst wegen Schnupfen Senfpflaster auf beide Füße gelegt. Es fällt ihm ein, auf die Jagd zu gehen, er vergißt aber seine Senfpflaster, und als er Abends wiederkommt, hat er sie genau zehn Stunden umgehabt — kein Wunder daß er sich über meine Haut wunderte. Als wir ihm unsern ersten Besuch machten, war er auch eben von der Jagd gekommen, wo er die ganze Nacht zugebracht hatte. „Aber warum denn die ganze Nacht?“ — „Eh, meine Kleine zahnt und läßt einen nicht schlafen, da dacht' ich, besser die Nacht zu utilisiren.“ Trotz der „utilisirten“ Nacht war er nicht müder, als andere Leute, welche sie nicht „utilisirt“ hatten. Später wollte ich das oder das Buch von ihm haben. — „Gehabt hab' ich's, das weiß ich, aber ich hab's verborgt, und an wen, das weiß ich nicht.“ — „Haben Sie den Goldoni?“ — „O von dem weiß ich, wo er ist, den hat seit drei Jahren der Dubán!“ — „Und den Lucius?“ — „Den Lucius — ja, den hab' ich im Hause, aber der Manfreddo (der junge

Borelli) hat mit meinen Kleinen in der Bibliothek Krieg gespielt, und da haben sie die Bücher zu Wurfgeschossen genommen." — „Dergestalt, daß jetzt noch Alles durcheinander liegt?" — „Ja, drunter und drüber," sagte der Doktor vergnügt, als wäre das die eigentliche Lage für eine Bibliothek. — „So setzen Sie doch Alles wieder in Ordnung!" — „Ja, wenn ich Zeit haben werde." — „Und wann werden Sie Zeit haben?" — „Das weiß ich nicht." — „Gut, wann können wir da kommen, um die Bibliothek zu sehen, auch wenn sie nicht in Ordnung ist?" — „Wann Sie wollen." — „Doktor, man findet Sie nur nie zu Hause!" — „Nein, zu Hause finden Sie mich nie." — „Was sollen wir da machen?" — „Mich holen lassen." — „Wo?" — „Wo ich bin." — „Ja, wo sind Sie denn immer?" — „Ja, das weiß ich nicht, wo ich gerade sein werde."

Es war uns das doch etwas zu unbestimmt; wir sahen die Bibliothek nicht, und den Doktor auch nur, wenn wir ihn auf der Straße fanden. Dann blieb er stehen und schwatzte an zwei Stunden auf einem Flecke, indem er die wunderlichsten Dinge mit einem Phlegma vorbrachte, als ob sie sich ganz von selbst verständen. Aber zu einem Besuche konnt' er nicht kommen; er hatte als Arzt, Professor, Grundbesitzer, Weinkaufmann, Jäger, Fischer und Familienvater zugleich allzuviel zu thun. Erst als ich krank war, kam er und zwar gleich zwei Mal täglich. Eines Abends blieb er zwei Stunden, immer ohne sich zu setzen, denn das

verabscheute er. Man mußte ihn, sollte es ihm wohl werden, in der Stube auf und nieder wandern lassen. Es regnete furchtbar, der Doktor hatte keinen Regenschirm. „Wollen Sie einen?“ — „Nein, danke, der Manfreddo hat meinen.“ — „Und wo ist denn der Manfreddo?“ — „An der Thür.“ — „Was, in dem Regen? Warum haben Sie ihn nicht mit heraufgebracht?“ — „Er ist nicht gern im Zimmer.“ — „Aber in solchem Regen draußen!“ — „O das thut ihm nichts. Manfreddo! he — wo ist er? Ach, es wird ihm wohl etwas zu lange gedauert haben.“ Am andern Tage fragen wir: „Nicht wahr, der Marfreddo hatte den Regen doch zu stark gefunden, um Schildwache zu stehen?“ — „O nein, er war nur etwas in Pozzo-buon spazieren gegangen. Ich fand ihn an der Straßenecke.“

Sobald ich wieder gesund war, verschwand auch der Doktor wieder, und ebenso selten empfingen wir andere Besuche. Wir waren ja außerhalb des Palastes, wie hätten da die echten Spalatriner uns oft besuchen können? Sie wären aus dem Geleise gekommen. In eine Vorstadt geht man nur bei extraordinären Gelegenheiten. Kamen sie, so war es immer nur bei polizeimäßigem Wetter und, Conte Toni ausgenommen, immer nur des Morgens. Die Abende wurden daher ohne Comfort, ohne Feuer, ohne Lektüre, ohne Musik und ohne Geselligkeit je länger je langweiliger. Allerdings hatte jeder unsrer drei oder vier Freunde uns gesagt: „Mein Haus ist das Ihre.“ Aber wir wußten, daß vertrauliche und überraschende Besuche von Fremden in die

geregelten, spalatrinischen Familiengewohnheiten etwa wie Mondsteine fallen müßten. Folglich konnten wir Abends höchstens in das Casino gehen und Zeitungen lesen. Der Saal war hier groß, der kleine Lesesalon der einzige wirklich elegante Raum in Spalato, die Aussicht über die piazza degli erbaggi hinweg auf den Hafen so schön wie möglich, die Conditorei sehr gut, aber, lieber Himmel, an Gesellschaft fehlte es. Man fand höchstens den Professor Franz Petter, den deutschen Lehrer am Gymnasium, der seit fünfundzwanzig Jahren in Dalmatien gelebt und drei oder vier großmächtige Werke darüber geschrieben hatte, ohne eine dalmatische Literatur anzunehmen, oder je mehr als ein einziges Manuscript in Händen gehabt zu haben. Dagegen gab es keinen Vogel und keine Pflanze im ganzen Lande, die er nicht gekannt hätte, und wenn man in diesem Buche Blumennamen findet, so sind sie mir sämmtlich vom Professor Petter genannt worden. Dieses Wissen ließ sich sehr gut mit jenem Nichtwissen zusammenreimen. Um Botanik zu studiren, brauchte er spazieren zu gehen, oder höchstens auf den Bergen herum zu klettern. Um die Literatur kennen zu lernen, hätte er die Bibliothek besuchen, und um das zu können, in den Familien eingeführt sein müssen, und das war er nicht. Er liebte die Dalmatier nicht, und sie vergalten ihm Gleiches mit Gleichem. Einen einzigen Freund hatte er, den Rath Petranovich. Den zu besuchen fuhr er im Sommer, wo wir in Ragusa waren, nach Cattaro. Er kam noch zu uns. Wenige Wochen darauf

hörten wir, daß er sich in Cattaro beim Einsteigen vom Dampfer in die Barke den Fuß gebrochen und im Hause des Herrn Petranovich, gepflegt von dessen Frau, gestorben war. Wenige Jahre vorher hatte er seine Frau dadurch verloren, daß sie auf einem Spaziergange von einem Pferde mit dem Hufe geschlagen worden war.

Wenn der deutsche Professor sich niemals so wohl in das dalmatische Leben hineinschicken konnte, so muß man es ihm verzeihen. Es ist gar zu verschieden von dem deutschen, besonders in Spalato, wo alle fremden Einflüsse noch mit ruhiger Kälte abgewehrt werden. Es fehlt ihm im Winter an dem warmen Mittelpunkt des Ofens oder an dem glänzenden des Kamins, im Sommer an der Wohlthat des Schattens. Wie der Dalmatier das Feuer als häuslichen Gefährten nicht kennt, so kennt er auch nicht den Schatten als schützenden Freund draußen. Unter der Republik wurde einmal das Gesetz gegeben, daß ein Jeder auf seinem Grund und Boden wenigstens vier Bäume zu pflanzen hätte, deren Ertrag dann zwanzig Jahre lang von allem Zehnten frei bleiben sollte. Sehr wohl und sehr weise, wenn die Bäume nur gepflanzt worden wären. Aber sie wurden nicht gepflanzt, und auch jetzt wird nichts gepflanzt, und was die Grundbesitzer pflanzen, zerstört. Es herrscht hier wie im ganzen Lande das System der kleinen Pächter. Jeder Besitzer hat so und so viel Coloni, jeder Colon so und so viel Land. Das bebaut er, verbessert es auch wohl, wenn er durch besondere göttliche Eingebung

dazu bewogen wird. Von dem Ertrag bekommt er je nach den Kontrakten zwei, drei, ja in entfernteren Besitzungen bis an zehn Theile. Ein Theil ist für den Padron. Diese Colonschaft erbt in der Familie fort, und kann Seitens des Padrons nur mit Zustimmung des Colons oder bei erwiesener Unredlichkeit oder Saumseligkeit des Letzteren aufgehoben werden. Es soll unerhörte Mühe kosten, einen Colon von einem Grundstück fortzubringen, welches zu behalten er sich in den Kopf gesetzt hat. Ebenso schwer, ja, fast unmöglich soll es sein, ihn zu irgend einer Neuerung zu bewegen, auch wenn es selbst die offenbarste Verbesserung ist. „Unsere Alten machten es so — warum sollen wir es nicht auch so machen?" fragen sie und sind faul mit dem Bewußtsein der Pietät. Und wenn sie nur wenigstens Andern thätig zu sein erlaubten, aber wie gesagt, versucht ein Besitzer auf seinen unverpachteten Grundstücken irgend welche Anpflanzungen, so werden sie zerstört, wie z. B. in einer Nacht mehr als tausend junge Mandelbäume, welche Doktor Cattani erziehen wollte.

Diese alten eingewurzelten Zustände hemmen die besten Bestrebungen, und erzeugen eine allgemeine chronische Mißstimmung, welche sich selbst dem Fremden mittheilt, der sich für den Fortschritt interessirt. Und auch in der intellectuellen Atmosphäre waltet in Dalmatien überall, und in Spalato insbesondere ein dumpfes Unbehagen, welches wie ein beklemmender Dunst jedes volle, freie Athemholen benimmt. Ich sagt' es schon, das echt dalmatische Leben ist

ein ganz anderes, als das deutsche, das französische, oder sonst ein modernes. Es ist still, innerlich, unbekannt, voll von unbefriedigter und darum verzehrender Intelligenz, schwer von Gedanken, leer von Begebenheiten, zuletzt durch eine unvermeidliche Resignation schmerzlich ruhig zum Abschluß gebracht, oder auf irgend eine Art abgebrochen beendet. Wie viele Kräfte liegen hier unterdrückt von den unbeweglichen Verhältnissen! Wie viele bedeutende Talente offenbaren sich nie! Ja, man schätzt das, man fordert es sogar gewissermaßen. Diejenigen, welche schweigen, oder doch nur höchst selten und dann nur leise reden, gelten für die Besten. Diejenigen, welche nicht mit stoischer Ergebung im Vaterlande vegetiren wollen, sondern sich gewaltsam einen Weg in die Welt bahnen, werden wohl auch anerkannt, aber doch nur gemäßigt und bedingungsweise. Zwei oder drei Dalmatier fand ich eines wirklichen Enthusiasmus für solche manifestirte Talente fähig, mehr nicht. Natürlich. Jeder fühlt in sich auch ein Können, sei es nun, was für eines es sei, und das vaterländische Leben macht es zum Nichtkönnen. Da entsteht denn ein nicht unedler, aber darum nicht minder quälender Neid auf Alles und auf Alle, und wer nur einigermaßen Fühlfäden für geistige Luftstimmungen hat, fühlt sich in der Mitte so vieler Gefesselter gleichsam mit gefangen.

Es blieben uns die Spaziergänge, an denen die Umgegend von Spalato reich ist. Mit dem November war der Martinssommer gekommen, die klare und warme Zeit,

welche auf die ersten Herbststürme zu folgen pflegt. Leise Ansätze zu Scirocco, gewöhnlich indessen der Borin, der liebenswürdige Sohn der unlieblichen Bora, goldklare Morgen- und Abendhimmel, am Tage das tiefe unvergleichliche Blau der dalmatischen Luft, die Berge alle in ihrem vollsten Glanz, in welchem die wunderschönsten Töne auf einander folgten, noch immer Wein und Feigenlaub in grüner Jugend, wieder frisches Löwenmaul auf der Terrasse: so war's, und wir gingen viel.

War ich müde, nur auf die Marina, da wo sie einsam war und den Marian ansah. Ich liebte es hier, ein leises Wehen von Scirocco zu fühlen. Dann war das Meer geisterhaft bläulich, die Brazza fast ganz im Duft der finsteren Wolken, und die Wellen kamen über die Mauer geschlagen. Zuckten dazu hinter dem Tempel mächtige Blitze, während der Neumond über San Stefano schwebte, wo die Todten ruhten und die blassen Tamarisken von den weißen Steinen des Weges wehten, so war's noch schöner.

War ich etwas stärker, so suchten wir eine Meeresbucht auf, die wir entdeckt hatten. Sie lag unter dem Marian. Wenn San Stefano beinahe erreicht war, ließen wir den Weg links nach der Gräberstätte weitergehen, schlugen einen feuchten, frischen Pfad rechts ein, klimmten ihn hinab, und kamen zu einer Cisterne, hinter welcher der Bergabhang ein kleines Halbrund bildete, das ganz mit Epheu bewachsen war. Wir setzten uns auf den Rand der Cisterne und hörten dem Meere zu. Niemand außer uns war da,

um dem Meere zuzuhören, wir befanden uns in einer der dalmatischen Einsamkeiten, die im Augenblicke so melancholisch machen und nachher so unvergeßlich sind. Wie dankte ich es den Spalatrinern, daß sie die schönsten Stellen ihrer Gegend ungestört solchen poetischen Vagabunden überließen, wie wir waren! Hätten Breslauer in Spalato gewohnt, überall, am Strand, an der Cisterne, zwischen dem Epheu hätten Papiere gelegen, in welche Semmel gewickelt gewesen waren.

War ich sehr stark, so stiegen wir gleich rechts hinter Lučać einen Weg empor, welcher in eine wahre Steinwelt führte. Zwischen ihnen grünte das Ligustrum, blühte der Cytisus, wucherte die Myrte, Pistacia lentiscus mit ihren zarten gefiederten Blättern, und Ruscus aculeatus. Dieser Strauch hat Blätter wie die Myrte, nur sind sie größer und spitzer und stechen. Die glänzenden kleinen Blütchen, grün, mit einem braunen Knöpfchen in der Mitte, sitzen an den Blättern, die jungen Schößlinge werden im Frühlinge unter dem Namen bruscandoli gleich dem Spargel gegessen und sollen vortrefflich sein. Auf Italienisch heißt der Strauch pungi-topo, Mäusestecher — warum? — Ich fand nie eine Maus, die ich hätte fragen können. Es gab da oben zwischen den Steinblöcken und dem Immergrün keine andern Thiere als hier und da einige von den zottigen schwarzen Schafen, welche, auf ihre dünnen Beine gepflanzt, Einen mit so unverschämt gescheiten Gesichtern ansahen, daß man wirklich in Versuchung gerieth, sich mit ihnen unterhalten zu wollen.

Die Aussicht auf Land und Meer war von diesen einsamen Höhen sehr schön; der Weg aber, sowohl hinauf wie hinunter äußerst beschwerlich. Wer nicht schon gut klettern konnte, der mochte sämmtliche dalmatische Sträucher in Frieden wachsen lassen, wo sie wachsen wollten.

An einem Tage, wo ich eine ganz ungewöhnliche Kraft in meinen Füßen fühlte, verstieg ich mich sogar bis auf den Marian. Ganz bis zum Kreuz kam ich nicht, indessen immer doch höher, als die Spalatriner gewöhnlich steigen. Eigentlich steigen sie für gewöhnlich gar nicht hinauf, nur im März, wo jeden Freitag Wallfahrt nach der Grotte des heiligen Girolamo ist, mag ein Jeder sich wenigstens einmal in seinem Leben zu dieser Ascension entschließen. Man darf bekennen, daß sie nicht bequem ist, und daß es starker Schritte bedarf, um von einem Felsenstück auf das andere zu gelangen. Zwischen den Felsenstücken erwarten feuchte Raseneinsenkungen, Oel- oder Waldbäume. Wie herrlich wäre der Marian, wenn er bewaldet wäre, wie zur Zeit, wo er das Jagdgebiet Diocletians bildete!

Wir fuhren auch nach Klein-Venedig, ein Namen, den ich nun schon an vier Orten fand: in Klagenfurt, in Ragusa und kürzlich in Erfurt. Das Spalatrinische liegt da, wo der Golf bei Salona endet, auf einer kleinen Landzunge und besteht aus jenen weißen dalmatischen Wohnungen, von denen man nie recht bestimmen kann, ob es bloß Grotten oder wirkliche Häuser sind. Sie haben Dächer, Treppen, Altane, Thüren und wenn auch keine Scheiben, so doch

Fenster, aber wie rechte Häuser sehen sie nicht aus, hin und wieder ist ein Feigenbaum oder ein Weinbach, ein Esel steht hier oder dort, eine Katze kriecht auf den Mauern herum, ein Hahn kräht im Hofe, die Jugend ist zerlumpt, hat immerwährende Ferien und zieht als Kometenschweif jedem Fremden nach, der sich etwa blicken läßt; so ist Piccola-Venezia, wo wir an einem schönen Sonntage in einer Schänke, die mit Grabsteinen und Inschriften aus Salona geschmückt war und deren Besitzer patrizisch-venetianisch Benzon hieß, neuen Wein viel theurer bezahlen mußten, als in der Stadt alten.

Limonade und Chokolade gingen wir in's café del Duomo trinken, dessen Gärtchen das wunderlichste Eckchen im ganzen wunderlichen Spalato war. Man saß unter einem runden Weinbache, hatte links eine Gruppe von Säulen und d'rüber die Tempelkuppel, rechts den schlanken Säulenbau des Campanile und vor sich die Küche des Café, d. h. ein Schindeldach über einem Herd. Die Kasserole, Kannen, Siebe und Löffel hingen an der Tempelmauer, der einzigen Wand dieser eigenthümlichen Küche. Auf dem einzigen freien Fleck des Gärtchens waren die Citronen eingegraben, welche frisch aus der Erde kommen mußten, wenn die Limonade ihre klassische Kühle haben sollte. An dem Weinbach kletterten jetzt im Winter mit verschnittenen Flügeln Truthühner herum, und unten spazierte ein türkischer Hahn mit seiner Henne, welche größere Eier legte als die dalmatischen Hennen.

Ein Mal machte ich sogar eine verzweifelte Anstren-

gung mich zu amüsiren, wollte die Klosterkirche von Pozzo-buon am Abend und zugleich eine Trauung sehen, die dort vollzogen werden sollte, nachdem den ganzen Tag über ihr zu Ehren schon ungeheuer viel Pulver verknallt worden war. Nun, in der Kirche konnte man kaum erkennen, daß sie roth verziert war, so sparsam brannten die Kerzen, und die Trauung geschah in der verschlossenen Sakristei. Als diese endlich aufging, kam die Braut, geführt vom Bräutigam und gefolgt von drei Zeugen, rasch an uns vorüber — sie hatte eine schwarze Atlasmantille um und keinen Kranz auf. Das war Alles, was ich sah, und so glückte mein Versuch, mich einmal zu amüsiren.

Es fing jetzt, Ende November, auf dem Markt der schönste Blumenkohl an. Spinat und schönen, crispen Salat gab es schon lange. In der Campagna trieb der Epheu, die wilden Rosen bekamen Knospen, an den Brombeeren schimmerten noch immer einzelne der zartrosenrothen Blüthen mit den purpurrothen Kelchen und den bräunlichen Staubfäden, am Smylax hatten die Herbstbeeren neue Beeren angesetzt, welche an Farbe und Durchsichtigkeit den Granatperlen glichen und prächtig gegen die früheren Korallentrauben abstachen. Auf den Plätzen und an der Marine trocknete man auf ausgebreiteten Linnen Getreide, und die Hammel wurden wüthend geschlachtet und zum Castradie eingesalzen.

Und uns wurde kälter und kälter in unsern nackten Stuben mit Ziegelboden ohne Teppiche, und großen Fenstern

ohne Vorhänge. Wir mußten uns zu dem Kohlenbecken entschließen, welches Dome uns halb mit glühender Asche füllte. Der Dunst von dieser schrecklichen Erwärmungsmaschine machte uns mehr als ein Mal ernstlich krank. Endlich rieth Manfreddo Borelli uns, auf die Asche ein Gefäß mit Wasser zu stellen. Die Dämpfe, welche sich so entwickelten, milderten in etwas die Dünste der Kohlen, indessen blieb der Geruch noch immer unerquicklich genug, und was das Schlimmste war, die Stube wurde kaum nothdürftig lau.

Und dazu war aller Augenblicke Bora, und die war für mich eben so schlimm, wie die Bise in Genf. Der ärgste Scirocco war mir lieber, als auch nur die mäßigste Bora. Gerade die glänzende Himmelsklarheit, welche während ihres Nahens herrschte, machte dasselbe so unheimlich.

Auch ihr Kommen war wie das einer bösen Macht, so unerwartet und so unwiderstehlich. Man schlief friedlich, so viel es sich auf Maisstrunken friedlich schlafen läßt, da erwachte man von einem Stoß gegen die Fenster. Man horchte, Alles war wieder still. Man wollte eben wieder einschlafen, da folgte ein zweiter Stoß und dieses Mal so stark, daß die Fenster schütterten, — es war die Bora. Das Nachtconzert begann, die schneidende Luft drang ein, und zwischen lautem Lärm und kaltem Zuge mußte der arme Schlaf seinen Abzug nehmen.

In eine gelinde Verzweiflung brachten mich auch wieder ein Mal die Glocken. Es wurde in Spalato doch noch

mehr geläutet als selbst in Venedig, nämlich nicht blos am Vorabend eines Festes und am Feste selbst, sondern ganzer acht Tage vorher. Vor Allerheiligen besonders, welches hier zu den Festen gehört, zu denen man sich Glück wünscht, wie zu Weihnachten, zu Neujahr und zu den drei Königen, was wurde da gebimmelt! Ebenso die Woche nach Allerseelen, während welcher die Todten geehrt wurden! Und damit war es nicht etwa zu Ende, nein, es folgte Fest auf Fest, das ganze Jahr schien in Spalato nur aus Tagen zu bestehen, an denen die Glocken gezogen werden müssen. Wir konnten noch zufrieden sein, daß wir das Kloster von Pozzo-buon mit seinem Hofe voller Lorbeerbäume und seinem Garten voller Kohlköpfe und nicht das der Nonnen von Sankta Chiara gegenüber hatten. Die Glocken dieses Klosters haben einen wahrhaft schauerlichen Ruf. Will man das Höchste der Widerlichkeit bezeichnen, so sagt man: „wie die Glocken von Santa Chiara". Ein Major, der beim Conte Toni Bajamonti wohnte, schoß einst im Paroxismus nervöser Wuth mit einem Pistol nach ihnen hinauf, und ich muß bekennen, daß ich ein solches Attentat gegen solche Ohrenfolterer, mögen sie selbst in dem Thurme eines Jungfrauenklosters hängen, sehr wohl begreifen kann.

Auch nicht gerade zu den Annehmlichkeiten gehörte das viele Schießen im Berge und hauptsächlich unter unsern Fenstern. Wenn man ganz ruhig beim Schreiben saß, und es knallten auf ein Mal unmittelbar vor dem

Hause zwei, drei Pistolen, so erschrak man doch ein wenig. Und die Borghesen schienen ein besonderes Vergnügen daran zu finden, gerade immer in dem Augenblicke loszubrennen, wenn sie bei Casa Carminati vorüberkamen. Vielleicht war es eine Galanterie für die Fremden.

Ebenso wenig Ruhe gab es im Hause. Nicht genug, daß fast jede Stunde ein Morlacch oder sonst ein Individuum an unsere Thüre pochte und hübsch frug: „Wohnt hier nicht der Mann, der die Watte macht?“ Der Mann, welcher die Watte machte, hatte an sechs oder sieben Tyroler Teppichhändler in Wohnung und Kost genommen, und diese wackern aber schwerfälligen Leute stapften vom Morgen bis in die Nacht mit wahrhaft ungesetzmäßigen Stiefeln die Treppen hinunter und hinauf. Gleichzeitig schimpfte und schrie Dome, so oft Weiber in unsere Küche kamen, um Wasser zu holen, und das geschah so ziemlich den ganzen Tag über. Die Küche war wie ein öffentlicher Platz. Im Anfange hatte ich Angst wegen unserer kostbaren gemietheten Sachen, aber Ehre den Weibern von Pozzo-buon! während der ganzen drei Monate verschwand ein einziges altes Messer. Nur, wie gesagt, für uns behalten konnten wir die Küche nicht, ja, der Ladenbursche des Herrn Carminati brach eines Tages ohne Weiteres die Thüren auf. Als wir ihm sagten, das dürfe er nicht, weil die Küche jetzt unser sei, gaffte er uns erst ganz verdutzt an und lachte uns dann geradezu in's Gesicht. Wie, er sollte nicht die Thüren zu einer Küche einbrechen dürfen, welche im Hause seines Patrons war? Oh bello!

„Oh bello!“ sagen die Spalatriner bei allen Gelegenheiten, wo ihnen etwas nicht gelegen ist. „Oh bello!“ sagte auch Conte Toni, als er auf dem Dampfer hörte, er könne kein Diner bekommen, weil er es zu spät bestellt habe. Der Cameriere nahm den spalatrinischen Ausruf übel und antwortete grämlich: oh bello, oh brutto! non cé niente da mangiar. „Oh bello!“ sagten auch wir, wenn wir uns um die Mitte des Dezembers befragten, ob wir den ganzen Winter über in Spalato bleiben wollten, den ganzen Winter frieren, den Morlacchen sagen, wo der Wattemacher wohne, die Borchesen singen und schießen, die Jungen kreischen, die Tyroler stapfen hören? — Oh bello!



Anmerkungen.

Die Einfahrt.

Scirocco oder Scilocco ist der Südostwind, welcher in Dalmatien am häufigsten weht, und im Verein mit der Bora, dem Nordostwind (eigentlich Ostnordostwind oder greco-levante) ein Hauptleiden des dalmatinischen Klimas ist. Beide Winde folgen sich einen großen Theil des Jahres hindurch in der Herrschaft des adriatischen Meeres: von der Herbstnachtgleiche bis Wintersonnenwende ist die Bora, von der Frühlingsnachtgleiche bis Sommersonnenwende der Scirocco häufiger. Nur auf dem Golf von Triest, dem Quarnero und dem Canal von Segna übt die Bora einen schärferen und beständigeren Einfluß aus. Sie dauert gewöhnlich 3, selten mehr als 8 bis 10 Tage, der Scirocco manchmal über 14 Tage. Meist wird Letzterer von der Bora vertrieben. Vorläufer derselben sind kleine weiße runde Wolken an den Bergspitzen, zwischen denen sie hervorbläst, niedrige Flut, rasche Luftabkühlung und gesteigertes Austrocknen der Erdfeuchtigkeit. Sobald sie eingetreten ist, entledigt sich allmälig die Atmosphäre, soweit sie sichtbar, aller Wolken, wird rein und klar, und erhält sich mehrere Tage so, auch wenn die Bora schon aufgehört hat. Der Scirocco dagegen kündigt sich durch hohe Flut, das plötzliche Verschwinden anderer Winde, das Verdichten der Luft, und dunkle, schwere Wolken an, welche die höchsten Bergspitzen breit umhüllen. Ist er da, wird die Luft trübe, schwer und neblicht, bis der Regen erfolgt.

Im Allgemeinen ist der Scirocco, welchen man in Süditalien als so schädlich und beschwerlich kennt, in Dalmatien wohlthuend, weil er vermöge der Feuchtigkeit, die er mit sich führt, die Trockenheit der Luft mildert und diese homogener für Thiere und Pflanzen macht.

Im Winter ersetzt er durch die Wärme, welche er bringt, den Ofen, und in Ragusa nennt man ihn deshalb: „Vater der Armen." Nur im Sommer steigert er die Hitze zur Unerträglichkeit. Auf den Organismus des Menschen äußert er zwar eine niederdrückende, erschlaffende Wirkung, aber dennoch ist er der Gesundheit zuträglicher als die Bora und vor Allem die Tramontana, der Nordwind, welcher namentlich auf Kranke einen so gefährlichen Einfluß ausübt, daß man ihn in Ragusa nicht mit Unrecht den „Todtenwind" nennt.

Die Bora wird von den Armen mehr gefürchtet als der Regen. Sie bringt die Kälte und bläst besonders während der sogenannten Märzboren, welche gewöhnlich jedes Jahr am 7., 17. und 27. März regelmäßig eintreten, mit solcher Heftigkeit, daß sie in Clissa, Macarsca und einigen andern Orten Menschen und Thiere zu Boden wirft.

Die übrigen Winde und Zwischenwinde führen in Dalmatien die Namen: **tramontana-greco** N. N. O., **greco** N. O, **levante** O., **levante-scilocco** O. S., **ostro** S., **ostro-garbino** S. S. W., **garbino** oder **libeccio** S. W., **ponente-garbino** W. S. W., **ponente** W, **ponente maestro** W. N. W., **maestro** oder **maestrale** N. W. und **maestro tramontana** N. N. W.

Der Maestral, mehr Zephir als Wind, mildert die Sommerhitze, erhebt sich den ganzen Sommer hindurch fast regelmäßig zu Mittag und dauert bis Sonnenuntergang, während des Vormittags meist Ostwind weht. Letzterer verursacht häufig Stürme, und wird im Herbst und Winter durch die Kälte, welche er bringt, und die Feuchtigkeit, die er absetzt, lästig.

Am stürmischsten wird das Meer durch den Garben, welcher die Wogen 50—60 Fuß, in Ragusa oft über 100 Fuß hoch steigen macht — am wenigsten aufgeregt durch Ost und West. Stoßen diese dagegen mit dem Scirocco zusammen, treten meist Stürme und Gewitter ein. Doch gab es nach fünfjährigen Beobachtungen in Dalmatien von 1235 Windtagen nur 28 mit sogenannten **buffere** oder Windstößen, aber 410 Tage Scirocco, 259 Bora, 140 Maestro, 110 Ostwind, 80 Ostro, 80 Garbino, 70 Nord, 60 West und 50 Tage mit andern Zwischenwinden. 770 Tage waren heiter, 630 bewölkt, 425 regnerisch und 50 Tage mit heftigem Regen. Eis und Schnee gehören an der Küste zu den Seltenheiten, nur in den Gebirgen bleibt er bis zum Mai.

Eine bemerkenswerthe Erscheinung ist es, daß in Dalmatien das Barometer bei Süd und Südost nur schwer fällt, wenn sie nicht anhalten, oder durch den Zusammenstoß mit andern Winden Stürme erzeugen.

Quarnero und **Quarnerolo**, der große und kleine Quarner, der Meerbusen zwischen der Halbinsel Istrien und der kroatischen Küste, der **sinus flanaticus** der Alten. Eigentlich heißt der 30 Miglien lange und 8 Miglien breite Canal zwischen den Inseln Arbe, Pago, Cherso und Lussin Quarnerolo, und Quarnero nur der Meeresstrich zwischen der Ostküste Istriens, dem ehemaligen ungarischen, jetzt kroatischen Littorale und der Insel Veglia; aber häufig bezeichnet man auch den ganzen Meerbusen, zu welchem außer den angeführten Theilen noch der 68 Miglien lange und 3 Miglien breite Canale della Morlacca zwischen dem Festland und den Inseln Veglia, Arbe und Pago gehört, mit dem Namen Quarnero. Die Bedeutung dieses Namens ist noch zweifelhaft. Die Venetianer deuteten ihn **carnivoro**, der „Fleischfressende", weil ihnen der Golf durch seine häufigen und gefährlichen Stürme viele Schiffe und Leute kostete. Wahrscheinlich ist jedoch das Wort eines Ursprungs mit Kärnten, Karst u. a., und stammt von der alten, vielleicht keltischen Wurzel **Kar** her, welche Stein, Fels bedeutete, und in den jetzigen europäischen Sprachen verloren gegangen ist. Jedenfalls hängt damit das armenische **Kar**, Fels, Schlucht, das lettische **Kalns**, lithauisch **Kalnas**, Berg, und das südslavische **Kras** und **Krš**, spitzer Fels, steiniger Ort, Stein, zusammen.

Lussin-piccolo, Klein-Lussin, auf der Insel Lussin oder Lossin, welche einst durch einen kleinen Isthmus, der jetzt durchstochen und in die Meerenge la Cavanella verwandelt worden ist, mit der Insel Cherso zusammenhing, und mit dieser vereinigt die längste aller Inseln im adriatischen Meere bildete. Die Stadt ist durch ihre prächtige, amphiteatralische Lage und ihren herrlichen Hafen, Valle d'Agosto genannt, bemerkenswerth, zählt 1200 geräumige, hübsche Häuser und 5000 meist wohlhabende Einwohner, welche ihren Reichthum der sehr blühenden Küstenschifffahrt und der großen Anzahl Hochseefahrer verdanken. Noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts war Lussin-piccolo ein elender Ort mit 200 schlecht gebauten Häusern und kaum 1000 Einwohnern, welche theils von Fischfang lebten, theils in Barken Brennholz von der Insel Cherso nach Venedig fuhren. Da kam Dr. Bernardo Cap-

poni, welcher, aus einer italienischen Familie in Istrien entsprossen, eben erst seine Studien vollendet hatte, als Arzt hin. Scharfsinnig und höherdenkend wie er war, entdeckte er in den Bewohnern die größten Anlagen zur weiten Schifffahrt, weil sie Mäßigkeit und Liebe zu anstrengender Arbeit mit Rechtschaffenheit und Treue verbanden. Er faßte daher den Vorsatz, auf diesem Wege die Lage der Bevölkerung zu verbessern, und strebte mit allen seinen Kräften nach der Verwirklichung seines Planes. Seine Rathschläge, sein Bemühen und sein unermüdlicher Eifer drangen allmälig durch, seine Beredsamkeit verschaffte in Triest Credit zum Bau einiger Hochbordschiffe, deren erste Reisen über das adriatische Meer hinaus so außerordentlich gewinnbringend ausschlugen, daß das Beispiel Nachahmung erweckte, und nach und nach wurde Lussin ein Mittelpunkt von Hochseefahrern. Später eröffnete Capponi unter seiner Leitung eine Seeassecuranz, und veranlaßte zwei junge Priester, die Brüder Don Giovanni und Don Stefano Vidulich, italienische Schulen zu besuchen, um die Jugend von Lussin in Mathematik und Sprachen unterrichten zu können. Nach einigen Jahren besaßen die Lussignaner, begünstigt durch die Zeitumstände, über 100 Hochbordschiffe, die bis nach Amerika fuhren, und jetzt zählt der Ort schon 150, welche 1847 gegen zwei Millionen Gulden eintrugen. Durch die pünktliche Erfüllung ihrer Verpflichtungen erwarben sich die Bewohner von Lussin überall im Ausland Ruf und Credit, und viele der reichgewordenen Familien sind bereits in die Haupthandelsplätze des adriatischen Meeres übergesiedelt.

Quellen: Il Mare Adriatico dal D. G. Menis. Zara 1848.
Erinnerungen einer malerischen Reise in dem österreichischen Küstenlande von A. Gelb und A. Tischbein mit Text von Dr. P. Kandler. Triest.
Istria dal Dr. Pietro Kandler I. 255.

Einige Tage in Zara.

Zara (lat. Jadera, sl. Zadar), die Hauptstadt des gleichnamigen Kreises und der ganzen Provinz, liegt unter 44° 2' 55" nördl. Breite und 32° 49' 17" östl. Länge in Gestalt eines Ovals auf einer schmalen Halbinsel, welche von den Venetianern aus strategischen Zwecken durchstochen und so zur Insel gemacht wurde. Die Stadt hat 1050 Häuser mit circa 9000 Einwohnern, über eine Miglie im Umfang, 2 große (Porta marina und P. di terra ferma) und 2 kleine Thore. Regelmäßige Festungsmauern mit 9 Bastionen und 2 Thürmen umschließen sie, ein 1409 von den Venetianern erbautes Fort, ein 1657 gleichfalls von den Venetianern errichtetes Hornwerk mit tiefem Graben, und ein entfernteres, von den Oesterreichern 1828 und 1829 angelegtes Außenwerk, welches in Friedenszeiten als Pulvermagazin dient, schützen die Landseite. Die Straßen sind gerade und gequadert, aber eng, die Plätze klein, aber mit Steinplatten belegt. An der piazza de' Signori, dem 150 Fuß langen und 100 Fuß breiten „Herrenplatze" steht die schöne Loggia, eine kleine Säulenhalle, in welcher jetzt Auctionen abgehalten werden, und aus welcher früher den Bewohnern Zara's die Gesetze verkündigt und die Gerichtsurtheile vorgelesen wurden. Auf der piazza delle erbe, dem Gemüsemarkte, in dessen Nähe sich die griechische Kirche S. Elia und bei dieser der Palast des griechischen Bischofs befindet, steht, das Fußgestell tief unter der Erde vergraben, eine altrömische Säule, welche unter der venetianischen Herrschaft als Pranger benutzt wurde. Eine andere, auf der piazza di S. Simeone, vor dem Palaste des Gouverneurs, der Residenz der venetianischen Generalprovveditoren von Dalmatien, trug die Standarte von S. Marco.

Beide wurden an der Kirche S. Elia ausgegraben, und gehörten laut der Inschrift auf einer eben dort gefundenen Marmortafel zu dem prächtigen Tempel der Livia Augusta, der Gemalin des Kaisers Augustus, welche bei ihrem Tode als Juno Augusta unter die Götter versetzt worden war. S. Donato, der Bischof seiner Vaterstadt im 9. Jahrhundert, soll in christlichem Eifer den heidnischen Tempel zerstört und die Trümmer zum Bau der Kirche S. Trinità benutzt haben, welche später den Namen ihres Gründers trug und 1809 geschlossen wurde.

Die Häuser sind von Stein, zeichnen sich aber äußerlich nirgends durch kunstvolle Architektur aus. Ebensowenig die Kirchen, deren Zahl sehr groß ist. Die bemerkenswerthesten derselben sind:

Die Kathedrale von S. Anastasia im altbyzantinischen Styl. Heinrich Dandolo soll sie mit Hilfe der französischen Kreuzfahrer im Winter 1202 erbaut haben, um sich von dem Bannfluch zu befreien, welchen der Pabst wegen der Eroberung und Zerstörung Zara's über ihn ausgesprochen hatte. Die Kirche hat schöne Altäre aus verschiedenem Marmor, sehr viele Reliquien, welche Farlati ausführlich beschrieben hat, und in der Sakristei ein geschätztes Bild von Tintoretto. Die Schutzheilige der Kirche und Erzdiöcese, S. Anastasia, Tochter des Pretestatus und der Fausta, einer Christin gewordenen Römerin, hatte den heil. Grisogonus zum Lehrer, viel von ihrem Manne, einem Heiden, zu leiden, und gab sich nach dessen Tode ganz einem apostolischen Wirken hin. Von Land zu Land ziehend, tröstete sie überall die Leidenden, ermuthigte die Gläubigen und unterstützte die Armen, bis sie in Syrmien angeklagt und gefangen gesetzt, und nach verschiedenen erfolglosen Versuchen, sie durch Hunger und Wasser zu tödten, auf die Insel Palmaria verwiesen und dort dem Scheiterhaufen übergeben wurde. Ihre Asche, welche eine fromme Frau gesammelt hatte, kam im 5. Jahrhundert nach Byzanz, und wurde vom Kaiser Nicephorus dem als Gesandten bei ihm verweilenden Bischof von Zara, S. Donato, zum Geschenk gemacht. Dieser brachte sie in die Kirche S. Pietro maggiore, welche seitdem den Namen der heil. Anastasia führte. Der 15. Januar wurde der Heiligen in Zara als Festtag bestimmt.

Die Kirche von S. Grisogono, des Schutzheiligen von Zara, dessen Bild die Zaratiner zum Wappen ihrer Stadt nahmen, unter dessen Auspicien sie, wie eine Inschrift an der Kirche besagt, 1298

die Mauern ihrer Stadt wieder bauten, auf dessen Reliquien sie die feierlichsten Eide, wie am 8. Juli 1384 den der Treue gegen die Königinen Elisabeth und Maria von Ungarn, leisteten, bei dessen Feste sie allen wegen gewisser Verschuldungen Ausgewiesenen erlaubten, 7 Tage lang ungehindert die Stadt zu betreten, und dem sie endlich 1631 einen kostbaren Altar für die Befreiung von der Pest gelobten, ist die älteste der noch bestehenden Kirchen. Hier wurde, man weiß nicht wie noch wann, der Körper des Heiligen hergebracht und versteckt, um ihn nicht zu verlieren, hier auch die Leiche der 1386 in Novegradi verschiedenen Königin Elisabeth beigesetzt, ehe sie am 16. Januar 1389 in Begleitung dreier Zaratiner Nobili nach Ungarn abging, hier auch Marino Giorgi, der einzige venetianische General-Provveditore von Dalmatien, welcher während seiner Amtszeit am 11. Oktober 1675 in Zara starb, begraben, und durch ein Denkmal geehrt.

Die Kirche von S. Simeone mit dem heiligen Körper desselben. Im J. 1213 oder 1273 wurde nämlich ein venetianischer Pilgrim auf der Rückkehr aus Syrien vom Sturm nach Zara verschlagen, erkrankte, begab sich in ein Mönchshospiz außerhalb der Stadt und starb, eine Kiste hinterlassend, in welcher, wie er sagte, die Leiche seines Bruders wäre, die er im Vaterlande begraben wollte. Nach seinem Tode fand es sich, was in der Kiste sei, und die Mönche wollten heimlich ihre Kirche mit dem heil. Körper bereichern. Aber ein Traum verrieth es den 3 Rettoren, und die Reliquie wurde nach S. Maria maggiore gebracht und 1632 in der S. Simeone geweihten Kirche beigesetzt. Ein anderes Wunder veranlaßte die Schenkung der Arche, in welcher er dort ruht. Königin Elisabeth, die Gemalin des Königs Ludwig von Ungarn, welche S. Simeone besonders verehrte, hatte unbemerkt einen Finger entwendet, konnte jedoch aus Gewissensangst die Kirche nicht verlassen, ohne ihn zurückgegeben zu haben, und bemerkte, wie sie das thun will, da, wo sie ihn im Busen verborgen, eine große Wunde. Bestürzt wandte sie sich an den Heiligen, wurde augenblicklich gesund und gelobte ihm nun eine silberne Arche, mit deren Herstellung sie 5 Nobili aus Zara beauftragte. Der Goldarbeiter Francesco di Antonio aus Mailand unternahm am 5. Juli 1377 die Arbeit und vollendete sie in 3 Jahren. Ganz von Silber, reich vergoldet, mit lauter Darstellungen aus dem Leben des Heiligen,

wird sie auf 28.000 Dukaten geschätzt. Die Zaratiner fügten noch vier große silberne Engel als Träger des Sarges hinzu, aber bei Gelegenheit der Steuer von 30.000 Golddukaten, welche die Stadt 1390 an König Sigismund zahlen mußte, theilten sie das Schicksal vieler andern Kostbarkeiten, und wurden später durch 4 andere ersetzt, von denen 2 aus Stein, 2 aus Bronze sind, letztere ein Geschenk Venedigs und 1647 aus dem Metall der im Türkenkriege eroberten Kanonen gegossen.

Die Kirche des Nonnenklosters von S. Maria, welches Cika, die Schwester König Krešimir Petar's von Croatien und Dalmatien gründete und dieser 1066 bestätigte, hat die schönsten Bilder Zara's von Tizian, Schiavone und den beiden Palma's.

Die Kirche des von S. Francesco selbst gestifteten Franziskanerklosters; welche Erzbischof Lorenzo Periandro 1282 weihte, besitzt dagegen ein Meisterwerk von Holzschnitzkunst in den Chorstühlen, die Meister Giovanni aus borgo Santo-sepolchro in Venedig im Jahre 1394 für 456 Golddukaten angefertigt hatte.

Zara, 1145 vom Papst Eugen III. zum Sitz eines Erzbisthums erhoben, welches Adrian IV. 1155 unter den Patriarchen von Grado stellte, wurde durch ein Dukal desselben Jahres (vom 22. März 1145) als Haupt- und Residenzstadt von ganz Dalmatien bestätigt, und ist noch jetzt der Sitz aller höchsten Civil- und Militärbehörden der Provinz, des griechischen Bischofs (seit 1840), und des Kreishauptmanns. Es besitzt ein Seminar für Priester und ein Gymnasium, eine Hebammen-Lehranstalt, eine Haupt- und zwei Mädchenschulen, ein Gebär-, Findel- und Waisenhaus, ein Militär- und Civilhospital, ein National- und Privatmuseum, eine Ackerbaugesellschaft, ein Casino und ein Theater. Der Handel ist unbedeutend, die Industrie beschränkt sich auf die Bereitung des berühmten Maraschino.

Zara ist die einzige noch übrige Stadt des alten Liburniens, dessen Hauptstadt es war, und hieß Jadesla, Jadesta, nach Scylax auch Idassa, später Jadera. Ob dieser Name, wie Porphyrogenitus will, aus „Jam erat“ in Bezug auf das Alter der Stadt entstanden, oder vielmehr mit Adria, Ardia, Ardiei zusammenhängt, und ob der slavische Name, wie Bajamonti behauptet, vom Adverbium zada, hinten, herkömmt, weil Zara hinter drei Reihen von Inseln liegt, lasse ich dahingestellt sein. Einer Inschrift nach wurde Octavianus Augustus

der Gründer einer römischen Colonie in Jadera, vielleicht um die Stadt für ihren thätigen Antheil zur Unterstützung Cäsars im Pharsalischen Kriege zu belohnen. Spätere Kaiser erwarben sich den Dank der Colonie, welchen sie durch Medaillen aussprach, und Trajan versah sie mit einer Wasserleitung, deren Trümmer man noch sieht. Als Ein- und Ausschiffeplatz für alle nach Italien oder Illyrien Reisenden, und durch gute Landstraßen mit den Hauptstädten der ganzen Küste in Verbindung, wurde Jadera reich und blühend. Es blieb unberührt von den Völkerzügen, welche das übrige Dalmatien verheerten, und gehörte nach manchem Herrschaftswechsel seit 553 wieder zum byzantinischen Reiche. Die Chrvaten verschonten zwar die Stadt, welche nach der Zerstörung Salonas die wichtigste Stadt der Dalmatia romana wurde, nahmen aber deren ganzes Gebiet und die nahen Inseln in Besitz, und fingen bald an zu Land und Meer lästig zu werden. Da der Kaiser Nicephorus die Zaratiner nicht schützen konnte, schickten sie 806 ihren Herzog Paolo und den Bischof S. Donato zu Karl dem Großen, um sich ihm zu unterwerfen; aber der Friede zwischen dem fränkischen und griechischen Kaiser gab sie schon 810 der griechischen Herrschaft zurück. Als die Verhältnisse der byzantinischen Kaiser immer verwickelter wurden, erklärte sich Zara 827 gleich den andern römisch-dalmatischen Städten für unabhängig, und blieb es, bis es von den Slaven gedrängt, 868 von Neuem den Schutz des Kaisers Basilius nachsuchen mußte. Ein jährlicher Tribut von 110 Lire beruhigte die Slaven eine Zeit lang, aber bald trieben sie ihre Räubereien zur See ärger als vorher, und nöthigten Zara wiederholt, sich an Venedig um Hilfe zu wenden. Der Doge Orso I. Participazio siegte, aber sein zweiter Nachfolger Pietro I. Candiano verlor in der Seeschlacht beim Vorgebirge Micolo, jetzt Puntamica bei Zara, am 18. Sept. 887 Sieg und Leben, und erst dem Pietro II. Orseolo gelang es, die slavischen Piraten 997 für immer unschädlich zu machen. Er wurde mit Jubel in Zara aufgenommen, empfing den Eid der Treue und versprach Venedigs Schutz. Aber obgleich der Doge Ottone Orseolo 1018 den König Kresimir von Croatien, welcher Zara belagerte, schlug und zwang, die Stadt in Ruhe zu lassen, mußte Letztere doch schon 1052 den König Kresimir Petar, den Sohn einer Zaratinerin Venedega, welcher zuerst den Königstitel von Dalmatien annahm, als Oberherrn anerkennen. Seitdem stand Zara bald unter

den croatischen Königen, bald unter Venedig, oft unter Beiden zugleich. Als König Koloman von Ungarn 1102 in Belgrado zum König von Croatien und Dalmatien gekrönt worden war, belagerte er Zara 1105, welches sich anfangs tapfer vertheidigte, und dann durch Vermittlung des frommen Bischofs von Traù, S. Giovanni Orsini, auf günstige Bedingungen ergab. Der Doge Ordelaso Falier gewann 1116 Zara wieder, verlor aber 1117 in der unglücklichen Schlacht gegen die Ungarn nahe bei Zara das Leben, und der in Folge dessen geschlossene Waffenstillstand zwischen Ungarn und Venedig überließ es Zara, sich unter venetianischer Hoheit selbst zu regieren. 1181 unterwarf sich jedoch die Stadt freiweilig dem König Bela III. von Ungarn, vertrieb den venetianischen Rettore Domenico Morosini, und zog sich dadurch 1188 eine hartnäckige Belagerung Seitens der Venetianer zu. Die Zaratiner, von Bela unterstützt, vertheidigten sich so kräftig, daß die Venetianer einen zweijährigen Waffenstillstand schloßen, diesen auf weitere zwei Jahre verlängerten, als sie bald nach dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten am 19. Mai 1190 beim Vorgebirge Trani geschlagen wurden, und endlich die Belagerung ganz aufgaben. Erst 1202 nahm der Doge Enrico Dandolo mit Hilfe der französischen Kreuzritter Zara wieder und zerstörte es. Venedig begnügte sich anfangs mit dem Schutzrechte, empfing einen leichten Tribut in Kaninchenfellen, sandte einen Nobile als Rettore, und erhielt an den Hauptfesten die sogenannten Laudi gesungen; aber nach einem neuen, mißlungenen Aufstandsversuche 1244 legte es der Stadt so harte Bedingungen auf, daß die Zaratiner 1311 bei der ersten Gelegenheit, welche die Verschwörung des Bajamonte Tiepolo darbot, die venetianische Besatzung aus dem Castell verjagten, anstatt des Conte Michele Morosini, welcher in Mönchskleidern die Stadt verließ, den Mladino di Bribir, Sohn und Nachfolger des Paolo, Ban's von Dalmatien, zum Rettore der Stadt erwählten, und sich unter Ungarns Schutz stellten. König Karl von Ungarn bestätigte am 12. Okt. 1311 alle früheren Rechte und Vorrechte Zara's. Eine venetianische Flotte unter Belletto Giustiniani kam, Zara wiederzuerobern. Die Zaratiner schlichen sich 1312 in einer dunklen Nacht mit kleinen Schiffen heran, eroberten das Admiralsschiff, und nahmen den Giustiniani, welcher erkrankt war, als Gefangenen mit in die Stadt, wo er im Kerker starb. Venedig sandte 1313 eine neue Flotte und eine Anzahl katalonischer Soldtruppen unter der Füh-

rung ihres Landsmanns Bomgaon, um Zara zu Lande einzuschließen. Aber Leone Mladin zog herbei, gewann die Katalonier, welche nach ihrer dreimonatlichen Capitulationszeit zu ihm übergingen, und vermittelte nun im Sept. 1313 den Frieden zu sehr günstigen Bedingungen für Zara. Als König Ludwig von Ungarn 1345 nach Dalmatien kam, sandte Zara Gesandte an ihn, und Venedig, argwöhnisch darüber, schickte den Marco Giustiniani mit einer Landmacht und Flotte, um von Zara Schleifung der Mauern, das Besatzungsrecht und die Verwaltung der Stadt durch den Conte allein zu verlangen. Zara weigerte sich, wurde wiederum belagert, und rief König Ludwig um Hilfe an. Aber das erste ungarische Hilfsheer zog sich, wie man glaubt bestochen, ohne Angriff zurück, ein zweites unter dem König selbst kehrte nach dem Mißlingen des ersten gemeinschaftlichen Angriffs der Ungarn und Zaratiner gegen die Venetianer am 1. Juli 1346 um, und Ludwig schloß einen neunjährigen Waffenstillstand ab, so daß die Zaratiner, nachdem sie eine 16-monatliche Belagerung heldenmüthig ausgehalten, am 21. Dezember sich aus Mangel an Lebensmitteln ergaben und hart für ihren Widerstand büßen mußten, welcher der Republik drei Millionen Dukaten gekostet hatte. In der Nacht des 13. September 1357 wurde Zara von den Ungarn wieder erobert, und in dem am 18. Februar 1358 in Zara geschlossenen Frieden von Venedig abgetreten. Herzog Karl v. Durazzo regierte Dalmatien im Namen des Königs Ludwig, und seine älteste Tochter Giovanna, die spätere Königin Giovanna II. von Neapel, wurde am 25. Juni 1373 in Zara geboren. Während des Krieges zwischen Ungarn, Genua und Venedig lief die Flotte der Genuesen 1378 und 1379 mehrmals im Hafen von Zara ein, welches damals so blühend war, daß in öffentlichen Dokumenten die Venetianer nie anders als „i nostri emuli" (unsere Rivalen) genannt wurden. Bei dem Congreß von Turin, wo im August 1381 der Friede berathen wurde, waren zwei Zaratiner: Giacomo de' Raduchis und Paolo de' Giorgi die Abgesandten des Königs. Als Ludwig 1382 gestorben war, kam seine Wittwe, die Königin Elisabeth mit ihren beiden Töchtern und vielem Gefolge (am 24. Okt. 1383) nach Zara und dieses schwor ihnen am 8. Juli 1384 Treue. Gleichwohl gab es auch in Zara Anhänger des König Karl, und König Sigismund strafte die Stadt dafür mit der Zahlung von 40.000 Dukaten. Diese Härte bewirkte, daß die Zaratiner die

Ersten waren, welche 1401 die Partei des König Ladislaus von Neapel ergriffen. Ladislaus kam am 19. Juli 1403 selbst nach Zara, ließ sich am 2. Aug. hier zum König krönen, und blieb bis zum November dort. Der ihm besonders ergebenen Familie Matafarri schenkte er die Inseln Curzola, Lesina, Lissa und Brazza, welche er jedoch bald darauf dem Hervoja überlassen mußte, so daß die Matafarri blos die Urkunde der Schenkung behielten. Zara war 1406 der letzte Besitz des Ladislaus in Dalmatien, und am 9. Juni 1409 verkaufte er es für 100.000 Dukaten an die Venetianer, welche es am 31. Juli in Besitz nahmen. Seitdem blieb Zara, welches bis dahin neun Aufstände gemacht, um nicht unter Venedig zu stehen, unverändert treu bei der Republik, bis diese fiel. Es wurde von den Venetianern besser befestigt, vielfach verschönert und behielt seine Gesetze, das statuto, welches seit dem 1. Dezember 1305 als Richtschnur galt, 1558 Reformen erhielt und 1564 gedruckt wurde. Die Regierung war rein aristokratisch. Der Adel, corpo nobile, welcher 1553 aus 17 Familien bestand, bildete den großen Rath, und dieser wählte den kleinen, der unter dem Vorsitz des Conte die Executivgewalt ausübte. Die Bürgerschaft, corpo civico, bestand aus den eigentlichen Bürgern, den Mitgliedern der Scuola di S. Giacomo, welche zwar schon 1407 errichtet, aber erst am 24. März 1458 neu geregelt wurde, und dem niederen Volke. Die beiden ersten Klassen konnten die Familien, welche sie dessen würdig erachteten, in sich aufnehmen, und wählten Oberhäupter, welche beim Adel Räthe, beim Bürgerstande Prokuratoren hießen. Der Adel machte die „Gemeinde" (communità) aus, der Bürgerstand vertrat das Volk und nannte sich deßhalb „Gesammtheit der Bürger und des Volkes" (università de' cittadini e popolo), welche vom venetianischen Senat den Titel „fedelissima" (allergetreueste) erhielt. Jeder der beiden Stände hatte seine besonderen Obliegenheiten und Vorrechte, viele der städtischen Aemter wurden aber von Beiden abwechselnd verwaltet. Dies Verhältniß dauerte bis 1806, wo mit der neuen Communal-Verfassung Patrizier- und Bürgerstand aufhörte. Nur die Einkünfte des Bürgerstandes, welche ihm Giovanni Giovini durch Testament vom 1. Sept. 1569 zum Unterhalt armer junger Studenten und zur Ausstattung armer tugendhafter Mädchen aus dem Bürgerstand hinterließ, und welche bei der Auflösung des Letztern eingezogen wurden, sind 1834 ihrer Bestimmung zurückgegeben worden.

Seit dem Jahre 1500 hatte Zara viel von den Türken zu leiden. Am 30. Juni 1499 waren sie zum ersten Male auf dem Gebiete der Stadt erschienen und wiederholten seitdem in jedem Feldzuge ihre Plünderungszüge bis zu den Thoren der Stadt. 1570 versuchten sie selbst Zara durch List zu überrumpeln, aber vergeblich; Gefechte fanden oft unmittelbar vor den Mauern statt. Zara trug mit Geld und Leuten zur endlichen Vertreibung der Türken bei, zählte aber schon 1558 von den 280 Dörfern seines Gebietes nur 85 bewohnte, und verlor seine ganzen Oelbäume, welche den Besitzern bis 25.000 Dukaten jährlich Einkünfte getragen hatten. Während es oft über 20.000 Einwohner gehabt, hatte es nach einem Bericht des General-Provveditore von Dalmatien, Antonio Barbaro, am 1. Januar 1672 nur 3300, und auf dem ganzen Gebiet nur 8700 Seelen. Als Venedig den 12. Mai 1797 fiel, beschloßen die Zaratiner einstimmig, sich Oesterreich zu unterwerfen, und sandten am 24. Juni eine Deputation zu diesem Zwecke ab. Am 1. Juli schon rückten die Oesterreicher in Zara ein, und die Fahnen der Republik wurden unter Thränen und Küssen auf dem Hochaltar der Kathedrale niedergelegt; am 2. Juli wurde der Eid der Treue geleistet, und am 9. verließ der letzte venetianische General-Provveditore, Andrea Querini, welcher trotz der im übrigen Dalmatien herrschenden Anarchie die Ruhe in Zara aufrecht erhalten, die Stadt. Im Frieden zu Preßburg kam Zara und ganz Dalmatien zu Frankreich, und am 17. Februar 1806 rückte General Molitor in die Stadt ein. 1809 im Juli wurde es zu Land und zu Wasser von den Oesterreichern blokirt, nach dem Frieden von Wien (14. Okt. 1809) zum französischen Illyrien geschlagen, und 1813 am 9. Dezember nach einer vierwöchentlichen Belagerung durch die österreichischen und englischen Truppen wiederum von den Oesterreichern besetzt.

Francesco Graf Borelli, aus der edlen Bologneser Familie, welche 1752 von Venedig mit der Herrschaft Vrana belehnt wurde und sich noch im Besitz derselben befindet, ist der Verfasser von „**Considerazioni sulle presenti convenienze Doganali della Dalmazia. Zara 1851.**“ und „**Discorsi sull' Economia rurale in Dalmazia e particolarmente nel distretto di Zara, di Biazio Barone di Ghetaldi e di Francesco Conte di Borelli. Zara 1850.**“

Das Nationalmuseum, welches dem Gouverneur von Lilienberg seine Entstehung verdankt und sich im Gymnasium befindet, ist ebenso

wie das Privatmusenm Pellegrini vom Geheimrath Neigebaur in seinen „Südslaven“ (Leipzig 1851) pag. 185 ausführlich beschrieben worden. Ueberhaupt enthält dieses Buch Alles, was Dalmatien in Bezug auf Archäologie Interessantes aufzuweisen hat.

Die Wälle von Zara sind meist mit Bäumen bepflanzt, gewähren in den Belvederes schöne Fernsichten auf das Meer und die Inseln, und werden auf drei Seiten vom Meere umspült. Einen Theil derselben hat der Gouverneur Baron von Welden 1829 zur Anlegung des öffentlichen Gartens, giardino pubblico, benutzt, welcher, reich an Schatten und Aussicht, der beliebteste Vergnügungsort der Zaratiner ist, und nicht nur ein Café und einen Eiskeller, sondern auch eine kleine Sammlung Alterthümer enthält, welche Neigebaur in seinen schon angeführten „Südslaven“ (pag. 188) ebenfalls näher beschrieben hat. Auf einem kleinen künstlich aufgeworfenen Erdhügel wurde das Denkmal des Generals aus freiwilligen Beiträgen errichtet.

Fünf Brunnen, cinque pozzi, heißt die große öffentliche Cisterne nahe dem S. Simeonsplatze, welche zu den Merkwürdigkeiten Dalmatiens gehört. Sie hat fünf Brunnen, daher ihr Name, und rührt aus der Zeit des General-Provveditore von Dalmatien, Luigi Grimani, her, welcher am 26. September 1574 Zara verließ und sein Generalat noch durch mehrere andere große Bauten, wie die Bastionen der Citadelle und der heil. Marcella in Zara verewigt hat. Ein großes unterirdisches Gewölbe, dessen Ursprung man nicht kennt, dient als Behälter von 40.000 Barile Wasser und nimmt nicht nur alles Regenwasser auf, welches aus den Gossen der ganzen Stadt abläuft, sondern wird auch durch eine am 19. Mai 1838 vollendete Wasserleitung gefüllt, welche in steinernen Röhren Quellwasser 3 Miglien weit aus dem Orte Cerno in die Stadt führt. So ist allem Wassermangel vorgebeugt, welcher es schon mehrmals, wie in den Jahren 1828 und 1834, nöthig machte, Wasser in Barken aus der 45 Miglien entfernten Kerka zu holen.

Dr. Francesco Lanza aus Spalato, wo er jetzt Professor am Gymnasium ist. Sein Vater Carlo Lanza aus Roccasena in Italien, ein bedeutender Arzt, dem in Pavia sowohl wie in Padua ein Lehrstuhl angeboten wurde, und dessen medizinische Abhandlung „Dell azione dei rimedii nel corpo umano, ossia saggio di un nuovo sistema di medicina“ selbst vom berühmten Antonio Scarpa großes

Lob erhielt, kam als Oberarzt mit den französischen Truppen nach Dalmatien und blieb in Spalato, wo er sich ganz dem Studium der Alterthümer widmete. Er stiftete 1818 das Museum, dessen Direktor er wurde, erhielt seiner bedeutenden archäologischen Kenntnisse wegen die Leitung der Ausgrabungen von Salona, und starb in Spalato. Francesco studirte Medizin, und kam als Kreisphysikus nach Fort Opus und einigen andern Orten, gab aber seine Stellung auf, um ganz seiner Vorliebe für die Naturwissenschaften und Alterthumskunde zu leben, übernahm dann eine Professur in Zara, wurde zugleich Direktor des dortigen Nationalmuseums und 1852 als Professor nach Spalato versetzt. Mitglied vieler gelehrten und gemeinnützigen Gesellschaften, verfaßte er nicht nur zahlreiche medizinische, archäologische und naturhistorische Abhandlungen in Zeitschriften und akademischen Annalen, sondern auch 16 größere oder kleinere wissenschaftliche Werke, von denen 9 bereits erschienen:

In Cyanuretum rubrum, inquisitiones chemico-pharmacologicae. Ticini Regii 1831.

Relazione nosografica statistica sulla epidemia colerosa, che invase la Dalmazia nell' anno 1836. Trieste 1838.

Saggio storico statistico medico sopra l' antica Narona e lo stato presente del suo territorio. Bologna 1842.

Antiche lapidi salonitane inedite illustrate. Spalato 1848. (2. Aufl. Zara 1850.)

l' Agronomo raccoglitore: Giornale ebdomadario di economia rurale. Zara 1850.

Sulla Topografia e scavi di Salona dell' ab. F. Carrara: Confutatione. Trieste 1850. und die für Gymnasien bearbeiteten

Elementi di storia naturale, di Mineralogia und di Zoologia. Trieste 1851. 1852. und Vienna 1855.

und 7 theils unter der Presse, theils noch zu drucken sind:

Dell' antico palazzo di Diocleziano in Spalato. Trieste 1855.

Monumenti salonitani inediti illustrati. Vienna.

Discorsi critici sulle antiche storie degl' Illirici, dei Dalmati e dei Liburni (Zagabria).

Trattato di agricoltura teorico-pratico.

Antiche lapidi Jadertine illustrate.

Miscellanea di opuscoli diversi inediti relative alla Dalmazia.

Zemonico kam als Mitgift einer edlen Zaratinerin aus dem Hause Soppe an die venetianische Patrizierfamilie Venier, welche es bis 1571 besaß, wo die Türken es durch Verrath eines Factors wegnahmen. Es war in sehr alter Zeit als Vormauer der Stadt und zum Schutz des Gebietes erbaut worden, und mit Thürmen, Gräben und allen zur Vertheidigung nöthigen Werken versehen. Außerdem stand eine ziemlich beträchtliche Cavalleriegarnison unter einem edlen Zaratiner mit dem Titel Capitano darin. Die Türken hielten Zemonico der Lage wegen, nur 8 Miglien von Zara, außerordentlich hoch, bevölkerten es, errichteten eine Moschee und hatten gewöhnlich 1300 Mann Besatzung darin, indem sie sagten: wie die Mücke im Rüssel des Elephanten im Stande sei, ihn zuletzt zu Boden zu werfen, so müsse von Zemonico aus Zara fallen. Aber kaum war Leonardo Foscolo als General nach Zara gekommen, so sandte er am 19. März 1647 den Provveditore der Cavallerie, Marcantonio Pisani, mit 5000 Mann gegen Zemonico. Es fiel noch an demselben Tage, 700 Türken wurden getödtet und 200 gefangen genommen und die Befestigungen sämmtlich geschleift.

Velebit, der einzige Zweig der Julischen Alpen, welcher in Dalmatien ist und dieses von Croatien trennt, fängt bei Knin an und endigt bei Segna am Meere. Seine höchsten Gipfel sind der Montesanto 5405 Wiener Fuß und der Paklenizza 5192 Fuß hoch.

Ugliano (slav. Ugljan und Ottoch) auch Lissa und S. Michele genannt, und der in derselben Richtung liegende Scoglio Pasman bilden wie mit dem Festland den Canal di Zara und di Pasman, so mit den ihnen parallellaufenden äußern Inseln Grossa oder Lunga und Incoronata den 27 Miglien langen und 4½ Miglien breiten Canal di mezzo, in welchem viele kleinere Scoglien liegen. Alle diese Inseln, welche zum Theil unbewohnt sind, heißen Scogli di Zara, und gehören zu den Trucones der Römer. Obgleich sie viele gute Ankerplätze und Buchten haben, in denen selbst die größten Schiffe sicheres Unterkommen finden, so ist doch die Schifffahrt in ihrer Nähe, besonders im Canal di mezzo, wegen der häufigen unterseeischen Felsenriffe, der Untiefen und Strömungen äußerst gefährlich.

Castell von S. Michele, so genannt von einer darin befindlichen Kirche des heil. Michael, mit welcher vor Zeiten eine Abtei von Mönchen verbunden war, wurde von den Venetianern 1203 errichtet

und mit einer Besatzung belegt, um die Zaratiner im Zaum zu halten, welche bei der Zerstörung ihrer Stadt 1202 auf die nahen Inseln geflüchtet waren, und von dort aus bald nach dem Abzug der feindlichen Flotte (am 7. April 1203) ihre Rache an den einzelnen venetianischen Schiffen auszulassen suchten, deren sie sich im Canal bemächtigen konnten. Schon 1204 griffen die Zaratiner das Castell unerwartet an, eroberten und zerstörten es. Später wurde es wieder hergestellt, und in den Jahren 1366 und 1373 findet man noch urkundlich der Geldsummen erwähnt, welche König Ludwig von Ungarn und die Stadt für den Wiederaufbau und die Befestigung desselben verausgabten. Die hohe Lage machte es in Kriegszeiten zu einem wichtigen Punkt für die Ueberwachung des Canals, und es erhielt dann Wache und Posten; aber in ruhigen Zeiten blieb es ohne Besatzung. Dies benutzten 1613 die Uskoken, um es heimlich in Besitz zu nehmen, in der Eile mit allem Nöthigen zu versehen, und von dort aus ihre Gefährten durch Signale von den Handelsschiffen, welche auf dem Meere sichtbar wurden, zu benachrichtigen, oder von der Annäherung der venetianischen Küstenwachtschiffe zu warnen, und gelegentlich Raubzüge, wie gegen Rasanze und andere Dörfer des Gebietes von Zara zu unternehmen. Als sie aber kund wurden, daß die Venetianer Vorbereitungen zu ihrer Vertreibung träfen, verließen sie des Nachts heimlich das Castell. Dieses diente in neuerer Zeit als Telegraph, welcher mit einem andern auf dem Thurm von Zara korrespondirte.

Die Abtei von S. Michele besaß viele Ländereien in der Nähe, und der letzte Abt Muzio Calini wollte, als er Erzbischof von Zara wurde, mit den Einkünften ein Seminar stiften, aber seine Versetzung hinderte ihn daran und sein Nachfolger Andrea Minucci schenkte sie dem Kapitel der Kathedrale mit der Verpflichtung, einen Lehrer für die Cleriker zu halten. Indeß Papst Pius V. erklärte diese Schenkung für nichtig, und gab sie den Dominikanern in Zara für die allgemeine Schule, und so kamen sie bei der Aufhebung des Klosters mit zu den Fonds für den öffentlichen Unterricht.

Serdar, ein dem Türkischen entlehntes Wort, bezeichnete in Dalmatien früher einen Capitän der sogenannten „forza territoriale“ (Landmacht) in den innern Distrikten. Diese Landmacht war schon von der Republik eingerichtet worden, um im Nothfall ohne Kosten die ganze Landbevölkerung in ihren Waffen und Kleidern aufrufen

zu können. Sie beschränkte sich Anfangs auf die Kraine, d. h. die waffenfähige Mannschaft der Distrikte des Innern und der Küste, wurde aber später auch auf die Inseln ausgedehnt und immer besser organisirt. Jeder Gebirgsdistrikt hatte einen Oberst, mehrere Serdare und Arambasche, jede der Küstenstädte einen Oberst und Capitän, Almissa einen Oberst-Oberintendant, Macarsca einen Oberst, die Narenta einen Oberintendant mit großer Vollmacht zur Entscheidung von Rechtsfällen, und die Castelle mit der Insel Solta einen Governatore. Dieser, sowie die Capitäns und Serdare erhielten täglich 20 Kreuzer, ein Oberst 25 und die Mannschaft blieb ganz unbesoldet. Nach dem Reglement von 1806 war das ganze Corps „forza Provinciale" genannt, in 6 Circondarii und 32 Riparti eingetheilt, und bestand aus 47 Colonelli mit 3000 Lire,

7 Ajutanti erster Klasse mit 1300 Lire,
32 Capi di Riparto (Serdare) mit 1800 und 1500 Lire,
26 Ajutanti zweiter Klasse mit 1250 Lire,
38 Cadetti mit 1250 Lire,
23 Arambassa mit 219 Lire,
24 Sergenti }
23 Trompetti } mit 164 Lire
1780 Panduri mit 110 Lire,
466 Guardie auf den Inseln mit 109 Lire,

2466 Mann.

Die Panduren oder Seresanen, auf den Inseln Guardie genannt, verrichteten den täglichen Dienst und wurden von den Offizieren aus der ganzen waffenfähigen Mannschaft zwischen 18 und 60 Jahren, welche zur forza provinciale verpflichtet war, ausgesucht. Sie konnten nach und nach bis zum Oberst avanciren, wenn sie lesen, schreiben und rechnen konnten. Sie waren von jeder bürgerlichen Verpflichtung frei, wurden monatlich bezahlt und trugen den Nationalanzug. Die Trompeter trugen dazu eine weiße Mütze, Sergeanten und Arambasse schwarze Pelzmützen, letztere noch einen rothen Federbusch. Bei der Guardie war der Anzug der Marine ähnlich. Die Offiziere des Continents trugen kurze grüne Röcke mit scharlachrothen Aufschlägen und Kragen, weiße Westen, grüne Pantalons und schwarze Pelzmützen mit Silberdroddel und rothem, bei dem Oberst mit weißem Federbusch.

Der tägliche Dienst bestand nicht nur darin, daß die Panduren patrouillirten, bei Criminalfällen Erkundigungen einzogen, alle Uebertreter von Gesetzen einfingen, Unruhen stillten, Deserteurs holten, Gefangene führten, Steuern eintrieben, Gerichtsurtheile ausführten und zur Verfügung der Behörden standen, sondern die forza wachte auch über die Grenze, die Gesundheit, die Straßen, die Gewässer und den Landbau. Die Offiziere schulten sie, ordneten die Ronden an, vertheilten die Lasten und wachten über den Pflichteifer und die Schuldigkeit der unter ihnen stehenden Chargen. Die Serdare standen unter sich sowohl, wie mit den Behörden in fortwährendem schriftlichen Verkehr, nahmen dazu jede Woche zwei Ordonanzen aus der forza, und bereisten einmal monatlich ihr riparto, ihren Landestheil. Die Obersten revidirten jedes Jahr im Mai, Juli und Oktober ihren Distrikt (circondario).

Für Dienstvergehen gab es ein besonderes Reglement und in jedem Distrikt eine Commission; andere Vergehen fielen den Tribunalen zu. Jeder Capo di riparto führte ein Register über Strafen und Thaten seines riparto, der Oberst über seinen Distrikt.

Als die Oesterreicher Dalmatien wiederbesetzten, wurde durch kaiserliche Sanktion vom 30. Juni 1814 die forza territoriale beibehalten und neu organisirt. Unter 5 Obersten standen 29 Serdare und 21 Vice-Serdare. Aber 1850 wurde das ganze Institut, so treffliche Dienste es auch geleistet, aufgehoben, und durch die Gensdarmerie ersetzt.

Das Kloster der Frati terziarii auf dem Scoglio von S. Paolo diente 1678 beim Ausbruch der Pest als Lazareth. Es war dies schon die dritte Pest im 17. Jahrhundert, aber weniger furchtbar als die von 1619, wo der Prete Giulio de Marchi mitten auf der Straße die Testamente schrieb, welche ihm die Kranken aus den Fenstern diktirten, und nach 9 Monaten nur noch 2073 Personen am Leben waren.

Punt' amica, berühmt durch die Seeschlacht am 18. September 887, in welcher der Doge Pietro Candiano von den Narentanern geschlagen und getödtet wurde.

Der Hafen von Zara liegt nördlich von der Stadt, ist 400 Faden lang und 90 breit, einem kleinen Canale gleich, und wird von einem Arme des 18 Miglien langen und 2 Miglien breiten Canale

di Zara gebildet. Die Marina längs des Hafens ist im Sommer der abendliche Spaziergangsort der Zaratiner. Das zum Hafen führende Thor, porta di marina, wurde 1571 aus den Ueberresten eines römischen Triumphbogens gebildet, welchen Melia Anniana zum Andenken ihres Mannes Lepitius Basa errichten ließ. Anstatt des schön gearbeiteten Tritonen, welchen nach dem Berichte des berühmten Reisenden Ciriaco von Ancona um 1400 der Bogen trug, wurde die Statue des heil. Grisogono angebracht, und eine Inschrift erinnert an den Sieg von Lepanto.

Albanese oder **Erizzo**, eine jetzt 882 Seelen zählende Colonie von Albanesen. Es waren ursprünglich 27 Familien aus der Umgegend von Antivari, welche sich vor den Verfolgungen des Mahmud-Begovich nach Perasto flüchteten. Von dort rief sie 1726 der Erzbischof Zmajevich von Zara, welcher sie kannte, da er früher Bischof von Antivari gewesen, nach Zara, und verschaffte ihnen durch die Vermittelung des Provveditore Niccolo Erizzo den Schutz und die Gunst des venetianischen Senats. Es wurde ihnen zuerst ein Strich Landes bei Zemonico angewiesen, dann aber die Erlaubniß zur Gründung eines Dorfes ganz in der Nähe von Zara bewilligt, welches sie zu Ehren des Provveditore „Erizzo" nannten. Der Erzbischof baute ihnen auf seine Kosten eine Kirche, welche er später zur Parrochialkirche erklärte, und wo noch jetzt der Gottesdienst in albanischer Sprache stattfindet. Denn die Bewohner von Erizzo, welche Zara täglich mit Obst und Gemüsen versorgen, haben streng an der Sprache, der Kleidung und den Sitten ihres Vaterlandes gehalten.

Baldassare de' Cattani, dessen Witwe die pflanzenkundige Maria de' Cattani ist, stammte aus einer römischen Grafenfamilie in Comacchio, kam als Beamter nach Spalato, und verfaßte bei Gelegenheit der Reise des Kaisers Franz I. in Dalmatien 1818 unter dem Titel „Notizie" ein Werk über diese Provinz, welches neben chronologischen Geschichtstabellen und kurzen Biographien der berühmtesten Dalmatier die Beschreibung aller merkwürdigen Orte enthält und als Führer dienen sollte, aber bis jetzt noch Handschrift geblieben ist.

Kačić (Cazelhi, Kacheli) hieß eine der alten chrovatischen Ban-Familien, welche in der župania Paratalassia oder Krajna herrschte, und später eine der mächtigsten und berühmtesten Familien Dalmatiens wurde. Schon 1088 Herren von Almissa, machten sie sich bald

einen Namen als gefürchtete Seeräuber, und waren Anfang des 13. Jahrhunderts durch Reichthum und Verwandtschaft fast Souveräne der Primorje und Poglicza. Aber ihre fortgesetzte Seeräuberei zog ihnen 1282 die gewaltsame Vertreibung aus Almissa und dadurch das Sinken ihres Hauses zu. Die Familie breitete sich allmälig über ganz Dalmatien und auch nach Ungarn aus und theilte sich in viele Zweige, welche je nach dem Gründer der Linie oder der Besitzung besondere Beinamen führten, wie **Miošić** von **Mijo**, Michael, und **Andriašovići** von **Andriaš**, Andreas. Sechs Bischöfe und viele Kriegshelden stammten aus diesem Hause.

Carolina Degiovanni Luparbo, Verfasserin vieler in Zeitschriften mitgetheilter italienischer Gedichte.

Stazić Andria. Gramatika ilirska za taliane. U Zadru 1850.

Ausgezeichnete Zaratiner gab es immer viele. Fortis nennt die Gesellschaft von Zara „so gebildet, wie man sie in irgend einer ansehnlichen Stadt Italiens nur wünschen kann," und schon 1694 am 12. Sept. konnte in Zara ein literarischer Verein, die **Accademia degl' incaloriti**, gestiftet werden, von dem wir noch eine Sammlung Gedichte: **I trionfi del merito** (Venedig 1700) zu Ehren des Capitano Antonio Donato bei seiner Abreise von Zara besitzen. Eine spätere Akademie **degl' Ravvivati** ließ 1757 eine Sammlung **Orazioni e Poesie** bei der Abreise des General-Provveditore Francesco Grimani drucken, und eine ökonomische Gesellschaft wurde 1787 gebildet. Von jetzt lebenden bedeutenden Schriftstellern aus Zara sind noch zu nennen:

Cavalier Alessandro Paravia, Professor der Geschichte und Eloquenz in Turin, übersetzte den Plinius, und gab die Briefe des Giuseppe Bartolli und Angelo Dalmistro heraus.

Giacomo Chiudina, Doktor der Rechte, Dichter und Redakteur des **Osservatore Dalmato**, in welchem viele gute historische Aufsätze von ihm stehen, übersetzte eine Sammlung dalmatischer Volkslieder und das Drama: **Gorski Vénac**, Waldkranz, vom Vladika von Montenero, aus dem Illyrischen.

P. Donato Fabianich, Franziskaner, verfaßte: **Alle ceneri ed alla memoria di Niccolò Giaxich, elogio. Zara 1841. — Cenni istorici sulle scienze e lettere in Dalmazia. Venezia 1843. — Memorie storiche letterarie di alcuni conventi della Dalmazia.**

Venezia 1845. — Patriotti illustri. Venezia 1846. — Dipinti della città di Lesina. Zara 1849.

P. Costantino Boxich, Franziskaner, Verfasser der Biografia del P. Ottavio Jancovich detto Spader. Zara 1847, und früher des Ragionamento sacro. Zara 1813.

Aus früherer Zeit sind besonders zu nennen:

Paolo de' Paoli, Rettore von Zara, Conte in Sebenico, Traú und Pago, Advokat und Prokurator des König Ludwig von Ungarn, schrieb ein Tagebuch seiner Zeit, welches vom 7. April 1371 bis 1408 reicht und von Lucius 1666 seinem großen Werke über Dalmatien beigefügt wurde.

Simone Begna, zuerst Canonikus in Zara, dann Bischof von Modrussa, zog sich, als Modrussa 1527 von den Türken zerstört wurde, nach Zara zurück, wo er 1536 starb. Bei der Kirchenversammlung im Lateran 1512 hielt er eine glänzende Rede, welche gedruckt wurde. Die übrigen von ihm hinterlassenen Werke: Monumenta vetera Illyrici Dalmatiae urbis et Ecclesiae Salonitanae ac Spalatensis. — Vita di S. Clemente Papa und Lebensbeschreibungen der Schutzheiligen Zara's in illyrischen Versen sind Mss.

Bernardo Karnarutich, Verfasser von vier Gesängen über die Belagerung von Segeth. Venedig 1584.

Federico Grisogono schrieb Discorso sopra le cause del flusso e riflusso del mare.

Simeone Budineo, illyr. Schriftsteller: Nauk Kersljanski und Kratko upravljenje za misnike i za izpovidnike. (Christlicher Unterricht und kurze Anleitung für Priester und Beichtiger.)

Giorgio Barrakovich, Verfasser der Vila Slovinska in dreizehn Gesängen (Venedig 1682). — Jarula oder Altes und Neues Testament (Venedig 1720) und Draga Rabska Pastirica (Die Hirtin vor Arbe). Mss. Als Canonikus von Zara zeichnete er sich durch seine illyrischen Predigten aus.

Gregorio Civalelli, starb 1713 als Bischof von Scardona und schrieb ein Werk über das dalmatische Reich. Mss.

Francesco Fanfogna, bedeutender lateinischer Dichter im Anfang des 17. Jahrhunderts.

Lorenzo Fondra schrieb Citluch conquistato nell' anno 1694

dei Veneti. Venezia 1695 und La Storia dell' insigne reliquia di S. Simeone. Mss.

Simeone Gliubavaz studirte von 1631—1637 in Padua, theilte dann seine Zeit zwischen Amtsgeschäften und historischen Studien, war mit den bedeutendsten Landsleuten seiner Zeit, wie Giovanni Luzio, befreundet, und starb um 1670, viele Manuscripte, unter anderen eine geographisch-historische Abhandlung über das alte Illyrien in lateinischer Sprache, einen sehr ausführlichen Bericht an den General-Provveditore Foscolo über das Gebiet von Zara und Nona, Memorie di Zara, ein Verzeichniß seiner Bischöfe und Erzbischöfe, und eine Sammlung der alten Inschriften in der Stadt und dem Gebiet von Zara hinterlassend.

Valerio Ponte, Erzdiakon und Vikar, hinterließ: Commentarii intorno la storia sacra dell' Illyrio und Dissertazione sopra il culto di S. Anastasia. Mss.

P. Ottavio Jancovich, genannt Spader, geboren 1646, trat früh in das Franziskanerkloster, studirte in Rom, lehrte dann Theologie und Philosophie in verschiedenen Städten Italiens, wurde Consultore del santo offizio, und als Cardinal Pignatelli, dessen Beichtiger er war, unter dem Namen Innocenz XII. den päpstlichen Stuhl bestieg, 1695 Bischof von Arbe. Er starb 1715 in Assisi, wohin er 1700 als Bischof versetzt worden war, und hinterließ außer seinen gedruckten Werken: Cathologus de Minoribus suae Provinciae S. Hieronymi etc. Bononiae 1686. — Lumi serafici de Porziuncola. Venezia 1701. — Dissertazioni due sulla storia dell' indulgenza della Porziuncola. Venezia 1701 und 1705. — Relazione sul morte di S. Francesco. Venezia 1707. — Prologomena Sacrae Scripturae. Venetiis 1707.

Handschrifftlich 6 Bände geschichtlichen und 8 theologischen Inhalts in der Bibliothek des Klosters degli Angeli und die angefangene Biblioteca canonica, giuridica, morale, teologica, welche später Professor Lucio Ferraris in Bologna vollendete und herausgab.

Giovanni Tanzlinger, geb. 1651, Canonikus und Generalvikar in Zara, übersetzte die zwei ersten Bücher der Aeneide (Venedig 1688) und den römischen Catechismus (Mss. 1704) in's Illyrische, verfaßte Vocabulario di 3 nobilissimi linguaggi italiano-illiricolatino Mss. (1250 Folio-Seiten stark). Dama cronologica Mss.

(Kirchenchronik der Diöcese Zara), und starb, über 80 Jahre alt, in seiner Geburtsstadt.

Giovanni Vanovaz hinterließ Memorie agronomiche.

P. Fedele, Kapuziner, Verfasser von Notizie istoriche concernenti l'illustre servo di Dio P. Marco d' Aviano. Venezia 1798. — Lettera del Venezia 1787. — Produzioni ascetiche ed ascetizie concernenti la Peste di Spalato 1784. Venezia 1790. — Mantissa ad Hymnodion. Venezia 1800.

Gian Domenico Stratico, geboren den 19. März 1733, in Rom erzogen, Mitarbeiter an der Geschichte des P. Orsi, Professor in Pisa, Siena und Florenz, dann Bischof von Cittanuova in Istrien und zuletzt von Lesina, wo er 1799 starb. Er stand in Briefwechsel mit den bedeutendsten Zeitgenossen in Italien, war Mitglied der berühmtesten Akadamien und Präsident der „società georgica delle Castella.“ Er schrieb außer vielen Artikeln in den kirchlichen Annalen von Florenz und zahlreichen zum Theil noch ungedruckten Reden und Gedichten Opuscoli Economico-Agrari. Venezia 1790. — Synodus Dioecesana Aemoniensis. (Padua 1781.) — Costituzioni della Scuola della Carità. Lesina 1799. — Collezione di Opuscoli sagri e pastorali. Venezia 1790. — Istruzione sulla santificazione delle feste. Venezia 1790. — Orazione funebre del P. Lorenzo Ricci. Venezia 1814. — L'esame teologico a prò degli Armeni. Venezia 1786. — Opere edite ed inedite. Venezia 1843. Er übersetzte auch „la morte di Abele“ von Geßner, „le notti di Young“ (unter dem Namen Giuseppe Bottoni) aus dem Englischen, die Geschichte von Raynald und „I Morlacchi della Madama di Rosemberg“ aus dem Französischen.

Simeone Stratico, geb. 1734, Bruder des Vorigen, bei seinem Onkel erzogen, welcher ein Erziehungsinstitut in Padua leitete, war mit 24 Jahren Professor der Medizin in Padua, dann Professor der Seewissenschaften in Pavia, später leitete er die Wasserarbeiten im Herzogthum Modena, wurde Generalinspektor der Gewässer und Straßen im Königreich Italien, 1809 Senator, Ritter der Ehrenlegion und eisernen Krone, und starb 1829 in Mailand. Von den 25 Werken, die wir von ihm besitzen, sind die vorzüglichsten: Raccolta di proposizioni d' idrostatica e d' idraulica. Padova 1773. — Elementi d' idrostatica e d' idraulica. Padova 1791. — Vocabolario di ma-

rina in italiano, inglese e francese. Milano 1813. — Teoria completa della costruzione e del maneggio de' bastimenti, traduzione dal francese d' Eulerd con note. Milano 1823. — M. Vitruvii Pollionis Architectura cum exercitationibus J. Poleni et commentariis variorum. Udine 1825.

Gregorio Stratico sammelte mit vieler Kritik Dokumente zur Geschichte von Dalmatien, welche A. Kreglianovich benutzte. Er hinterließ handschriftlich Sistema Regolativa della veneta provincia della Dalmazia und Informazione sullo Stato, fazioni, emolumenti, forza reale, ufiziale delle Craine della Dalmazia. 1783.

Niccolò Bonicelli, Canonikus in Zara, wo er 1845 starb; sehr gelehrter Theolog, Freund des Bischofs Stratico und Verfasser der Orazione panegirica per S. Pelagio (Venezia 1780), per S. Servolo (Padova 1783) und le vittorie delle armi aleate (Zara 1790).

Niccolò Draghichievich (starb 1847) hinterließ eine ganze Sammlung von Uebersetzungen, wie: Lettere di una Peruviana, Lettere persiane, i pensieri di Pope u. a. theils gedruckt, theils ungedruckt.

Wrana oder Lovrina (lat. Aurana), Schloß und Flecken auf halbem Wege zwischen Zara und Sebenico an dem 5215 Quadratmorgen großen See gleichen Namens, einst von großer Wichtigkeit. Anfangs stand ein altes Benediktiner-Kloster des heil. Gregor hier, welches König Zvonimir von Croatien bei seiner Krönung dem Papst Gregor VII. zur Benutzung für seine in Dalmatien reisenden Legaten 1076 schenkte. König Bela II. errichtete 1138 ein ansehnliches Priorat der Tempelritter daselbst, welche ein starkes Castell erbauten, mit der Zeit hohe Macht und großen Reichthum erlangten und Herren vieler anderer Schlösser und Besitzungen in Dalmatien und Croatien wurden. Bei der Aufhebung ihres Ordens 1212 zog die Krone das Priorat ein, und König Ludwig I. verlieh es 1346 den Johanniter-Rittern, um sich den Orden zu seinem Rachezug gegen die Königin Johanna von Neapel zu verbinden. Giovanni di Palisna, Prior von Wrana, war 1383 einer der Hauptverschworenen gegen die Königinnen Elisabeth und Maria von Ungarn, aber Wrana mußte sich am 28. Oktober ergeben und der erste Aufstand war damit gedämpft. Drei Jahre später jedoch geriethen die beiden Königinnen in die Hände des Prior, welcher sie in Novegradi festhielt, wo Elisabeth 1386 ermordet wurde. Als Maria von den Venetianern befreit worden war, sandte sie 1389

Truppen gegen Wrana, um den Prior zum Gehorsam zu zwingen, aber dieser vertheidigte sich, vom König Twartko von Bosnien unterstützt, so tapfer, daß man die Eroberung des Schlosses aufgeben mußte. Erst 1392 gelang es dem Ban von Bosnien, Buk Bučić, sich des Priors und seiner Besitzungen zu bemächtigen. Von ihm kam 1402 Wrana an den König Ladislaus von Ungarn und Neapel, welcher es mit Zara 1409 an Venedig verkaufte. 1537 nahmen es die Türken, welche es bevölkerten und durch neue Gebäude und Gärten mit Wasserkünsten verschönerten. Als die Venetianer es 1646 wiedereroberten, belehnten sie 1752 die Familie Borelli damit. Gleichwohl hat sich aber noch immer bei den Türken der Titel Beg von Wrana, und in Ungarn der des Prior erhalten, und der älteste Canonikus von Agram unterschreibt sich noch **Gubernator Auranae**, obgleich das Kloster längst der Erde gleichgemacht wurde.

Porta di terra ferma, das schönste Stadtthor in Dalmatien, von Sanmicheli entworfen, und nach seiner Zeichnung von seinem Neffen Gian Girolamo ausgeführt (1543).

Quellen: Il Rammentatore Zaratino. Lunario 1845—1854.
Srbsko-Dalmatinski Magazin za lèto 1846 pg. 5—21.
G. Bajamonti Sylloge Disquisit. IV. cap. 2. Colonia Jadera. Mss. des Conte Mome Cambj.
Mailáth. Geschichte der Magyaren. Wien 1828. I, 100. 131. 211. II, 23 sq. 65 sq. 104. 144. 149. II, 55. 92. 116.
Cronaca Veneta. Venezia 1793. I, 54 sq. — Arkiv za Povèstnicu jugoslavensku. II, 1. pg. 214—217.
Regolamento Organico della Forza Provinziale in Dalmazia. Zara 1806.
Gr. Stratico. Informazione sullo Stato, fazioni, emolumenti, forza reale, uffiziali delle Craine della Dalmazia. 1783. Mss. Bibliothek Garagnin-Fanfogna.
Luigi de Grisogono. Bericht über die Wirksamkeit der forza territoriale an Se. Maj. den Kaiser. Mss. des Verfassers.
Andrie Kačića Razgovor ugodni Naroda Slovinskoga. U Zadru 1851. II. pg. 72 sq.
S. Ljubich. Bibliografia Dalmata. Mss.
P. D. Fabianich. Cenni istorici sulle scienze e lettere in Dalmazia. Venezia 1843. pg. 20 sq.
P. C. Bopich Biografia del P. Ottavio Jankovich detto Spader. Zara 1847.
Cenno Storico sul Castello di Wrana in Dalmazia. Cp. La Dalmazia 1846. N. 51.

Die Kerka.

Morlacchia heißt eigentlich nur die Küste am Canale della Morlacca, welche die ehemaligen Distrikte Licca und Corbavia umfaßt und auf alten Karten auch Argyruntum genannt wird. In Dalmatien aber bezeichnet Morlacchia alles Land, wo Morlacchen wohnen, und zwar vorzugsweise das ganze Innere von dem Gebiet von Zara an bis zur Mündung der Narenta. In Ragusa wird die Herzegovina damit gemeint.

Dernis (sl. Dernis), ein kleines Städtchen mit 200 Häusern und 3200 Einwohnern, Sitz einer Prätur, in einer schönen, vom Bergstrome Cicola bewässerten Ebene am Fuße des 3653 Wiener Fuß hohen Berges Promina, der zur Weide und Jagd dient. Ueber der Stadt auf hohen steilen Felsen, an welchen der Cicola vorüberfließt, sieht man die Ruinen der alten Festung, welche der venetianische General Foscolo 1647 zerstören ließ, als er Dernis den Türken nach 125jährigem Besitz wieder entriß. Noch erinnert ein Minaret an die Zeit der türkischen Herrschaft und auch die jetzige Pfarrkirche soll als Moschee gedient haben. Die Stadt selbst ist hübsch und freundlich gelegen, und die sie umgebende Ebene eine der fruchtbarsten Dalmatiens. Hat man aber Dernis drei Miglien hinter sich und die steinerne Brücke über den Cicola überschritten, so sieht man auf dem ganzen Wege nach Scarbona und Sebenico nichts, als nacktes Gestein und felsiges, ödes Land. Dagegen führt der Weg bis Knin durch lauter Wiesen, Saaten, Korn- und Maisfelder, hie und da unterbrochen durch kleine Waldungen und Weingärten.

Eine Stunde von Dernis bei dem Dorfe Sieverić befindet sich ein bedeutendes Steinkohlenlager, das zwar schon 1766 entdeckt, aber

erst in neuerer Zeit durch das Haus Rothschild in Wien in Betrieb gebracht wurde.

Knin (lat. Tininium), ein Flecken mit nur 68 Häusern und 931 Einwohnern, Sitz einer Prätur, 16 Miglien nördlich von Dernis, am rechten Ufer der Kerka in einem grünen, ergiebigen Thale, dem polje Kninsko, welches die Kerka mit den ihr zufließenden Bächen Butižnica, Radiljevac und Oršanica bewässert und zur Winterszeit größtentheils unter Wasser steht.

Die Citadelle liegt nahe und hoch über dem Städtchen auf einem steilen Berge und soll zum Schutze des Ortes und der über die Kerka führenden Brücke dienen, wird aber von den umliegenden Höhen beherrscht und dadurch trotz der verschiedenen Befestigungsarbeiten der Türken, Venetianer, Franzosen und Oesterreicher unhaltbar.

Als Knotenpunkt der Straßen aus Croatien, Zara, Dernis und Verlicca ist Knin ziemlich lebhaft. Aber gleichwohl findet der Reisende nicht einmal ein Gasthaus und nur die große Gastfreundschaft der Bewohner macht diesen Mangel weniger fühlbar.

Knin ist auf den Trümmern des alten Arduba errichtet, einer stark befestigten Stadt, welche Germanicus im Jahre 9 n. Ch. während des letzten dalmatischen Krieges zerstörte und deren Bewohner einen so verzweifelten Widerstand leisteten, daß die Frauen sich mit ihren Kindern lieber in das Feuer ihrer brennenden Häuser und den Fluß stürzten, als sich gefangen gaben. Im Jahre 649 n. Ch. war Tnena (später Tininia, Tininium) schon eine blühende Stadt und nach Porphyrogenitus der Hauptort einer der zwölf Zupanien der Chrvaten, welche Cena oder Cencina hieß und einen Theil des alten Liburniens und Dalmatiens umfaßte. Herzog Porga schenkte es den Lapsanovich, einer der vornehmsten Familien, welche ihm gefolgt waren, und diese behielten es auch, als das croatische Königshaus 1087 erlosch und Koloman von Ungarn Herr in Dalmatien wurde. König Krešimir von Croatien baute die Stadt, wenn nicht ganz, so doch größtentheils neu auf.

Bei der dritten Bekehrung der Croaten wurde Knin der Sitz eines Bisthums und Marcus, 1050, der erste Bischof. Aber seit der Invasion der Türken, 1522, mußten die Bischöfe ihre Residenz aufgeben und die geistliche Sorge ihres Sprengels den Franziskanern überlassen, und nach dem Tode des 59. Bischofs, Josef Carl, welcher 1755 starb,

wurde die Verwaltung des Bisthums den Bischöfen von Sebenico übertragen, denen sie noch obliegt.

Als König Ludwig von Ungarn, 1345, mit 20.000 Mann nach Dalmatien kam, übergab auf sein Verlangen die Witwe des berühmten Conte Neplizio von Nelipat, aus der Familie Lapsanovich, Herrn von Knin, die Veste dem König, und König Sigismund brachte nach seiner Niederlage bei Nikopolis den 28. September 1396 den ganzen Winter, ehe er nach Ungarn zurückkehrte, daselbst zu. Ebenso hatte Bela, der jüngere Sohn König Bela's IV., den sein Vater, 1264, zum Herzog von Slavonien und Dalmatien gemacht, nach seiner Verheiratung mit Kunigunde, der Tochter König Ottokars von Böhmen, sein Hoflager in Knin aufgeschlagen.

Im Jahre 1522 nahmen die Türken die Stadt weg, und erst 1647 eroberte sie der venetianische General Foscolo wieder und zerstörte die Festung. Die Türken nahmen Knin jedoch, 1650, abermals und befestigten es stärker als vorher, mußten es indessen, 1687, dem General Cornaro auf Gnade und Ungnade übergeben und im Frieden von Carlowitz, 1698, für immer an Venedig abtreten.

Knin ist das Vaterland des Lorgna, Nachich und Knepovich.

Anton Maria Lorgna, Brigadegeneral der Republik und Direktor der Militär-Akademie in Verona, einer der bedeutendsten Männer seiner Zeit, erwarb sich durch seine hydraulischen Arbeiten einen solchen Ruf, daß er selbst nach Portugal berufen, von Friedrich II. gelobt und von allen Seiten befragt wurde, stand mit Friedrich II., mit Lagrange, d'Alembert, Laplace u. A. im Briefwechsel, stiftete die noch bestehende **Academia dei quaranta** für 40 der verdienstvollsten Physiker und Mathematiker, und starb gegen 70 Jahre alt im Juni 1796. Seine mathematischen Werke:

Opuscola tria ad res mathematicas pertinentia 1761,
De quibusdam maximis et minimis 1766,
Opuscola mathematica et physica 1770,
Specimen de Seriebus convergentibus 1775,
Exercitatio analytica de casu irreductibili tertii gradus et seriebus infinitis 1776,

sowie die meisten seiner physikalischen Abhandlungen sind in dem „**Giornale Italiano**" (III, 1; V, 83. 259), den Memoiren der Akademie der Vierzig und andern italienischen Journalen enthalten. Seine

Ricerche intorno alla distribuzione della velocità nelle sezioni de' fiumi wurde 1771, und
Relazione della stato presente del Po sopra Piacenza 1784 in Parma besonders abgedruckt.

Sein Landsmann und Schüler **Giovanni Nicolò Buinovich Kachich**, Sohn des venetianischen Majors Matteo, geboren 1763, zeichnete sich auf der Militärakademie von Verona so aus, daß er bald nach Vollendung seiner Studien zum Professor der Mathematik ernannt wurde, regulirte 1788 die Brenta, restaurirte 1790 den Campanile in Spalato, brachte 1791 die Mühlen bei Traú in Thätigkeit, gab 1798 in Zara Vorlesungen über höhere Mathematik, leitete den Bau verschiedener Straßen, führte mehrere hydraulische Arbeiten in Istrien aus, und starb 42 Jahre alt in Padua, ein Werk über Seekunde und Hydraulik und viele physikalische Abhandlungen hinterlassend.

Pietro Knezovich, Franziskaner und Verfasser mehrerer ascetischer Schriften, als:

Osmina Redovnička. U Mleclh 1766.

Muka gospodina našega Isukrsta. Ragusa 1829 und **Spalato 1845.**
und einer Uebersetzung der Evangelien und Briefe (Venedig 1773 und Ragusa 1784). Er starb 1768.

Verlicca (sl. **Verljka**), ein Dorf mit 80 Häusern und 3000 Einwohnern, 15 Miglien von Knin in einer hübschen, fruchtbaren Gegend unter dem 4797 Fuß hohen Berge Svilaja gelegen und berühmt durch seinen Gesundbrunnen und die $1\frac{1}{2}$ Stunde davon befindliche Höhle, welche die größte Dalmatiens und vielleicht eine der bedeutendsten in Europa ist. Um sie vollständig zu besichtigen, soll ein ganzer Tag nicht ausreichend sein; denn sie enthält unter Anderem 4 große Säle und 2 Seeen. Seit 1847 ist Verlicca der Sitz einer Prätur 3. Klasse und während des Sommers schon seit Jahren der Zufluchtsort vieler Städter und Kranker, welche die dortige frische Luft genießen und aus der dortigen Heilquelle trinken wollen, die bei Leber-, Blasen- und Hämorrhoidalleiden von vortrefflicher Wirkung ist.

Sign (sl. **Sinj**), ein ziemlich großes Städtchen mit 940 Familien und 5463 Einwohnern, Sitz einer Prätur, in einer hübschen, von Hügeln umgrenzten Ebene, 18 Miglien nordöstlich von Spalato, zu dessen Kreise es gehört.

Wann und wie es entstanden, weiß man nicht gewiß. Es soll

auf den Ruinen des alten Aneta der Römer erbaut worden, und der Name, früher Tzin oder Tzignum aus Cettina, Zentina zusammengezogen sein, wie einst die Ebene von Sign hieß und noch heutigen Tages der Fluß genannt wird, der diese Ebene durchströmt.

Die Festung, welche auf dem 1410 Fuß hohen Berge stand und jetzt in Trümmern liegt, wurde wahrscheinlich von den Grafen Nelipat errichtet, denen König Ludwig von Ungarn für ihre alte Herrschaft Knin die Contea di Cetina nach dem Erlöschen der Besitzer derselben, der mächtigen Grafen Bribir, überließ. Sie ist berühmt durch die tapfere Vertheidigung des Giorgio Balbi, welcher mit einer kleinen Besatzung, den wenigen Einwohnern von Sign und nur 3 Kanonen 1715 eine zehntägige Belagerung von 30000 Mann Türken unter Mehemet Pascha von Bosnien aushielt und den Feind zum Abzug zwang. Zur Erinnerung an diesen Sieg findet noch alljährlich ein Turnier, die sogenannte giostra (sl. cilitanje), Statt, von welcher später die Rede sein wird. In Sign wurde Giovanni Lovrich geboren, welcher in seinen Osservazioni sopra diversi pezzi del viaggio in Dalmazia dal Sig. A. Fortis (Venezia 1776) die Morlacchen so treffend geschildert hat.

Anderthalb Stunden östlich von Sign in Chan befindet sich die österreichische Grenzwache und die Contumazanstalt für die aus der Türkei kommenden Leute und Waaren. Der früher alle Donnerstage ebenfalls hier abgehaltene Bazar ist jedoch eine Stunde weiter nach Billibrig (sl. Bielibrieg), einem kleinen Dorfe unmittelbar am Fuße des Prolog, verlegt worden und gilt noch immer als der bedeutendste der ganzen Provinz.

Clissa (sl. Klis), das alte Andetrium der Römer, eine Bergveste 6 Miglien von Spalato mit unregelmäßigen Werken, niedrigen Thürmen, kleinen Bastionen und einer herrlichen Aussicht auf das Meer.

Es besteht von Natur aus drei Abtheilungen, einer über der andern, ist sehr klein und liegt auf einem steilen, schwer zugänglichen Berge, welcher nur mit dem Ozrina, einem Vorberge des Mossor, zusammenhängt und den Engpaß zwischen dem Mossor und den Monti Kabani verschließt. Daher der Name Clusura, Clusam, Clusa, aus welchem später Clisa, Clissa, Klis wurde. Am Fuße des Berges, an welchen sich südlich der dazu gehörige Flecken lehnt, führt westlich, ganz beherrscht von den Kanonen der Festung, die Hauptstraße

von Spalato nach der Herzegowina vorüber. Unweit derselben sieht man noch in einer Vertiefung die Reste römischen Bauwerks, welche aus der Zeit herrühren, wo Tiberius im Jahre 9 n. Chr. das schon damals stark befestigte Andertium belagerte, und nach langer sehr tapferer Gegenwehr Seitens der Besatzung zur Capitulation zwang.

Als die Chrvaten Herren von Dalmatien wurden, schlugen seit 850 ihre Herzoge öfters ihre zeitweilige Hofstätte im „Curte Clusam“ auf, und später wurde es die Residenz der Bane des Küstengaues und der Grafen von Centina.

König Andreas schenkte es im Jahre 1210 dem Conte Domaldo, und als dieser in Ungnade fiel, 1217 den Tempelherrn, welche es 1221 wiederum gegen Sebenico an den Conte Domaldo abtraten; im Jahre 1227 aber waren die Spalatriner im Besitze der Feste.

Als die Tataren den König Bela IV. nach Dalmatien verfolgten, flüchtete sich die Königin Maria mit ihren zwei Töchtern nach Clissa, und blieb zwar glücklich von den Tataren befreit, welche Clissa belagerten, verlor aber dort beide Töchter, Magaretha und Katharina, durch den Tod.

Im Jahre 1265 schlug die Königin abermals einen längeren Wohnsitz in Clissa auf. Seit 1282 stand Clissa unter der Herrschaft verschiedener Familien, welche nacheinander die Macht Dalmatiens in Händen hatten, und wurde zugleich der Schrecken der benachbarten Küstenstädte, welche auf vielfache Weise von der Besatzung der Feste zu leiden hatten. Den Grafen Bribir folgten die Grafen Nelipat als Herren von Clissa, denen es 1388 König Tvrtko von Bosnien wegnahm und erst 1392 dessen Nachfolger Stépan Dabiša zurückgab. Herzog Hervoja eroberte und besaß Clissa bis zu seinem Sturze (1413), und als die Türken, 1536, den Flecken Clissa niederbrannten und die Feste belagerten, war Pietro Crusich Herr derselben. Papst Paul III. predigte einen eigenen Kreuzzug, um Clissa zu retten, aber nachdem es ein ganzes Jahr lang auf das tapferste vertheidigt worden und Pietro selbst geblieben war, ergab sich die Besatzung 1537 und die Feste wurde der Sitz eines Pascha's und der Hauptort eines Sandschak's, dessen Namen bis auf den heutigen Tag in Bosnien beibehalten worden ist, obgleich Clissa schon 1648 von den Venetianern zurückerobert und im Frieden 1669 von den Türken wieder an Venedig abgetreten wurde. Auch der griechische Metropole von Bosnien soll

noch immer den Titel Kliski, von Clissa, führen. Obgleich die Türken während ihres Besitzes von Clissa auf dem Berge Ozrina einen besondern Thurm erbaut hatten, um die Feste besser bewachen zu können, gelang es 1596 dennoch eines Nachts dem Giovanni Alberti aus Spalato, mit einer Handvoll Uskoken und Poglizzaner die Besatzung zu überrumpeln und sich Clissa's zu bemächtigen. Aber ohne Unterstützung erlangten die Uskoken von ihrer glücklichen Waffenthat nichts, als die Schlüssel der Feste, welche noch in der Kathedrale von Segna gezeigt werden sollen. Denn Segna, dessen damaliger Besitzer Frangipani eine Serbin, die Tochter des Jovan Brankovich, zur Frau hatte, wurde der Sammelplatz der Uskoken, dieser Landesflüchtigen und geschworenen Todfeinde der Türken, als ihnen 1537 ihr erster Zufluchtsort, Clissa, verloren ging.

Die Gegend von Zara bis zur Kerka heißt Kotar und wird vielfach in der Geschichte der Türkenkriege genannt. Benkovaz, der Hauptort derselben, ist ein unbedeutender Flecken.

Scardona (sl. Skradin), Sitz einer Prätur, ein kleines Städtchen mit 300 Häusern und 1150 Einwohnern am rechten Ufer der Kerka, über welche hier eine Fähre führt. Die Bewohner, welche größtentheils der griechischen Kirche angehören, leben theils vom Handel, theils vom Landbau. Sie waren früher sehr wohlhabend; seitdem aber die türkischen Karavanen aufgehört haben, nach Scardona zu kommen, und die Franzosen es 1809 brandschatzten, ist der Reichthum fast gänzlich verschwunden. Nur von Reisenden wird es des nahen Wasserfalls der Kerka wegen noch häufig besucht.

Ob das heutige Scardona auf eben der Stelle steht, wo einst das alte Scradona oder Scardona lag, ist noch unentschieden. Nach Plinius und Strabo lag dies 12 Miglien vom Meer entfernt am rechten Ufer des Titius, nach Ptolomäus am linken. Jedenfalls lag es unfern des See Scardonius, des jetzigen Prokljan, hieß nach Prokop Sardone, nach Porphyrogenitus Scordona, nach Joh. Cinnamus Kardon, und nach den Peutinger'schen Tafeln Sarbona, und war eine große, blühende und starke Stadt, welche zur Zeit des Augustus als einer der vier Distriktsorte (Conventus) der Provinz Dalmatien 14 Städten zum Versammlungspunkt für die Kreistage diente. Aber gleich Salona und Narona wurde es 638 von den Avaren zerstört, und heutigen Tages sind selbst die Spuren des Daseins und der

Größe der alten Stadt verschwunden. Die neue Stadt kommt erst im 12. Jahrhundert wieder zur Bedeutung, als nach der Zerstörung Belgrado's, 1124, der dortige Bischof nach Scardona übersiedelte, welches schon in den ersten Jahrhunderten nach Christus Bischöfe gehabt, 530 seinen Bischof Constantin zum Provinzial-Concil nach Salona gesandt, aber seitdem, man weiß nicht warum, das Bisthum wieder verloren hatte. Seit Ende des 13. Jahrhunderts gehörte Scardona den Grafen von Bribir, welche es zu ihrem Kriegshafen und Arsenal gemacht hatten, aber, 1322, Schiffe wie Magazine durch einen Ueberfall der Sibenganer einbüßten. Die Witwe des Grafen Mladin übergab 1352 Scardona den Venetianern, aber 1357 unterwarf sich diese Stadt dem König Ludwig von Ungarn, 1388 dem König Twrtko von Bosnien, welcher es 1389 an König Sigismund verlor, und 1403 dem König Ladislaus von Neapel, welcher es dem Großwojwoden von Bosnien, Sandalj, schenkte, und dieser verkaufte es 1411 an die Venetianer, welche im ruhigen Besitze blieben, bis die Türken 1521 Scardona wegnahmen. 1537 bemächtigte sich Pesaro, der die venetianische Flotte kommandirte, Scardona's, und ließ auf Befehl des Senats die Mauern der Stadt schleifen; aber die Türken bauten sie 1538 wieder auf, und zwar, wie Giustiniani 1553 schreibt, in Dreiecksgestalt mit 3 Thoren und 400 passa (à 5 venetianische Fuß) im Umfang, und erst 1647 glückte es den Venetianern, die Türken für immer aus Scardona zu vertreiben. Seitdem theilte die Stadt das Schicksal der andern. Als am 24. Juli 1809 eine kleine Abtheilung Oesterreicher Scardona besetzte und nach Sebenico marschirte, folgten ihr 5—600 Freiwillige aus Scardona, und halfen Sebenico den Franzosen wegnehmen, welche darüber so erbittert waren, daß Scardona es nur der Milde des Marschall Marmont verdankte, wenn es sich mit 100.000 Frank von der gänzlichen Zerstörung loskaufen durfte. Das Bisthum von Scardona wurde am 30. April 1830 laut Papst Leo's XII. Bulle Locum Beati Petri vom 30. Juni 1828 mit dem von Sebenico vereinigt, nachdem der 46. Bischof Gian Domenico Altei aus Zara 1813 gestorben und das Bisthum seitdem durch Vikare verwaltet worden war.

Die Seidenspinnerei der Herren Rossi ist die bedeutendste in Dalmatien, und der Besitzer erhielt schon 1845 die goldene Verdienstmedaille für seine Bestrebungen zur Hebung der Seidenindustrie.

Denn obgleich die Seidenwürmerzucht in Dalmatien schon unter Justinian und 200 Jahre früher als in Italien eingeführt wurde, und Ende des 10. Jahrhunderts bereits so blühend war, daß der Doge Ottone Orseolo (1018) der Insel Arbe einen Tribut von 10 Pfund Seide oder 5 Pfund Gold auferlegte, so war doch dieser damals bedeutende Erwerbszweig Dalmatiens mit dem Verschwinden der Maulbeerbäume im 16. Jahrhundert gänzlich verloren gegangen. Erst in neuerer Zeit fing die Seidenindustrie von Neuem an zu blühen. Die österreichische Regierung setzte (1834) Prämien für die Anpflanzung von Maulbeerbäumen und die Seidenwürmerzucht aus, und bewirkte dadurch, daß z. B. im Kreise Zara, wo 1831 nur 1832 Pfund hervorgebracht wurden, die Produktion im Jahre 1844 schon 4920 Pfd. Seide betrug, welche roh das Pfund mit 30 bis 40 Kreuzer, gesponnen mit 4 bis 5 Gulden verkauft wurde. In demselben Verhältnisse wuchs die Produktion in den andern Kreisen, und 1847 meldeten allein die 318 Concurrenten zu den Prämien 16.558 Pfund an, deren Preis auf 12 Gulden für das Pfund gesponnene Seide stieg.

Die Kerka, der Titius der Alten und Grenzfluß des ehemaligen Liburnien und Dalmatien, entspringt am Hersovac bei Topolje östlich von Knin, vergrößert sich gleich Anfangs durch den Zufluß mehrerer Bäche, rauscht unter der Feste von Knin vorüber, bricht sich dann Bahn durch die Gebirge und ergießt sich, nachdem sie den See von Proklian gebildet, bei Sebenico in das Meer. In Knin und Roncislap ist sie für Barken, von Scardona an für größere Kähne schiffbar, aber fünf Wasserfälle bei Topolje, Babodol, Bračić, Roncislap und Scardona, von denen der letzte, Skradinski slap, der prächtigste und zugleich einer der schönsten in Europa ist, hindert den 32 Miglien langen Lauf. In Topolje, Knin und Roncislap führen Brücken, bei Scardona eine regelmäßige Fähre über sie. Ihre Hauptzuflüsse sind der Krčić, Cicola und Berba.

Die Mühlen am Fall der Kerka findet man ausführlich in Kohl's „Reise nach Dalmatien und Montenegro" beschrieben, deren Verfasser Alles, was Technik, Industrie und Hydraulik betrifft, auf das Gründlichste und Detaillirteste behandelt hat. Während der türkischen Herrschaft gehörten die Mühlen auf der Ostseite den Venetianern, die auf der Nordseite den Türken, die Insel in der Mitte des Flusses mit einem Molo den Venetianern. Da diese außer 9 Rädern zum

Walken, 12 Räder zum Mahlen besaßen, von denen 9 für die venetianischen und 3 für türkische Unterthanen bestimmt waren, und jedes täglich 30 staja (à 1.35 Wiener Metzen) mahlte, so wollten die Türken, welche nur 7 Räder hatten, die noch dazu langsam gingen, aus Neid ein Fort und eine Brücke bauen, um ihre Unterthanen jenseits der Kerka zu zwingen, nicht die venetianischen Mühlen zu benutzen, welche der Kammer von Sebenico jährlich 1700 Dukaten Pacht eintrugen.

Der vino maraschino wird aus der Maraschina-Rebe und mit besonderer Sorgfalt bereitet. Die Rebe wird auf Hügeln, welche vor dem Nordwind geschützt und der Sonne mehr ausgesetzt sind, in der Mitte des Herbstes gepflanzt, und sobald sie nicht ganz gesund ist, durch Senker von Pflanzen, die in demselben Jahre getragen haben, ersetzt. Das Beschneiden geschieht nur nach und nach an einem trockenen Tage, und man läßt nur so viel Reben, als zu einem mäßigen Ertrage nöthig sind. Das Behacken fängt im Dezember an, geht den Januar durch, und wird sowohl im Juli nach dem Abblättern, als Anfang August vor dem Traubenstützen wiederholt. Letzteres geschieht Mitte August, um versteckt hängende Trauben der Sonne mehr auszusetzen. Die Lese findet Ende September und mit großer Vorsicht statt. Man nimmt die Trauben so behutsam als möglich ab, um keine Beeren zu beschädigen, sucht alle unreifen und schadhaften Trauben, sowie alle schlechten und trockenen Beeren aus, und legt die guten lagenweise mit Weinblättern dazwischen in besondere Körbe, breitet sie nachher im Hause auf Matten aus, um sie nochmals von allen schlechten Beeren zu sichten und hängt sie dann mit Bindfaden an die Balken des Lokales zum Trocknen auf. Nach 20 bis 30 Tagen nimmt man sie herunter, sondert wiederum alles Verdorbene aus, und thut die guten und reinen Beeren zum Pressen in den Bottich. Ist die Hefe abgeschieden, füllt man den Wein in Fässer von Eichen- oder Kastanienholz, aber so, daß immer ein Faß an einem Tage voll wird, damit die Gährung, welche nach ungefähr 12 Stunden beginnt, gleichmäßig vor sich geht. Sogleich beim Eintritt derselben nimmt man einen ziemlichen Theil der klebrigen und unreinen Massen ab, und erst wenn die Gährung vollständig vorüber ist, nach circa 40 Tagen, schließt man das Spundloch, welches bis dahin offen geblieben ist. Nach Weihnachten füllt man den Wein in ein anderes ganz reines

Faß, läßt ihn bis zum März ruhen, und füllt ihn dann nochmals um, damit er ganz frei von allem Ansatz von Zucker oder Weinstein sei. Auf dieselbe Weise wird der Prosecco bereitet.

Der Proklian, welcher 1600 Quadratmorgen oder 2.68 Quadratmiglien einnimmt, hat salziges Wasser, Ebbe und Flut, wie der Canale di Sebenico, mit dem er in Verbindung steht, und treffliche Fische.

Quellen: Srbsko matinski Magazin za lěto 1846 pg. 28—37.; 1847 pg. 27—31.
Cnine ne:n pg. 130 sq. Mss. in der Bibliothek Fanfogna-Garagnin.
N. Tommaseo. Studii Critici II, 172—189.
S. Ljubich. Bibliografia Dalmata. Mss.
La Dalmazia 1846 N. 35.
Salonitana ac Spalitensia Varia. pg. 35—40. Mss. in der Bibliothek Fanfogna-Garagnin.
Zora Dalmatinska III, 25. 26. Kopjoigraod Verdoliaka Imoćanina.
G. Bajamonti. Disquisit. III ep. 3. Mss. im Besitz des Co. Cambj.
Mailàth. Geschichte der Magyaren. Wien 1828. I. pg. 203 sq.; 221 sq.
Pověstnica Bosne od Slavoljuba Bošnjaka. U Zagnebu 1851 pg. 106.
Difnico (Dr. Francesco). Historia delle Guerre di Dalmazia tra Veneziani e Turche etc. Mss. in der Bibliothek Fanfogna-Garagnin.
Vernino (Dr. Alessandro). Historia delle Guerre di Dalmazia sotto il generalato di Leonardo Foscolo. Venezia 1648.
G. B. Giustiniani. Documenti inediti. La Dalmazia 1847 N. 7.
Schematismus Dioecesis Sibenicensis 1851. — Schematismo della Diocese di Spalato 1852.
S. Ljubich. Svilno Rukotvorstvo u Dalmacii. Zora Dalmatinska II. 36. 37.
La Dalmazia 1845 N. 19; 23—25; 33. Appendice 6.; 1847 N. 46.
La Dalmazia 1845 N. 35; 1846 N. 2.



Sebenico.

Sebenico (sl. Šibenik), eine der malerischsten Städte Dalmatiens, steigt unmittelbar vom Meere amphitheatralisch einen steilen Bergabhang in die Höhe, so daß es nur zwei ebene gerade Straßen hat, und die meisten Gäßchen durch Treppen verbunden sind. Auf der Landseite stehen noch die alten Mauern und Thürme, welche die Stadt einst schützten, und die drei Forts, welche sie beherrschen, werden neuerdings wieder in Stand gesetzt. Die Stadt selbst hat 2 Vorstädte, 800 Häuser mit 7698 Einwohner, und ist der Sitz eines römischen und eines griechischen Bischofs. Der Verkehr mit der Morlacchei und Bosnien ist ziemlich lebhaft, und die in der Nähe befindlichen Steinkohlengruben erhöhen die Bedeutung des Ortes.

Wann und wie die Stadt entstanden, läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben. Die historischen Nachrichten über Sebenico sind nicht so reich, wie über andere Städte Dalmatiens. Die unvollständigen Geschichtswerke des Zavoneo und Difnico lassen es lange vor der christlichen Zeitrechnung, Lucius dagegen von den Croaten, und G. B. Giustiniani in seinen Documenti inediti erst von den Uskoken gegründet werden. Fenzi, der gelehrte Forscher seiner Vaterstadt, glaubt, daß das alte Castell Tariote, das Itinerar des Antonin, da gelegen, wo jetzt das Fort S. Anna steht. Kandler hält das alte Tambia des ungenannten Geographen von Ravenna dafür, und Nisiteo macht es wahrscheinlich, daß die alte Stadt der RDiter, welche an der Stelle des heutigen Dorfes S. Daniele lag, ebenso die Mutterstadt von Sebenico geworden ist, wie Epidaurus von Ragusa, und Salona von Spalato. Jedenfalls lockte der treffliche Hafen und die Nähe der

fruchtbaren Landschaften von Dernis, Knin und Verpoglie früher zu einer Niederlassung an, als die Uskoken in Dalmatien erschienen, und Sabellico sagt ausdrücklich, daß die Stadt sich schon 998 selbst verwaltet habe, und Giovanni Cornaro in diesem Jahre als der erste Rektor von Venedig nach Sebenico geschickt worden sei. Ob nun der Name wirklich von šibice, Ruthen, herzuleiten sei, aus denen die Hütten der ersten Ansiedler bestanden, muß dahingestellt bleiben. Keinesfalls rührt er von Sicum her, dem Ort, welchen nach Plinius der Kaiser Claudius seinen Veteranen zum Wohnort anwies, und der zwischen dem heutigen Traú und Spalato lag. Im Jahre 1066 unterzeichnete „in Sebenico“ König Krešimir von Croatien und Dalmatien eine Urkunde zu Gunsten des von seiner Stiefschwester Cica in Zara gestifteten Nonnenklosters S. Maria, und König Stephan II., welcher 1087 dem Zvonimir folgte, stellte daselbst eine andere Urkunde aus, welche aber keine Jahreszahl trägt.

Im Jahre 1105 war König Koloman von Ungarn im Besitz der Stadt, und in seiner Gegenwart hielt in der Kirche S. Michael im Schlosse (jetzt S. Anna) der heil. Giovanni Orsini von Traú ein feierliches Hochamt ab.

Der Doge Ordelafo Faliero eroberte 1116 Sebenico abermals für Venedig, und beraubte es seiner Mauern und seines Castells, aber noch in demselben Jahre nahmen die Ungarn die Stadt wieder, und 1124 war König Stephan selbst dort. Bei der Zerstörung von Belgrado (jetzt Zara vecchia) durch den Dogen Domenico Michieli (1124) flüchtete sich ein großer Theil der Bewohner nach Sebenico, und dieses wuchs mehr und mehr, bis König Stephan III. ihm 1167 nicht nur das Stadtrecht, sondern auch die nämlichen Privilegien ertheilte, welche bis dahin Traú gewährt worden waren. Bald darauf eroberte Kaiser Emanuel von Byzanz Sebenico und die den Ungarn unterworfenen Küstenstädte, und in dieser Zeit war es, daß die Sibenzaner sich der Seeräuberei ergaben, der Schifffahrt vielen Schaden zufügten, und weil sie selbst einen apostolischen Legaten, Raimondo de Capella, rein ausgeplündert hatten, vom Papst Alexander III. in den Jahren 1169 und 1177 mit der Excommunication bedroht wurden.

Als Kaiser Emanuel 1180 starb, kehrte Sebenico mit dem übrigen Dalmatien unter die Herrschaft König Bela's III. zurück, ohne jedoch deßhalb die Seeräuberei ganz aufzugeben.

Im Anfang des 13. Jahrhunderts werden Saraceno und sein Sohn Domnaldo, wie es scheint aus dem berühmten Geschlecht der Kačich, als Grafen von Sebenico genannt. Domnaldo vertauschte mit Bewilligung des König Andreas von Ungarn das Schloß von Sebenico mit dem von Clissa, welches die Tempelherren besaßen, aber die Sibenzaner verweigerten diesen den Gehorsam, schloßen 1221 den 25. März ein Schutz- und Trutzbündniß mit den Städten Traú, Spalato und Clissa ab, wobei sie zugleich gelobten, künftighin aller Seeräuberei zu entsagen, und zerstörten das Castell, wo bis dahin die Grafen residirt hatten. Wie sie sich später mit ihren neuen Herren, welche sich mit ihrer Klage an den Papst Alexander IV. gewandt, geeinigt, läßt sich nicht nachweisen. Nur so viel steht fest, daß Sebenico, um den Plackereien der Grafen Bribir zu entgehen, sich 1322 freiwillig an Venedig ergab, und von diesem 1358 im Frieden zu Zara an König Ludwig von Ungarn abgetreten wurde, welcher der Stadt ihre früher bewilligten Privilegien bestätigte. Während des Krieges zwischen Ungarn und Venedig gab Vittor Pisani 1378 die Stadt der Plünderung und Einäscherung preis, weil er sich nicht mit der Einnahme des Castells befassen wollte, welches die hinein geflüchteten Sibenzaner tapfer vertheidigten. Seit dieser Zeit wurde der Hafen mit einer Kette gesperrt. Nach dem Tode Ludwigs (1382) gehörte Sebenico bald der Königin Maria, bald den Königen von Bosnien (1388 bis 1396), bald war es ganz unabhängig, bald dem König Ladislaus (1400) und dessen Statthalter Hervoja (1409), oder dem König Sigismund (1409) ergeben, bis es sich endlich in Folge ernster Streitigkeiten zwischen Volk und Adel am 30. Oktober 1412 wiederum Venedig unterwarf, und der Republik bis zu deren Untergang so treu blieb, daß es vom Senat den Beinamen „fedelissima" erhielt. Achtzehn Artikel stellten die Bedingungen der Unterwerfung fest, und sind von Lucius gewissenhaft aufbewahrt worden. Die Regierung blieb nach wie vor der Stadt überlassen und in den Händen des Adels, und die Stadt behielt das Recht, Gesandte in's Ausland zu schicken.

Sebenico wurde unter der venetianischen Herrschaft ziemlich blühend, war die erste Stadt Dalmatiens, welche laut Dekret des Raths der Zehn vom 21. Mai 1485 eigene Münzen erhielt, zählte 1553 über 8200 Einwohner und 1275 Feuerstellen, und hatte im Handel einen Umsatz von über 50.000 Dukaten jährlich. Aber die Türken

verursachten der Stadt einen unermeßlichen Schaden. Von 300 Dörfern, welche zur Zeit der Unterwerfung an Venedig zur Stadt gehörten, waren Ende des 16. Jahrhunderts nur noch 45 übrig, und von diesen auch nur 15 eigentlich bewohnt. Die Vorstädte mußten mehrmals niedergerissen werden, und die Stadt selbst hatte drei Belagerungen (1538, 1647 und 1648) auszuhalten. Aber die Sibenzaner bewahrheiteten, was Palladio Fosco von ihnen sagte, als von den schlechten Mauern die Rede war: „Das thut nichts. Ihre Herzen sind die Schutzwehr.“ Sie schlugen den Feind mit Muth zurück. Besonders die 26-tägige Vertheidigung der Stadt vom 27. August bis 16. September 1647 gegen die 40.000 Mann starke Armee des Pascha von Bosnien gehört zu den ruhmwürdigsten Thaten der Dalmatier. Und nicht nur in, auch außerhalb der Stadt, wie bei der Eroberung von Castel nuovo 1687, zeichneten sich die Sibenzaner durch Tapferkeit aus. Ihr Name wird durch viele Volkslieder verherrlicht.

Der Fall der Republik rief, wie in vielen Städten Dalmatiens, auch in Sebenico traurige Scenen der Anarchie herbei. Dagegen aber fand 1809 die französische Militär-Commission in ganz Sebenico keinen einzigen Zeugen gegen die 5—600 Scardonesen, welche mit den österreichischen Truppen in die Stadt gedrungen und die kleine französische Besatzung zur Flucht genöthigt hatten.

Der Wunsch Sebenico's, einen eigenen Bischof zu haben, ging 1298 in Erfüllung, wo am 1. Mai Papst Bonifacius VIII. den Franziskaner P. Martino aus Arbe zum Bischof von Sebenico einsetzte, und der 34. Nachfolger desselben, der jetzige Bischof, zählt in seinem Sprengel über 65.000 Seelen.

Durch Dekret des Kaisers Napoleon vom 19. September 1808 wurde in Sebenico auch ein griechisches Bisthum errichtet, welchem ganz Dalmatien, Istrien, Ragusa und die Bocche zugetheilt wurden, und ein anderes Dekret vom 26. März 1810 ernannte den Bischof von Bosnien, Benedikt Kraljević, zum Bischof. Der Wohnsitz desselben wurde aber 1840 nach Zara verlegt.

Niccolò Tommaseo, geboren 1803, war mehrere Jahre in Florenz als Mitarbeiter an der Zeitschrift „Antologia“, ging dann politischer Verhältnisse wegen 1833 nach Frankreich, wo er, meist in Paris, einige Jahre zubrachte, bis er nach längerem Aufenthalt in Corsika in Folge der 1838 für Oesterreichisch-Italien erlassenen Amnestie dorthin

zurückkehrte, und seitdem in Venedig der Literatur und den Wissenschaften lebte. Gegen Ende des Jahres 1847 forderte er und Manin öffentlich zu einer Petition an den Kaiser um Milderung der Censur auf, wurde am 18. Januar 1848 festgenommen, aber am 17. März gewaltsam vom Volk befreit, und am 22. zum Mitglied der neuen Regierung ernannt. Als diese in Folge der Vereinigung Venedigs mit der Lombardei und Sardinien am 3. Juni abtrat, zog sich auch Tommaseo zurück, übernahm aber nach der Umwälzung vom 11. August als Cultusminister wieder die Spitze der Regierung, und ging zwei Mal nach Paris, um Hilfe nachzusuchen, kehrte jedoch im Januar 1849 unverrichteter Sache zurück, und verließ Venedig bei der Capitulation, ohne sich irgendwie bereichert zu haben. Er lebt seitdem in Corfu. Von seinen Werken erschienen:

Sull' educazione. Lugano 1834.

Nuovo Dizionario dei Sinonimi della lingua italiana. Firenze 1838.

La Commedia di Dante Allighieri con commento. Venezia 1837.

Il duca d'Atene. Parigi 1836.

Französische Behandlung der venetianischen Gesandtschaftsberichte aus dem 16. Jahrhundert in Bezug auf die Geschichte von Frankreich. Paris 1838. 2 vol.

Nuovi scritti. 4 vol. Venezia 1839—40.

Fede e Bellezza. Venezia 1840.

Marinovich Antonio. Venezia 1840.

Canti popolari Toscani*), Corsi, Illirici, Greci. 20 fasc. Venezia 1841—42.

Scintille. 4 fasc. Venezia 1842.

Studii critici. 2 vol. Venezia 1843.

Lettere di Pasquale de' Paoli. Firenze 1846.

Scritti di Gasparo Gozzi con giunto d' inediti e rari. 3 vol. Firenze 1849.

Der **Monte Tartaro**, dessen gleichgenannte Spitze 1592 Wiener Fuß erreicht, hat seinen Namen den Tataren oder Mongolen zu danken, welche 1242 den König Bela IV. nach Dalmatien verfolgten, und gehört zu der Kette der dalmatischen Küstenalpen, deren größte

---

*) Uebersetzt in's Deutsche von Ida von Düringsfeld. Dresden 1855.

Gruppe, dem Velebich gegenüber, das Thal der Zermagna umschließt und an der Kerka endigt. Gegen Mittag erhebt er sich im Verpolje bis zu 1745 Fuß.

Der **borgo di terra ferma**, Landvorstadt, zählt 3798 Seelen, der **borgo di mare**, die Seevorstadt, 1181 Seelen, so daß die eigentliche Stadt nur 2769 Seelen hat.

Der Hafen von Sebenico wird von dem Canale di Sebenico gebildet, welcher, $9^1/_2$ Miglien lang und 1 Miglie breit, mehr einem Flusse gleicht, als einem Meerbusen, die ganze Westseite der Stadt umspült, und nur durch eine $1^1/_2$ Miglien lange und 100 Klafter breite Meerstraße, den auf beiden Seiten von nackten Felsen eingeschlossenen Canal von S. Antonio mit der offenen See zusammenhängt. Am Ausflusse desselben liegt das Castell von S. Niccolò, am Beginn standen ehedem zwei Thürme, **torrette**, zwischen denen seit 1381 die Kette zur Sperrung des Hafens ausgespannt wurde, und welche in Kriegszeiten den Bewohnern der benachbarten Dörfer zum Zufluchtsort dienen sollten. In sie flüchteten sich 1409 beim Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen Adel und Volk auch die aus der Stadt entkommenen Edelleute, und vertheidigten sich darin, bis die von ihnen erbetene Hilfe der Venetianer (1410) erschien, und Besitz von den Thürmen nahm.

Die Scoglien von Sebenico, auch die celadischen oder celadussischen Inseln genannt, die **Celadussae** des Plinius, bilden eine Gruppe von 60 mehr oder minder kleinen, bewohnten und wüsten Felseneilanden außerhalb des Canales von Sebenico, welche theils zur Weide benutzt werden, theils an ihren Küsten eine reiche Ausbeute von Schwämmen und Korallen geben. Die größten sind Zlarin, Crapano, Provicchio, Smajan, Capri, Kakan, Zuri und Morter. Letzteres, das **Colentum** der Alten, ist durch eine Brücke mit dem Festland verbunden, welche gegen einen Zoll den durchwollenden Schiffen geöffnet wird. Zuri war die letzte der liburnischen Inseln der Römer, und diente im 13. Jahrhundert den dalmatischen Seeräubern als Hauptstationsort, weßhalb es 1278 die Venetianer besetzten. Provicchio wurde ehedem von den reichen Sibenzanern zum Sommeraufenthalt benutzt. Crapano ist ebenso berühmt durch seine Schwämme, deren Fischerei Jedem freisteht, wie Zlarin durch die von seinen Bewohnern gepachtete Korallenfischerei.

Ferdinando Ugo de' Pellegrini, Verfasser der Cantate a Clori (Padova 1819) und Canti popolari (Venezia 1842).

Fort S. Niccolò am Ausflusse des Canales von S. Antonio, zwei Miglien von der Stadt entfernt, auf einem künstlich bearbeiteten Scoglio, der nur auf der Südseite durch eine schmale Landzunge mit dem Festland zusammenhängt, ist 1546 unter der Leitung des berühmten venetianischen Architekten Leonardo Sanmicheli aus Verona errichtet worden, und so fest, daß seine Mauern selbst den Kugeln schwersten Kalibers Widerstand leisten. Es hat die Gestalt eines Dreiecks mit drei Bastionen, deren eine, runde, gerade dem Eingange des Canales gegenüber liegt, über 300 Klafter im Umfang, eine vortreffliche Cisterne, welche nie leer wird, eine kleine Kapelle, die Wohnungen für den Commandanten und die Besatzung, und ausgezeichnete Kasematten, welche längere Zeit zum Theil als Kerker für politische Verbrecher benutzt wurden.

Unter der Republik war stets ein venetianischer Edelmann Befehlshaber dieses Forts, und er durfte bei Todesstrafe während seiner Amtszeit seinen Posten nie verlassen.

Dentale della corona (Dentex gibbosus), ein seiner Schönheit, Seltenheit und Schmackhaftigkeit wegen sehr geschätzter Fisch, welcher sich von der gewöhnlichen Gattung Zahnfische (dentex vulgaris) durch einen Auswuchs am Kopfe und seine Farbe unterscheidet. Aldovrando, welcher ihn zuerst entdeckte, gab 1638 in seinem Werke „De piscibus" eine zwar kunstlose, aber getreue Abbildung von ihm unter dem Namen Synagris. Raffinesque gab in seinen „Caratteri di alcuni nuovi generi di animali e di piante della Sicilia" (1810) eine kurze Beschreibung desselben Fisches, welchen er für neu hielt, und Sparus gibbosus nannte. Zum dritten Male gab Reuß in der „Isis" 1832 eine vortreffliche Beschreibung und Abbildung desselben, und nannte ihn, da er ihn ebenfalls für neu hielt, Dentex gibbiceps. Aber die Vergleichung der verschiedenen Exemplare hat gezeigt, daß alle drei Gelehrte nur einen und denselben Fisch entdeckt haben, welcher im Monat August am häufigsten gefangen wird.

Fort S. Anna liegt an der Stelle des uralten Castells von S. Michele auf der Spitze des Berges, welchen die Stadt einnimmt. „Es würde," schreibt G. B. Giustiniani in seinem Berichte, „uneinnehmbar sein, wenn der nahe Berg S. Zuane (welcher jetzt das Fort

S. Giovanni trägt) es nicht beherrschte." Er räth daher, diesen zu befestigen, wie es später geschah. In damaliger Zeit residirte auch im Fort S. Anna ein venetianischer Nobile als Castellan, der jedoch die Freiheit hatte, am Tage aus und in die Stadt hinabgehen zu dürfen.

Fort Baron, niedriger als S. Giovanni und wie dieses auf einem Berge hinter der Stadt gelegen, verdankt seinen Namen der Erinnerung an den Baron Degenfeld, der es 1647 erbaute und in jener denkwürdigen Belagerung, welche Fenzi so glänzend geschildert hat, auf das Tapferste vertheidigte.

Anna Vidovich, die Gattin des Marc' Antonio Vidovich aus Sebenico, welcher zuerst die Osmanide des Gondola (Ragusa 1838) und die Liebesgedichte des Giorgi (Venedig 1827) metrisch aus dem Illyrischen in's Italienische übersetzt hat, ist die gefeierte Verfasserin von: **Anka i Stanko** (Zara 1851), **Pisme** (Zara 1844), **Martirio e Distrazioni** (Zara 1846) und vieler in Zeitschriften zerstreuter illyrischer Gedichte.

Conte Begna aus einer der angesehensten und vornehmsten Nobili-Familien von Zara, welche nach Neigebaur früher Benjovski hieß. Aus ihr stammte Simeone, der Bischof von Modrussa, welcher 1536 starb, und dessen Bruder Giandonato, Canonicus von Zara, welcher auf der Insel Pago 1534 zum Bischof erwählt, aber vom Papst nicht bestätigt wurde, und 1567 als Generalvikar des abwesenden Erzbischofs von Zara, Cardinal Luigi Cornaro, starb. Conte Begna, Commandeur der kroatischen Kürassiere, zeichnete sich 1646 im Türkenkriege, besonders im Gefecht bei Malpaga, aus, und Antonio Begna war einer der vier Zaratiner, welche sich, um den allgemeinen Wunsch Zara's zu erfüllen, 1780 erboten, das Theater auf eigene Kosten zu erbauen, dessen Bau auch 1781 begonnen wurde.

Der Dom, ganz aus Marmor, hat die Form einer Basilika, ist 121 Fuß lang, 46 Fuß breit und 61 Fuß hoch, und im gothisch-lombardischen Styl. Die Façade, nach Abend zu gerichtet, zeigt auch äußerlich die innere Eintheilung der Kirche in drei Schiffe. Das mittelste derselben wird von fünf hohen schlanken Säulen gestützt, auf denen spitze Bogen ruhen, über welchen sich die Mauern ebenfalls zuspitzend erheben, und so die Dachwölbung bilden. Am hervorragendsten ist die Canonica, welche sechs Fuß höher als der Fußboden der Kirche ist, der Hauptaltar und die 102 Fuß hohe Kuppel, welche sich kühn

weit über dem Giebel erhebt und durch große ineinandergefügte Steinplatten bedeckt wird. An der Südseite befindet sich das trefflich gearbeitete Battisterio mit der Geschichte Johann des Täufers in Haut- und Basreliefs, das sich durch den Reichthum an Marmor und die Feinheit der Arbeiten auszeichnet.

Der Bau wurde 1443 vom Dalmatier Matheo auf der Stelle der am 29. Juni 1382 abgebrannten Kirche von S. Giacomo, welche die nach Sebenico geflüchteten Bewohner von Belgrado gegründet hatten, mit dem vom Rath der Stadt dazu angewiesenen Fonds begonnen, und kaum 1536 vollendet, nachdem er über 80.000 Golddukaten gekostet hatte. Am 28. April 1555 weihte der Bischof Johann II. Stafileo aus Traú die neue Kathedrale. Dem Einsturz nahe, wurde neuerdings durch allerhöchste Vergünstigung die Wiederherstellung des Doms bestimmt und der Ingenieur Paolo Bioni mit der Arbeit beauftragt.

Der Platz zwischen dem Dom und der Loggia ist die fast viereckige, schöngequaderte piazza dei Signori, der Herrenplatz.

Die Loggia war ehedem der Ort, wo öffentlich Recht gesprochen wurde, und in dringenden Fällen Versammlungen des Raths Statt fanden. Der „Große Rath" aus allen Edelleuten, welche das 18. Jahr zurückgelegt hatten, bildete den gesetzgebenden Körper, in welchen kein Plebejer Zutritt hatte, und wählte aus seiner Mitte eine große und kleine Curie für die Gerichts- und politischen Sachen, einen Conte, die Advokaten, Notare und Prokuratoren der Kirchen- und Gemeindeangelegenheiten. Die drei Richter der großen Curie, welche unter dem Vorsitz des venetianischen Conte Recht sprachen, wurden von drei zu drei Monaten neu gewählt, und erhielten Jeder 20 Lire (4 Thlr. 20 Ct.) monatlich Gehalt, die drei der kleinen Curie, welche die Bagatellsachen in erster Instanz entschieden, erhielten Jeder 15 Lire monatlich. Die Gesetze des Civil- und Criminalrechts und der Verwaltung waren im Statuto zusammengefaßt, welches 1260 nach dem von Zara entworfen und 1608 in Venedig gedruckt worden ist. Die Strafen waren meist Geldstrafen, nur erhebliche Diebstähle wurden mit Verstümmlung einzelner Glieder, und Morde mit dem Tode bestraft. Miethskontrakte von Häusern und Feldern hatten für länger als ein Jahr nur schriftlich Giltigkeit. Streitigkeiten über Wege, Grenzen der Besitzungen und Dienstbarkeit auf dem Lande wurden

von den sogenannten Landrichtern (giudici de' campi) abgemacht, welche, außer in den Fällen, wo sie ausdrücklich berufen wurden, alle Monat drei Tage lang das ganze Gebiet durchreisten, um Recht zu sprechen. Für die Verpflichtungen der Colonie oder kleinen Landpächter, und für Schadenersatz gab es besondere Bestimmungen. Kam z. B. in einem Dorfe ein Diebstahl oder eine Beschädigung vor, ohne daß man des Thäters habhaft wurde, so mußte die nächste Gemeinde mit dem Vorbehalt der Zurückerstattung bei Entdeckung des Thäters den Schaden bezahlen. Wer in seinem Hause eine Cisterne baute, konnte von der Gemeinde die Hälfte der Kosten fordern. Der Bogengang der Loggia wurde von Andreas Schiavone († 1582) al fresco gemalt, welcher auch den Dom mit einem guten Bilde, der Anbetung der drei Könige, geschmückt hat. Denn Sebenico war seine Vaterstadt, wie es auch die ist von

Martino, Verfasser des Chronicon Dalmatiae, 1489. Mss.

Macrones (Pietro), Canonicus von Scardona und ausgezeichneter Theolog, welcher viele Manuscripte und ein 1684 in Wien gedrucktes Gedicht: Controversia Lyei atque Tethidis hinterließ.

Sisgoreo (Giorgio), Vikar von Sebenico und Verfasser der 1477 in Venedig gedruckten Georgii Sisgorei Sibenicensis Carmina und der ungedruckten De situ Illyrici et civitate Sibenici.

Difnico (Pietro), illyrischer Dichter des 16. Jahrhunderts und

Difnico (Francesco), Verfasser der Historia della Guerra in Dalmazia tra Veneziani e Turchi dall' anno 1646 sino alla pace. Mss.

Narbino (Giovanni), Canonicus von Agram, welcher im 16. Jahrhundert das Lob Sebenico's in lateinischen Versen sang.

Tranquillo oder Tihich, Verfasser geistlicher Lieder. Mss.

Veranzio (Antonio), geb. 1504, studirte in Wien und Krakau, wurde dann Sekretär des Johann Zapolya, welcher ihn zu den wichtigsten Gesandtschaften benutzte, und trat nach dessen Tode in die Dienste König Ferdinands, welcher ihn zum Reichskanzler und Bischof von Fünfkirchen machte, wurde von Maximilian II. an Selim II. gesandt, um den Frieden zu vermitteln, und für das Gelingen seiner Botschaft 1558 zum Erzbischof von Strygonia und Statthalter von Ungarn ernannt, krönte 1572 den König Rudolf, und starb 1573 in Eperies, zahlreiche Reden und Werke politischen, historischen und archäologischen Inhalts, griechische und lateinische Gedichte handschrift-

lich hinterlassend, welche in Wien aufbewahrt und von Kovachich ausführlich aufgeführt werden. Sein Bruder Michiele, welcher längere Zeit in Siebenbürgen und Ungarn lebte, hinterließ **Memorie sopra la storia d' Ungheria Mss.** und mehrere Reden und Gedichte.

Sein Neffe Fausto Veranzio, geb. 1551, kam jung nach Ungarn, studirte dann in Venedig eifrig Mathematik und Physik und widmete sich besonders hydraulischen Arbeiten. Er regelte den Lauf des Tiber in Rom, schlug in Venedig die Errichtung von drei großen Brunnen vor, wobei er seinen Plan italienisch, französisch und lateinisch auseinandersetzte, leitete in Wien den Bau einer Holzbrücke über die Donau und baute anderwärts steinerne Brücken, Wind- und Wassermühlen, wurde dann Bischof von Canadium, fiel aber in Ungnade und hinterließ: **Dizionario in 5 lingue. Venezia 1595. — Machinae novae**, mit Erklärungen in fünf Sprachen. Venedig 1616. — **Logica nova suis instrumentis formata et recognita. Venetiis 1616.** — Zwölf Biographien der ausgezeichnetsten Jungfrauen (illyrisch). Rom 1606. — **Regulae Cancellariae regni Hungariae. Mss.** Seine Geschichte von Dalmatien ließ er mit sich in's Grab legen, laut seines letzten Willens.

Zavoreo (Domenico), Verfasser von 8 Büchern dalmatischer Geschichte (**Mss.**), welche Alberto Papali aus Spalato 1714 in's Italienische übersetzte, und

Zavoreo (Francesco), dessen **Memoria statistica della Dalmazia 1821** in Venedig erschien.

Marnavich (Giov. Tom.), geb. 1579, Bischof von Bossina und apostolischer Legat in Ungarn und Polen, weihte 1634 die Kirche S. Girolamo in Rom, wo er 1639 starb. Verfasser vieler lateinischer und illyrischer Werke zu Ehren der Kirche und seiner Heimat, welche meist in Rom und Venedig gedruckt worden sind. **De Illyrico Caesaribusque illyricis** ist **Mss.**

Armolusich (Jacopo), Verfasser vieler illyrischer Poesien, von denen nur **Slava żenska** in Padua gedruckt worden ist.

Miocevich (Gian Antonio), Bischof von Traù, starb 1786. Ausgezeichneter Theolog, schrieb Predigten, über S. Giovanni Ursini und die Geschichte von Traù, und machte Zusätze zum **Lucius**, meist handschriftlich vorhanden.

Zoričich (Matteo), Franziskaner und illyrischer Schriftsteller in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, und

Zoričich (Antonio), illyrischer Dichter und Verfasser der Vila dalmatinska (Zara 1852).

Frari (Dr. Angelo), bedeutender Arzt und Verfasser der Storia della febbre Epidemica a Spalato nel' anno 1817. Padova 1818. — Della Peste e della Pubblica Amministrazione sanitaria. Venezia 1840.

Frari (Dr. Giuseppe), ebenfalls Arzt, Verfasser der Storia ragionata delle malattie acute insorte a Sebenico l' anno 1783. Ancona 1786.

Marinovich (Pietro), Freund Tommaseo's und Verfasser mehrerer Werke, welche Tommaseo herausgeben wollte.

Giadrov (Vicenzo), Arzt und Verfasser der: Virtù antifebbrile della gomma resina clivo. Milano 1831.

Petranovich (Teodoro), Gerichtsrath, jetzt in Cattaro, ausgezeichneter Slavist, mehrere Jahre lang Herausgeber des „Srbsko-Dalmatinski Magazin", Uebersetzer der österreichischen Gesetzsammlung in's Serbische, und Verfasser einer noch ungedruckten Literaturgeschichte in serbischer Sprache. Sein Bruder ist der Verfasser eines serbischen Gebetbuches: Dobri pastir (Der gute Hirt). Zagabria 1850 und Neusatz 1853.

Tommaseo (Antonio), Franziskaner, starb 1837 und hinterließ ein Quaresimale und ein theologisches Werk: Della religione considerata ne' suoi fondamenti e nelle sue relazioni colla felicità dell' uomo.

Visiani (Roberto), berühmter Naturforscher, gegenwärtig Professor der Botanik in Padua, gab 1842 in Leipzig sein großes Werk: Flora dalmatica u. früher mehrere naturhistorische Abhandlungen heraus.

Quellen: Zavorei (Dominici). De rebus Dalmaticis. libri octo. Mss. der Bibliothek Garagnin-Fanfogna in Traù.
Fenzi, Studii Storici. La Dalmazia 1845. pg. 2.
Nisiteo (P.). Il Municipio de' Riditi. La Dalmazia 1845. N. 13—15.
Kandler (Dr.) Istria IV. 201. 205. 212. VI, 83.
Sebenico in La Dalmazia 1847 N. 6 sq. N. 12 sq.
Vita B. Johannis Confessoris Episcop. Tragariensis et ejus Miracula. Romae 1657.
Srbsko-Dalmatinski Magazin za lěto 1846 pg. 21 sq.
Lucio (Giov.). Historia di Dalmazia et in particolare della città di Traú, Spalato e Sebenico. Venezia 1674.

Mailàt. Geschichte der Magyaren. Wien 1828. I, 100 sq. II, 23 sq. 178 sq.
Lazzari (Vincenzo). Le Monete de' Possedimenti Veneziani. Venezia 1851. (Bagattini.)
Sibenicensia. Mss. in der Bibliothek Fanfogna-Garagnin. pg. 96—7; 101—2; 106—7.
Carrara (Fr.). Archivio Capitolare di Spalato 1841. N. 12 und 18.
Arkiv jugoslovenski II, 1. pg. 217. — Poviestnica Bosne. U Zagrebu 1851. pg. 166 sq.
Schematismus Dioecesis Sibenicensis 1851.
Menis. Il mare adriatico. Zara 1845.
Relazione sulla Dalmazia di Antonio Giustiniani nell' anno 1575 v. Documenti Storici sull' Istria e la Dalmazia da V. Solitro. Venezia 1844. pg. 102 sq.
Fenzi. L'Assedio di Sebenico v. La Dalmazia 1846. N. 43 sq.
Il Rammentatore Zaratino 1854 pg. 19. — 1853 pg. 17. — 1846 pg. 13.
Difnico (Fr.). Historia della Guerra etc. 1646. Mss. pg. 32 Bibliothek Garagnin-Fanfogna.
Statuta Civitatis Sibenici Venetia 1608.
Ljubich (Simeone). Bibliografia dalmata. Mss. des Verfassers in Città vecchia auf der Insel Lesina.

Wie man sich in Spalato ein Haus einrichtet.

Spalato (lat. Spalatium, sl. Split) liegt unter dem 43°58'15" nördlicher Breite und 34°51'15" östlicher Länge halbmondförmig im Grunde einer Bucht auf der südwestlichen Seite einer Halbinsel, welche, 5 Miglien lang und 1½ bis 2 Miglien breit, vom Golf von Salona, dem Canale della Brazza und dem Busen von Stobrez gebildet wird. Es zählt gegen 12000 Einwohner, ist der Sitz eines Bischofs und eines Kreisamtes, hat ein Seminar, ein Gymnasium, eine Haupt- und Mädchenschule, zwei Spitäler, ein Findelhaus, ein öffentliches und ein Privat-Museum, eine ökonomische Gesellschaft und ein Casino, und ist nicht nur durch die Lage und Einwohnerzahl, sondern auch durch den Handel die bedeutendste Stadt Dalmatiens, durch seine Alterthümer eine der interessantesten Orte für Archäologen.

Die Stadt besteht aus der alten, welche den Palast umfaßt, der neuen Stadt, welche sich westlich von der alten ausbreitet, und den vier Vorstädten, welche die Stadt ringsum einschließen. Die Mauern, welche die Neustadt schützen, und die Wälle, welche die ganze Stadt umgeben und aus den Jahren 1645—70 herrührten, sind, seitdem sie der venetianische General Graf Schulenburg, der 1747 starb, auf einer Besichtigungsreise durch Dalmatien für gänzlich bedeutungslos erklärte, theilweise zum Häuserbau benutzt, theilweise abgetragen, um das Material anderweitig zu verwenden. Auch vom Castell, welches Vittore Bragadino, der erste Conte von Spalato, 1423—30 zur Vertheidigung des Hafens am Meeresufer errichten ließ, sieht man nur noch einen Thurm und die Bruchstücke von zwei anderen. — Marschall Marmont ließ es größtentheils niederreißen, um die Marina, den Quai

am Hafen, zu erweitern. Nur das Fort Grippe, welches die Stadt im Osten beherrscht und vom General-Provveditore von Dalmatien, Antonio Bernardo 1657 angelegt wurde, ist im guten Zustande erhalten und in neuester Zeit sehr verstärkt worden.

Die Straßen der Stadt sind eng und krumm, aber gequadert, die Plätze außer der piazza dei Signori, wo ehedem der Palast des venetianischen Conte stand und die Hauptwache noch steht, und der piazza del Templo, wo sich der Palast des Bischofs befindet, zwar gequadert, aber klein. Die Häuser sind von Stein, meist regelmäßig, nur in der Altstadt mit möglichster Benutzung des Palastes oder des wenigen Raumes gebaut, und mit wenigen Ausnahmen nicht durch äußere Architektur ausgezeichnet. Um so großartigeren Eindruck machen die zum Theil noch wohlerhaltenen Ueberreste des Palastes, welchen sich der Kaiser Diocletian 301 erbaut hatte, um dort frei von den Sorgen der Regierung, welche er 304 niederlegte, sein Leben zu beschließen. Er war mit solcher Pracht aufgeführt, daß Kaiser Constantin Porphyrogenitus von ihm schrieb: weder Plan noch Beschreibung sei im Stande, eine vollkommene Idee von der Herrlichkeit dieses Palastes zu geben, und so groß, daß er weit eher eine Stadt genannt werden könnte, als ein Palast, da er außer den Wohnungen des Kaisers, seine Umgebung und Beamten, einen Tempel, Bäder, Circus, Theater, kurz Alles enthielt, was zum Luxus und Vergnügen eines genußsüchtigen Römers dienen konnte.

Adams in seinen Ruins of the palace etc. (London 1764), und Cassas in seiner Voyage Pittoresque et Historique de l' Istrie et de la Dalmatie (Redigé par I. Lavallée. Paris 1802) haben den Palast, wie er gewesen ist oder wie er sein konnte, ausführlichst beschrieben. — Professor Dr. Lanza in seinem Werke Dell' antico Palazzo di Diocleziano (Trieste 1855) und Wilkinson (Dalmatien und Montenegro Lpz. 1849) halten sich am treuesten an die Messungen und das noch Vorhandene.

Nach Lanza bildete der Palast ein Oblongum, dessen mittlere Länge 190,448 Metres, dessen mittlere Breite 160,212 Metres betrug, und dessen kürzere Seite die nördliche war. Die Mauern bestanden aus großen, regelmäßig behauenen Steinen von weißem kreidigen Kalkstein, wie man ihn auf der Brazza findet. Die Südseite, am Meere, war mit fünfzig Säulen verziert, welche eine sieben Metres breite

Gallerie längs der ganzen Façade bildeten, und von denen noch 44 halb erhoben an der Mauer zu sehen sind.

Drei Haupteingänge: das goldene Thor im Norden, das eiserne im Abend und das erzene im Morgen führten in den Palast, und jedes Thor hatte zwei achteckige Thürme neben sich. In der Südseite geleitete ein Ausgang ohne alle Verzierung unmittelbar zum Meer, das erst später allmälig die jetzige Marine angespült hat, und zu den weitläufigen Souterrains, welche sich bis mitten in den Palast erstreckten. An jeder Ecke des Palastes ragte ein viereckiger Thurm 5 Metres über die äußere Mauer empor, welche auf der Südseite 50, und auf der Nordseite nur 17 Metres hoch war, weil der Boden von Süden nach Norden zu aufsteigt. Deshalb hatten auch die beiden Thürme der Nordseite nur drei Stockwerke, während die der Südseite vier hatten. Zwischen den Eckthürmen und Thoren befanden sich noch je ein kleiner viereckiger Thurm von der Höhe der Mauer, so daß jede der drei Seiten deren zwei hatte. Das Innere des Palastes wurde durch zwei Straßen rechtwinklig durchschnitten, die eine verband das eiserne Thor mit dem erzenen, die andere, die Hauptstraße, führte vom goldenen Thore zwischen zwei Säulenhallen zu dem von einer mächtigen Säulenhalle umgebenen Peristylium, dem heutigen Domplatze, aus dem man in den vom Kaiser bewohnten Theil aufstieg. Doch bevor man die Stufen zu der Gallerie betrat, welche vor der Rotunde des Vestibulum lag, sah man links den Tempel der Diana, oder wie Einige wollen, des Jupiter, den jetzigen Dom, und rechts das Mausoleum Diocletian's, welches man in ein Baptisterium umgewandelt hat, und bisher für einen ehemaligen Tempel des Aesculap hielt. Die Thermen befanden sich nach der Abendseite zu, unfern der heutigen Kirche von S. Michele, während das Atrium dort gewesen sein soll, wo jetzt die Knabenschule und das Kloster von S. Chiara steht. Nach Diocletian's Tode (312) wurde sein Palast (432) für ein Gynecäum des Staats erklärt und der Prokurator desselben (Procurator Gynecii Jovensis, weil jeder weströmische Kaiser Giovio, seine Wachen gioviane und selbst sein Wohn- oder Geburtsort giovia genannt wurde) wird 480 unter den Großwürden des abendländischen Reiches aufgezählt. Als Salona (639) zerstört wurde, flüchteten sich die Bewohner theils auf die benachbarten Inseln, theils in den nur 3000 Schritte entfernten Palast, welcher von den Verheerungen der Barbarenhorden verschont geblieben war. Die auf den In-

sein Zerstreuten sammelte ein reicher Edler, Sever, um ein neues Vaterland zu gründen; sie begaben sich nach dem Palaste, wo sie schon Einige ihrer Leidensgefährten angesiedelt fanden, und ließen sich 645 ebenfalls im Palaste nieder. So entstand allmälig aus dem Palaste eine Stadt, welche ihrem Ursprunge gemäß von Negri Palatium, vom Anonymus von Ravenna Spalathion, von Porphyrogenitus, Marulus, Zane u. A. Aspalatum, von Peutinger, Thomas Archidiaconus und Baronius Spalatum, von Mica Madio Spaletum, von Thomas Marnavich Spaletium und auf dem alten Stadtsiegel in der Umschrift Spalatum („quia spatiosum erat Palatium Spalatum appellare cōperunt", wie der Archidiaconus sagt) genannt wurde, woraus sich später Spalato und das im gewöhnlichen Leben häufige Spalatro bildete.

Schon 650 folgte Spalato Salona als Sitz der Metropolitankirche, welche, 418 eingesetzt, im Jahre 680 alle Kirchen von Dalmatien und 837 nicht weniger als 24 Bisthümer umfaßte, und 932 wurde der Erzbischof von Spalato zum Primas von Dalmatien und Croatien ernannt.

Von den umwohnenden Slaven vielfach bedrängt und den griechischen Kaisern wenig geschützt, unterwarf sich Spalato 806 Kaiser Karl dem Großen, erklärte sich, da es schon 810 wieder griechisch werden mußte, 827 für gänzlich unabhängig, und regierte sich nach eigener Weise. Wie damals in allen Städten der Dalmazia romana gab ein Gemeinderath, aus Patriziern, Bürgern und Plebejern bestehend, die Gesetze, welche vom ganzen Volk gebilligt und beschworen werden mußten, um Giltigkeit zu haben, sorgte ferner für die Bedürfnisse der Stadt, und wählte den Rettore, welcher nach den Gesetzen alle Rechtsfälle entschied, und hatte, wie der Clerus bei der Wahl des Rettore, so auch Stimmrecht bei der Wahl des Bischofs. Erst als die Herren von Bribir 1289 fast in allen Städten Conte oder Rettore waren, wurde der Bürgerstand von den Hauptämtern ausgeschlossen und die demokratische Regierungsform in eine aristokratische verwandelt. Gargano aus Amona, Podestà von Spalato, sammelte 1289 die alten Gesetze in einem Bande, welcher Anfangs Capitolare, und später Statuto hieß.

Seit 868 wiederum unter griechischem Schutz stehend, zahlte Spalato 930 doppelt so viel Tribut wie die andern Städte, wandte sich, gleich diesen, da die byzantinischen Kaiser zu machtlos wurden, an Venedig und leistete 997 dem Dogen Pietro II. Orseolo den Eid der Treue.

Gleichwohl findet man noch immer griechische Prioren in Spalato, welches nicht nur 1052 den König Krešimir Petar von Croatien und Dalmatien als Oberherrn anerkannte, sondern auch 1073 und 1094 den Dogen Domenico Selvo und Vitale Faliero huldigte.

Des Königs Krešimir Neffe und Thronerbe Stephan zog sich, als er nach des Oheims Tode (1073) durch Slaviz der Krone beraubt ward, nach Spalato in's Kloster von San Stefano zurück und starb dort 1074. König Koloman von Ungarn wurde 1105 in Spalato als Herr aufgenommen, bestätigte die Freiheiten und Rechte der Stadt und legte in einen östlichen Thurm des Palastes eine Besatzung unter dem Befehl eines Ungarn. Als er (1114) gestorben war, beschloß der Befehlshaber des Thurmes im Einverständniß mit dem damaligen Erzbischof Manasse, welcher ein Ungar war, sich bei Gelegenheit eines Kirchenfestes außerhalb der Stadt aller Befestigungen zu bemächtigen, um den möglichen Abfall der Bürger zu verhindern. Aber diese, vor dem Anschlag gewarnt, trafen heimlich Gegenanstalten; die Besatzung fiel, als sie den Thurm verließ, in einen Hinterhalt, und Keiner entkam; nur dem Erzbischof glückte es zu entfliehen.

1115 ergab sich die Stadt dem Dogen Ordelaso Falier, 1123 dem König Stephan II., Koloman's Sohn, welcher nach Dalmatien kam, 1125 wiederum dem Dogen Domenico Michele, welcher aus Syrien zurückkehrte, und 1143 dem König Geysa II. von Ungarn, welcher die von Koloman, Stephan und 1138 von seinen Vater Bela bewilligten Privilegien bestätigte und vermehrte. 1168 wurden nach einer längeren Belagerung die Griechen Herren von Spalato, und Costantino Sebasta residirte 1171 dort als Herzog von Dalmatien im Namen seines Neffen, des regierenden Kaisers Emanuel. Als Letzterer starb, trat Spalato 1181 wieder unter die Hoheit des Königs Bela III. von Ungarn, dessen Sohn Andreas, als Herzog von Dalmatien und Croatien 1199 die Freiheiten der Stadt beschwor und als König 1217 von Spalato aus seinen Kreuzzug antrat. Im Bunde mit Traú und Sebenico züchtigen die Spalatriner 1221 die Seeräuber von Almissa, nehmen ihnen 1240 die Brazza weg und zwingen sie durch die Gefangennahme Assor's, des Sohnes des Malduco, zur Nachgiebigkeit.

Als die Tataren oder Mongolen 1241 die Magyaren geschlagen hatten, floh König Bela IV. nach Spalato und von dort nach Traú,

und zog dadurch der Stadt (1242) einen heftigen Angriff durch die Tataren zu, welcher indeß kräftig zurückgeschlagen wurde.

Eine blutige Fehde zwischen Spalato und Traù über den Besitz des Grenzortes Ostroch fiel zum Nachtheile der erstern Stadt aus und wurde 1245 durch den König Bela selbst beigelegt, brach aber später von Neuem los, und endete nach vielfachen Verwüstungen des gegenseitigen Gebiets und nach mehreren einander widersprechenden Entscheidungen erst 1277 mit der Wiederherstellung des status quo von 1243.

Ein anderer Streit mit der ungarischen Besatzung von Clissa wegen Wegnahme von Getreide während der Ernte zog den Spalatrinern trotz aller ihrer Versicherungen den Zorn der Königin Maria zu, welche seit 1264 in Clissa residirte, und um sie zu besänftigen, mußten sie zwölf junge Edelleute als Geißeln nach Ungarn schicken.

Im Jahre 1300 kam König Karl Robert aus Neapel, der Sohn Karl Martell's, nach Spalato, wurde ehrenvoll aufgenommen, aber erst als König anerkannt, als Papst Bonifaz es bei Strafe der Excommunication befahl. Die Gewaltthätigkeiten des Ban Giorgio von Bribir veranlaßten 1327 die Unterwerfung Spaloto's unter Venedig; aber als König Ludwig von Ungarn nach Dalmatien kam, trat Spalato (1357) zu ihm über. Nach seinem Tode ergriffen die Spalatriner die Partei des Königs Sigismund, unterwarfen sich 1390, um vor dem Prior Giovanni Palisna geschützt zu werden, dem König Twrtko von Bosnien, welcher alle ihre Rechte und Freiheiten bestätigte, und 1402, in Folge des innern Krieges zwischen den Intrinsici und Estrinsici, der Demokraten und Aristokraten, welche seit 1398 gegen einander wütheten, dem König Ladislaus von Neapel, welcher 1403 den Herwoja, seinen Statthalter von Dalmatien, zum Herzog von Spalato erhob. Nach dessen Fall (1413) blieb Spalato ungarisch, bis es 1420 den 28. Juni sich freiwillig Venedig unterwarf und seitdem venetianisch blieb.

Die Nähe der Türken brachte auch Spalato, wie allen andern Städten des dalmatischen Festlandes, vielfaches Unheil. Erzbischof Bernardo Zane mußte 1507 mehrmals mit dem Schwert in der Hand gegen die Türken ziehen, welche während des Friedens raubend und sengend bis in die Vorstädte drangen. Die Kirche von Santa Croce im Borgo grande mußte niedergerissen werden, um nicht gegen die Stadt zu dienen, und das Gebiet, welches 15 Miglien lang und 2 Miglien breit war, hatte 1553 noch sieben Dörfer mit 750 Seelen,

während die Stadt selbst blos 2490 Einwohner zählte. Um Clissa wiederzugewinnen, setzten Giovanni Alberti und drei Canonici von Spalato 1596 vergebens ihr Leben daran. Es gelang, die Feste mit einer Hand voll Uskoken und Poglizzaner zu überrumpeln, aber nicht, sie zu behaupten. Die Belagerung von 1657 wurde mit Hilfe der Lesignaner glücklich abgeschlagen.

Der Fall Venedigs (1797) machte Spalato einige Tage lang zum Schauplatz blutiger Auftritte, dann besetzten es die Oesterreicher und 1806 die Franzosen. Im Jahre 1809 wurde die Stadt während des Sommers von einigen österreichischen Compagnien besetzt, welche, unterstützt von den Bewohnern, im August den Angriff einer französischen Colonne abschlugen, und am 8. Dezember von einer englischen Corvette beschossen, welche nach vier Stunden vor dem Feuer der Bürgergarde abziehen und ihren Anker zurücklassen mußte. 1813 nahmen die Oesterreicher wieder Besitz von der Stadt, welche 1816 Hauptstadt des gleichnamigen Kreises wurde, 1828 aber die Metropolitanrechte ihrer Kirche verlor und blos Bischofssitz blieb.

Die Trümmer von Salona hat der Abate Dr. Francesco Carrara, welcher seit 1842 die Ausgrabungen leitete, ausführlichst in seiner Topografia e Scavi di Salona (Trieste 1850), und De' Scavi di Salona nel 1848 e 1850 (Vienna 1850 und Praga 1852) beschrieben. Das erstere Werk hat Neigebaur in seinen Südslaven pg. 153 sq. im Auszug mitgetheilt, das letztere die Gräfin Haslingen aus Schlesien in's Deutsche übersetzt.

Mons Marian (Margliano, sl. Mérljan), wahrscheinlich so genannt von den beiden Landkirchen, die an seinen Abhängen standen, und beide der Madonna geweiht waren, ist ein 564 (nach Carrara 579) Wiener Fuß hoher Berg, mit welchem die Halbinsel endigt, auf der Spalato liegt. Im 12. Jahrhundert hieß er Kyrie-eleison und trug eine Kirche von San Ciriaco, deren Einweihung vom Erzbischof Manasse 1114 der ungarischen Besatzung Gelegenheit geben sollte, sich Spalato's zu bemächtigen. Zur Zeit des Diocletian soll er der Diana geheiligt gewesen sein.

Solta (sl. Šolta), das Olynta der Alten, eine Insel im Kreise Spalato, welche durch eine kaum ½ Miglie breite Meerenge von der Insel Brazza, durch den Canale di Spalato vom Festland und der Insel Bua, und durch den 3 Miglien langen und 2 Miglien breiten

Canale di Solta von der Insel Zirona grande getrennt wird. Sie ist gebirgig, erhebt sich mit dem Monte superione 770 Fuß hoch über der Meeresfläche, und hat nur im Innern eine größere, äußerst fruchtbare Thalebene, welche mit Saaten, Weingärten, Oel- und Mandelbäumen bedeckt ist. Der Honig, welcher auf der Solta erzeugt und mit Salveiblüten gereinigt wird, ist weit und breit berühmt und dient als Heilmittel.

Die Insel hat acht Ortschaften mit 1900 Seelen, und ist reich an guten Häfen, von denen die von Oliveto, Karober, Sordo und Porto Rosso für Schiffe jeder Größe geeignet sind. Der größte Theil des Grund und Bodens gehörte ehedem der Commune von Spalato, welche ihre dortigen Grundstücke (im Jahre 1553 für 680 Dukaten) verpachtete, das übrige Land meist reichen Spalatrinern, welche ihre Landsitze dort hatten. Um sich an Spalato zu rächen, ward daher die Solta mehrmals verwüstet: 1240 von den Almissanern, 1357 und 1418 von den Venetianern.

Der Biocovo, ein 5587 Fuß hoher Berg bei Macarsca, welcher seines Pflanzenreichthums wegen berühmt ist und häufig von Botanikern besucht wird. Der König Friedrich August von Sachsen bestieg ihn am 5. Juni 1838, und Professor Petter beschrieb ihn in der „Flora“ von 1832. Er gehört wie die 4235 Fuß hohe Gruppe des Mossor und die Kette der Cabani oder Karbani zu der Küstenalpenkette Dalmatiens, deren höchster Punkt er ist.

Conte Dr. Antonio Bajamonti, aus einer alten italienischen Familie, welche früh von Brescia nach Spalato übersiedelte, und Neffe der beiden als literarische Notabilitäten bekannten Girolamo und Giulio Bajamonti, ist Arzt und der Verfasser der Biographien seines Erziehers, des 1852 in Macarsca, seiner Vaterstadt, als Preposito der dortigen Kirche verstorbenen Giuseppe Ciobarnich, welcher außer vielen italienischen und lateinischen Gedichten und Abhandlungen eine größere lateinische Dichtung: „Dioclea“, religiösen Inhalts handschriftlich hinterlassen hat, und seines Freundes, des 1854 verstorbenen Professors Abate Francesco Carrara, welcher ihm 1849 seine „Canti del popolo Dalmato“ Zara gewidmet hat. Die Biographie des Ciobarnich erschien in Spalato (1852), die des Carrara soll noch gedruckt werden.

Girolamo B., bedeutender Jurist, Präsident am Tribunal von Spalato und Appellationshof in Ragusa, und Deputirter Dalmatiens bei Napoleon, welcher ihn zum Ritter der Ehrenlegion ernannte, bekundete seinen Geist in seinen Schriften, von denen wir besitzen:

Dottrina agraria. Giornale Italiano 1790 pg. 73. 1792 pg. 108.
Sopra i veri mezzi di promovere l'Agricoltura in Dalmazia. (Op.)
All' Eccelsa J. R. Aulica Commissione Plenipotenziaria. Mss.
Prospetto Ragionato di alcune notizie storiche conducenti a ben intendere la Giurisprudenza Romana. Padova 1808.
Dissertazione sopra il problemo proposto per il Comorso dell' anno 1810 dall' Accademia di Scienze, Lettere ed Arti di Padova. Padova 1813.
Discours. Prononcé le 19. Janvier 1812 à l' installation des Tribunaux.

Dr. Giulio B., Arzt, Dichter und Componist, schrieb die Leichenrede seines Freundes Boscovich, eine Empfangsrede für die Ankunft des Bischofs Stratico in Lesina (Op.), ferner:
Sopra alcune particolarità dell' isola di Lesina. 1790 Op.
Memorie della città di Spalato in Dalmazia. Mss.
Sull' ascingamento delle paludi d' Imoschi. Venezia. Op.
Storia della peste in Dalmazia nel 1733 e 1734. Venezia 1786.
La traslazione di S. Doimo. Dramma per musica. Op.
Proseguimento della Storia di S. Doimo. Venezia 17.
Sylloge Disquisit. (Ueber das alte Dalmatien) Mss. und einige andere noch ungedruckte Werke, lebte aber als Cyniker fern von öffentlichen Geschäften.

Das Lazareth, von welchem Cassas sagt, es wäre eines der schönsten in Europa, ist ein ganz gewöhnliches Gebäude aus dem Ende des 16. Jahrhunderts (1578), wo Spalato nicht nur den ganzen Handel zwischen Bosnien und Serbien mit Venedig und Ankona vermittelte, sondern auch Waaren aus Indien und Persien auf dem Landwege über Constantinopel empfing und weiter beförderte, so daß das Zollamt von Spalato der türkischen Regierung (nach Hammer) fünf Millionen Asper jährlich eintrug. Als 1815 die Pest ausbrach, wurde der Bazar von Spalato, welcher seit dem Frieden von Passarowitz 1718 eingerichtet und sehr besucht war, aufgehoben, aber seit 1845 wurde wieder türkischen Karavanen gestattet, bis Spalato zu kommen. Ein Theil des Lazareths ist zu Gefängnissen eingerichtet.

Der Domplatz oder Tempelplatz (piazza del Duomo o Templo) ist das Peristilum des Palastes. Sechzehn große Säulen, die meisten aus egyptischem Granit, die andern aus griechischem Marmor, mit

Bogen zierten es, sind aber jetzt größtentheils verbaut. Nur die Loggia, in welcher es endigte, und zu welcher fünf Stufen hinaufführen, ist fast noch unversehrt mit ihren vier Säulen aus rothem Granit und ihrem eleganten Frontispiz. An diesem ist eine Marmortafel zur Erinnerung an den Besuch des Kaisers Franz I. am 13. Mai 1818 eingemauert.

Der Tempel der Diana, oder wie Andere wollen, des Jupiter, die jetzige Kathedrale, innen rund, äußerlich achteckig, wird von einer Halle von 24 schönen, 6 M. hohen und 0,60 M. starken Säulen aus Granit und Marmor umgeben, welche ihre Bedeckung größtentheils eingebüßt und die Statuen, die auf ihr standen, sämmtlich verloren hat. Im Innern tragen 8 große, 7 M. hohe Granitsäulen 8 kleinere, nur 3,50 M. hohe Säulen aus Granit und Porphyr, über denen sich die noch ganz erhaltene Kuppel aus Ziegelsteinen wölbt, welche fast bis oben hinauf lauter kleine volle Bogen, einen über den andern, bilden. Zwischen der oberen Säulenreihe läuft ein Fries mit Basreliefs, welche Jagden vorstellen, rings herum. Das Licht fiel blos durch den Eingang und ein über demselben befindliches, jetzt zugemauertes, halbrundes Fenster hinein, die anderen Fenster sind, wie die Altäre, Kapellen und Emporkirchen, Werke späterer Jahrhunderte. Die Höhe der Rotunde, welche 13 M. im Durchmesser hat, beträgt bis zum Anfang der Wölbung 14,20 M., die des Tempels bis zur äußersten Spitze des Daches 25,30 M. Die Thürflügel sind 1214 von Andrea Gavina geschnitzt, der steinerne Sarg aber, welcher über dem reichgearbeiteten Architrav des Portals stand, und die Leichen der 1242 in Clissa verstorbenen Töchter König Bela's IV., Katharina und Margaretha, enthielt, ist 1818 nach Wien geschafft worden. Die Gebeine des heil. Doimo, des Schutzheiligen von Spalato, des ersten Bischofs von Salona und Apostels von Dalmatien, welcher, aus Antiochia gebürtig, von S. Peter, seinem Lehrer, nach Dalmatien geschickt wurde, die Kirche in Salona gründete, das Christenthum in der Provinz verbreitete, und unter dem Präfekten M. Antonius (64) den Märtyrertod erlitt, ruhen seit 1770 in dem für sie errichteten Grabmal. Der Altar des Heiligen wurde schon 1426 vom Mailänder Bonino vollendet.

Der Campanile, Glockenthurm, wurde auf Kosten der Königin Maria, der Gemalin König Karls des Lahmen von Neapel, begonnen, und auf Kosten der Königin Elisabeth der Aelteren, der Mutter des

Königs Ludwig von Ungarn, gegen 1380 vollendet. Er ist 210 Fuß hoch, hat fünf Stockwerke, und besteht nur aus Ueberresten von Salona, welche ganz unregelmäßig und willkürlich verwendet worden sind. Dem Einsturz nahe, ließ ihn die Kaiserin Carolina Augusta wieder repariren, und die oberste Gallerie neu bauen. Nach Carrara wurde der Bau des Thurmes vom Architekt Niccolò Twerdor, einen spalatriner Borghesen, 1416 begonnen und erst 1621 vollendet.

Porta aurea, das Hauptthor des Palastes, welches nach Salona führte und aus welchem man, wie bei allen Thoren, in ein kleines viereckiges Vestibül trat, um in die Straße des Vorhofes zu gelangen, ist halb in die Erde vergraben. Zwei Nischen neben dem Thürbogen und drei über demselben trugen einst Statuen, aber der Provveditore Diedo soll sie zum Theil nach Venedig geschickt haben, wohin auch die über dem äußern Säulengang des Domes gekommen sein sollen. Sowohl innen wie außen sieht man längs der Mauer große Bogenfenster, welche darauf schließen lassen, daß sich an der Mauer Wohnungen, vielleicht für die Wachen des Palastes, befanden.

Salona, welches nach Porphyrogenitus halb so groß wie Byzanz war und nach Spon 10 Miglien im Umfang hatte, lag am Meer, längs des Jader oder Hyader, dem heutigen Giadro oder Salona. Es soll nach G. Bajamonti früher Nestos und dann Slavna, das Glorreiche, geheißen haben, woraus Salona wurde. Nach Carrara war es das alte Ulina des Apollonius Rhodius, und nach Tommaso Archidiacono rührte Salona von salo, Meer, her. Nach der Zerstörung von Delminium wurde es der Mittelpunkt des Landes, und in den dalmatischen Kriegen von L. Cecilius Metellus (117 v. Chr.), Cnejus Cosconius (78 v. Chr.), Marcus Octavius (49 v. Chr.), C. Asinius Pollio (42 v. Chr.) und Bato, dem Führer der Dalmatier (6 n. Chr.) belagert, aber nur von Metellus, Cosconius und Pollio überwunden. Besiegt erhielt es das römische Bürgerrecht, und wurde nacheinander Conventus, Colonia, Metropolis, Präfektur und Prätur, und die dortige christliche Kirche unter der unausgesetzten Reihenfolge von 61 Bischöfen die erste Dalmatien's. Als Metropolis bedeutend vergrößert, besaß Salona zur Zeit des Präfekten Tarquinius unter dem Kaiser Maximian, dem Heruler, eine ganze Küstenflotte, drei öffentliche Kaufhallen, eine Waffenfabrik, eine Purpurfärberei, ein Frauenhaus, und eine Reihe von prächtigen öffentlichen und Privatbauten,

wie ein Forum, eine Curie, Vorhöfe, ein Amphitheater, ein Capitol, eine Quästur, Wasserleitungen, Bäder und Tempel. Aber mit dem Reichthum kam auch die Verweichlichung, und 639 widerstanden die Bewohner nur kurze Zeit dem Angriff der Avaren, und flohen mit solcher Hast auf die Barken, um sich und ihre Kostbarkeiten zu retten, daß eine große Zahl der Fliehenden dabei um's Leben kam. Salona wurde von den Avaren mit Feuer und Schwert zerstört, und was dem Brande und der Verwüstung entging, fand in den späteren Jahrhunderten seinen Untergang, denn seine Ruinen waren nicht nur die allgemeine Steingrube, aus welcher der Campanile von Spalato und der Dom von Traú gebaut wurde, und die Venetianer für so manchen ihrer Paläste, die Spalatriner für ihre Mauern und die Umwohner für alle ihre Bauten Materialien holten, sondern sie wurden auch von den venetianischen Provveditoren, wie 1678 von Pietro Valiero, an Geldes Statt, Einzelnen als Belohnung angewiesen, und ganze Kisten voll fortgeschickt. So kam es, daß, ehe die Ausgrabungen begonnen, außer den Ueberresten der Wasserleitung, dem sogenannten Pontesecco, kaum noch eine Spur der alten Stadt zu sehen war, und fast nichts den Ort verrieth, wo sie gestanden hatte.

Das heutige Salona ist ein Dorf von wenigen Häusern. Das von den Mauern des zerstörten Salona eingeschlossene Feld gehörte laut Schenkung des Königs Andreas 1217 dem Kapitel von Spalato, die Mühlen waren häufig ein Gegenstand des Streites.

Die Vorstädte von Spalato entstanden Ende des 15. Jahrhunderts, als die Türken das Innere der Provinz beunruhigten, und viele Bergbewohner ihre unsicher gemachten Besitzungen verließen, um theils in den befestigten Castelli, theils unter den Mauern der Städte Schutz zu suchen. Ihr Beispiel zog mit der Zeit viele andere Familien nach, so daß die Einwohnerzahl der Borghi von Spalato, welche 1552 noch 583 Seelen betrug, jetzt beinahe die der Stadt um das doppelte übersteigt und gegen 7000 Seelen beträgt, während die Stadt deren nur über 4000 zählt. Die Bewohner der Borghi werden nicht wie Kohl sagt Borghigiani, sondern Borghesi genannt. Sie bildeten früher eine eigene Kaste, hatten in Kriegszeiten einen eigenen Capitano, und behielten bis jetzt ihre frühere Lebensweise und Kleidung, ihre Sitten und Gebräuche und ihre Sprache bei. Während die Städter italienische Gesittung und Bildung annahmen, blieben die Borghesen so

roh, ungebildet und abergläubisch, aber zugleich so originell, wie sie waren.

Borgo Pozzobuon, Gutbrunnen, die nördliche Vorstadt Spalato's, hängt westlich mit dem Borgo grande zusammen, besitzt gute Brunnen (daher der Name), die modernsten Häuser und ein 1736 errichtetes Kloster der Minori Osservanti von der Provincia del S. S. Redentore.

Quellen: L. Dudan. Le antichità di Spalato. 1847. Mss. im Besitz des Verfassers.
Srbsko-Dalmatinski Magazin za lěto 1847 pg. 7—26. 31.
Pietro Franceschi. Assedio di Spalato 1657. oder La Dalmazia 1845. N. 7. 9.
Documenti inediti di G. B. Giustiniani. La Dalmazia 1846. N. 11.
G. Bajamonti. Sylloge disquisit III. Cap. IV. Mss. des Conte Cambj.
Dr. F. Lanza. Dell' antico palazzo di Diocleziano. Trieste 1855.
Fr. Carrara. Epoche storiche di Spalato. Op.
Mailàt. Geschichte der Magyaren. Wien 1828. I. 95. 100. 203. 221. 245. II. 28. 149.
Fr. Carrara. Chiesa di Spalato un tempo Salonitano. Trieste 1844.
— Archivio Capitolare di Spalato. 1844.
Arkiv jugoslavenski II. 1. pg. 217.
Pověstnica Bosne od Slavoljuba Bošnjaka. U Zagrebu 1851. pg. 106—113.
Viaggio di S. M. Federico Augusto. Re di Sassonia alla Dalmazia. Zara 1838. pg. 18.
Salonitana ac Spalatensia Varia. Mss. Bibliothek Garagnin.
Giuseppe Ciobarnich. Spalato 1852.
Hammer-Purgstall. La storia degli Osmani III. 202.
Fr. Carrara. Topografia e Scavi di Salona. Trieste 1850.
Schematismo della Diocesi di Spalato. 1852.
S. Ljubich. Bibliografia Dalmata. Mss.



Aus dem Borgo.

Borgo grande oder **Borgo di S. Croce**, die westliche und größte Vorstadt Spalato's, dehnt sich am östlichen Abhang und Fuße des Marglian bis zum Meere und dem Sobborgo Pozzobuon aus, mit dem er eine Gemeinde von 4500 Seelen bildet. Die Kirche von S. Croce, welche dem Borgo den Namen gibt, wurde 1537 auf Befehl des Camillo Orsini, des venetianischen Obergenerals in Dalmatien, niedergerissen, um den Türken keinen Anhaltspunkt gegen die Stadt zu lassen, und erst später wieder aufgebaut. Das Kloster der Minori Conventuali di S. Francisco soll 1214 vom heil. Franziskus selbst errichtet worden sein.

Der Garten Marmont, welcher den Borgo grande von der Neustadt trennt, ist ein großer freier Platz mit der Aussicht auf das Meer, welchen der französische Civil- und Militär-Gouverneur von Dalmatien, General en chef Marmont, in einen öffentlichen Garten umwandeln wollte. Aber es blieb bei der Absicht und bei einigen Steindenkmälern, welche den Platz zieren.

Die Botticelle, eine weit in's Meer hineinragende Landzunge, welche mit der gegenüberliegenden von S. Stefano den Hafen von Spalato einschließt, und wie diese auf ihrer Spitze, der punta, eine verdeckte Batterie trägt. Der Hafen selbst, welchen der 9 Miglien lange und 4¼ Miglien breite Canale di Spalato bildet, ist zwar geräumig, aber weniger sicher, als der ½ Miglie von der Stadt entfernte Hafen der Paludi im Golf von Salona, oder dem Canale delle Castella.

Poisan, eine Wallfahrtskirche, welche 1607 nach der Pest ge-

stiftet und vom Erzbischof Sforza Ponzoni 1618 geweiht wurde. Der Name soll aus dem illyrischen „pojde sam" (geh' allein, einsam) entstanden sein.

Stobrez, ein kleiner Flecken am Fuße des Mossor, südöstlich von Spalato, im Grunde der Bai von Stroxanas oder Stobrez, und nahe der Mündung des Flüßchens Xernovnica, liegt auf den Ruinen einer alten griechischen Colonie, der römischen Stadt Epetium, welche, von den Lissanern gegründet, einst Veranlassung zum ersten dalmatischen Kriege gab, hat aber nur wenige Alterthümer noch aufzuweisen.

Giadro (Jader, Salon) kömmt aus einem Abgrund des Mossor hervor, bespült die Gestade des alten Salona, wird bei der Brücke des heutigen schiffbar, und ergießt sich unfern davon nach einem drei Miglien langen Laufe in den Canale delle Castella. Er ist berühmt durch seine Forellen, besungen von Lucan, soll, angeschwollen, Goldsand mit sich führen, und mit der Cettina in unterirdischer Verbindung stehen.

S. Stefano, früher ein altes Benediktiner-Kloster, welches schon König Krešimir Petar († 1073) mit einigen Mühlen in Salona begabte, und dessen Neffe und designirter Nachfolger Stephan 1074 zum Aufenthalts- und Begräbnißort wählte. Papst Innocenz XII. wies die Einkünfte desselben dem 1700 gestifteten Seminar von Spalato an.

Lučac, die südöstliche Vorstadt Spalato's, dehnt sich von den Botticelle längs des Meeres nördlich bis zum Sobborgo Manus, der nordöstlichen Vorstadt an der Straße von Salona, aus, und bildet mit diesem eine Gemeinde von 2250 Seelen.

Quellen; L. Dudan. Le antichità di Spalato. 1847. Mss.
Fr. Carrara. De' Scavi di Salona nel 1850. Praga 1852 pg. 21 sq.
Miscellanea. Mss. in der Bibliothek Garagnin Fanfogna.
A. Mazzoleni. Gita Botanica in Dalmazia. Padova 1845.
Schematismo della Diocesi di Spalato. 1852.
Fr. Carrara. Epoche storiche di Spalato. Op.



Apropos der Paludi.

Das Kloster La Modonna delle Paludi wurde im Jahre 1400 in der Abtei von S. Stefano, einer der Besitzungen, welche der römische Stuhl dem Cardinal Bessarione anwies, und dieser dem Franziskanerorden überließ, für die Minori Osservanti errichtet, und gehört zur Provinz des S. Girolamo. Die dazu gehörige Kirche wurde schon 1020 vom Erzbischof Paolo Arsio von Spalato erbaut, und von ihm seinem Vater Prestanzio, Rettore der Stadt, als Patron übergeben. Das Kloster ist berühmt durch die beiden Chorbücher, welche der P. Bonaventura Razmilovich mit Farben aus Pflanzensäften malte und nach zehnjähriger mühevoller Arbeit (1675) kurz vor seinem Tode vollendete, durch ein Bild des Girolamo Santa Croce, eines ausgezeichneten Malers aus Spalato, vom Jahre 1549, welches den Hauptaltar der Kirche schmückt, und durch zwei seiner Mönche: P. Bernardino und P. Marco Marulo.

Der Erstere übersetzte ein Epistolare in's Slavische, welches 1495 in Venedig mit gothischen Buchstaben gedruckt wurde und seiner Sprache wegen sehr geschätzt wird, aber so selten geworden ist, daß nur noch drei Exemplare, eines im Museum von Zara, und zwei in Istrien existiren sollen. Die Orthographie ist so passend und genau, daß sie unstreitig zu den besten gezählt werden muß. P. Giovanni Bandulovich verschlechterte 1639 die neue Auflage durch seine Verbesserungen der Sprache und Orthographie.

P. Marco Marulo, häufig verwechselt mit seinem großen Namensvetter, lebte 100 Jahre früher als dieser, und ist Verfasser einer illyrischen Schrift über das Leiden Chisti: Navišćenje Muke Isukerstove,

welche 1636 in Venedig erschien. Der spätere Marco Marulo, welchen die Dalmatier seiner Sitten wegen den „Heiligen", seiner Gelehrsamkeit wegen den „zweiten S. Girolamo" nannten, welcher seines Geistes wegen von Ariosto „Göttlicher" genannt wurde, und nach Eysengrein „gelehrt, äußerst bewandert in der Theologie, berühmt durch Geist, beredt, heftiger Vertheidiger des Glaubens, Hauptphilosoph seiner Zeit, ernster und sinnreicher Dichter und Allen voran in der Kenntniß der heiligen Schriften" war, wurde nach der Biographie seines Zeitgenossen, des gelehrten Spalatriner Edlen Francesco Natali, am 18. August 1450 in Spalato geboren. Sein Vater, Niccolò Marulo, ein ebenso unterrichteter wie gewandter Staatsmann, stammte aus einer edlen Familie Spalato's, deren Palast man noch zeigt; seine Mutter, Dobrica, war die Schwester des edlen Patriciers Giovanni Leoni Alberti. Marco, der älteste von sechs Geschwistern, zeigte früh die seltensten Geistesanlagen und den größten Eifer zum Lernen. Als er in Padua seine Studien vollendet hatte, überließ er seinem jüngsten Bruder die Verwaltung des väterlichen Vermögens, und zog sich in ein kleines Häuschen zurück, wo er fast 40 Jahre lang ganz den Wissenschaften und frommen Bußübungen lebte. Er starb, europäisch berühmt und gleich gelehrt im Lateinischen, Italienischen und Slavischen, am 5. Januar 1524 in Spalato, und hinterließ über 20 Werke archäologischen, historischen, ascetischen, philosophischen und poetischen Inhalts, von denen viele zur Zeit der furchtbaren Pest verloren gegangen sind. Seine Davidiade entdeckte man erst vor einigen Jahren wieder. Sein Evangelistarium (Venedig 1516, Köln 1532 und 1556) wurde in Frankreich Textbuch, und seine slavische Geschichte der Judith in Versen (Poviest S. Udovice Judite, Venedig 1522) läßt in Bezug auf Schönheit der Sprache nichts zu wünschen übrig. Die sechs Bücher: De ratione bene pieque vivendi per exempla sanctorum wurden 1530 in Köln, die Quinquaginta parabolae in Venedig gedruckt, die Regum Dalmatiae et Croatiae gesta und Animadversio in eos qui beatum Hieronymum Italum esse contendunt von Lucius 1666 in Frankfurt veröffentlicht. Fabrizius gibt ein genaues Verzeichniß aller seiner Werke.

Der jetzige Quardian des Klosters, P. Smolje, der beste illyrische Kanzelredner Dalmatiens, ist Verfasser eines Bandes von Predigten, die er zur Herausgabe vorbereitet.

Quellen: P. Donato Fabianich. Memorie storiche-letterarie di alcune Conventi della Dalmazia. Venezia 1845 pg. 51—56. und
— Alcuni cenni sulle scienze e lettere de' secoli passati in Dalmazia. Venezia 1843.
Fr. Carrara. Uomini illustri di Spalato.
Baldassare de' Cattanj. Notizie storiche-letterarie. Mss. pg. 151—2 des Dr. Cattanj in Spalato.
Lettere critiche dal Co. Agostino Santi Papieni (Giuseppe Antonio Costantini). Venezia 1768. (Brief vom 25. Juli 1732.)
Vita di Marco Marulo Spalatino scritta da Francesco Natali suo concittadino, abgedruckt in dem trefflichen Aufsatz des Professor L. Svilkovich: Critica Letteraria in der Zeitschrift La Dalmazia II, 2. 3. 4. 5.

Die Poglizza.

Poglizza (von polje, Feld, Ebene) hat einen Umfang von gegen 40 Miglien, ist trotz ihres Namens nichts weniger als eben und zählt über 6000 Bewohner, die sich nicht sowohl durch Sitten und Tracht, als durch größere Thätigkeit und Sparsamkeit unter den Morlacchen auszeichnen. Die ungarischen Edelleute, welche sich Didići nannten und höher dünkten als die bosnischen, weil deren Vaterland kleiner sei als ihres, waren weniger zahlreich als diese. Beim Falle der venetianischen Republik gab es nur noch fünf Familien mit ihren verschiedenen Linien; die Pavich, Geroncich, Barich, Novacovich und Sinovcich. Die Bobetich, einst eine der ersten Familien, waren für immer aus dem Adelsstande gestrichen worden, weil ein Glied derselben eine schöne junge Poglizzanerin einem in sie verliebten Türken in Clissa verrätherisch überliefert hatte. Mehrere andere Familien, wie die Marianovich, Gelich, Antonovich und Franichievich waren, als unter der Regierung des Niccolò Subgich und heimlich begünstigt von ihm so ernste Streitigkeiten mit dem bosnischen Adel ausbrachen, daß sie in offene Feindseligkeiten ausarteten, 1570 ausgewandert, und hatten sich die ersteren in Spalato, die letzteren drei in Almissa niedergelassen. Ein Ducale des Aloiso Mocenigo vom 6. Juni 1570 hatte ihnen nicht nur vollkommenes Wohnrecht im ganzen venetianischen Gebiet, sondern auch Steuerfreiheit, den Patriziertitel und Zulassung zu allen Aemtern bewilligt.

Die bosnischen Edelleute zählten gegen 100 Familien, zu deren vornehmsten die Stazich, Simunich, Giovannusich, jetzt Giovannizio in Spalato, und Juricich, jetzt Giuricco in Castel nuovo bei Traù, gehörten.

Das Volk bestand aus Freien und Leibeigenen (kmeti). Letztere bebauten mit ihren Familien die Felder der Edelleute, zahlten diesen Abgaben, hingen ganz von ihren Herren ab, und durften ohne deren Erlaubniß sich weder vom Dorfe entfernen, noch sich freikaufen. Bei Schuldforderungen an Edelleute wurden deren Leibeigene aus Haus und Besitz gejagt. Gelang es einem Leibeigenen auch nur eine Nacht bei einem andern Herrn zuzubringen, ohne von seinem alten Herrn zurückgefordert zu werden, so verlor dieser sein Anrecht an ihn und jener bekam es.

Frei waren die, welche durch ihre Geschicklichkeit ihr Leben verdienten. Sie durften wie die Edelleute bewaffnet gehen, und die Waffen selbst waren, sogar bei Schulden, unantastbar.

Die Gesetze der Poglizza waren sehr streng. Diebe wurden gesteinigt, Straßenräuber wurden enthauptet und ihre Häuser niedergerissen, ihre Kleider und Güter den Anverwandten zugesprochen. Landesverrath durch Wort und That wurde mit dem Tode bestraft, ebenso Ehebruch; und Mädchenraub hatte laut einem Gesetze vom 10. Februar 1605 die Einziehung der Güter des Räubers und aller seiner Helfer zur Folge.

Die zwölf Grafen (knezi) waren in ihren Dörfern Richter in erster Instanz, und hafteten mit ihrer Person und ihrem Vermögen für die pünktliche Befolgung der Landesgesetze.

Der Großgraf (veliki knez) urtheilte mit seiner Bank in letzter Instanz, entschied in Criminalfällen über Leben und Tod und wachte über Alles, was das Interesse der Gesellschaft anbetraf. Seine Würde wurde später durch wiederholte Bestätigung fast lebenslänglich.

Der Vikar stand an der Spitze der Geistlichkeit, welche in der Poglizza so außerordentlich zahlreich war, daß fast jede Familie einen, oft auch mehrere Priester hatte. In ihrer Kleidung unterschieden sich indessen diese Geistlichen wenig von den übrigen Bewohnern, und nach der Messe, welche sie in slavischer Sprache und aus glagolitischen Kirchenbüchern hielten, griffen sie gleich den Andern zu Hacke und Pflug. Ihre Bildung, welche sich auf wenig mehr, als glagolitisch Lesen und Schreiben beschränkte, erhielten sie auf Kosten der betreffenden Familien im Seminar zu Priko bei Almissa, welches später mit dem in Zara vereinigt wurde. Diesen vielen Priestern ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß in der Poglizza der Unterricht etwas weniger

verwahrlost, und Ackerbau, Garten- und Obstcultur zu höherer Blüthe gelangt ist, als in den benachbarten Distrikten.

Die Poglizza unterwarf sich am 2. Februar 1444 freiwillig Venedig.

Georg Sinovcich war der erste Großgraf, welcher sich vom Sultan bestätigen ließ, und zugleich von ihm zum Herzog ernannt und mit vielen Privilegien begnadigt wurde. Aber diese Auszeichnung verdächtigte ihn. Er wurde abgesetzt und sein zweiter Nachfolger, Georg Pavich, trat 1647 wieder unter den Schutz Venedigs. Beim Ausbruch des candianischen Krieges waren die Poglizzaner die Ersten, welche die Waffen ergriffen, und die Türken aus ihrem Lande verjagten. Um sie zu strafen, rückte ein 6000 Mann starkes Heer unter Pascha Muhamed Topan 1649 über die Žrnovica. Vergeblich wandten sich die Poglizzaner an Venedig um den versprochenen Schutz, nur die befreundeten Bewohner der umliegenden Ortschaften halfen ihnen, und so brachten sie gegen 1000 Mann zusammen, mit denen sie sich in ihre Berge zurückzogen. Greise, Frauen und Kinder fanden in den Schlupfwinkeln des Mossor und Dinara Sicherheit vor den Türken, welche die Dörfer, Felder und Wälder zerstörten, und die Bewohner, die nicht geflohen waren, spießten. Eine auserwählte Schar von 200 Mann unter Stephan Bobetich, dem Wojwoden Georg Kulišich und dessen Anverwandten Peter Kulišich überfiel den Feind, wo es nur ging, oder lockte ihn scharmützelnd in die Schluchten des Gebirges in den Hinterhalt ihrer Kampfgenossen. Immer muthiger durch die Erfolge griffen endlich am 27. März 1649 die Poglizzaner unter der Anführung ihres Großgrafen Georg Pavich die Türken in der Ebene an, warfen sie und verfolgten sie mit solchem Ungestüm, daß die meisten der noch übrigen Türken in dem 200 Fuß tiefen Abgrund, mit welchem die Hochebene über dem Dorfe Zacucaz plötzlich endigt, ihren Tod fanden. Mit gleichem Muthe wurde am 2. Juli 1686 ein türkisches Heer geschlagen, das in die Poglizza eingedrungen war.

Das Schutzgeld an Venedig betrug 3000 dalmatische Lire, oder 250 Gulden österreichisch, jährlich.

Als die Russen im Dezember 1806 die Insel Brazza besetzten und nun Alles thaten, um die Bewohner der gegenüberliegenden Küste gegen die Franzosen aufzuwiegeln, griffen die Poglizzaner zu den Waffen. Sie überfielen am 6. Juni ein kleines französisches Commando auf

dem Durchmarsch durch eines ihrer Dörfer, versuchten, obwohl ohne Erfolg, am 7. die Franzosen aus Stobrez zu vertreiben, und besetzten in der Nacht vom 7. zum 8. Juni eine militärisch wichtige Position, welche die Straße nach Almissa beherrscht. Die russische Flotte, 10 bis 12 Segel stark, legte sich an die Mündung der Žrnovica vor Anker, und schiffte gegen 400 Soldaten aus. Als aber am 8. die Franzosen die Poglizzaner mit Uebermacht angriffen und nach tapferer Gegenwehr zur Flucht zwangen, zogen sich auch die Russen ohne einen Schuß gethan zu haben auf ihre Schiffe zurück, und gaben die Poglizzaner, welche nicht fliehen konnten, den Franzosen Preis, welche von Dorf zu Dorf zogen und Alles vernichteten, was nicht mitzunehmen ging. Nur fünf Dörfer, welche nicht am Aufstand Theil genommen, blieben verschont und dienten vielen Unglücklichen zum Zufluchtsort. Marschall Marmont eilte aus Zara herbei, endete das Plündern und Morden, und erlaubte den Flüchtigen, ungehindert in ihre Wohnungen zurückzukehren. Nur der Großgraf mit sieben Grafen, dem Wojwoden, Kanzler, Vikar und vier andern Hauptanstiftern des Aufruhrs, sollten laut einem Befehl aus dem Hauptquartier Gatta vom 13. Juni erschossen, ihre Güter sollten confiscirt, und die Häuser des Großgrafen Covich in Gatta, des Conte Marco Sizich in Ostarica, des Wojwoden Beronsich und Conte Giovanovich in Postrana, und des Kanzlers Marassovich dem Boden gleich gemacht werden.

Quellen: La Poglizza da P. Franceschi. (La Dalmazia II, 6. 12. 19. 22. 46-50. III, 3. 9. 15. 22.)
Storia della Poglizza da Carrara. Mss. des Verfassers
Memorie degli Avvenimenti successi in Dalmazia dopo la caduta della Repubblica Veneta di G. Cattalinich. Spalato 1841. pg. 112. sq.
Србско далматинскій магазин (Srbsko-dalmatinski Magazin) 1847. pg. 57 sq.
Pravdonosa 1851 n. 28. 30. 32. 34. 36. 37; 1852 n. 2. 5. 8. 13. 15. 16. 18.

Die Riviera der Castella.

Der Canale delle Castella zwischen der Insel Bua und dem Festland erstreckt sich von der Bucht von Salona bis Traú in einer Länge von 10 Miglien und hat 1½ Miglien mittlerer Breite.

Der Karban, eine Bergkette, welche eigentlich aus den Bergen Karban, Malaska, Viranj und Kozjak oder Caprario besteht, und daher bald M. Carbani, bald M. Kozjak genannt wird, erreicht mit dem letztgenannten die Höhe von 2492 Wiener Fuß, und gehört, wie der Tartaro, Mossor und Biokovo, zu der Küstenalpenkette Dalmatiens.

Don Giovanni Franceschi, aus der Familie des tapfern Giovanni Franceschi, welcher Commandant von Almissa war und sich in dem Türkenkriege von 1717 sehr auszeichnete, wurde den 21. Sept. 1810 in Almissa geboren, erhielt, da er sich dem geistlichen Stande widmete, seine Bildung auf den theologischen Seminarien von Spalato und Zara, übernahm nach Vollendung seiner Studien in Zara eine Professur, und gab zu gleicher Zeit in den Jahren 1845 bis 1847 auf seine Kosten und unter seiner Redaktion eine italienische Wochenschrift: „**La Dalmazia**“ heraus, welche ihrem Zwecke, die zeitgemäße Beförderung der geistigen und materiellen Interessen des Vaterlandes, durch treffliche historische, statistische, literarische, ethnographische, artistische, commerzielle und ökonomische Mittheilungen von Seiten fast aller geistigen Kräfte Dalmatiens, vollkommen entsprach.

Sein Bruder und Mitarbeiter der „Dalmazia“, Pietro, starb schon 1847 in Padua, wo er studirte.

Castel Sucurac, ein Dorf mit 794 Seelen und einer dem heil. Georg geweihten Kirche, welche von Herzog Mislav (um 830) erbaut

und beschenkt worden sein soll, hieß früher Putale, und wird unter diesen Namen schon in einer Urkunde des Herzogs Terpimir aus dem Jahre 888 der Kirche von Spalato geschenkt. Erzbischof Andrea Gualdo befestigte es 1392, da die Erzbischöfe einen Theil des Jahres dort zuzubringen pflegten, Bartolomeo II. Averoldo legte 1489 eine neue Befestigungslinie an, und Bernardo II. Zane fügte 1509 noch eine dritte, äußere hinzu, weil die Bewohner bei einem nächtlichen Ueberfalle der Türken im Jahre 1505 sich nur mit Mühe aus dem brennenden Dorfe in die innere Umwallung hatten flüchten können. Seit dieser Zeit wurde es mehrmals, aber immer vergeblich, von den Türken angegriffen.

Castel Abbadessa oder **Badessa**, mit 408 Seelen, gehörte früher zur Herrschaft Sučuraz, welche 9 Dörfer umfaßte, aber Erzbischof Lorenzo I. schenkte es dem von ihm 1066 gestifteten Nonnenkloster von S. Benedetto, später S. Rainer in Spalato, deren Aebtissin mit ihren Nonnen hier öfters wohnte, und dadurch den Namen des Ortes veranlaßte, welcher schon 1104 urkundlich vorkömmt.

Castel Cambio, mit 541 Seelen, wurde vom venetianischen Senat der Familie de' Cambi als Belohnung der von derselben geleisteten trefflichen Dienste und unter der Bedingung, ein Castell daselbst zu errichten, verliehen. Francesco de' Cambi aus dem alten florentinischen Geschlechte der Cambi neri, welches von Kaiser Johann dem Paläologen bei seiner Anwesenheit in Florenz in den Grafenstand erhoben wurde, und während der bekannten, durch Guerrazzi's Meisterwerk verewigten Belagerung von Florenz seine Vaterstadt verlassen mußte, errichtete 1566 das Castell, welches sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat, und wurde zugleich der Stammvater der noch blühenden Familie, welche in der Folge auch mit der Herrschaft Much belehnt wurde. Aus ihr ging 1789 der Vater des jetzigen Besitzers, Sebastiano de' Cambi, hervor. Schon als junger Mann zeichnete er sich bei Gelegenheit der Vertheidigung Spalato's gegen eine englische Corvette (am 8. Dezember 1809) in der Bürgergarde, welche die einzige Besatzung der Stadt bildete, so aus, daß ihm Marschall Marmont eine Offiziersstelle in der französischen Armee anbot. Er nahm sie an, wurde bald Capitän und machte als solcher den Feldzug in Rußland mit, fiel aber bei dem Rückzug in die Gefangenschaft der Kosaken. Seine äußere und geistige Begabung verschaffte ihm die Gunst des

General Grafen Potemkin, welcher ihn durch glänzende Anerbietungen für die russischen Dienste zu gewinnen suchte. Er schlug sie aus und kehrte 1816 in seine Heimat zurück, wo er sich ganz der Landwirthschaft widmete, und bald zu den bedeutendsten Agronomen der Provinz gerechnet wurde. Er starb am 18. Februar 1847, von Allen, die ihn kannten, geliebt und verehrt. Seine noch lebende Witwe stammt aus der Familie Grisogono, welche gleich den Andronico, Cantacumeno, Lascaris und Paleologo aus Byzanz nach Dalmatien flüchtete, sich in Zara und Spalato niederließ, und im Krieg und Frieden vielfach auszeichnete.

Auch in der Literatur werden Federico G. aus Zara, der Verfasser des Discorso sopra le cause del flusso e riflusso del mare, Lorenzo G., Jesuit und Rektor des Colleg von Loreto († 1653), der Verfasser des Mundus Marianus, und Ronigroli G., der Verfasser der Notizie per servire alla storia naturale della Dalmazia (Trevigi 1780) genannt. Luigi G. verfaßte eine Denkschrift über die ehemalige „forza territoriale“, Mss., welches er mir freundlichst zur Benutzung überließ, und Niccolò G. aus Spalato, Präsident der Regierung und des vereinigten Appellationsgerichtes in Zara, erhielt 1802 von seiner Vaterstadt eine Medaille als Auszeichnung.

Castel Vitturi, mit 816 Seelen, der gleichnamigen Familie aus Traú gehörig. Drusimir V., aus der Linie S. Maria Formosa der venetianischen Nobili Vitturi, siedelte um 1300 nach Traú über, und wurde der Gründer der dortigen Vitturi, welche später das Castell errichteten, und in den Annalen von Traú vielfach genannt werden. Lambridio de' V. war von 1320—1349 Bischof von Traú. Durch Verheiratung mit der gleichfalls aus Venedig stammenden Familie Michieli ging der Name derselben auf die Vitturii über.

Conte Rados Antonio Michieli Vitturi, geb. 1752 in Spalato, gest. im 70. Jahre seines Lebens, war zwar keiner von den hervorragendsten Geistern Dalmatien's, hat sich aber durch Wort und That um sein Vaterland wohlverdient gemacht. Er selbst hielt sich nur „für einen kleinen isolirten Punkt in der unendlichen Kette der Wesen“, und wollte nichts, als „einstmal die geheimen Segenswünsche des Volkes, welche er höher schätzte, als alles Lob“. Die Regierung erkannte sein Wirken und bestimmte ihm eine Medaille. Außer vielen zerstreuten Abhandlungen und Gedichten hinterließ er:

Saggio Epistolare sopra la Republica della Dalmazia. Venezia 1777. 8°.
Sciolti. Venezia 1777. 8°.
Orazione nell' ingresso di Mre. Belglava, Vescovo di Traú. Venezia 1787.
Sulla moltiplicazione della specie bovina nella Dalmazia. 1788.
Saggio sopra l' antica città di Salona. Venezia 1779.
Saggio sopra Francesco Patrizio e Marc' Antonio de Dominis. Ragusa 1811.
Orazione sul ritorno di Pio VII. a Roma. Op.
Sopra la Felicità. Spalato 1813.
Il Trionfo della vera Religione. Spalato 1814.
Lettera sopra la Religione Cattolica. Venezia 1818.
Lettera di Diocleziano a Massimiano Erculeo con alcune altre lettere. Venezia 1817.
Storia delle cose successe in Dalmazia dalla dissoluzione del Veneto governo Aristocratico fino all' ingresso delle armi di S. M. Francesco II., Imperatore d' Austria. Mss.
Relazione sopra la città ed il territorio di Spalato und
l' Epoca storica romana nell' Illirio. (Die letzten beiden Werke sind mir leider nicht zu Gesicht gekommen.)
Marco de' Casotti. Milienco e Dobrilla. Romanzo storico del secolo 17. 2 vol. Zara 1833. 16°.

Capogrosso, eine aus Italien eingewanderte Patrizierfamilie Spalato's, aus welcher Marco, ein Schüler des Matteo Ponzoni, ein guter Maler wurde, und mehrere andere Mitglieder sich in den Kriegen hervorthaten.

Conte Leonardo Duban, geb. 1798 in den Castellen, aus einer aus Bosnien eingewanderten Familie, studirte in Padua, war lange Zeit Podestà in Spalato, und ist der Verfasser vieler trefflichen, theils einzeln, theils in Zeitschriften abgedruckten Gelegenheitsgedichte und Aufsätze. Ein größeres Werk von ihm: Le antichità di Spalato 1847 soll noch erscheinen.

Lucio, Giovanni, in Traú geboren, studirte in Rom, lehrte als J. U. Dr. in seine Vaterstadt zurück, und beschäftigte sich einzig mit dem Sammeln der Materialien zu seinen spätern großen historischen Werken. Aber der Neid seines Nebenbuhlers Paolo de Andreis

nöthigte ihn 1654 nach Rom zurückzukehren, wo er seine Arbeiten vollendete und 1679 starb. Wir besitzen von ihm:

De Regno Dalmatiae et Croatiae, libri 6. Amstelodami 1666.
Historia di Dalmazia ed in particolare delle città di Traú, Spalatro e Sebenico. Venezia 1674.
Vita del beato Giovanni Ursini. Roma 1657.
Inscriptiones Dalmaticae. Venezia 1673.
Excerpta Ragusae ex codice Vaticano. C. 6923. pg. 56 sq.
Dissertatio de Illyrico et arbores familiarum. C. 6919. pg. 103 et 110.
Supplementum in Cronica Hungarorum. C. 6970.
Le origini delle chiese di Croazia e Dalmazia. Mss.
Le vicende delle patrie chiese. Mss.
Gli indici e cataloghi degli Arcivescovi e Vescovi. Mss.
La serie dei concilii e dei sinodi patrii. Mss.

Andreis, Paolo de, Verfasser der sehr guten, noch ungedruckten Storia della città di Traú dalla sua fondazione sino all' anno 1643, welche sich in der Bibliothek des Conte Fanfogna-Garagnin in Traú befindet.

Castel vecchio mit 740 Seelen, das älteste der Castelle, früher Castel Cippico genannt. Coriolano Cippico, aus einer der ältesten und vornehmsten Familien Traú's, hatte als Sopracomito mit Auszeichnung unter Pietro Mocenigo im Kriege gegen Mahmud II. gedient, kehrte 1471 reich mit Schätzen beladen, die er sich als Quästor oder Theiler der Beute gewonnen, in seine Vaterstadt zurück, und erbaute, um seine coloni vor den Ueberfällen der Türken zu schützen, mit der Bewilligung des Senats vom 6. August 1476 ein befestigtes Schloß am Meer, das erste Castell, wo er 68 Jahr alt 1493 starb. Sein Neffe, Paolo Antonio Cippico, erbaute später das zweite, welches jetzt nuovo heißt und 975 Seelen zählt. In diesem stand an der Stelle der jetzigen Pfarrkirche von S. Pietro die alte reichbegabte Kirche S. Pietro di Klobuk mit einem Mönchskloster, welches 1420 zugleich mit der Kirche aus Kriegsrücksichten niedergerissen wurde. Die Kirche, eine der ersten, welche die christlich gewordenen Croaten in Dalmatien erbauten, diente dem Concil von Salona zum Versammlungsort, und nahe derselben schlug König Bela IV., als er 1251 nach Dalmatien kam, ein Lager auf, in welchem er einen Landtag abhielt und die Gesandtschaften der Städte empfing.

Coriolano Cippico ist übrigens der Verfasser des ebenso geschätzten als seltenen Werkes: **Cepionis Coriolani Gestorum Petri Mocenici libri tres. Venetiis 1477**, welches 1796 unter dem Titel: **Cippico (Coriolano) Guerra de' Veneziani nell' Asia dal 1470—74** in Venedig übersetzt erschien.

Castel Stafileo, mit 573 Seelen, so genannt von der edlen Traúriner Familie, welche es erbaute und ihren Namen von der Weintraube erhielt, die sie im Wappen führte. Der Sohn des Erbauers war der berühmte Gelehrte Giovanni Stafileo, **Dr. J. U., Auditor di Rota**, Professor in Rom, welcher 1528 als Bischof von Sebenico starb. Er wurde als päpstlicher Legat 1512 an den König von Polen, später an den König von Frankreich gesandt, dessen Sohn Heinrich er taufte, liegt in der Kirche der Franziskaner zu **Trinità de' Monti** begraben und hinterließ viele Werke, von denen

De Gratiis expectativis, de litteris gratiae et justitiae,

De vacatura beneficii et de Brevibus ac de Officio legati Apostolici

von seinem Neffen und Nachfolger im Bisthum Giovanni Lucio, der sich aus Dankbarkeit Stafileo nannte, 1557 starb, und in derselben Kirche, wie sein Oheim, begraben liegt, 1549 in Venedig gedruckt wurden, und eine Abhandlung: **De bello et pace ad Vladislavum Pannoniae et Bohemiae regem**, nebst vielen Reden handschriftlich bekannt sind. Uebrigens ist die Familie Stafileo nicht zu verwechseln mit der ebenfalls in Traú ansäßigen edlen Familie Statileo, welche ihren Ursprung aus dem alten römischen Geschlechte Statilia herleitet, und nicht nur den Rechtsgelehrten Dr. Marino Statileo, der durch den literarischen Streit über die Echtheit eines von ihm aufgefundenen Fragmentes des Petronius bekannt geworden ist, sondern auch den Giovanni Statileo zu ihren Mitgliedern zählt, welcher als Sekretär König Ludwigs von Ungarn von diesem 1521 nach Venedig geschickt wurde, um Hilfe gegen die Türken zu erlangen, und dabei eine ausgezeichnete Rede hielt, die uns Andreas Morosini im ersten Buche seiner Geschichte aufbewahrt hat. Später wurde er Bischof von Siebenbürgen, ging als Gesandter des Königs Johann nochmals nach Venedig, sowie zum Papst Paul III. und König Franz I. von Frankreich, und ließ auf seine Kosten „**La vita di S. Giovanni Orsini**" drucken.

Conte Giovanni Kreglianovich. Albinoni Memorie per la Storia della Dalmazia. 2 vol. Zara 1809.

Mantio Capitolino. Tragedia inedita. Venezia 1807.
l' Orazio. Tragedia. Venezia 1808.
Della satira greca e romana und einige andere Abhandlungen für das Ateneo Veneto.

Giovanni Cattalinich. Storia della Dalmazia. vol. 3. Zara 1835.
Memorie degli avvenimenti successi in Dalmazia dopo la caduta della republica Veneta. Spalato 1841.

Seine Memorie agrarie und seine Poesien, hie und da zerstreut, sind nicht ohne Werth und sämmtlich aufgezählt in Cenni di Fr. Carrara della Vita e degli scritti di Giov. Cattalinich. Zara 1849. welche auch in's Illyrische übersetzt worden sind.

Quellen: Srbsko-Dalmatinski Magazin za lěto 1847. pg. 36 sq.
Salonitana ac Spalatensia Varia. Mss. pg. 47 sq. Biblioth. Garagnin.
Traguriensia Ecclesiastica et Civilia fasc. II. pg. 6 sq. Mss. ibid.
Schematismo della Diocesi di Spalato. 1852. (Enthält einen kurzen Abriß der Geschichte der Bischöfe.)
Galleria dalmata da Britvich. La Dalmazia. III. Nr. 28. (Sebastiano de' Cambj.)
Andreis (Paolo). Storia della Città di Traú dalla sua fondazione sino all' anno 1643. Mss. Bibliothek Garagnin.
Giornale Italiano. 1792. pg. 120.
S. Ljubich. Bibliografia Dalmata. Mss.
N. Tommaseo Studii Critici II, 224. (Venezia 1843.)
Fr. Carrara. Uomini illustri di Spalato. 1816.

Die Morlachen.

Den Namen Morlachi leitet Lucius von **moro-vlacchi**, schwarze Lateiner, Lovrich und Kopitar von **mauro-valacchi**, schwarze Wallachen, Cattalinich von **mauro-vlassi**, schwarze Volscer oder Italiener, Preradovich, Ljubich und Paulovich-Lucich von **more-vlahi** oder **morski vlahi**, Meerwallachen, ab, weil sie nach Paulovich-Lucich vom schwarzen Meere hergekommen, oder nach Ljubich sich dem adriatischen Meere genähert hätten. Da aber der Name schon bei den byzantinischen Schriftstellern und vor der letzten slavischen Einwanderung im 14. Jahrhundert vorkömmt, ist wohl die Erklärung Kopitar's als die richtigste anzunehmen, welche auch mit der türkischen Bezeichnung der Morlachen: **Karavlassi**, übereinstimmt. Ganz unhaltbar ist die Ansicht des Abate Fortis: Morlachi sei ein rein slavischer Stamm, und bedeute „die Mächtigen vom Meer"; ebenso die des Dr. Hermann Meinert: die Morlachen, als Abkömmlinge der in Dalmatien zurückgebliebenen Mongolen, legten sich den Namen des Herrscherstammes **Uluses** bei; denn die Morlachen sind der Urtypus des slavischen Stammes in Dalmatien. Daher hat auch ihr Name im Munde der römischen oder italienisirten Bewohner der Küstenstädte und Inseln einen ebenso verächtlichen Sinn angenommen, wie in Cattaro der Name „Montenegriner", und in Ragusa gilt „Morlach" geradezu für ein Schimpfwort.

Der Shawl wird um die Mütze gewunden und bildet so den Turban, **peškir** (eigentlich Handtuch auf türkisch), bei Ragusa **saruk** genannt, welchen die Bergbewohner von ganz Dalmatien ausschließlich oder neben der einfachen Mütze, **kapa**, tragen.

Der Zopf wird mit schwarzwollenen Bändern durchflochten, und mit Quasten und Zierrathen von Zinn, Seide, Glas u. dgl. geschmückt. Oft hängt auch irgend ein Amulet, **zapis**, daran, ein beschriebener Zettel in Briefform.

Jacke, **haljina**, wird wie der reichverzierte grüne **koparan** über den beiden Westen, **krožet** und **jačerma**, getragen, und im Winter nur noch von den Reicheren der weite Mantel, **kabanica**, von rothem groben Tuch, **kaba**, oder weißem Rasch darübergehängt, welcher mit einer Kapuze, **kukuljica**, versehen ist. Der auf der Brust gekreuzte **krožet** von rother oder weiß und roth gestreifter Leinwand und die silberbedeckte scharlachne **jačerma** werden von der rothwollenen Binde, **pas**, festgehalten, über welche der Ledergürtel, **pripašnjača**, mit den Waffen und den zum Rauchen und Schießen nöthigen Materialien getragen wird.

Schuhe, **djmelle** oder **nestve**, Festtracht für die gewöhnlichen Sandalen, **opanke**, welche aus einer Sohle von rohem Rindsleder und Schnüren aus rohem Schafleder, **opute**, bestehen, und von beiden Geschlechtern getragen werden.

Schafe und Ziegen besaß Dalmatien schon Anfangs dieses Jahrhunderts nach Garagnin's Angabe über eine Million, Rindvieh über 80.000 Stück, aber der Ertrag an Butter, Käse und Wolle erreicht nicht einmal den Bedarf des Landes.

Modrina heißt das vorn offene Untergewand mit Aermeln, wenn es von blauem Rasch, **bilaca**, wenn es von weißem ist. Im Sommer wird es von Leinwand getragen und **bernjica** genannt.

Sadak, ein Obergewand von weißem, schwarzem oder blauem Rasch, ohne Aermel, vorn offen und mit buntem Tuch eingefaßt.

Leibchen, **krožet**, von Scharlach, Flanell oder Leinwand, meist roth, vorn zugeknöpft und vom Gürtel festgehalten.

Schürze, **pregača**, aus bunter Wolle gewebt.

Der Schmuck der Morlacchinnen besteht in Halsbändern von kleinen Perlen oder Kugeln aus buntem Glas mit Münzen daran, in Ohrgehängen von Zinn oder Messing, in Armbändern von Leder mit Silber- oder Zinnzierrathen, und in Ringen aus Zinn oder Messing.

Handjar oder **handžar**, eine Art Dolch, welchen die Morlacchen kaum zum Schlafen ablegen.

Britva, ein kleines halbmondförmiges Taschenmesser, dessen Schale je nach der Wohlhabenheit aus Horn, Zinn oder Silber besteht.

Kamaschen, dokoljenice und bléve, Strümpfe, čarape, terluke, napersniaci und nadošivači, jenachdem sie vom Knöchel bis zur Wade gehen, blos das Fußblatt oder den ganzen Fuß bekleiden, oder bis zum Knie hinauf reichen und von Frauen oder Männern getragen werden.

Kolo, Rundtanz der Morlacchen, bei welchem die Tanzenden häufig die sogenannten Kololieder singen. Er wird bei allen Festlichkeiten und auf dem Koloplatz, kolište oder kolarište, in der Mitte des Dorfes oder bei der Kirche, von zehn, zwölf und mehr jungen Leuten getanzt. Man faßt sich dabei am Gürtel und dreht sich im Kreise herum, springt auf, poskoċi, und zittert, okrenu igrati, d. h. hüpft so lange von einem Fuß auf den andern, bis man nicht mehr kann. Ist man zu erschöpft, treten neue Tänzer ein.

Die Entführung, otmica, geschieht entweder heimlich, indem man die Gelegenheit abpaßt, wann das Mädchen die Herde treibt oder nach Wasser geht, oder offen, indem der Entführer mit seinen Genossen des Nachts gewaltsam in das Haus einbricht und das Mädchen holt. Doch ist das immer mit Kampf und Gefahr verbunden, besonders wenn das Mädchen viel Verwandte hat. Denn es gereicht dem Dorfe zu eben solcher Schande, wenn ein Mädchen aus ihm entführt wird, wie den Entführern, wenn sie unverrichteter Sache zurückkehren. Haben diese daher das Mädchen ergriffen, so würden sie eher Alle umkommen, als es wieder lassen, und schleppen es, geht es nicht willig, gebunden in den Wald, holen einen Geistlichen, und zwingen ihn, die Trauung zu vollziehen. Dann suchen die Verwandten der Entführer den Frieden mit der Familie wieder herzustellen, und die Hochzeit wird nachträglich gefeiert. Klagt aber die Familie und das Mädchen erklärt vor Gericht: „Ich will nicht mit diesem Burschen leben, weder heut noch morgen", so trifft die Entführer die gesetzliche Strafe. Meistens jedoch ist das Mädchen mit ihren Entführern einig und sagt: „es ist nicht Gewalt, sondern freier Wille, ich will mit ihm in Wald und Wasser," womit die Eltern sich zufrieden geben müssen.

Der Brautpreis besteht in Geschenken an die Eltern und Geschwister.

Svati heißen die Hochzeitsgäste, welche, wie der kum (Beistand), prikumak (Gehilfe des kum), stari svat (Ober-svat), vojvoda (Zugführer) und diver (Hochzeitsbitter), ihre besonderen Aemter und

Obliegenheiten e füllen haben, alle übrigen zur Hochzeit geladenen Gäste werden puslosvatica genannt.

Die Häuser der Morlachen bestehen entweder aus Steinmauern, mit oder ohne Kalk, oder aus vier großen in die Erde geschlagenen Pfählen mit Wänden aus geflochtenen Ruthen, die mit Kuhmist übertüncht sind. Die Dächer sind von Steinplatten, Stroh oder Schilf, der Fußboden ist die Erde, die Thür zugleich Fenster und Schornstein. Wohnen mehrere Familien in einem Hause, theilt eine Ruthenwand den innern Raum, welcher als Empfangs- und Eßsaal, Schlafstube, Küche, Garderobe, Vorrathskammer, und nicht selten auch als Schweinestall dient. Vier Bretter an ebenso viel Pfählen, etwas Gerstenstroh darauf und eine Ziegendecke darüber, bilden in einer Ecke das Bett — ein Tisch, eine Kleiderkiste und ein Kornkasten, einige Schämel und Ackergeräthe das Mobilar.

Die Halbbrüderschaft wird auch mit Frauen und von Frauen unter einander geschlossen, welche dann Halbschwestern, posestrime, heißen.

Der Blutpreis, karvarina, betrug 50—144 Zechinen, oft blos eine Ziege, ist aber durch die Edikte von 1814, 1821 und 1835 fast gänzlich beseitigt. Früher gab es auch Blutpreise für Verwundungen, Raub und Brandstiftung.

Malvivente oder aiduco.

Das Todtenmahl, dača oder podušje.

Quellen: Osservazione di Giovanni Lovrich sopra diversi pezzi del viaggio in Dalmazia del M. Fortis. Venezia 1776.
Narodni Običaji Rod Vlahah u Dalmacii od S. Ljubića. U Zadru 1846.
I Morlacchi dall' Ab. Stefano Paulovich-Lucich. Spalato 1851.
Zora dalmatinska. IV, 38. 28. V, 6. 37. Kolo; Dača; Pokop od Antuna Kuzmanića.
La Dalmatia. I, 17. 18.



Im Hause Carminati.

Mossor, mons aureus, der goldene Berg, vielleicht von seiner Farbe in der Abendbeleuchtung so genannt. Denn wenn auch Plinius erzählt, daß zur Zeit des Nero in Rom täglich 50 Pfund Gold, also nach Panciroli 5500 Zechinen, aus Dalmatien geschmolzen wurden, wenn Stazius zu Maximus Junius vom dalmatischen Golde spricht, Martial den Dalmatier geradezu „felix auriferae colone terrae" nennt, so enthält doch der Mossor, wie das ganze jetzige Dalmatien, keine Goldminen. Dagegen ist Bosnien, welches damals theilweise zu Dalmatien gehörte, reich an Gold, und so konnte immerhin ein Praepositus Thesaurorum Dalmatinorum in Salona residiren.

Nikolaevich glaubt, vielleicht nicht mit Unrecht, daß der Name Mossor nicht von mons aureus, sondern aus dem slavischen mosur, Eiszapfen, herrührt und auf die äußere Gestalt des Berges sich bezieht.

Der Volksgesang in Dalmatien ist der Gesangsweise des Orients und besonders Egyptens nicht unähnlich. Ein kräftig eingesetztes, lang ausgehaltenes, trillerndes, mit Achtelstönen allmälig heruntersteigendes oh geht jedem Verse als Beginn des Gesanges voran, dann folgt die eintönige melancholische Melodie, welche mit einer Art Echo endigt, indem man das Ende der vorletzten Sylbe verlängert und die letzte accentuirt. Das ist der Gesang der Heldenlieder, der davorie oder junacke; der der Frauenlieder, ženske, ist etwas sanfter und melodiereicher, aber ebenfalls eintönig.

Brazza (lat. Bratia, sl. Brač), die größte und volkreichste Insel Dalmatiens, erstreckt sich von Osten nach Westen in einer Länge von 22 Miglien bei einer Breite von $3^1/_2$—7 Miglien, hat 114,7 Quadrat-

miglien im Umfang, von denen 75,4 unbebaut sind, und gegen 16.000 Einwohner in 18 Gemeinden. Der 22 Miglien lange und 3½ Miglien breite Canale della Brazza trennt die Insel vom Festland, der Canale de Lesina von der Insel Lesina und die Meerenge der Porta de Spalato (Pforte von Spalato) von der Insel Solta. Die ganze Insel wird von Bergen durchschnitten, deren höchster, San Vito, 2482 Wiener Fuß hoch steigt, und erzeugt daher trotz der fruchtbaren Thäler von Neresi, Bisepolje und Bunje kaum ein Siebentel des nöthigen Getreidebedarfes. Dagegen sind die Hügel mit Wein, Oel- und Feigenbäumen bedeckt, und während in der Mitte des 16. Jahrhunderts noch alles Oel aus Apulien geholt werden mußte, gewinnt man jetzt schon jährlich über 7000 Barille. Die hohen Berge sind mit Meerstrandskiefern (pinus maritima und p. Pinaster) bewachsen, die Triften reich an wohlriechenden Kräutern. Daher schon im Alterthum die Berühmtheit der Insel durch ihre Böcklein: Capris laudata Brattia (Plinius L. 3. c. 26) und das slavisch-dalmatische Sprichwort: „Willst du, daß deine Schafe sich erholen sollen, schick' sie auf die Brazza." Auch an Eseln und Maulthieren ist die Insel so reich, daß sie allein der französischen Armee 1809 gegen 400 liefern konnte. Der Wein ist das bedeutendste Erzeugniß der Brazza und die Bugava ebenso berühmt, wie der Marzemino der Castelle und Bocche, der Moscato von Almissa, der Peceno von Sabbioncello und der Malvasia von Ragusa. Eine andere Sorte, der Tribiano (aus dem französischen três-bien) wird von Reben gewonnen, welche erst in neuerer Zeit aus Frankreich eingeführt worden sind. Die Steinbrüche bei Milna und Pučišće sind sehr ergiebig, die zwischen Škrip und Splista sollen die Steine zum Palast des Diocletian geliefert und deshalb dem Orte den Namen Splitska verschafft haben. Nahe dabei ist ein Asphaltlager, welches die k. k. Bergwerksgesellschaft für Dalmatien und Istrien ausbeutet. Großen Mangel leidet die Insel an Wasser, da die spärlichen Quellen bei Škrip und Bol im Sommer versiegen. Man hat daher schon vor langer Zeit in Barunica und Klobusica zwei große Cisternen ausgegraben, welche sl. lokve, Lache, oder ital. laghi, Seeen, heißen und oft das ganze Vieh der Insel tränken müssen. Sehr reich ist die Brazza an guten Ankerplätzen und Häfen. Die von Luka, Loxischie, Milna und Bobovischie für Schiffe aller Größen gehören zu den besten Dalmatiens, kleinere sind bei S. Giovanna, S. Pietro, Pučišće,

20*

S. Martino und S. Stefano. Die meisten Ortschaften liegen am Meere. Nur die ehemalige Hauptstadt Neresi mit 1200 Einwohnern liegt 6 Miglien südlich von S. Pietro im Innern der Insel am Abhang eines Berges. Jetzt ist der Sitz des Prätors in San Pietro, welches 1600 Einwohner zählt.

Die alte Geschichte der Insel ist dunkel. Scylax nennt sie Cratia, Plinius Brattia, Polylaus Bractia, Porphyrogenitus Barzo. Antenor soll im Vorüberfahren an ihr gelandet und Griechen seines Gefolges aus Ambracia dagelassen haben, welche dort, wo jetzt das Dorf Škrip steht, eine Stadt gründeten, die sie Bratia nannten. Vorher soll die Insel den Namen Dyschelados getragen haben, welchen Apollonius Rhodius in seiner Beschreibung der Fahrt der Argonauten anführt und die auf einigen alten Münzen gefundene Legende ΔΥ bezeichnen soll. Soviel erhellt aus den, besonders in der Umgegend von Škrip, entdeckten Alterthümern, daß, wie auf den benachbarten Inseln, so auch auf der Brazza einst griechische Cultur blühte und später Römer herrschten. Die Kaiserin Elena, die Mutter Constantin des Großen, soll eine Brazzanerin gewesen sein. Zur Zeit des Justinian zerstörten die Gothen die Stadt Bratia und machten die Insel fast menschenleer. Als Salona fiel, flüchteten sich die meisten Bewohner hierher, lebten von Landbau und Handel und bildeten eine eigene unabhängige Regierung, ähnlich der alten ihrer Heimat, unter der Hoheit der griechischen Kaiser. Viele Familien, man sagt 40, blieben auch auf der Insel zurück, nachdem die übrigen wieder auf das Festland übersiedelt waren. Bald nachher nahmen die serbischen Paganer oder Narentaner die Insel in Besitz, gründeten viele neue Niederlassungen, machten die in's Innere zurückgedrängten römischen Bewohner tributpflichtig und slavisirten sie allmälig. Zwar hielten diese noch im neunten Jahrhundert ihre Versammlungen in lateinischer Sprache und hatten lateinische Gesetze und Statuten, aber schon damals ist ein gewisser slavischer Duft im Lateinischen unverkennbar, schon 1111 wird ein Stück Land urkundlich Stermena (steil), 1180 ein anderes Prodol (Vorthal) genannt, und im dreizehnten Jahrhundert haben fast alle Oertlichkeiten und Alles, was die Landwirtschaft anbetrifft, slavische Namen.

Der Sieg der Venetianer über die Narentaner befreite die römischen Brazzaner vom Tribut; sie unterwarfen sich Venedig und verlegten, da Bol vom Kaiser Otto II. zerstört worden war, den Sitz

ihrer Regierung nach Neresi. Als Koloman (1102) Herr von Dalmatien wurde, bestätigte er den Brazzanern ihre Freiheiten und Rechte, und dasselbe that König Stephan III. von Ungarn. Gleichwohl hatten sie viel von den häufigen Landungen und Räubereien der Krajner zu leiden und der Conte Malduco Kačić von Almissa trieb es trotz des Verbotes des Königs Andreas von Ungarn so arg, daß die Brazzaner, um Ruhe zu haben, den Sohn des Conte, Assor, zu ihrem Conte erwählten. Da sich dieser aber die Insel gänzlich unterwerfen wollte, so verjagten ihn die Bewohner und wandten sich an Spalato um Schutz. Der damalige Rettore von Spalato, Gargano aus Ancona, sicherte den Brazzanern auf ihr Versprechen, einen Nobile aus Spalato als Conte zu nehmen, Hilfe zu, erschien selbst mit 1200 Mann auf der Insel und ließ eine Besatzung von 50 Mann zurück. Im Jahre 1240 glückte es den Spalatrinern, den Assor und seinen Bruder Pribislav in ihre Gewalt zu bekommen und diese erhielten ihre Freiheit nicht eher wieder, als bis sie geschworen hatten, sich künftig aller Räubereien zu enthalten.

Als die Tataren 1242 nach Dalmatien kamen, diente die Brazza vielen Familien aus Spalato zum Zufluchtsort, von denen sich einige auf der Insel ansiedelten.

Da die Almissaner von Neuem anfingen, die Brazzaner zu berauben, und die Drohungen des Königs Bela IV. nichts fruchteten, unterwarfen sich die Brazzaner (1278) vollständig den Venetianern und nahmen einen venetianischen Nobile zum Conte. Wie sie früher sich dem Koloman von Ungarn mit dem Vorbehalte unterworfen hatten, Freunde der Venetianer bleiben zu können, so machten sie jetzt bei Venedig die Bedingung, ihre Treue gegen die Könige von Ungarn nicht verletzen zu dürfen.

Aus Rache steckten die Almissaner eines Nachts den Palast des Conte in Neresi in Brand. Archiv und Statuten verbrannten und der Conte konnte sich kaum retten. Seitdem ließ man einige bemannte Schiffe die Insel umkreuzen und neue Statuten, ähnlich denen von Lesina, entwerfen, welche 1656 gedruckt worden sind.

Als König Ludwig von Ungarn Herr von Dalmatien wurde, unterwarf sich ihm (1357) die Brazza freiwillig und erhielt alle Rechte und Freiheiten von ihm bestätigt. Nach seinem Tode unterwarf sie sich (1390) dem König Twrtko von Bosnien, welcher ebenfalls alle ihre Privilegien erneuerte, ihr die Wahl des Conte überließ und keine

andern Steuern als den bisherigen Dreißigsten und den Salzzoll auferlegte. König Ladislaus von Neapel bestätigte zwar 1403 in Zara diese Freiheiten den Gesandten der Brazza, schenkte aber noch in demselben Jahre am 5. Oktober die Insel seinem Statthalter von Dalmatien, Hervoja, welchen er zum Herzog von Spalato erhoben. König Sigismund von Ungarn dagegen schenkte sie 1410 den Ragusäern, nahm auf Anlaß der Königin die Schenkung zurück und erklärte 1417 die Brazza und benachbarten Inseln zu Krongütern von Ungarn. 1420 unterwarfen sich jedoch die Brazzaner freiwillig wiederum Venedig. Die Insel wurde seitdem gleich den übrigen Städten Dalmatiens nach ihren eigenen Statuten von einem venetianischen Conte regiert, welcher Anfangs in Lesina residirte und von der Brazza als Gehalt die Einkünfte von Bol angewiesen erhielt, aber seit 1425 auf der Insel selbst war. Kirchlich stand die Insel anfänglich gleich Lesina unter der Diöcese von Salona, später Spalato, welches einen Erzpriester zur Leitung der geistlichen Angelegenheiten beider Inseln sandte. Aber 1145 vertrieben die Bewohner den Erzpriester und ernannten einen andern Priester, Martino, Sohn des Manzavino, zum Bischof, welchen Papst Alexander III. anerkannte, und in Folge dessen wurde auf der Provinzialsynode des Erzbischofs Pietro VII. von Spalato (1185) die Einsetzung eines Bischofs für die Inseln Lesina, Brazza, Lissa, Curzola und Lagosta in Phar (Citta vecchia) bestimmt. Dieser hat einen Vikar auf der Brazza, welcher den beiden Dekanaten von Neresi und S. Pietro vorsteht.

Als die Franzosen Herren von Dalmatien waren, bemächtigten sich im Dezember 1806 die Russen der Brazza, und setzten an Stelle des Vicedelegaten Tommaso de Grisogono, welcher nebst den andern Lokalbehörden die Insel verlassen hatte, den Andrea Covacich aus Pučiśćie an die Spitze der neugebildeten Regierung. Aber der Frieden von Tilsit 1807 veranlaßte die Abfahrt der russischen Flotte und die Wiederbesitznahme der Insel durch die Franzosen, welche sie erst räumten, als Dalmatien Oesterreich zufiel.

Die Brazza ist das Vaterland folgender Schriftsteller:

Probi (Bernardius), aus Pučiśćie, Vikar der Brazza und Verfasser von Vita B. Joannis Confessoris Episcop. Traguriensis et ejus Miracula. Romae 1657.

Probi (Vicenzo), geboren 1528 in Pučiśćie, gestorben 1563,

Verfasser der Cronaca dell' Isola della Brazza. Mss. und mehrer anderer die Geschichte der Insel betreffender Handschriften.

Ivanissevich (Giovanni), geboren in Dol 1608, Generalvikar in Lesina, starb als Abt von Povljana 1665, schrieb Kita cvitja (Blumenstrauß), u Mletcih 1642, und viele andere, leider verloren gegangene slavische Poesieen.

Dominis (Pietro), Priester, schrieb 1697 La storia della famiglia Statileo und einige andere ungedruckte Werke.

Michieli (Girolamo), geboren 1600 in Postire, lange Zeit cancelliere, venetianischer Conti in Dalmatien, verfaßte 1650 eine Pratica Criminale, dann Frammenti istorici sulla Dalmazia. Mss. und viele lateinische Briefe. Er lieferte dem Lucio viel Material zu seiner Geschichte und starb 1660.

Busio (Giovanni), Canonicus von Lesina, dann Bischof von Rona, starb 1688, und hinterließ eine Sammlung Orazione. Mss.

Bonacich (Girolamo), aus Milna, Erzpriester, starb 1762 als Bischof von Sebenico, Verfasser eines Nauk Kérstianski, 1743. Sein Bruder Francesco, Erzpriester auf der Brazza, starb 1788 und hinterließ mehrere Handschriften, wie Trattato sopra le decime.

Mladineo (Trifone), starb 1708 jung und ließ so seine begonnene Storia della Brazza unvollendet.

Tommaseo (Niccolò), starb 1731 als Bischof von Scardona, Verfasser einer gelehrten Abhandlung über die Griechen seiner Diöcese. Mss.

Tommaseo (Pier Antonio), berühmter Arzt, Verfasser der La descrizione storico-fisico-medica del morbo epidemico della Brazza. Venezia 1788. Tractatus Theoretico-practicus de Febribus. Mss.

Ciccarelli (Andrea), aus Pučišće, Pfarrer dort, Verfasser der Osservazioni sull' Isola della Brazza e sopra quella Nobiltà. Venezia 1802. — Apologia alla Dissertazione sopra la Patria de S. Girolamo. 1812. — Esame Critico sopra la Patria di S. Elena. Spalato 1814. — Opuscoli riguardanti la Storia degli Uomini illustri di Spalato e di parecchi altri Dalmati. Ragusa 1811.

Ab. Marinelli (Vicenzo), aus Bol, Verfasser der Sventure e Conforti. Venezia 1847.

Barboni, ein Seefisch (mullus barbatus), welcher auch in den kleineren Küstenflüssen, wie in der Ombla bei Ragusa, vorkömmt.

Dr. Niccolò de' Cattani aus Spalato, Sohn des Baldassare de' Cattani, studirte Medizin, gab aber nach einigen Jahren die Praxis als Arzt auf, um sich ganz den Naturwissenschaften zu widmen, und erhielt die Professur der Naturgeschichte und Physik am Gymnasium von Spalato. Er hat in seiner Dissertation: „Sopra le acque minerali zolforoso-saline di Spalato. Padova 1836." zuerst diese Hauptmineralquelle Dalmatiens, welche am Fuße des Marglian aus mehr als 20 Oeffnungen hervorkömmt, und dem Gehalte nach der Carlsbader, der Wärme nach (19° R.) den Badener Quellen gleicht, analysirt und beschrieben, auch eine Badeanstalt eingerichtet, um den Gebrauch der Quelle zu ermöglichen. Als Mitglied der ökonomischen Gesellschaft hat er mehrere Vorlesungen gehalten, und einige davon, wie die über die Wichtigkeit der Naturgeschichte und Oekonomie (Zara 1849) und die vom 10. Juni 1853 über die Traubenkrankheit, veröffentlicht. Ein größeres medizinisches Werk soll noch erscheinen. —

Grundbesitzer, Weinkaufmann ist in Dalmatien fast eins, da über zwei Fünftel alles bebauten Landes mit Wein und Oelbäumen bepflanzt ist. Der Wein ist vortrefflich und könnte es noch mehr sein, wenn er sorgfältiger behandelt würde. Aber nur die großen Grundbesitzer haben Keller und Fässer, und achten auf die Verschiedenheit der Traubensorten. Alle Uebrigen keltern auf das Unachtsamste alle Trauben zusammen und bewahren den Wein in Schläuchen aus Ziegenfellen auf, welche mit Kalk gebeizt sind und olri oder lulri (sl. měšina) heißen.

Jäger, Fischer ist in Dalmatien Jeder, der da Lust hat, es zu sein: Jagd wie Fischerei ist frei. Allerdings ist dadurch die Jagd nicht sehr bedeutend, noch dazu in einem Lande, was außer Hasen wenig Wild hat; indessen gibt es viele Rebhühner, Steinhühner, sehr viele Wasservögel und in den Felsenklüften am Meer unzählige Grottentauben.

Ueberaus günstig ist dagegen der Fischfang. Längs der Küste und besonders auf den Inseln gibt es viele Ortschaften und Dörfer, deren Bewohner nur vom Fischfang leben. Sie versorgen die Märkte mit den sogenannten pesci di sasso, den Fischen zum täglichen Gebrauch, und fangen während der Sommernächte vom Mai bis Oktober

die pesci di massa, Sardellen, Makrelen und Thunfische, welche sie einsalzen und versenden. Als die geschicktesten Fischer gelten die Einwohner von Comissa auf der Insel Lissa. Im Ganzen rechnet man achtzehn Hauptorte, welche jährlich zwischen 700 bis 1100 Barken zum Fang der „Massenfische“ aussenden. Davon kommen auf Lissa allein 200 bis 270, auf Lesina 114 bis 156, weßhalb auch alle Sardellen „di Lissa“ heißen, wenn sie auch wo anders gefangen worden sind. Uebrigens begreift man in Dalmatien nicht nur die Clupea Sardina, sondern auch die große Clupea sprattus und den kleinen Engraulis encrasicolus unter dem Namen Sardelle.

Der Fang geschieht mit einem sehr großen Netze, tratta, zu dessen Handhabung drei Barken und vierzehn Personen gehören, oder, wie in Lissa, Lesina und dem Kreise Ragusa, mit den sogenannten voighe oder voleghe, Barken mit einem senkrecht herabgelassenen Netze, welches Bleimassen unten und große Stücke Pantoffelholz oder kleine Tonnen oben festhalten, und das nur fünf Personen erfordert. Die tratte werden in windstillen dunklen Nächten nahe am Strand aufgestellt, und dann die Fische mit Fackeln hineingelockt, so daß man öfters einige Hunderttausend auf Einmal fängt. Mit den voighe fischt man bei Tagesanbruch, selbst bei windigem Wetter, auf offener See, aber nur höchstens 50.000 Stück auf Einmal. Die gefangenen Fische werden bei den tratte in 22, bei den voighe in 8 Theile getheilt, von denen der Besitzer der Barke 1, der des Netzes 1½, der capo oder luminaro (Leuchter) 1½, und jeder Fischer 1 Theil erhält, während bei den tratte dem Besitzer der tratta 4, jeder Barke 1, den beiden Padronen 3 und jedem Fischer 1 Theil zufällt, welchen er dann dem Padron oder anderweitig verkaufen kann.

Im Jahre 1845 wurden mit 1013 Barken und 389 tratte so viel Fische gefangen, daß 5,972.000 Stück frisch und 24.154 Barille voll eingesalzene Sardellen verkauft werden konnten, deren jede 2000—2500 St. enthält. Im Jahre 1844 dagegen konnte man nach einem Fang mit 879 Barken und 351 tratte nur 1,994.000 St. frisch und 11.818 Barille gesalzen verkaufen, so daß kaum die Kosten gedeckt wurden.

Die größeren Fische werden mit Harpunen gespießt, und diese Art des Fanges, sowie die mit gewöhnlichen Netzen, a strascico, dient zu den Belustigungen der reicheren Städter und Grundbesitzer der Küste.

Professor Petter, aus Oberösterreich gebürtig, hat sich um die Naturgeschichte und Statistik Dalmatiens sehr verdient gemacht, und nicht nur verschiedene deutsche Blätter und Zeitschriften mit zahlreichen Correspondenzen und Artikeln aus Dalmatien, sondern auch viele Museen mit seltenen Exemplaren von dalmatischen Naturgegenständen und Botaniker in allen Ländern Europa's mit mehr oder minder vollständigen dalmatischen Herbarien versorgt. Mehrere Pflanzen (wie Peucedanum Petteri) und Fische (Blennius Petteri) sind nach ihm benannt worden. Er verfaßte:

Spalatro und die Morlacchen. Wiener Zeitschrift für Kunst und Literatur 1818. II. pg. 553 sq.
Mittheilungen aus Ragusa. ibid. 1826. pg. 91 sq.
Die Inseln Lesina, Lissa und Curzola. ibid. 1829. I. pg. 285 sq.
Spalato. ibid. 1829. IV. pg. 1146 sq.
Umgebungen von Spalato. ibid. 1832. IV. pg. 1177 sq.
Buntes Allerlei aus Ragusa. Archiv 1825. pg. 345 sq.
Ausflug auf den Berg Biocovo. Flora 1832. I. 3. pg. 33.
Botanischer Wegweiser in der Gegend von Spalato. Flora 1832, Nr. 18 (besonders gedruckt). Zara 1832.
Bemerkungen über den Handel und die Industrie der Stadt und des Kreises Ragusa. Steiermärkische Zeitschrift X. 14.
Münzen, Maße und Gewichte in Dalmatien. Jahrbuch des polytechnischen Instituts. 17. Bd. 1832. pg. 207.
Geographische Skizze von Dalmatien. Sommers Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse. 1833. 1834.
Compendio geografico della Dalmazia con un appendice sul Montenero. Zara 1834.
„Dalmatien" im „Malerischen Oesterreich." Wien 1841.

Sein letztes, sehr umfangreiches Werk über Dalmatien will die Wiener Akademie drucken lassen.

Das Gesetz über die Anpflanzungen ist die berühmte legge agraria des General-Provveditore Francesco Grimani vom 25. April 1756, welche in 28 Artikeln die heilsamsten Verordnungen zur Cultur des Landes und zum Besten seiner Bewohner enthielt, aber leider nicht befolgt und am 4. September 1806 von der französischen Regierung ganz aufgehoben wurde. Auch an anderen Bemühungen der Regierung und Bestrebungen Einzelner, die Landwirthschaft zu

heben und den Wohlstand zu fördern, fehlte es in Dalmatien keineswegs.

Giovanni Moller, ein Apotheker in Spalato, stiftete 1767 eine ökonom. Gesellschaft aus seinen Mitteln, und ein Pregato vom 30. Dezember 1774 wies ihr jährlich 150 Dukaten an. Aehnliche Gesellschaften entstanden in den Castellen und 1778 in Zara. Es wurden Unterweisungen für den einfachen Landmann in italienischer und illyrischer Sprache gedruckt, Prämien für Veredelung des Rindviehes, künstlichen Wiesenbau und Benutzung des Düngers ausgesetzt, verschiedene Versuche angestellt und Erfahrungen und Vorschläge in den Vorlesungen mitgetheilt und berathen. Die Priester halfen mit Wort und Beispiel und legten, wie die alten Mönche, selbst Hand an.

Manfrin berief den Giovanni Arduino und Canonicus Zucchini, Botaniker und Professor der ländlichen Oekonomie in Florenz, nach Dalmatien, um den Boden zu untersuchen, und ließ für seine Musterwirthschaft in Nona, welche ihm 20.000 Dukaten kostete, Landbauer aus Albanien, Polesina und Toskana, Ackergeräthschaften und Pflanzen aus Italien kommen.

Paolo Emilio Canal ließ während seiner Amtszeit einige Sümpfe bei Imoschi austrocknen, wofür ihm die Gemeinde aus Dankbarkeit eine Medaille überreichte. Querini und Boldu setzten fest, daß Felddiebstähle und Feldbeschädigungen von der ganzen Gemeinde ersetzt würden, damit alle Wächter und Rächer vom Besitzthum des Einzelnen wären. Carlo Contarini vertheilte unentgeldlich alle möglichen Getreidesämereien, und die Offiziere der regelmäßigen Cavallerie, welche meist vornehmen und reichen Familien angehörten, thaten in ihren Standquartieren ihr Möglichstes, um den Garten-, Obst- und Weinbau, dem sie ihre Mußestunden widmeten, auch weiter zu verbreiten.

Die Gebrüder Giorgio und Michele Solitro in Spalato versuchten das Sammeln des Manna der Eschen einzuführen, welches dem Distrikt Spalato allein 20.000 Dukaten jährlich eintragen würde, Giovanni Banovacz bemühte sich, Gemeindewälder zu pflanzen, Fortis zum Kastanienbau anzuregen, Garagnin lehrte die Bienenzucht und wendete neue Pressen an, um das Oel zu veredeln, Girolamo Bajamonti, Grisogono Nutrizio, Rados Vitturi und die Bischöfe Scacoz und Stratico trugen mit Rath und That dazu bei, die Aufklärung zu fördern, welche sie wünschten. Aber Alles half nichts oder wenig.

Dalmatien, welches zur Zeit des heil. Hieronymus mit Hochwäldern bedeckt war und nicht nur das Arsenal von Venedig mit Schiffsbauholz versorgte, sondern sogar 1608 den Türken die zum Bau von zwölf Galeeren nöthigen Baumstämme liefern mußte, ist größtentheils ganz von Bäumen entblößt, von 3717,4 Quadratmiglien, welche die Oberfläche des Landes ausmachen, sind nur 676,6 bebaut, 3044,8 unbebaut.

Die Coloni sind jetzt frei von allen Dienstleistungen und bearbeiten die Felder ihrer Padroni nur für Geld. Bei Spalato erhalten sie 16—18 Kreuzer täglich und dreimal Fleisch, zu Mittag Suppe mit zwei Gerichten, und Wein nach ihrem Belieben; bei Traù 20 Kreuzer, zum Abend Suppe, Fleisch und Gemüse und sonst blos Brod und Wein; auf den Inseln kömmt der Tag bis 1 Gulden. Nur der Conte Cambj hat auf seiner Herrschaft Much noch dienstleistende Coloni. Er hat sie nämlich nach gewonnenem Prozeß selbst freigegeben, und aus Dankbarkeit bearbeiten sie ihm jetzt, so oft er sie bestellt, seine Felder ohne alle Geldentschädigung. Nur Essen und Trinken erhalten sie, und zwar des Morgens Polenta oder Brod mit Knoblauch, Mittags Suppe, Fleisch und Gemüse, und Abends Fleisch mit Brod — Wein so oft und viel sie wollen.

Klein-Venedig, sl. Vragnizza, bildet mit Salona eine Gemeinde von 1336 Seelen und gehörte ehedem zu Suçuraz und gleich diesem dem Erzbischof von Spalato, welcher einen prächtigen Sommerpalast dort hatte. Als Erzbischof Bernhard den Zaratinern 1204 bei der Wiederherstellung ihrer Mauern half, landeten unvermuthet venetianische Galeeren in dem trefflichen Hafen von Vragnizza, welches damals Urania hieß, und zerstörten den Palast. Die Türken beraubten den Ort aller Felder, konnten aber ohne Schiffe den Bewohnern selbst Nichts anhaben, welche sich hinter einer Mauer ohne Kalk auf das Tapferste vertheidigten. Die Salinen, welche einst bei Vragnizza reiche Ausbeute gaben, waren schon 1553 aufgegeben und verlassen worden, wie Giustiniani schreibt.

Pietro Benzon, welcher dem Museum von Spalato den großen Grabstein des M. Uttedius Sallubianus schenkte, der vielfach beschrieben worden ist, soll ein Nachkomme jenes Benzon sein, welcher als Türke geboren und gefangen, Christ wurde, vom Provveditore Giambatista Benzoni den Namen erhielt, und sich im Mai 1657 bei dem Angriff der Türken auf Vossoglina als Capitän einer bewaffneten Barke durch seine Tapferkeit auszeichnete.

Das Kloster von S. Chiara wurde durch testamentarische Verfügung eines reichen Bürgers Giuseppe 1311 erbaut und vom Erzbischof Pietro IX. geweiht.

Von ausgezeichneten Spalatrinern neuerer Zeit sind außer den schon Angeführten zu nennen:

Vicenzo Andrich, Architekt, schrieb mehreres auf den Palast Bezügliches.

Girolamo Bernardi, Canonicus von Spalato, verfaßte Notizie biografiche d'alcuni illustri Spalatrini. Mss.

Orazio Berghelich, Professor, Canonicus und Vikar in Spalato, hinterließ mehrere Schriften von Werth über die Geschichte der Kirche von Salona.

Andrea Crusevich, bedeutender Advokat, hinterließ mehrere Werke handschriftlich.

Dr. Niccolò Giaxich, Regierungsrath, unter den Franzosen Generalprokurator, übersetzte die Osmanide und slavische Volkslieder in italienische Prosa, dichtete: Juno sulla Croce, schrieb: Saggio di Memorie Dalmate (Zara 1840) und Memoria sulla necessità di scemare il numero delle feste. Mss.

Stefano Ivacich, Verfasser einiger Abhandlungen und Reden, wie: Dell' educazione letteraria curata dalla pubblica Autorità. Zara 1836. — Religione e Prosperità Sociale. Spalato 1849 und anderer.

Niccolò Ivellio, bedeutender Advokat und beliebter Dichter, starb auf einem Spaziergange vom Blitze getroffen; er verfaßte: Canti di Montenero. Venezia 1806. — Poesie. Capodistria 1810. — Sciolti pell' ingresso di Mons. Giov. Scacoz V. di Lesina. Spalato 1823. — In morte di Niccolò di Grisogono. Venezia 1827. — Trionfi della Religione di Cristo. Venezia 1828.

Vincenzo Solitro, der Bruder des Besitzers des Privatmuseums in Spalato, welches Neigebaur pag. 138 beschrieben hat, gibt in Fiume „Documenti storici sull' Istria e Dalmazia" heraus.

Die Biographien und Werke der Schriftsteller Spalato's aus früherer Zeit sammelte Ciccarelli (Andrea): „Opuscoli riguardanti la Storia degli Uomini illustri di Spalato. Ragusa 1811." und Carrara (Francesco): „Uomini illustri di Spalato. Spalato 1846."

Quellen: Antonio Mazzoleni. Gita Botanica in Dalmazia. Padova 1815.
Srbsko-Dalmatinski Magazin za lèto 1847. pg. 25. 26. 70—74.
Cronaca dell' Isola della Brazza da Vincenzo Prodi. Mss. (reicht bis 1420). Bibliothek Garagnin.
Ciccarelli (And.). Osservazioni sull' Isola della Brazza. Venezia 1802.
— — Essame Critico sopra la Patria di S. Elena. Spalato 1814.
Alessandro Gazzari. Avvenimenti Storici. Mss. im Besitz des Sig. Machiedo in Lesina.
La Dalmazia 1846. N. 42. — 1847. N. 22. — 1846. N. 12. — 1847. N. 28—30. 47. 35. 36. 31—33. 44. 51. 52.
Niccolo Tommaseo. Studii Critici II, pg. 190—203.
Fortis (Alberto). Della Coltura del Castagno. 1780.
Giornale Italiano 1790. pg. 13. 114. 285. 52. 184. — 1791. pg. 306. 211. 222 .341. — 1792. pg. 95. 109. 12?. — 1795. pg. 49. 120. — 1796. pg. 409.
Costituzione della pubblica Società Economica di Spalato. Vinezia 1788.
Memorie della pubblica Società Economica di Spalato. Vinezia 1788. pg. 43. 15. 58. 109.
De' Scavi di Salona nel 1850. Praga 1852. pg. 4.
Miscellanea. Mss. Bibliothek Garagnin.
S. Ljubich. Bibliografia Dalmata. Mss.

Inhalt.



Aus Dalmatien.

Von

Ida von Düringsfeld.

Mit Anmerkungen

von

Otto Freiherrn von Reinsberg-Düringsfeld.

Zweiter Band.

Prag.
Carl Bellmann's Verlag.
1857.

Reise-Skizzen

von

Ida von Düringsfeld.

—◊◊—

Fünfter Band.



Prag.
Carl Bellmann's Verlag.
1857.

Aus Dalmatien.

Von

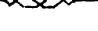
Ida von Düringsfeld.

Mit Anmerkungen

von

Otto Freiherrn von Reinsberg-Düringsfeld.

Zweiter Band.



Prag.

Carl Bellmann's Verlag.

1857.

Druck und Papier von Carl Bellmann in Prag.

Die Schwestern von Traú.

I.

Ein Volkslied sagt:

Schön ist Dir der klare Himmel Abends,
Doch noch schöner ist das Morgenmondlicht;
Alles ist von Stadt Traú zu sehen,
Von Traú bis hin nach Sebenico.

Das Volk hat Recht. Schöner noch als selbst der klarste Abendhimmel ist das Mondlicht am Morgen, das Morgenmondlicht über den Hügeln von Traú.

Denn wir sahen es, wenn auch nicht „von Traú bis Sebenico", so doch „von Spalato bis Traú". Wir wachten eines Morgens — am 27. November 1852 war's — ganz ungewöhnlich zeitig auf — ich glaube wirklich, der Vollmond hatte uns magisch geweckt. Er wollte, daß wir ihn sehen sollten, wie er blaß und blendend in einer Luft voll duftiger röthlicher Glorie über den rosenpurpurnen Hügeln von Traú schwebte. Und wir standen, und schauten und bekannten uns, daß wir noch nie ein gleich liebliches Himmels-

Dalmatien, welches zur Zeit des heil. Hieronymus mit Hochwäldern bedeckt war und nicht nur das Arsenal von Venedig mit Schiffsbauholz versorgte, sondern sogar 1608 den Türken die zum Bau von zwölf Galeeren nöthigen Baumstämme liefern mußte, ist größtentheils ganz von Bäumen entblößt, von 8717,4 Quadratmiglien, welche die Oberfläche des Landes ausmachen, sind nur 676,6 bebaut, 3044,8 unbebaut.

Die Coloni sind jetzt frei von allen Dienstleistungen und bearbeiten die Felder ihrer Padroni nur für Geld. Bei Spalato erhalten sie 16—18 Kreuzer täglich und dreimal Fleisch, zu Mittag Suppe mit zwei Gerichten, und Wein nach ihrem Belieben; bei Traú 20 Kreuzer, zum Abend Suppe, Fleisch und Gemüse und sonst blos Brod und Wein; auf den Inseln kömmt der Tag bis 1 Gulden. Nur der Conte Cambj hat auf seiner Herrschaft Much noch dienstleistende Coloni. Er hat sie nämlich nach gewonnenem Prozeß selbst freigegeben, und aus Dankbarkeit bearbeiten sie ihm jetzt, so oft er sie bestellt, seine Felder ohne alle Geldentschädigung. Nur Essen und Trinken erhalten sie, und zwar des Morgens Polenta oder Brod mit Knoblauch, Mittags Suppe, Fleisch und Gemüse, und Abends Fleisch mit Brod — Wein so oft und viel sie wollen.

Klein-Venedig, sl. Vragnizza, bildet mit Salona eine Gemeinde von 1336 Seelen und gehörte ehedem zu Suçuraz und gleich diesem dem Erzbischof von Spalato, welcher einen prächtigen Sommerpalast dort hatte. Als Erzbischof Bernhard den Zaratinern 1204 bei der Wiederherstellung ihrer Mauern half, landeten unvermuthet venetianische Galeeren in dem trefflichen Hafen von Vragnizza, welches damals Urania hieß, und zerstörten den Palast. Die Türken beraubten den Ort aller Felder, konnten aber ohne Schiffe den Bewohnern selbst Nichts anhaben, welche sich hinter einer Mauer ohne Kalk auf das Tapferste vertheidigten. Die Salinen, welche einst bei Vragnizza reiche Ausbeute gaben, waren schon 1553 aufgegeben und verlassen worden, wie Giustiniani schreibt.

Pietro Benzon, welcher dem Museum von Spalato den großen Grabstein des M. Uttedius Sallubianus schenkte, der vielfach beschrieben worden ist, soll ein Nachkomme jenes Benzon sein, welcher als Türke geboren und gefangen, Christ wurde, vom Provveditore Giambatista Benzoni den Namen erhielt, und sich im Mai 1657 bei dem Angriff der Türken auf Bossoglina als Capitän einer bewaffneten Barke durch seine Tapferkeit auszeichnete.

Das Kloster von S. Chiara wurde durch testamentarische Verfügung eines reichen Bürgers Giuseppe 1311 erbaut und vom Erzbischof Pietro IX. geweiht.

Von ausgezeichneten Spalatrinern neuerer Zeit sind außer den schon Angeführten zu nennen:

Vicenzo Andrich, Architekt, schrieb mehreres auf den Palast Bezügliches.

Girolamo Bernardi, Canonicus von Spalato, verfaßte Notizie biografiche d'alcuni illustri Spalatrini. Mss.

Orazio Berghelich, Professor, Canonicus und Vikar in Spalato, hinterließ mehrere Schriften von Werth über die Geschichte der Kirche von Salona.

Andrea Crusevich, bedeutender Advokat, hinterließ mehrere Werke handschriftlich.

Dr. Niccolò Giaxich, Regierungsrath, unter den Franzosen Generalprokurator, übersetzte die Osmanide und slavische Volkslieder in italienische Prosa, dichtete: Juno sulla Croce, schrieb: Saggio di Memorie Dalmate (Zara 1840) und Memoria sulla necessità di scemare il numero delle feste. Mss.

Stefano Ivacich, Verfasser einiger Abhandlungen und Reden, wie: Dell' educazione letteraria curata dalla pubblica Autorità. Zara 1836. — Religione e Prosperità Sociale. Spalato 1849 und anderer.

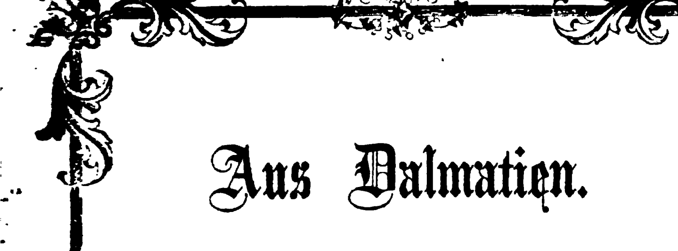
Niccolò Ivellio, bedeutender Advokat und beliebter Dichter, starb auf einem Spaziergange vom Blitze getroffen; er verfaßte: Canti di Montenero. Venezia 1806. — Poesie. Capodistria 1810. — Sciolti pell' Ingresso di Mons. Giov. Scacoz V. di Lesina. Spalato 1823. — In morte di Niccolò di Grisogono. Venezia 1827. — Trionfi della Religione di Cristo. Venezia 1828.

Vincenzo Solitro, der Bruder des Besitzers des Privatmuseums in Spalato, welches Neigebaur pag. 138 beschrieben hat, gibt in Fiume „Documenti storici sull' Istria e Dalmazia" heraus.

Die Biographien und Werke der Schriftsteller Spalato's aus früherer Zeit sammelte Ciccarelli (Andrea): „Opuscoli riguardanti la Storia degli Uomini illustri di Spalato. Ragusa 1811." und Carrara (Francesco): „Uomini illustri di Spalato. Spalato 1846."

Quellen: Antonio Mazzoleni. Gita Botanica in Dalmazia. Padova 1845.
Srbsko-Dalmatinski Magazin za lěto 1847. pg. 25. 26. 70—74.
Cronaca dell' Isola della Brazza da Vincenzo Prodi. Mss. (reicht bis 1420). Bibliothek Garagnin.
Ciccarelli (And.). Osservazioni sull' Isola della Brazza. Venezia 1802.
— — Esame Critico sopra la Patria di S. Elena. Spalato 1814.
Alessandro Gazzari. Avvenimenti Storici. Mss. im Besitz des Sig. Machiedo in Lesina.
La Dalmazia 1846. N. 42. — 1847. N. 22. — 1846. N. 12. — 1847. N. 28—30. 47. 35. 36. 31—33. 44. 51. 52.
Niccolo Tommaseo. Studii Critici II, pg. 190—203.
Fortis (Alberto). Della Coltura del Castagno. 1780.
Giornale Italiano 1790. pg. 13. 114. 285. 52. 184. — 1791. pg. 206. 211. 222 .341. — 1792. pg. 95. 109. 124. — 1795. pg. 19. 120. — 1796. pg. 409.
Costituzione della pubblica Società Economica di Spalato. Vinezia 1788.
Memorie della pubblica Società Economica di Spalato. Vinezia 1788. pg. 43. 45. 58. 109.
De' Scavi di Salona nel 1850. Praga 1852. pg. 4.
Miscellanea. Mss. Bibliothek Garagnin.
S. Ljubich. Bibliografia Dalmata. Mss.

Inhalt.



Aus Dalmatien.

Von

Ida von Düringsfeld.

Mit Anmerkungen

von

Otto Freiherrn von Reinsberg-Düringsfeld.

Zweiter Band.

Prag.
Carl Bellmann's Verlag.
1857.



Reise-Skizzen

von

Ida von Düringsfeld.

Fünfter Band.

Prag.
Carl Bellmann's Verlag.
1857.

Aus Dalmatien.

Von

Ida von Düringsfeld.

Mit Anmerkungen

von

Otto Freiherrn von Reinsberg-Düringsfeld.

Zweiter Band.

Prag.

Carl Bellmann's Verlag.

1857.

Druck und Papier von Carl Bellmann in Prag.

Die Schwestern von Traú.

I.

Ein Volkslied sagt:

Schön ist Dir der klare Himmel Abends,
Doch noch schöner ist das Morgenmondlicht;
Alles ist von Stadt Traú zu sehen,
Von Traú bis hin nach Sebenico.

Das Volk hat Recht. Schöner noch als selbst der klarste Abendhimmel ist das Mondlicht am Morgen, das Morgenmondlicht über den Hügeln von Traú.

Denn wir sahen es, wenn auch nicht „von Traú bis Sebenico", so doch „von Spalato bis Traú". Wir wachten eines Morgens — am 27. November 1852 war's — ganz ungewöhnlich zeitig auf — ich glaube wirklich, der Vollmond hatte uns magisch geweckt. Er wollte, daß wir ihn sehen sollten, wie er blaß und blendend in einer Luft voll duftiger röthlicher Glorie über den rosenpurpurnen Hügeln von Traú schwebte. Und wir standen, und schauten und bekannten uns, daß wir noch nie ein gleich liebliches Himmels-

wunder geschaut. Aus der Tiefe des Thales von Chiavenna hatten wir wohl die Sterne noch schimmern sehen, während die Alpen schon vom Morgenrothe glühten, aber da war doch immer unten bei uns noch völlige Nachtdämmerung gewesen. Dagegen hier der helle Tag kurz vor Sonnenaufgang und dabei dieser volle unerbleichte Mondglanz. — „O, wir wollen doch wirklich recht bald nach Traú!" sagte ich, als ob Traú ein Verdienst dabei gehabt hätte, daß über seinen Hügeln so unvergleichlich der Morgenvollmond schwebte.

Wir hatten Traú eigentlich früher sehen sollen als Spalato. Auf der uns von Carrara vorgeschriebenen Reiseroute ging der Weg von Sebenico nach Spalato zu Lande über Traú. Vom Gipfel des Blasko, des hohen Nachbars der sieben Hügel, sollten wir zum ersten Male die Stadt des Diocletian und die ihren Golf einrahmenden Inseln erblicken. Aber man weiß es: Reiserouten, um welche man seine Freunde geplagt hat, werden unveränderlich abgeändert. Auch wir fuhren gewissenhaft nicht über Traú.

Dann sollten wir mit dem Conte Mome am 14. November, dem Festtage von San Giovanni Traurino, hin. Aber ich war da noch so gut wie krank und fürchtete folglich das Conzert der Glocken, von welchen Graf Begna mir eine Schilderung gemacht hatte. Genug, als wir über den sieben Hügeln den Wundermond im Morgenpurpur sahen, waren wir noch nicht in Traú gewesen, und erst wenig Tage vor Weihnachten hielten wir auf dem Hofe

von Castel' Cambio und fragten, ob Conte Mome heute mit uns nach Traù könne.

Conte Mome war wie immer die höfliche Bereitwilligkeit in Person und nach zwei Stunden stiegen wir auf dem Platze vor der Landbrücke von Traù aus den Wagen.

Im Canale war wenig Wasser, und Felle, welche am Ufer getrocknet wurden, verbreiteten eben keinen angenehmen Geruch. Wir gingen mit mäßigen Erwartungen über die Brücke auf die kleine graue Stadt zu, welche so fest zusammengewickelt auf ihrer Inseldüne liegt, als wollte sie den fehlenden Widerstand ihrer abgebrochenen Mauern ersetzen.

San Giovanni Traurino schaute vom Landthor auf uns herab. Unter seiner Bildsäule war eine Wölbung, in dieser stand der geflügelte Löwe, und aus der einen Tatze des Löwen wuchs eine Cypresse.

Aber eine wirkliche Cypresse, frisch und lebendig, üppig und grün, wenn sie gleich vom Thorbogen gedrückt, nicht hatte in die Höhe wachsen können. Ich stand still vor ihr. Oelgesträuch hatte ich öfter auf Mauern gesehen, eine Cypresse noch nicht. Und hier in der Tatze des Marcuslöwen war sie so gut wie ein Epigramm von Göthe, ein Sonnet von Platen, oder eine Stanze von Byron.

Conte Mome sagte: es sei dieß der erste der wunderbaren Bäume von Traù. Wir fragten, wo der zweite sei? „In der Cathedrale", war die Antwort.

Wir gingen nach der Cathedrale. Sie steht an der Piazza, welche von dem blauen Lichte aus dem Golf von Salona erhellt wird. Auf die Cathedrale folgt der alte, verwitterte palazzo communale, an ihn stößt die halbgedeckte und doch romantisch elegante Loggia mit dem grünbewucherten römischen Urthurm, an welchem neben dem venetianischen Löwen San Lorenzo und San Giovanni Traurino stehen. Der Cathedrale gegenüber ist der große Palast Cipico, neben ihm der frühere Palast Vitturi, jetzt Rudan. Hier wohnte ehemals ein gewisser Michele, den ich mir zu einem Romanhelden auserſehen und das buon cattivo oggetto genannt hatte. Er sollte mir, mundrecht gemacht, von Traú nachgeschickt werden. Ich warte heute noch auf ihn. Er war im Leben ein Corsar, wahrscheinlich ist er noch jetzt, fünfhundert Jahre nach seinem Tode, irgendwo gestrandet.

Die Cathedrale nannt' ich reizend, und sie ist's — ich ziehe sie dem Dome von Sebenico, ja selbst dem Tempel in Spalato vor. Obgleich der linke Thurm nicht gebaut worden, ist doch der rechts darum nicht minder schlank und durchsichtig graziös. Unter einem geräumigen freien Peristyl öffnet sich die prächtige Pforte mit ihren beiden ruhenden Löwen und ihrer reich sculptirten Wölbung. Tritt man ein, so sind oben wenige, aber vollendete gothische Bogen und an jeder Seite vier kleine viereckige Fenster. Ueber der Halbkuppel des Hauptaltars glänzt ein rosenförmiges. Links ist die schöne hohe Kapelle von San Gio-

vanni Orsini. Auf dem einzigen Altar ruht sein marmorner Sarg, auf diesem er selbst im Bischofs-Ornate. Unten sind rings umher Gitterthüren vorgestellt, von denen eine jede sich halb öffnet und einen Engel herausläßt, welcher auf eine naive, himmelskindliche Art mit einer Fackel leuchtet. Alles ist aus dem weißen Kalksteine gearbeitet, der früher in den Brüchen des nahen Berges von San Elia gewonnen wurde und dem Marmor sehr gleich kommt. Chor und Sakristei sind auf das Zierlichste mit Schnitzwerk versehen, wie denn überhaupt in dieser kleinen Musterkirche durchgängig der beste Geschmack herrscht. An Crucifixen, heiligen Gefäßen und dergleichen besitzt sie wahre kleine Kunstwerke. Auch König Bela hatte ihr seinen Mantel hinterlassen, derselbe wurde jedoch zum allgemeinen Besten verwendet und nur ein Stück davon aufbewahrt, worauf ganz in echten Perlen der König auf einem Schimmel gestickt ist. Vollständig dagegen und in reicher Anzahl vorhanden sind die Reliquien. Die „più traúrina“ ist ein silberner Engel, der einen Arm von San Giovanni trägt. Diesen Arm nahmen die Venetianer mit, als sie Traú verwüsteten. Umsonst baten die Traúriner durch eine eigene Gesandtschaft um die Wiedergabe des Armes, die Venetianer wollten ihn behalten. Da sah man in einer Nacht einen wunderbar hellen Cometen über das Meer geflogen kommen und sich auf die Cathedrale niederlassen. Am anderen Morgen fand man auf dem Altare des Heiligen den entwendeten Arm — ein Engel hatte ihn aus Venedig zurück-

gebracht. Von nun an wurde er besonders verehrt, wird noch heute zu gefährlichen Kranken getragen, und sein Halter, der silberne Engel, ist über und über mit den kostbarsten Dankbeweisen von Genesenen behangen.

Das Alles zeigte und erzählte uns der Erzpriester von Traù, Don Marko Trevirka, den eine Botschaft eilig auf die Piazza gerufen hatte, um aus unseren Händen einen Brief Carrara's entgegenzunehmen.

„Aber der zweite, wunderbare Baum?“ fragte ich.

Don Marko holte mir ein Lorbeerblatt, welches durch Filigranarbeit von Gold hervorsah. „Hier ist ein Blatt von diesem Baume,“ sagte er, „und hier“ fuhr er fort, indem er vor uns her bis zu einem Steine ging, den er aufhob, „hier ist der Baum“.

Ich sah hinab und sah Wasser. „Das ist ja ein Brunnen,“ sagte ich.

„In diesem Brunnen wächst der Lorbeerbaum, von welchem jenes Blatt ist. Schöpft man Wasser, fühlt man mit dem Eimer seine Krone.“

Bei der ersten Zerstörung von Traù war nicht nur das Grab von San Giovanni Orsini verschüttet worden, sondern sogar die Ueberlieferung von seiner Stätte verloren gegangen. Lange suchte man sie umsonst, da erschien der Heilige im Traum einem Alten und sprach: „Grabt dort und dort nach — wo ein Lorbeerbaum unter der Erde wächst, da ist mein Leib hingelegt.“ Man grub an der bezeichneten Stelle nach, und unter der Erde grünte ein Lor=

beerbaum, und wo der Stamm des Baumes entsproß, da ruhte das Haupt des unverwesten heiligen Leichnams. Er wurde zu der ihm gebührenden Anbetung auf weißem Altar erhöhet; das Grab füllte sich mit Wasser und ward zum Brunnen; aber ungestört grünt unter der Flut wie ehemals unter der Erde der Todtenwächter des Heiligen, der wunderbare Lorbeerbaum.

Man kann sich denken, wie sehr uns diese gleichsam mit grünen Siegeln bekräftigte heilige Sage, wie sehr zugleich Traù uns gefiel. Unsere mäßigen Erwartungen hatten sich in die lebhafteste Freude über dieses abgeschlossene Stück Mittelalter verwandelt, welches uns nach dem langen Unbehagen in dem chaotisch aus dem Alterthume in das Moderne hinüberringenden Spalato eine wahre Wohlthat war.

„Ich möchte recht gern einige Wochen hier bleiben," sagte ich.

„Das wäre gewiß möglich zu machen," sprach Don Marko.

„Ich muß durchaus einige Wochen hier studieren," erklärte ich eine halbe Stunde später in der schönen Bibliothek des Hauses Garagnin-Fanfogna.

„Meine Bibliothek steht vollkommen zu Ihren Befehlen," sagte verbindlich Graf Fanfogna-Garagnin.

Ein Aufenthalt in Traù war beschlossen. Als wir vor der Abfahrt noch auf der breiten Düne, welche die Stadt umgibt, rings um diese her gingen, zeigte Don Marko mir

ein Haus, welches als das einzige weiße und moderne auf der „Marine“ nicht wenig hervorstach. „Dort gedenke ich ihnen Quartier zu verschaffen,“ sagte der freundliche Erzpriester.

II.

Schon nach wenig Tagen schrieb Don Marko an Conte Mome, der Besitzer des weißen modernen Hauses, Herr Demicheli, ein ziemlich begüterter „Possidente“, sei sehr gern erbötig, uns aufzunehmen.

„Ich wünschte jedoch nach dem englischen Ausdruck, „die Sicherheit doppelt sicher zu machen“ und bat Otto, nochmals nach Traù zu fahren und persönlich mit der Familie zu reden.

Otto bekam den Einfall, lieber reiten zu wollen. Dome wurde beauftragt, ein Pferd zu schaffen. Sie schaffte einen Mann, und der verbürgte sich für ein Pferd.

Es ist charakteristisch für die nationale Ungeduld, daß Alles, was mit Pferden zu thun hat, in Dalmatien unfehlbar eine Stunde zu früh kommt, und dann durchaus nicht warten will. Um sieben war das Pferd bestellt, folglich stand es vor sechs unter dem Balkone des Hauses Carminati. Der Eigenthümer und Lieferant dieses lieben spalatrinischen Thieres stand daneben, bereit, für zehn Kreuzer hinter ihm und Otto bis nach Traù hinzutraben und es gebührendermassen anzutreiben.

Ein preußischer Kavallerieoffizier, und das Pferd, worauf

er sitzt, antreiben lassen wie einen Esel mit Kornsäcken! Otto wies den Mann höchst vornehm zurück und ließ sich nur durch dringendes Zureden bewegen, eine Art Peitsche mitzunehmen, an welcher verschiedene eiserne Ringe ein ermuthigendes Geklimper machten.

Ich stand, wie es sich gehörte, in der klaren Morgenkälte auf dem Balkon, um die Reiterei vor sich gehen zu sehen. Das Pferd war ganz seltsam gesattelt und am Zaumzeug über und über roth bebändert. Eigentlich gehörte Otto durchaus nicht hinauf, sondern nur ein roth beturbanter und gelbgestiefelter Morlach oder allenfalls ein kleiner Borghesenbube mit scharlachner Mütze, zerrissenem Hemde und durchlöcherten Hosen.

Otto rückte sich, so gut es sich thun lassen wollte, auf dem unbeschreiblichen Sattel zurecht und verschwand in der kleinen Gasse, welche zwischen den Gärten von Pozzobuon auf die Straße nach Salona führt. Die Vorstadt hindurch ging es zwar langsam, aber doch sicher, am Ende derselben ist ein kleiner Teich. Das Pferd bezeigte das lebhafteste Verlangen nach einem Bade. Als Otto diesem Verlangen nicht willfahren wollte, blieb das Thier stehen.

Otto klimperte mit den Ringen an der Peitsche, das Thier stand. Er that mehr als klimpern, das Thier kehrte um. Als er es wieder umgekehrt hatte, stand es von Neuem still.

Zwei Borghesen kamen vorbei, um in ihre Felder zu gehen. Sie blieben ebenfalls stehen, lachten und versicherten

Otto, er sitze auf der allermiserabelsten Bestie sämmtlicher vier Vorstädte von Spalato. Mit diesem Troste und ihrem Beistande gelangte er bis auf den halben Weg von Salona. Dort bogen die Borghesen ins Feld ab, Das Thier ihnen nach. Unermeßliches Prügeln war nöthig, um es bis nach Salona zu bringen. Auf Salona hatte es abermals die halsstarrigsten Absichten, bis ein Salatriner es in die Strasse nach den Castellen schlug. Hier ritt eine Schaar Morlacchen und mit ihnen in Gesellschaft schritt das Thier vernünftig vorwärts, bis sie links nach Sučurac einbogen. Da baumelten natürlich eben so viel Magnete wie Pferdeschwänze vor den Augen des Thieres, und mit überpferdlichen Anstrengungen strebte es ihnen nach. Um es in seiner Leidenschaft zu bändigen, stieg Otto ab. Es benützte den Augenblick und warf sich in den nächsten Weingarten. Otto stürzte ihm nach; es kehrte durch die Dornhecke auf die Straße zurück, wo es Otto mit maliciöser Ruhe erwartete. Kaum aber war auch er durch die Dornhecke gekrochen, so machte es Kehrt, lief gelassen davon, und würde bis Spalato gelaufen sein, hätte nicht eine Frau es aufgehalten und dem herbeieilenden Reiter wieder zugeführt. Nicht ohne Mühe bestieg er es von Neuem und kam nach einigen kleineren Schwierigkeiten wirklich bis Castel' Cambio.

Aber weiter auch nicht. Das Thier stand wo es stand, d. h. mitten im Hofe des Castel's. Es mußte den Stall des Conte Mome wittern; genug, es stand. Otto blieb

nichts anderes übrig, als sich vom Conte Mome mit dessen türkischen Pferden nach Traú fahren zu lassen. Von Castel' Cambio ritt er um fünf des Nachmittags wieder ab und Abends um neun erst kam er vor unserer Thür an. Vier Stunden, um anderthalb zurückzulegen. Er fluchte mörderlich auf das Pferd und, ich fürchte, auch etwas auf Dome; aber in Traú war „Alles in Ordnung", und wir konnten, wann wir wollten, in das Haus Demicheli.

Als ich später in Ragusa diesen Ritt einem jungen Jägeroffizier schilderte, sagte er österreichisch gelassen: „o, das ist noch gar Nichts, gnädige Frau. Mich und einen Kameraden hat ein Mal eine Frau über das Gebirge buchstäblich gezogen. Unsere Thiere gingen keinen Schritt, wenn das Weib nicht an den Zäumen riß. Mein Kamerad hat eine Skizze davon gemacht — der Anblick war's werth."

Otto gelobte sich an jenem Abend in Spalato feierlich, auf einem dalmatischen Pferde nie wieder ohne Treiber zu reiten.

III.

Wer jemals gleich uns die erhabene Thorheit haben sollte, sich in Spalato Möbel miethen zu wollen, der lasse sich doch ja nicht vom Sensale Momolo die Signora Paolina Boskovich aufreden. Die Wahl ist freilich nicht groß, außer der Paolina gibt es nur noch die Testa; aber man nehme die Testa, man nehme die Testa. Die Testa ist Gold gegen die Paolina.

Schon die ganzen letzten Wochen hindurch hatte sie mich mit ihrer langen schwarzen Person geradewegs in Verzweiflung gebracht. Jedes Mal, wenn ich recht beschäftigt, oder recht angegriffen, oder recht verdrießlich war, kam es gleich der Statue des Commandeurs die Treppe heraufgeschlappt, an unsere arme, dünne, wacklichte Thür schlug ein harter Finger, die Thüre ging furchtsam ächzend auf; und Signora, angethan mit schwarzem Sammthut und blau carrirtem Shawl, stand in entsetzlicher Größe da und grunzte: „cumplementi."

Natürlich war sie sehr ungnädig, daß wir fort wollten, und ihre „Roba" nicht mehr „occurriren" sollte. „Me poveretta!" grunzte sie, „me poveretta!" Indessen sie blieb doch noch Mensch.

Etwa acht Tage vor der drohenden Trennung verlangte sie, angeblich zu einer Hochzeit in ihrer Bekanntschaft, eine Zuckerschale von Silber, mit einer Taube auf dem Deckel, das Juvel unter ihrer Roba, der Stolz ihres Hauses. Sechs silberne Löffel sollten ringsumher stecken. Fünf steckten wirklich umher — es war ein Wunderding, diese Zuckerschale, und die Signora hatte sie uns nur aus besonderer, nur aus ganz besonderer Gunst gegeben.

Ich muß mit Reue bekennen, daß ich nicht die gebührende Ehrfurcht vor der Zuckerschale empfand, sondern sie stets nur — wie eine Zuckerschale betrachtete. Die Paolina mußte das gefühlt haben — mußte sympathetisch ahnen, was ihrer Zuckerschale geschah oder nicht geschah. Sie

wollte mir den Schatz nicht länger lassen; unter dem Vorwande der Hochzeit sollte er zurück in ihre Hände, um nie wieder in unsere ruchlos profanen zurückzukehren. Wir hatten keineswegs Lust, uns die letzten acht Tage lang ohne Schale und Löffel zu behelfen, und gaben den Schatz nicht heraus. Arme Paolina! Von diesem Augenblicke an, bin ich überzeugt, daß ihre ganze Seele, wenn sie nämlich eine hatte, um die Zuckerschale herzitterte. Wenn „die Fremden" nun den Zauber dieses Kleinods unwiderstehlich fanden? Wenn sie mit der Zuckerschale — durchgingen? — Sagen wir dieses Wort, die Signora Paolina hat es gesagt. „Sie wollen mir meine Roba nehmen," sprach sie furchtbar anklagend, aber statt „Roba" setze ich „Zuckerschale". Denn unmöglich kann selbst Signora Paolina sich vorgestellt haben, wir könnten ihre Matratzen und ihre Teller in unsere Koffer packen wollen.

Genug, sie vigilirte die letzte Woche um uns herum wie ein Rabe um ein paar Galgenvögel. Unaufhörlich kamen die dringendsten Anfragen, wann wir abreisen würden. Erst sagten wir den Sonnabend, dann den Sonntag, weil wir bis zum Sonnabend nicht fertig würden. Paolina kam, um uns zu beweisen, daß wir eigentlich nur bis Sonnabend bleiben dürften. „Aber sie war nicht so, daß es ihr auf einen Tag ankam, nicht sie." Wohl, wenn „sie nicht so war", brauchten wir ja um so weniger vor Sonntag fort.

Am Sonnabend drei Botschaften: welche Stunde wir morgen abreisen würden? — Um zwölf. — Da würde die

Signora um acht die Roba in Empfang nehmen kommen. — Um acht nicht, zu früh das — um zehn. — Zwanzig Minuten nach dieser letzten definitiven Antwort die Statue auf der Treppe, der Finger an der Thüre und: „cumplimenti“.

Wir siegelten eben nothwendige Briefe. „Signora, jetzt haben wir nicht Zeit,“ sagte ich entschieden grämlich, und riegelte ohne Umstände zu, denn bloßes Zumachen hätte gegen Signora Paolina nichts geholfen.

Signora Paolina aber erinnerte sich, als sie in der Dämmerung des Flurs sich ausgesperrt sah, plötzlich ihrer morlacchischen Abkunft, nahm ihre beiden Hände, ballte sie zu Fäusten und donnerte mit bewunderungswerther Kraft bald an die eine, bald an die andere unserer unglücklichen Thüren. Und dabei schrie sie in einem Falsett, welches noch gräulicher war, als ihr gewöhnlicher Baß, unaufhörlich so laut und so kreischend: „meine Roba, mein Blut!“ daß wir endlich in Verzweiflung hinausstürzten und durch alle mögliche unangenehme Dinge, die wir ihr sagten, sie dahin bewegten, unter Androhungen vom Tribunal ihren Abzug zu nehmen.

Wir glaubten noch, sie wolle uns nur zu schrecken suchen; aber am Sonntag Morgen um acht Uhr erschien wirklich ein Gensdarm, der im Namen des Gensdarmeriehauptmanns höflich anfragte: warum wir denn der Signora u. s. w. eigentlich ihre Roba vorenthalten wollten?

„Aber lieber Himmel, wir reisen ja um zwölf ab.“

„So? Ja, was will denn da die Frau?“

Der Gensdarm geht fort, um halb Neun kommt Signora Paolina. Schimpft von unserem Balkon aus ganz wüthend auf die Dome, begehrt einen Stuhl, pflanzt sich mitten auf unseren Flur hin und wartet. Auf was, wissen wir nicht.

Die Dome kommt aus der Stadt. Paolina verläßt ihren Stuhl und verfügt sich in die Küche, wo sich augenblicklich ein rasendes Geschrei erhebt. Wir eilen hinunter, und ich versichere der Signora Paolina: ich möchte sie am liebsten in den Brunnen werfen, damit sie sich nur endlich ein Mal abkühlen könne. Sie verstummt, Otto übergiebt ihr Alles, sie ist mit Allem zufrieden. Otto sagt: nun bist du sicher, und geht zum Gensdarmeriehauptmann, um dem die Sache zu erklären. Kaum hat er drei Schritte aus dem Hause gethan, so geht der Spektakel unten von Neuem los, und, so unglaublich es klingt, noch wüthender als vorher. Die Paolina schreit, eine alte Terrine sei neu gewesen und will sie bezahlt haben; die Dome le da del ti, d. h. nennt sie du; die Paolina frägt: „Warum nennst du mich du und respektirst mich nicht als Signora?" Die Dome antwortet: „Warum soll ich dich respektiren? was bist du besser als ich? Du bist Morlaccha, ich bin Brazzana, ich bin serva, du warst es, — du trägst den Hut, den kann ich auch aufsetzen, — wegen des Hutes respektire ich dich nicht." Unwiderlegliche Logik. Durch sie überwältigt, stülpt die Paolina das Zeichen ihrer verachteten Signoraschaft, ihren schönen schwarzen Hut auf ihren häßlichen schwarzen Kopf,

stürzt ebenfalls zum Gensdarmeriehauptmann hin, sinkt dort auf einen Stuhl und verlangt, von der Dome respektirt zu werden. Dann rafft sie sich auf, kommt in unsere Küche zurückgefahren und fällt abermals über die Dome her. Ich, die ich dieses Getobe nun schon seit vier Stunden um mich herumbrüllen höre, verfalle in heftige Weinkrämpfe, das ganze Haus läuft zusammen, bedauert mich und schlägt Kreuze vor der Paolina, dieser Tollen, dieser Morlaccha — schlimmer als so kann sie nicht geschimpft werden. Otto kommt, hört den Tumult, und Paolina hat drei unangenehme Minuten zu überstehen. Sie hörte sich die Strafpredigt sehr fromm an und schwört dann, daß sie nicht geschrien, daß sie nie schreie — sie ist die Unschuld, die Sanftmuth, die himmlische Geduld selbst. Otto nimmt mich und Marko, und wir machen uns auf den Weg, um nach der deutschen Locanda zu gehen; wo unser armes Mittag schon über eine Stunde wartete. Noch sind wir nicht am Ende der Straße, so schreit Dome hinter uns her: „die Paolina, diese Bestie, dieses Monstrum sei mit Gewalt in unser verschlossenes Zimmer eingedrungen und werfe alle unsere gepackten Sachen durcheinander. Otto läuft seinerseits nach einem Gensdarm, wir kommen mit ihm zurück, und siehe da, Bücher, Kleider, Leintücher, Battisttücher, Kober, Flaschen, Mappen, Spickgänse, Brödchen und Orangen, Alles liegt d'runter und d'rüber in einem Haufen auf dem himmlischen Ziegelboden, der Alles roth färbt, was auch nur in die leiseste Berührung mit ihm kommt. Ich

gestehe, ich dachte leidenschaftlich an das Mittel, welches ich als das einzige zur Civilisirung der Morlacchen mehrmals hatte nennen hören — eine Bank und zwei Gensdarmen mit Stöcken. Da wir es jedoch nicht verordnen konnten, so begnügten wir uns in Gegenwart des einen Gensdarmen der sogenannten „Signora" Paolina ihr kostbares Gerümpel zu übergeben. Dann gelangten wir erschöpft und erhitzt zum Essen und um drei Nachmittags endlich in den Wagen. Signora Paolina saß unten im Hausflur auf zwei Matratzen und verfolgte uns, so lange sie konnte, mit einem mißtönenden Gebrülle, welches sie für ein Gelächter hielt. Das war unser Abschied aus Spalato.

IV.

„Aber," wird man mich fragen, „wo beiben denn die Schwestern von Traú? Wir haben bis jetzt nur von einem Morgenvollmond, von San Giovanni Traúrino, von einem stätischen Pferde und von einer noch stätischeren Signora gehört, aber immer noch kein Wort von den Schwestern von Traú?"

Geduld — wir werden von den Schwestern hören, sobald wir in Traú anlangen, und wir sind jetzt auf dem besten Wege dahin.

Der Scirocco wehte wild hinter unserem Wagen her, und die kühngezeichnete Landschaft ward in der blauen Färbung, die er mit sich führt, ganz mürbe geworden. Da-

bei umgab uns eine Luft, wie bei uns, wenn die Saaten treiben und die Veilchen knospen. Und es war der neunte Januar.

Wenn wir nur ruhig hätten athmen können; aber dieser Sonntag sollte nun ein Mal ein Streittag sein. Wir hatten zum Gespann Tag und Nacht, d. h. einen Schimmel und einen Rappen, und zum Kutscher einen „Turbanträger“ mit dem „rothen Haupte“ aus den Volksliedern und wahrhaft asiatisch schwarz und weißen Augen. Da unser Wagen so übervoll gepackt war, wußten wir nicht, wohin wir die Pistolen stecken sollten und gaben sie unserm Dalmatier in den Gürtel. Gott weiß, was für altes Räuberblut in seinem Herzen lebendig wurde, als er es gegen den Lauf dieser schönen Waffen schlagen fühlte; aber wir sollten bald erfahren, daß man einem Dalmatier eher Alles anvertrauen darf, als Pistolen! Hinter Castel' Cambio gesellte sich ein junger Mensch aus Sučurac zu uns. Die Castellaner sind alle gesprächig und zutraulich, dieser war es noch mehr als gewöhnlich, denn er war voll warmen schwarzen Weines. Genug, er wollte sich freundschaftlich auf unsern Koffern vorwärts transportiren lassen. Unser Kutscher schrie ihn an; der junge Mensch wies seine weißen Zähne und schwang sich in die Höhe. Wie der Sturm fuhr der Spalatriner herab und mit dem Peitschenstiel über den Castellaner her. Beide schrieen, Otto schrie, Dome schrie — ich wußte nicht recht, wo mir der Kopf stand. Endlich nach einem kurzen aber energischen Durcheinander

setzte sich unser Kutscher wieder auf und der Castellaner blieb zurück. Otto aber brummte: „Verwünschte Kerle!“ — „Was thaten sie denn?“ fragte ich. — „Ei, der Castellaner griff nach dem Messer.“ — „Und unser Kutscher?“ — „Der griff nach dem Pistol.“ — „Behalte die Pistolen doch ein andermal für dich.“ — „Jetzt werde ich schon so klug sein.“

Kaum war dieses Abenteuer abermals glücklich zu Ende, so fing Dome an, fatal zu werden. Es wurde ihr zu dunkel, sie saß zu eng, der Wind ging ihr zu sehr, sie mußte sich erkälten, wenn sie so fror u. s. w. Hätte sie noch gewußt, was wir eine Stunde später erfuhren, als wir bereits unter Dach und Fach waren, daß nämlich eine Bande aus der Morlacchei die Umgegend von Traú eben mit ihrer Gegenwart beglücke, hätte Dome das gewußt, so hätte ich zu allen den andern Vorwürfen, die sie uns indirekt machte, die direkten darüber, daß wir ihr unschätzbares Leben in solche Gefahr gebracht, nicht noch mit anhören mögen. Jetzt beruhigte sie sich in etwas, als ich ihr meine eigene Mantille gab. Ich aber dachte, daß selbst eine Fahrt zwischen Oelhainen, Lorbeerhecken und Blumenwiesen bei Frühlingsluft im Januar keine angenehme sein könne.

V.

Am nächsten Morgen erwachten wir getrost und gestärkt im Hause Demicheli. Wir waren den Abend vorher trotz aller Ankündigungen doch noch überraschend gekommen,

wie überall in Dalmatien, indessen alles war schnell und mit freundlicher Bereitwilligkeit besorgt worden. Der Albergatore von Traú, Ser Vicenzo, hatte uns mit kaltem Truthahn gespeist, unser Herr Wirth mit einer Flasche vortrefflichen einjährigen Weines getränkt, und dann waren wir gesättigt und müde in die größten und höchsten Betten gestiegen, deren wir uns noch entsinnen konnten.

Unser Erstes war nach unserem Erwachen unser vorläufiges Reich zu besehen. Wir hatten den ganzen ersten Stock inne, zwei hübsche, große, freundliche Zimmer, die durch ein Entré getrennt waren. — Ein Luxus umgab uns, der uns ganz fremd geworden war — gedielte Fußböden, weiße, frische Musselinvorhänge, bequeme Sophas, messingene Thürklinken; ja sogar messingene Thürklinken — wir waren ganz entzückt! Nur Dome brummte: man hatte ihr in der Eile auf dem Fußboden ein Lager gemacht. Daß Dome auf dem Fußboden schlafen sollte, war doch unerhört, ihrer Würde als Fischerstocher von der Brazza gänzlich zuwider; sie gab ihre Kränkung möglichst zu erkennen. Ich fing an, Dome noch unangenehmer zu finden, als da sie den Husten hatte und uns immer so anknurrte, als wären wir Schuld an ihren Leiden.

Während sie nun unten umherbrontelte, gingen wir hinauf, um der Familie unsern Besuch zu machen. Denn die Familie wohnte im zweiten Stocke, in der Küche und in ganz einfachen Zimmern; die eleganten des ersten waren nur für Fremde da, hauptsächlich für die Generäle und

andere höhere Offiziere, welche, so oft sie nach Traú kamen, beim „Marschall Radetzky“ abstiegen. So nämlich hieß unser Wirth seit dem ominösen Achtzehnhundertachtundvierzig, wo er, welcher der loyalste Dalmatier war, den ich kennen lernte, den zum Ausbruch gekommenen Aufstand in Traú durch seinen übermächtigen Patriotismus gedämpft hatte. Seitdem sagte er nie anders, als „Radetzky und ich,“ und hieß in ganz Traú nach seinem Vorbild und Helden.

Seine Padrona, d. h. seine Frau war ungefähr sechzig, groß, beleibt und mißvergnügt. Sie wollte eine andere Rolle spielen als die der Haushälterin und sagte: „O, ich könnte auch liebenswürdig sein.“ Dabei hieß sie Signora Angiola und trug ein buntes Kopftuch und eine weiße Flanelljacke.

Die Eltern befanden sich für den Augenblick nicht in dem offenstehenden Zimmer, dessen Mobiliar aus einem Bett und vier Stühlen bestand, wohl aber saßen die beiden erwachsenen Töchter da, welche zu Hause waren. Zwei waren verheiratet; eine war bei einer Schwester; eine, Emilia, erst halbgroß; dazu vier Söhne und zwei Todte — machte zwölf Kinder. Gerade genug, meinten die Mädchen. Wir meinten es auch.

Die Mädchen strickten so rasch wie sie plauderten. Ein junger Mann mit einer Mütze auf dem Kopfe und einem Regenschirm in der Hand, saß halb oder vielmehr ganz verlegen da, und Marcella, die jüngere der Mädchen, sagte mir halblaut: „Das ist der sposo der Giovanna.“

Giovanna, die ältere, war ein großes hübsches Mädchen, mit großen schönen Augen, aber nicht zu vergleichen mit Marietta. Ein so feines Profil, ein so reines Oval, eine so belebte Physiognomie hatte ich in Dalmatien noch nicht gesehen. Auch sie war sposa, wie sie mir sagte, und zwar vom Musikmeister von Traú, einem jungen Mailänder. „O was für ein Kopf! und wie brav er ist!“ sagte sie mit Stolz in ihren tiefbraunen Augen.

Eine halbe Stunde später kamen beide Schwestern herunter und — es ist immer mein Schicksal, Liebesconfidenzen zu empfangen — ich hörte eine Traúriner Novelle. Die Traúriner wollten nicht, und die Eltern wollten auch nicht, wenigstens nicht so recht; aber sie wollte. Bestimmt. Er war so brav! Ich würde ihn Orgel spielen hören und singen und Klavier spielen. Und wie er setzte! Drei Messen hatt' er schon gesetzt, und Alles nahm er aus seinem Kopfe, sagte das reizende Kind mit prächtiger Wichtigkeit. Und sie wollte mit ihm nach Mailand und überall hin. Auf drei Jahre hatte er sich in Traú verpflichtet, zwei davon waren noch auszuhalten, aber dann! — — Und nicht wahr, ein Künstler fände überall sein Brod? „Wenn er wirklich brav ist — o ja,“ sagte ich, „besonders ein tüchtiger Organist.“ Nun, das möcht' ich doch dem Papa sagen, und ein gut Wort bei ihm einlegen, damit der Mailänder l'oretta, d. h. manchmal ein Stündchen in's Haus kommen dürfe, so gut wie der sposo der Giovanna. Ich lachte, daß ich, noch nicht vierundzwanzig Stunden in Traú, schon mit einer

solchen Gesandtschaft betraut würde. Was ich thun könnte, versprach ich meinem bildhübschen Beichtkinde, wollte ich ja gern thun. Nur müßt' ich erst ein Bischen besser mit dem Papa bekannt sein und auch den Giuseppe kennen. Das sah Marietta ein und ein Besuch auf der Bua wurde verabredet. Dort wohnte die Tante, dort war ein Flügel, dort sollte ich den Mailänder sehen und hören. Ben, ben. Am Abend demonstrirte mir Marietta noch eine Stunde lang mit köstlicher Ueberzeugung vor: es sei ein destin, daß sie diesen und keinen Andern heirathen müsse. „Cara," sagte ich lachend und sie streichelnd, „Ihr seid verliebt und das ist allerdings ein destin." — „Ja, ich will ihm unermeßlich wohl," antwortete sie mir gesetzt und einfach. Sie und Giovanna erinnerten mich unaufhörlich an die beiden Schwestern in Florenz, welche ich in meinem „Aus Italien" beschrieben habe; Giovanna glich der Merope, Marietta der Carlotta. Nur waren die Florentinerinnen nicht mehr so ganz naiv wie die Traúrinerinnen, denn die waren es bis zum äußersten Punkt. Giovanna's Ausstattung mußten wir Stück für Stück bewundern — Hemden, Beinkleider, Nachtjäckchen, Unterröcke. Alles hatte sie in einsamen, langen Nächten drei- und vierfach gestickt. Ich bedauerte im Stillen die mühsame Arbeit auf den wenig feinen Stoffen. Der Brautstaat lag auch schon da — hellgelbe brochirte Seide. Und oben hatte sie noch mehr. Marietta wollte jetzt an ihre Ausstattung, und in vier Monaten wollte sie heirathen, durchaus. „Impiantar una famiglia," wie sie sagte, eine

Familie pflanzen. Beide Schwestern fragten sich, wie viele Kinder sie wohl haben würden? Nur nicht so viele wie die Mama! Einige, ja, aber nicht zwölf. Dann wurden wir ausgefragt, aber auch wie! Ueber unser Vermögen und über unsere Familie, und ob Otto auch Geld bekäme für das, was er schriebe und wie Englisch klänge und wie Französisch, und wie wir hießen, und noch hundert andere Dinge. Und nun die Bewunderung erst, daß ich alles aus meinem Kopfe nähme, — „gerade wie der Giuseppe," bemerkte in Parenthese Marietta. Dazwischen lobten Beide mit einer entzückenden Offenherzigkeit sich selbst. Wie viel Partien sie hätten haben können, und wie es überall hieße: die besten Mädchen in Traú, und so fort. Unser Scirocco mit der langen Pfeife war auch unter Mariettas Anbetern gewesen, und zwar unter den eifrigsten, und das noch diesen Herbst, wo er in Spalato die sposa hatte. „O Scirocco!" murmelte ich vor mich hin, „man sieht wohl, daß du ein Wind bist!"

VI.

Die Marine von Traú ist wundervoll malerisch. Breit und frei liegt sie der Bua gegenüber an der Verengung des Golfes. Die Bua hieß sonst die Rebhühnerinsel und war reich bewaldet — jetzt ist sie fast ganz kahl, doch nicht gegenüber Traú; da war sie besetzt mit Häusern, bepflanzt mit Oelbäumen und Frühlingsgrün. Links hatten wir die Brücke, welche, von den Venetianern erbaut, unser kleines

rundes Eiland mit jenem langen, großen verband. Ebenfalls links und noch früher als die Brücke stand eine Säule, einst die Standartenträgerin von Venedig. Rechts war, was sich vom alten Castell der Stadt noch erhalten hatte und jetzt zu einer Oelfabrik benützt worden war, und dann ging die steile Küste in glänzenden Umrissen nach Sebenico hin.

Der Mailänder machte Fensterparade, aber ich konnte mir ihn nicht ansehen, ich hatte eben Besuche: den Conte Fanfogna, den Erzieher seiner Kinder, Don Paolo Dominis, ein junger Student, voller Brazzaner, endlich Don Trevirka. Ich erkundigte mich bei diesen Herren nach meinem Schutzbefohlenen, um nicht etwa mit meiner Vermittlung eine romantische Dummheit anzustiften. Die Eltern haben nicht immer Unrecht, wenn sie nicht wollen, und hier schien es der Fall zu sein. Der Mailänder war brav auf der Orgel und — brav auf der Orgel. Sonst — Ursprung zweifelhaft. Vermögen — Null. Kopf — etwas toll. Gemüthsart — à la Scirocco, sehr dreherig. Die Herren sagten mir allesammt, ich würde ein warhaft gutes Werk thun, wenn ich Marietta von ihm abredete. Die Signora Baronessa Ida saßen an der Marine von Traú etwas in der Klemme.

Nach Tische spazierten wir dort hin und her. Mit uns war der Doktor Tacconi, welcher unter Napoleon in Spanien geläufig spanisch und französisch gelernt hatte. Französisch sprachen wir jetzt mit ihm — die Schuljugend in corpore begleitete uns, um zuzuhören.

Im zweiten Stock des Hauses D. wurde Marietta an einem Fenster sichtbar. Ich winkte ihr herunterzukommen, Giovanna und die Mama kamen mit. Wie es sich machte, weiß ich nicht, genug, die Liebesgeschichte kam zum Vorschein und wurde unter der Hausthür verhandelt. Die Mutter war grämlich und sagte: „eine garstige Sache, so verliebt zu sein.“ — „Sind Sie es denn nicht gewesen, meine liebe Signora Angiola?“ fragte ich. — „Freilich bin ich's gewesen, aber jetzt bereu' ich's auch. „Ich, Mama,“ sagte Marietta geschwind, „nach dreißig Jahren will ich's auch bereuen.“

Dome hatte eine Bettstelle bekommen und war etwas gnädiger. Marco hatte der „Susurra Marietta“ sein Herz geschenkt und ihr als erste Huldigung seine parfümirte Waschseife zu Füßen gelegt.

VII.

Ser Vincenzo, der Albergatore, hatte zwei üble Gewohnheiten. Jeden Morgen pochte er uns aus dem Schlafe, um zu fragen, was ich zu Mittag befehle, und jeden Mittag kochte er das Gegentheil von dem, was wir befohlen hatten. Das langweilte uns. Dazu lag Dome uns in den Ohren; sie wollte wieder kochen, um uns wieder bestehlen zu können. Wir sagten ihr, sie möchte wieder kochen — wir wußten nicht, was wir sagten.

Marietta machte sich meine Fenster zu Nutze, um von ihnen aus ihren Mailänder auf der Marine zu sehen.

Zwei Mal hatte sie es kaum gethan, so war es auch dem Papa bereits hinterbracht. Ich war eben dabei, ihr vorzupredigen, da trat, in den Mantel gehüllt, den Hut auf dem Kopf, wie ein Melodramenvater, der Marschall herein, und sprach von der Tochter, die seine Balkoni entehre.

Marietta wollte antworten, ich schickte sie fort, setzte mich hin und predigte dem Alten vor. Obwohl ich ihn ein über das andere Mal Radetzky nannte, war er doch halsstarrig. Er versicherte, die Tochter möchte aus dem Fenster springen, das Fieber und Alles, was sie wollte, kriegen, nur nicht den Mailänder. Sobald wir fort wären, würde er sie einsperren. „Lieber Marschall," sagte ich, „da bleib' ich bis in die Ewigkeit hier." Er ging, ohne daß ich etwas ausgerichtet hätte.

Bei dem Kinde richtete ich am nächsten Morgen noch weniger aus. Sie war eigensinnig, sah prächtig hübsch dabei aus, aber war eigensinnig wie eine Ziege oder wie ein verliebtes Mädchen und zwar wie ein dalmatisches. Solche resolute Obstination haben wir bei uns denn doch nicht, wenigstens nicht so offen. Ich sollte an Alberto Mazzucato schreiben, meinen Professor am Conservatorium, welcher auch der des Mailänders gewesen war. „Und dann schicken Sie mir die Antwort," sagte Marietta. — „Cara mia, das kann ich nicht — die muß an den Papa." — „Ja, wenn sie gut ist." — „Auch wenn sie schlecht ist." — „Da schreiben Sie nicht erst," sagte mein Kind ganz trocken, „denn — ich will ihn in jedem Falle. Ich will ihn." Es

ist nicht zu beschreiben, mit welchem festen Trotz sie, immer unter heftigem Stricken, dieses „mi lo voglio“ wiederholte. Giovanna, die vernünftige, gutherzige Giovanna sagte halb grämlich, halb bekümmert: „so macht sie's immer — mi voglio und mi voglio — was soll daraus werden?“ Wir redeten beide der Marietta zu — sie wurde nur noch trotziger, brauchte die Eltern nicht, brauchte Niemand. „Eh, va star' in casa dell' inferno! Ei, gehe du in's Haus der Hölle!“ sagte Giovanna endlich geärgert. „Papa hat doch schon eine Tochter einem Manne gegeben, der Nichts hat, einem Handwerker, einem Schneider,“ murrte Marietta und stricke. Giovanna stricke und schalt: „Wie? er hat ein Haus, wenn auch nur klein, und Felder — ihm gehts gut — man muß doch nicht eine Sache für die andere sagen.“ Giovanna war die Vernunft, die Unparteilichkeit, Marietta die kleine verliebte Unart, aber bildhübsch dabei.

VIII.

Der Tag darauf war, um brittisch zu reden, ein splendider Tag. Ich schrieb den Vormittag, gelobte mir aber feierlich, den Nachmittag nicht zu schreiben. Wie gerufen kam daher Don Paolo, um mich zu fragen, ob ich ausfahren wolle.

Ich verlangte gleich nach dem höchsten Punkte, und so sahen wir die Abendröthe vom Blasko aus. Es war da oben wieder ächt dalmatisch, wie Dalmatien nun ein Mal

geworden ist: felsig, einsam, duftig von Wachholder und Immortellen. Was für prächtige Wachholder gab's! Wie kleine Bäume. Und so voll! Hier hätte ich den Dzenevri aus meiner „Aminone“ nicht sagen lassen können: „Und ich, mit meinen spinnendünnen Gliedern.“

Und dann unten die Welt der Inseln, der Buchten, der Häfen, der Campagnen! Wer irgend könnte, müßte durchaus von Sebenico nach Spalato nur über den Vlasco fahren. Allerdings hängt es davon ab, ob man in Sebenico den einzigen Wagen bekömmt, der dort ist. Wir bekamen ihn nicht.

Es war Alles blau, nur der Westen purpurn, und der Mossor so wie der Biokovo hortensiafarben. Wir fragten uns, wie es uns denn sein würde, wenn wir dieses Meer und diese Luft nicht mehr sähen.

Von San Elia, dem Berg hinter Traú, trennte uns eine Thalschlucht, die ganz Stein mit wenig dunklen Gesträuch war. Die Bua hatte, von hier gesehen, die Gestalt zweier Vorgebirge, welche durch einen gekrümmten Isthmus verbunden wurden. Der Hafen von Saldua lag uns links, rechts der schöne der Bussolina und Kraljevac, ein ganz kleiner Scoglio, wohin die Sage König Bela vor den Tartaren flüchten läßt. Man frägt sich nur, was er dort mit den Seinigen wohl gegessen haben könnte.

Langsam waren wir hinauf gefahren, hinunter brachten uns die kroatischen Pferde Fanfogna's in fünfundzwanzig Minuten. Wir kamen wieder an Seghetto vorbei, einer

Villa, d. h. einem Dorfe, welches dicht am Meer in lauter Mandelbäumen liegt und wenig kleiner als Traú ist, das liebe Traú, wo wir schon zu Hause waren.

Marietta hatte den ganzen Tag über mit mir gemault, am Abend aber kam sie an: ich möchte doch den nächsten Morgen mit ihr in die Messe gehen.

IX.

Wir gingen mit ihr. Der Mailänder spielte im guten Styl des Conservatoriums: rein und fest. Als er fertig war, kam er in seinen Mantel gehüllt, langsam an uns vorüber und grüßte. Marietta war sehr schön, als sie ihm dankte.

Wir ließen sie mit Freundinnen nach Hause gehen und machten mit dem Grafen und Don Paolo einen Spaziergang zwischen den Hecken nach den Bergen zu. Bei der Rückkehr kamen wir auf dem Platze zwischen der Brücke und dem Landthor durch einen kleinen Sonntagmarkt. Wir blieben unter dem Volke stehen, bewunderten den schön rothbesetzten Sadak einer Morlacchin aus Zagoria, „hinter den Bergen," und fragten eine Frau aus Seghetto, ob sie mir ein Paar Terlukke stricken wolle. Sie war willig und eine drollige, dreiste, beredte Frau. Sie frug, natürlich auf illyrisch, wo ich her sei. „Weit," sagte ich ihr, „hinter den Bergen, hinter dem Meere." Sie lachte mit großen Augen und frug dann, wer mein Mann sei — ob Otto oder Paolo? Kaum hatte sie jedoch diesen ins Auge gefaßt

und das blaue Band um seinen Hals gesehen, so fuhr sie erschrocken zurück und rief: „aber er ist ja Priester!" Nun war's also Otto — daß keiner von Beiden es sein könne, fiel der guten Frau nicht ein — einen Mann mußte ich doch haben.

Ein heiteres Mahl erwartete uns im großen Tinello von Casa Fanfogna. Die Contessa Catarina war eine einfachliebenswürdige Frau mit ein m Nonnengesichtchen und schönen dunkelbraunen Augen, welche sie dem ältesten und dem jüngsten ihrer drei Knaben gegeben hatte. Alle Formen in diesem Hause waren altvornehm, d. h. schlicht, fromm und würdig, dabei ohne die mindeste Steifheit. Der Agent, d. h. der Verwalter saß in seinem Nationalkostüm mit bei Tische und half wiederum gelegentlich dem gewandten Bedienten, der Costa hieß und ein wenig das Factotum war. Der Hausherr selbst legte am Büffet die Suppe vor und reichte uns nach dem Aufstehen den Kaffee. In den Speisen herrschte das Grünzeug und das Geräucherte vor, der Wein war eigenes Produkt, nur für uns etwas zu amabile. Wir zogen, besonders zu Fleischspeisen, den vino schietto, den herben Wein, vor.

Als wir einige Stunden später im Zwiellicht auf unserm temporären Sopha saßen, klopfte es an die Thür des Vorsaals. Otto ging öffnen, ich hörte ein Scharren von Stimmen, ich ging sehen was es wäre und fand Otto und zwei fremde Herren, sich im Dunkeln große Verbeugungen machen. Einen Augenblick war ich verblüfft, dann bat ich Otto,

Licht zu holen, und die Herren, in den Salon zu kommen. Sie thaten es und fuhren fort mit Verbeugungen, die ich nach bestem Vermögen erwiederte. Endlich brachte Otto Licht, und nun erfuhren wir, daß die beiden Herren Dr. Svatinčič, der Kreisphysikus von Traú, und der Capitain Moretta, ein Patrizier von der Insel, und Beide gekommen wären, um uns zu danken, daß uns Traú gefiele und daß wir Dalmatien solche Gerechtigkeit widerfahren ließen. Der Besuch hatte sein Originelles. Ich benutzte ihn, um die alten jovialen Herren zu Verschwornen in der Liebesgeschichte zu machen. Der Marschall hatte Recht, tausendmal Recht, und er war so ritterlich, der alte wackere Marschall, schickte mir was er nur wußte und konnte, kam auch jetzt so galant, mir den Arm zu bieten und mich auf einen Volksball zu führen, wo con brio gesprungen wurde. Und dafür hetzte ich halb Traú auf ihn, denn auch den liebenswürdigen Erzpriester hatte ich zur Vermittelung beschwatzt! Ja warum wollte Marietta durchaus! Tommaseo sagt nicht mit Unrecht: „es ist etwas Furchtbares um die Liebe.“

X.

Am Montag machten wir mit Marietta den Besuch bei ihrer Tante.

Es war in einem der weißesten von den weißen Häusern auf der Insel. Ein kosmopolitisches Haus. Die Frau war aus Istrien, die blendend weißen Pavillonbetten in dem

Zimmer für „ausgezeichnete Fremde“ waren aus Livorno, die Tassen unter dem Spiegel mit ihren silbernen Untersätzen aus Smyrna, die kleinen bunten Marmorvögel aus Venedig. Einige Jahrhunderte früher wäre das Alles wahrscheinlich auf Piratenart zusammenbracht worden, vielleicht sogar die Frau; jetzt hatte der Kapitän, der Besitzer des schönen neuen Hauses, Alles so legal wie möglich eingeführt.

Der Mailänder war da. Als Musiker war ich recht sehr mit ihm zufrieden, als Liebhaber gar nicht. Er betete mir Marietta lange nicht genug an. Sie dagegen glühete und strahlte in einer brennenden Verklärung der Liebe.

Die Mädchen waren schon am Morgen über mich gekommen. Es sollte ein großer Ball sein, ein eleganter. Dazu sollte ich ihnen Kränze von frischen Blumen machen, wie ich ihnen versprochen hatte, und auf dem Balle sollte ich ihre Mama sein; und ich wäre ihre Mama mehr als ihre wirkliche Mama, und ich wäre so gut — konnten die Kätzchen schmeicheln! Und Blumen aus dem Garten Fanfogna, und die Loge des Conte im Theater und — und — und — es hatte kein Ende. Don Paolo kam und wurde nun seinerseits bestürmt. Er versprach, Alles zu pflücken, was an Blumen da wäre, und dann sollte die Serva morgen auf die Straße nach den Kastellen und alle Blumen holen, die dort an den Hecken wären. Ich verlangte nämlich zu den Kränzen viburnum tinus, und die Kinder wußten nicht was das wäre. Darum sollte die Serva aus Vorsicht alle Hecken ablesen, was dann eine reichliche Ernte versprach.

Und am Nachmittage sollte ich noch weit mehr: dem Mailänder bestimmt den Organistenposten verschaffen, und ihm Musikstunden im Hause Fanfogna verschaffen, und ihn einladen, mir seinen Besuch zu machen. Ich sagte: „carina, ich bin nicht die Madonna, um Alles zu können, und ihn in's Haus laden ohne Papa's Einwilligung kann ich auch nicht. O war da mein jüngstes Fräulein Tochter — nebenbei gesagt, gerade zehn Jahre jünger als ich — war sie böse! Die Mama hatte für den Augenblick wieder ein Mal allen Credit verloren.

XI.

Die discreditirte Mama wanderte am nächsten Tage abermals hinüber auf die Insel und zwar begleitet von Don Marco, Don Paolo und den beiden ältesten Fanfogna, Rugge und Gian Domenico. Das Kloster Maria de dritti war unser Ziel, das einsamste, welches ich noch gesehen. Nur zwei Hunde empfingen uns Anfangs, von denen der eine noch dazu den erbärmlichsten Husten hatte. Der einzige Bruder, welcher eben hier wohnte, war in Traù, so sagte ein kleiner Junge, welcher auf der Mauer saß. Wir sahen in das Thal zu den Füßen des Klosters. Es war voll von Oelbäumen und Aloe. Auf den Höhen, die es einschloßen, lagen Steine, zwischen den Steinen schimmerte die Salbei, die Pflanze der Inseln. Im Bogen der Klosterpforte blühte ein Rosmarinstrauch, Don Paolo brauchte

nicht hoch zu springen, um im Sprunge einen Zweig für mich abzubrechen.

Es fing an fast unheimlich einsam zu werden, da kam an der Spitze einer ganzen Prozession von Oelgefäßen, deren jedes von zwei Männern an einer Stange auf den Schultern getragen wurde, der Laienbruder. Er kannte Otto und mich schon von den Paludi her, und war trotz des Todtenkopfes an seinem Rosenkranze der lebenfroheste Gesell, den man sehen konnte. Wir besichtigten nun zuerst die hohe Grotte, welche unter dem Kloster liegt und sich drei Miglien weit erstrecken soll, dann gingen wir in die kleine Kirche. Die Madonnà hier ist mit einer wahren Verschwendung von goldenen und silbernen Weihgeschenken geziert, wollte sich aber durchaus nicht vor uns sehen lassen. Zog Don Marco auf der rechten Seite, so ging der Vorhang auf der linken wieder zu, und versuchte Don Marco auf der linken, war's auf der rechten dasselbe Spiel. „Diàmine!“ sagte unser lieber Erzpriester endlich ungeduldig, und wir konnten uns nicht helfen, wir mußten vor dem Altare der Madonna sämmtlich zu lachen anfangen.

In der Klosterhalle, wo keine Klausur ist, bewirthete der Laienbruder uns mit einer Flasche ganz vortrefflichen rothen Prosecco's. Dieser Wein wird aus gewöhnlichen Beeren bereitet, nur daß sie trocken sind. Nach einigen Jahren bleicht er sich aus und wird golden und sehr stark. Auf den Prosecco folgte der Kaffee und ohne vor Durst gestorben zu sein, kehrten wir nach Traù zurück.

Dort hatt' ich Nachsicht mit meinem schmollenden Töchterchen und rief sie herunter auf die Marine, so daß der Mailänder sie wieder ein Mal sehen konnte. Eine ganz spanische Liebe das — an der Kirchthüre, auf der Promenade, und vielleicht noch — nun ich hatte keine Veranlassung eine Personnage aus dem griechischen Liedchen „Verrathene Liebe" zu spielen, aber ich dachte mir so allerlei.

XII.

Der Ball kam nicht zu Stande. Man fürchtete in dem Hause, wo er stattfinden sollte, die Decke könnte einstürzen, und man war in Traú nicht heroisch genug, um „über einem Abgrunde" tanzen zu wollen.

Die Mädchen nahmen die Vereitlung ihrer Tanzträume mit einer großen Ruhe auf; und sie hatten doch wenig Zerstreuung, die armen Kinder. Den ganzen Tag saßen sie oben in ihren nackten Stuben und strickten. Giovanna nähte bisweilen, aber aus Mariettas Händen kamen nie die Nadeln, vom frühesten Morgen bis zum späten Abend, wo die Familie sich in der Küche vereinigte. Der Marschall setzte sich dann auf einen Stuhl, dicht an den Herd, und so gewärmt von dem Feuer, an welchem Signora Angiola das Abendessen von Kraut und Fischen kochte, las er die Thaten seines Vorbildes und Helden. Aber das war nur für ihn allein eine Unterhaltung. Die Mädchen saßen, wie sie den Tag über gesessen. Wie hielten sie das aus? Wie

wurden sie wenigstens nicht vor der Zeit alt? Selten kam eine Freundin, noch seltener gingen sie aus. Spazieren nie. Im Sommer führte Giovanna die Aufsicht auf den Feldern, Marietta aber blieb selbst dann zu Hause, weil die Sonne ihr schadete. Es war eben eine jener farblosen Existenzen mehr, welche von dem wildfarbigen Lande, das ihnen als Hintergrund dient, so geisterhaft abstechen. Und die Mädchen hatten sich in ihr voll Saft und Kraft erhalten. Sie blühten noch, Nichts war an ihnen weder verwischt, noch verlöscht. Und ungeheuer vernünftig bezeigten sie sich bei dem fehlgeschlagenen Balle.

Wenn sich Marietta nur auch so wegen ihres Maestro gezeigt hätte! Da hatte sie mir nun so viel von der Mutter Benedetta erzählt, der Aebtissin der Benediktinerinnen von San Nicolò. Sie war so schön, so klug, konnte so gut sprechen, kurz, war ein Wunder. Sie hatte Marietta unterrichtet und wollte jetzt ihrerseits Unterricht nehmen und zwar auf dem Flügel, natürlich vom Mailänder. Trotz ihrer sechsunddreißig Jahre und ihrer unendlichen Geschäfte, denn sie hatte zur Besorgung der Wirthschaft des Klosters und der Mädchenschule nur zwei Schwestern, wollte sie vom Mailänder noch Flügelspielen lernen. Marietta konnte nicht anders, als die Mutter Benedetta verehren. Auch Doktor Tacconi sagte mir, daß sie eine ganz extraordinäre Person sei, recht tüchtig bewandert im Latein und in der Geschichte ihres Ordens. Wir baten ihn, uns bei ihr einzuführen. Die Mädchen kamen mit und gleich nachdem wir uns in

einem kleinen Sprachzimmer zu ebener Erde niedergelassen hatten, erschien die Mutter Benedetta hinter dem Gitter. Sie war die Freundlichkeit selbst und — auch die Gesprächigkeit. Während der ganzen Stunde, die wir da waren, konnte ich ungefähr zwanzig, höchstens dreißig Worte anbringen. Sie erzählte mir zuerst die Geschichte ihres Sprachzimmers, dann die einer jungen Schwester, die sie erwartete, endlich ihre eigene. Von den beiden ersten Geschichten verstand ich kein Wort, von der letzten begriff ich so viel, daß es sich um zwei paduanische Grafen handelte, die Giuseppe und Francesco hießen, daß eine Braut Gift bekam, daß ein Vater starb, und daß eilftausend Gulden bezahlt oder nicht bezahlt wurden. Zuletzt wandte die ehrwürdige Mutter sich an ihre lieben Töchter und sagte zu Marietta: „o Marietta mein, Marietta mein, wenn du nur nicht" — u. s. w. Marietta hörte ihre Mutter Benedetta ganz freundlich und gelassen an und antwortete kein Wort. Als wir fort waren, sagte ich: „Siehst du, Marietta, die ehrwürdige Mutter sagt auch, du sollst nicht." Was gab sie mir zur Antwort? „Ja, die ehwürdige Mutter sagt es, aber ich werd' es nicht thun."

XIII.

Ein Paradiesestag, wie sie ihn nannten, leuchtete über den sieben Hügeln von Traú, über der Schroffheit der Bua und über dem Golf von Salona. Ich konnte endlich hinaus zu den Hecken an dem Wege nach den Castellen.

Es ist eine Art von Christfest, wenn hier zwischen den Myrthen und dem Ginster die Wachsblumen blühen. Der Schnee, welcher nicht in Krystallen fällt, fällt in Blüthen. Conte Meme hatte mir diese Zeit als eine der höchsten Schönheiten der Gegend gerühmt, und er hatte Recht damit gehabt. Ich war glücklich wie ein Kind. Ein junger Gränzeroffizier, der Schwestersohn Fanfognas, „il Franz," wie er von allen und bald auch von uns genannt wurde, hatte uns begleitet und mühte sich zum ersten Male in seinem Leben mit Blumenpflücken ab. Er brachte mir ganze Garben — ich war fast eifersüchtig, daß er so gut fand. Und doch hätt' ich am liebsten alle Blüte gehabt.

O diese Tage, diese Frühlingsimprovisationen des südlichen Winters, sie kommen wirklich aus dem Paradiese!

Am Abend war es immer noch blau, still und klar. Die Abendglorie und die Vorstadt auf der Insel spiegelten sich im ruhigen, ruhigen Wasser, und ein Schiff mit zwei Masten lag gerade mitteninnen zwischen den beiden Ufern.

Zwei Stunden später lag es noch immer da. Der Mond stand über ihm. Otto war in der Bibliothek, ich saß allein am Fenster und sah mir an, was ich nicht lange mehr und dann vielleicht nie mehr wiedersehen sollte. Und da schrieb ich ein Lied:

Bei Mondlicht.

Brich ab das Zelt
Ein and'res Mal,
Mit Berg und Thal
Liegt da die Welt.

Mit Berg und Thal,
Mit Thal und Meer —
Laß den Rastplatz leer
Mit dem Sonnenstrahl.

Laß den Rastplatz leer
Und zieh' hinaus;
Wer ruht hier aus
Von dem Pilgerheer?

Wer ruht hier aus
In der Welt voll Pracht?
Eine kurze Nacht
Und die Rast ist aus.

Und die Rast ist aus,
Und — die Rast ist nah',
Und die Welt liegt da,
Und Du zieh' hinaus.

XIV.

Und so gingen wir in's Theater. Nicht zur Oper nicht zum Schauspiel — zum Ball. Zum gentilen, öffentlichen Ball. Der, auf welchem wir gewesen waren, war der ungentile gewesen.

Ben — die Bora blies, Marco schrie, weil er zu Hause bleiben mußte, und wir gingen. Conte Fanfogna, die beiden großen Mädchen, die kleine Mila, wir und Don Paolo. Dieser verließ uns an der Thüre, weil er als Priester ein öffentliches Fest dieser Art nicht besuchen durfte. Ich mit meinen Schäfchen nahm in der Loge Platz. Fan-

fogna und Otto stellten sich in die Mitte des Parterre, und — zwei Paare walzten um sie herum. In einer Loge war ein Gensdarm, in den übrigen Nichts. Der Mailänder kam und unterhielt uns. Da er immer wieder kam, wurde mir's zu viel. Der Marschall hatte mir die Mädchen anvertraut, ich fühlte mich mamahaft verantwortlich. So wär' ich denn genau nach der strengerlaubten halben Stunde aufgebrochen, wenn nicht — unglaubliches Ereigniß — Masken angekündigt worden wären. Es waren Anfangs nur vier, dann wurden es sechs. Zwei setzten sich in eine Loge, vier kamen herab, tanzten, schnatterten und plagten den Mailänder. Dank den Masken, hatte Marietta das Glück, noch eine halbe Stunde länger die rothe, silberverbrämte Mütze ihres Geliebten zu sehen, welche er zugleich mit einem blauen, ebenfalls mit Silber besetzten Rock als Capo-Banda trug. Im Ganzen war Marietta noch am vernünftigsten. Giovanna wollte durchaus tanzen, und die kleine Mila gar dableiben. Ich sammelte jedoch meine kleine Herde mit Autorität und führte sie nach ihrer Hürde zurück. Don Paolo war bei Bora und Mondlicht umhergewandert und kam uns entgegen. Ich versicherte ihm auf Gewissen: bei diesem öffentlichen Feste hätte er getrost erscheinen können.

Zu Hause fanden wir, daß Marco aus rabbia gegen die Thür gefallen war und sich das Näschen zu Marmelade gequetscht hatte. Die nächsten Tage konnte er gar nicht ausgehen, sondern mußte sich unaufhörlich Umschläge machen

Er wurde ungemein bedauert, es war ganz, als wären wir Schuld an seinem Unglücke. Hätten wir auf die Gefahr hin, daß er sich in der eiskalten Nacht erkälten könne, ihn hübsch in das Theater mitgenommen, so würde er nicht böse geworden sein und sich nicht die Nase zerschlagen haben. Es ist gar nicht zu beschreiben, was in Dalmatien die Kinder verzogen werden. Was sie auch immer thun mögen — „putelli!“ heißt's „putelli!“ Ich begriff immer nicht, wie bei dieser Zucht oder vielmehr Nichtzucht so ordentliche Menschen zu Stande kommen konnten, wie ich denn doch im Ganzen um mich her sah. Allerdings gab's Ausnahmen, vom Verziehen mein' ich. Im Hause Fanfogna sah man eine, und es wurde einem förmlich gesetzmäßig wohl dabei.

XV.

Don Paolo sagte mir am Morgen nach dem Balle im Theater, man habe mir in Casa Fanfogna einen Strauß dazu bereit gehalten, im Falle ich einen gewünscht hätte. Ich verlangte ihn sehr eifrig, aber er war nun nicht mehr zu haben — die Contessa Caterina hatte ihn der Madonna geschenkt.

Il Franz machte sich daran, mich zu entschädigen. Er brachte mir in die Bibliothek einen neuen, ganz frischen Strauß, an welchem ich sehen konnte, daß in Traú die Mandeln wirklich im Januar blühen, und am Abend sandte er mir durch die andern Herren zwei Hände voll der schönsten Monatrosen, die er sich, man wußte nicht wie, ver-

schafft hatte. Es war das einzige Mal, daß ich in Dalmatien Blumen bekam.

Immer mehr indessen überzeugte ich mich, daß man eigentlich nicht sagen dürfe, „in Dalmatien", sondern in Zara, in Traú, in Spalato u. s. w." sagen müsse. Ganz wie in der Schweiz kein Canton dem andern, so gleicht hier an diesem Küstenstriche des adriatischen Meeres keine Stadt der andern. In Traú z. B. war es um drei Grad wärmer und um zwanzig Grad natürlicher als in Spalato. Jeden Abend hatten wir hier ein Plauderstündchen; der Conte, Don Marco, Don Paolo kamen abwechselnd oder zusammen. So weit hatten unsere Spalatriner es nie gebracht.

Ich hatte Fanfogna sehr gerne. Er war von einer ungewöhnlichen Länge und von einer ungewöhnlichen Ruhe. Er hatte viel von einem Engländer. Hätte man ihm geglaubt, so war er ein Morlacch, aber man glaubte ihm nicht. Als Gemal der reichsten Erbin in Dalmatien, der letzten Garagnin, verwaltete er mit Besonnenheit die weitläufigen Besitzungen der Familie. Eine solche Verwaltung ist nirgends leicht, in Dalmatien ist sie schwer. Man braucht dazu ebensoviel Geduld wie Energie. Fanfogna hatte Beides. Ein Zug malt oft den ganzen Menschen. Zur Zeit, als auch in Traú die Nationalgarde grassierte, war Fanfogna Commandant derselben. Die Garde verlangte, die Banda der Stadt solle für sie spielen. Die Banda, welche sich ebenfalls die „nationale" betitelte, wollte spielen, aber nicht

vorausziehend, sondern auf dem Ehrenposten, nachziehend. Fanfogna heischt das Vorausziehen — Differenz — die Banda erscheint nicht beim Frohnleichnamsfeste. Am Nachmittag will sie auf der Marine spielen — „das Volk" ist erbittert und wirft sie etwas mit Steinen. Die Bandisten glauben, Fanfogna habe ihnen diese Begrüßung verschafft, sie schwören Rache, und ich glaube ein Fleischer setzte Napoleonsdors auf den Kopf Fanfogna's. Dieser erfährt es. — „O, das ist doch zu wenig," sagte er; „ich setze wenigstens noch andere acht!" So ruhig-ironisch und dabei wohlwollend fand ich ihn immer. Die alten Grafen Garagnin hatten ein Haus im großen Styl gemacht, immer Fremde, immer Gesellschaft, immer offene Tafel. Fanfogna respektirte die Gewohnheiten der „Alten", so lange diese lebten, und nahm seine eigenen an, sobald er sich an der Spitze des Hauses sah. Die Traùriner bedauerten etwas die Zeit „der Alten", vielleicht lebte Fanfogna selbst nicht ganz seiner Neigung gemäß. Wenigstens sagte er öfter: „Wir leben eigentlich nicht, wir arbeiten nur." Aber was man Leben nennt, wäre für die Contessa Caterina eine Qual gewesen. Ihr war nur wohl in der Häuslichkeit und im Gebet. Fanfogna lebte, wie sie wünschte; der starke Mann dämpfte sich so, wie es der zarten, schüchternen Frau wohlthat. Mir gefiel das ungemein.

Don Paolo war von dem starken lebhaften Typus der Brazzaner. Ich würde ihn gerade nicht zum Priester bestimmt haben. Er selbst bekannte, daß es ihm an Geduld

mangeln würde, um mit der gehörigen Sorgfalt irgend eine unwissende kleine Herde zu weiden. Er war Priester geworden, wie man es in Dalmatien wird. Ein Knabe zeigt ungewöhnliche Fähigkeiten — „laßt ihn Priester werden". Dem Kinde gefällt die Kleidung, die Auszeichnung — es will. Der Seminarist will vielleicht schon nicht mehr, aber welchen andern Weg soll er einschlagen, um sich geistig hervorzuthun? Zu allen andern Studien bedarf es mehr Geld und mehr Zeit. Und so wird man Priester, weil man nichts anderes werden kann. Don Paolo war nicht der einzige von dem jüngeren dalmatischen Clerus, den ich mit dem Bedauern ansah, daß so viel Thatkraft und so viel Ehrgeiz nie auf freien Spielraum hoffen durften.

Don Marco dagegen war der echte praktische Priester. Er hatte als Pfarrer von Soghatta die Oelhaine pflanzen lassen, welche das Dorf jetzt mit solcher Fruchtbarkeit umgaben. Immer heiter, wohlwollend und nachsichtig war er eine der liebenswürdigsten Naturen, die ich kennen gelernt hatte, und ich bin überzeugt, auch eine der vortrefflichsten.

Ich war der Nachsicht meiner Traûriner Freunde so gewiß, daß ich es mir einfallen ließ, eine Conversatione zu geben. Alle kamen. Meine Töchter saßen sehr zierlich, artig und gerade da. „Il Franz" sprach auch nicht eine Sylbe mit ihnen und gefiel ihnen eben deßwegen außerordentlich — er wäre so sehr bescheiden, meinten sie. Es war wenigstens eine neue Art, jungen Mädchen zu gefallen. Giovanna aber hatte es sonst schlimm. — Ihr Antonio

ging am nächsten Morgen fort, und sie wurde gedrängt, sich zu entscheiden, ob sie ihm einen Kuß geben wollte. Sie wollte durchaus nicht, sie widerstand uns Allen. Der ehrliche Antonio dachte gewiß nicht, daß wir uns sein Wohl so zu Herzen nehmen und daß der wärmste Anwalt für ihn der liebe Erzpriester war.

XVI.

Den nächsten Morgen um zwölf, als ich eben bis über die Ohren in zerrissener Wäsche steckte, ein Artikel, welchen die Dalmatierinnen, wenn sie überhaupt zu waschen geruhen, in wahrhaft erschreckender Vollkommenheit liefern; am nächsten Morgen um zwölf also klopfte es an meiner Thür, und Marietta kam herein und fragte, ob Antonio mir Addio sagen dürfe.

Er trat ein, Giovanna folgte ihm — sie hatte ihre Nähterei in der Hand, gerade als wäre es weiter gar Nichts, daß Antonio in wenigen Minuten fortsolle.

„Sie verlassen also Ihre Braut, Signor Antonio?" fragte ich.

„Es muß sein, Signora," antwortete er einfach, wenngleich bewegt.

„Aber haben Sie wenigstens einen Kuß bekommen? Wir haben gestern das Möglichste gethan, um Ihnen einen zu verschaffen."

„Nein, Signora, sie will nicht — sie ist zu hart."

Ich versuchte nochmals Giovanna zu überreden. Sie sah allerliebst aus in ihrem Wollen und Nichtwollen. Sie hätte eigentlich gar zu gern gewollt, aber sie wollte darum doch entschieden nicht — selbst das half Nichts, daß ich die geistliche Autorität Don Marcos citirte.

„Was wollen Sie, Signora?" sagte endlich der wackere Antonio, „si vuol pacienza in sto mondo — man muß in dieser Welt Geduld haben. Wenn ich zurückkomme, wird sie ganz und auf immer mein sein; daran will ich denken. Wir werden uns auf englische Art die Hand geben." Er that es kurz und still; sagte zu mir: „La stia bene, geh' es Ihnen gut," und wollte gehen.

„Aber, Giovanna, wie kannst Du!" rief ich vorwurfsvoll.

Sie nahm eine Wachsblume aus einer Vase. „Da, die Blume schenk' ich Dir."

Der geduldige Antonio wollte sie nehmen. „Nein," sagte ich," soll es einmal nichts weiter sein, als eine Blume, dann wenigstens eine Rose." Und ich ging und wählte die schönste Rose aus meinem Strauß und gab sie Giovanna.

Giovanna küßte die Rose. „Da, Toni mein, nimm an den Kuß auf der Rose." Und Antonio, der schlichte, trockene Seemann, nahm den Kuß des Mädchens von der Rose und ging.

XVII.

Als er fort war, da war er ein Engel, ein absoluter Engel. Giovanna setzte sich auf das Sopha, bewunderte

einem kleinen Sprachzimmer zu ebener Erde niedergelassen hatten, erschien die Mutter Benedetta hinter dem Gitter. Sie war die Freundlichkeit selbst und — auch die Gesprächigkeit. Während der ganzen Stunde, die wir da waren, konnte ich ungefähr zwanzig, höchstens dreißig Worte anbringen. Sie erzählte mir zuerst die Geschichte ihres Sprachzimmers, dann die einer jungen Schwester, die sie erwartete, endlich ihre eigene. Von den beiden ersten Geschichten verstand ich kein Wort, von der letzten begriff ich so viel, daß es sich um zwei paduanische Grafen handelte, die Giuseppe und Francesco hießen, daß eine Braut Gift bekam, daß ein Vater starb, und daß eilftausend Gulden bezahlt oder nicht bezahlt wurden. Zuletzt wandte die ehrwürdige Mutter sich an ihre lieben Töchter und sagte zu Marietta: „o Marietta mein, Marietta mein, wenn du nur nicht" — u. s. w. Marietta hörte ihre Mutter Benedetta ganz freundlich und gelassen an und antwortete kein Wort. Als wir fort waren, sagte ich: „Siehst du, Marietta, die ehrwürdige Mutter sagt auch, du sollst nicht." Was gab sie mir zur Antwort? „Ja, die ehwürdige Mutter sagt es, aber ich werd' es nicht thun."

XIII.

Ein Paradiesestag, wie sie ihn nannten, leuchtete über den sieben Hügeln von Traú, über der Schroffheit der Bua und über dem Golf von Salona. Ich konnte endlich hinaus zu den Hecken an dem Wege nach den Castellen.

Es ist eine Art von Christfest, wenn hier zwischen den Myrthen und dem Ginster die Wachsblumen blühen. Der Schnee, welcher nicht in Krystallen fällt, fällt in Blüthen. Conte Meme hatte mir diese Zeit als eine der höchsten Schönheiten der Gegend gerühmt, und er hatte Recht damit gehabt. Ich war glücklich wie ein Kind. Ein junger Gränzeroffizier, der Schwestersohn Fanfognas, „il Franz," wie er von allen und bald auch von uns genannt wurde, hatte uns begleitet und mühte sich zum ersten Male in seinem Leben mit Blumenpflücken ab. Er brachte mir ganze Garben — ich war fast eifersüchtig, daß er so gut fand. Und doch hätt' ich am liebsten alle Blüte gehabt.

O diese Tage, diese Frühlingsimprovisationen des südlichen Winters, sie kommen wirklich aus dem Paradiese!

Am Abend war es immer noch blau, still und klar. Die Abendglorie und die Vorstadt auf der Insel spiegelten sich im ruhigen, ruhigen Wasser, und ein Schiff mit zwei Masten lag gerade mitteninnen zwischen den beiden Ufern.

Zwei Stunden später lag es noch immer da. Der Mond stand über ihm. Otto war in der Bibliothek, ich saß allein am Fenster und sah mir an, was ich nicht lange mehr und dann vielleicht nie mehr wiedersehen sollte. Und da schrieb ich ein Lied:

Bei Mondlicht.

Brich ab das Zelt
Ein and'res Mal,
Mit Berg und Thal
Liegt da die Welt.

Mit Berg und Thal,
Mit Thal und Meer —
Laß den Rastplatz leer
Mit dem Sonnenstrahl.

Laß den Rastplatz leer
Und zieh' hinaus;
Wer ruht hier aus
Von dem Pilgerheer?

Wer ruht hier aus
In der Welt voll Pracht?
Eine kurze Nacht
Und die Rast ist aus.

Und die Rast ist aus,
Und — die Rast ist nah',
Und die Welt liegt da,
Und Du zieh' hinaus.

XIV.

Und so gingen wir in's Theater. Nicht zur Oper nicht zum Schauspiel — zum Ball. Zum gentilen, öffentlichen Ball. Der, auf welchem wir gewesen waren, war der ungentile gewesen.

Ben — die Bora blies, Marco schrie, weil er zu Hause bleiben mußte, und wir gingen. Conte Fanfogna, die beiden großen Mädchen, die kleine Mila, wir und Don Paolo. Dieser verließ uns an der Thüre, weil er als Priester ein öffentliches Fest dieser Art nicht besuchen durfte. Ich mit meinen Schäfchen nahm in der Loge Platz. Fan-

logna und Otto stellten sich in die Mitte des Parterre, und — zwei Paare walzten um sie herum. In einer Loge war ein Gensdarm, in den übrigen Nichts. Der Mailänder kam und unterhielt uns. Da er immer wieder kam, wurde mir's zu viel. Der Marschall hatte mir die Mädchen anvertraut, ich fühlte mich mamahaft verantwortlich. So wär' ich denn genau nach der strengerlaubten halben Stunde aufgebrochen, wenn nicht — unglaubliches Ereigniß — Masken angekündigt worden wären. Es waren Anfangs nur vier, dann wurden es sechs. Zwei setzten sich in eine Loge, vier kamen herab, tanzten, schnatterten und plagten den Mailänder. Dank den Masken, hatte Marietta das Glück, noch eine halbe Stunde länger die rothe, silberverbrämte Mütze ihres Geliebten zu sehen, welche er zugleich mit einem blauen, ebenfalls mit Silber besetzten Rock als Capo-Banda trug. Im Ganzen war Marietta noch am vernünftigsten. Giovanna wollte durchaus tanzen, und die kleine Mila gar dableiben. Ich sammelte jedoch meine kleine Herde mit Autorität und führte sie nach ihrer Hürde zurück. Don Paolo war bei Bora und Mondlicht umhergewandert und kam uns entgegen. Ich versicherte ihm auf Gewissen: bei diesem öffentlichen Feste hätte er getrost erscheinen können.

Zu Hause fanden wir, daß Marco aus rabbia gegen die Thür gefallen war und sich das Näschen zu Marmelade gequetscht hatte. Die nächsten Tage konnte er gar nicht ausgehen, sondern mußte sich unaufhörlich Umschläge machen

Die übrigen jungen Mädchen, welche wir im Salon versammelt fanden, waren in ihrer modernen Tracht bei Weitem nicht so hübsch, wie Marietta und Giovanna. Aber ach, Giovanna tanzte! Als ob gar kein Toni in der Welt gewesen wäre! „Giovanna, wenn er das wüßte!" sagte ich, sie zupfend. „Und Du, die Du ihm noch am letzten Morgen versprochen hast, nicht zu tanzen!" — Sie guckte mich aus ihren großen naiven Augen an, sagte vergnügt: „Ach er wird's nicht erfahren!" und tanzte weiter.

Marietta sah prächtig vornehm aus, als sie auf verschiedene Anforderungen ruhig zur Antwort gab: sie tanze nicht. Sie tanzen! Und der Maestro?

Ja, der Maestro, der Maestro! Ich erfuhr's am Abend später, warum die Mädchen gar nicht dazu gekommen waren, zu kommen. Marco plapperte es mit der Unschuld der Kinderindiscretion aus. „Der Maestro, der Beppo, der mit der rothen Mütze war oben," schwatzte der kleine Wicht, „und da kam der Herr, und da haben wir geschwind das Licht ausgelöscht und uns versteckt, denn wenn der Herr den Maestro sieht, so schmeißt er ihn zum Hause 'naus." Ich dachte: „Bub! gut, daß Du fortkommst — Du wärst mir hier in einer schönen Schule."

XIX.

Ich hielt Marietta noch eine rührende Rede. Fanfogna hörte mir zu und sprach dann auch. Marietta hörte uns Beide an und versprach, sie wolle mit dem „Pflanzen der Familie" noch

ein Jahr warten. Darauf umarmte ich sie und Giovanna und verließ das weiße Haus an der malerischen Marine von Traú.

Dome blieb dort zurück. Sie sollte per barca fahren. Sie hatte natürlich zuerst wieder nicht gewollt. „Im Wagen war sie gekommen, im Wagen wollte sie auch wieder fort," das kam sie mir sehr gesetzt und gefaßt zu erklären. Ich richtete mich vom Einpacken in die Höhe. — Dome rührte kein Stück an — und eben so gesetzt und gefaßt wie sie, sagte ich: „Der Wagen des Grafen ist zu klein für uns Alle, und wär' er selbst nicht zu klein, so mag ich doch nicht mit einer bestia fahren." — „Wie soll ich da fort!" fragte sie sanft. „Zu Wasser, wie es bestimmt ist," antwortete ich eben so sanft, „und wenn Ihr nicht zu Wasser wollt, so zu Fuß." Zwei Minuten später kam sie wieder: „Padrona, da ist der Barcarol."

Diese durch keine Ursachen motivirten und durch keine Uebergänge vermittelten Abwechslungen von Wuth und Ruhe habe ich bei allen Frauen aus dem dalmatischen Volke beobachtet. Bald bäumten sie sich auf wie die Pferde, bald lagen sie auf den Knien und flehten um Vergebung. Wohlverstanden, Dome that das Letztere nicht; nur das Erstere. Sie war, was sie war, mit Bewußtsein, mit dem Gefühl der Berechtigung sich so und nicht anders zu betragen. Sagte man ihr aber: „ma tu sei matta", aber Du bist toll, so antwortete sie: „son matta per mi", ich bin toll für mich. Das wollte sagen: es ging Euch nichts an, wie sie sich betrug. Es war das lediglich ihre Sache.

Genug, ich ließ sie im Hause D. zurück, ungefähr mit dem Aufathmen, wie man ein Paar zu enger Schuhe auszieht, und ging nach Casa Fanfogna, um der Contessa Caterina die Hand zu geben und den kleinen Gian-Luca zu küssen. Alle Andern, Fanfogna, die beiden ältesten Knaben, il Franz, Don Marco, Don Paolo, Doktor Tacconi, begleiteten uns über die Brücke an den Wagen. Dort fanden wir noch mehrere Herren und, ich glaube wahrhaftig, einen Theil der Schuljugend. Wir fuhren ab, als wären wir persone di distinzione. Fanfogna kam mit uns bis nach Castel-nuovo, wo sein Cassin ist. Dort nahmen wir Abschied auch von ihm. Marco streckte die Aermchen nach ihm aus und wollte ebenfalls küssen und geküßt sein. Das hatte der Junge auf der ganzen Reise noch nicht verlangt. Man sah es recht an ihm, wie heimisch wir in dem lieben, kleinen, gastfreundlichen Traú geworden waren.

XX.

Anfang eines Briefes an den Paolo Dominis.

Ragusa, den 16. April 1853.

So ist Ihr langes Stillschweigen erklärt, und d... buon-cattivo oggetto ist — wo? Es gehört viel Becat... dazu, um sich von Traú bis Ragusa zu verlieren. Inde... man konnte sie von Micchiel Bitturi erwarten. Sein... Ihnen beschworener Geist irrt vielleicht an der griech... Bucht umher, um den seiner Geliebten zu suchen. Bi...

aber hat er auf dem Papiere so geendet, wie er in der Wirklichkeit hätte enden sollen — im Meere. Nun, in jedem Falle soll ich ihn in einer neuen Kopie haben, also hilft ihm sein Desertiren nichts, nur Sie, armer Don Paolo, haben doppelte Mühe.

Und die Marietta ist nicht nur Braut, sondern wird vielleicht schon in diesem Monate Frau. Das geht ja — mit dem elektrischen Telegraphen. Meine letzte schöne Rede war in den Wind. Alle schönen Reden sind „Wind und für den Wind", wie wir arme Menschen „Erde für die Erde" sind. Das „mi lo voglio" hat gefruchtet. Und der Marschall — zuletzt doch wie nachgiebig! Im Januar noch: „lieber das Feuer im Hause, als den Maestro!" und jetzt im März: Heirat, den väterlichen Segen! Man sieht recht: „chien qui aboie ne mord pas."

Aus einem Briefe an den Doktor Ivo Kaznačić.

Ragusa, den 22. April 1853.

— „Ich bekam heute eine „telegraphische Depesche" aus Traú. Sie ist vom 19. d. M. 5 Uhr Morgens datirt und lautet: Gestern Abend um 8½ Uhr sprach Marietta das verhängnißvolle Gelübde aus, welches sie auf immer an ihren B. bindet. Bis um 10½ Uhr Serenade, dann eine kleine Erfrischung. Die jungen Eheleute wohnen in unserer Nähe. Die Fenster sind noch zu."

Nun, natürlich waren sie noch zu. Sollten sie offen sein! Aber wer verheiratet sich so mit Dampf? Marietta,

scheint's. Ich bin verdrießlich, daß der Maestro sie so schnell bekommen hat. Se pure si fosse annegata?!

Dieses annegarsi ist vortrefflich. In der That, ein Mädchen, welches ohne Vorsicht heiratet, thut nichts Anderes, als daß es sich kopfüber in's Wasser stürzt. Wird sie sinken, wird sie schwimmen? Der Ausdruck also ist vortrefflich, aber die Sache — schwerlich.

In der Bibliothek.

Fast ebenso viel wie in dem neuen bürgerlichen Hause D. auf der Marine, waren wir in dem alten patrizischen Garagnin am Landthor. Die Bibliothek war mehr unser Zimmer als das Fanfogna's. Sie war geräumig, hoch und hatte zwei Fenster, von denen das eine auf die Hügel von Traú sah. Rings herum gingen die Bücherschränke, auf ihnen standen Statuetten. Der Thüre gegenüber war das Bild des Erzbischofs Garagnin.

Sollte man glauben, daß in Dalmatien die Literatur nichts weniger als romantisch ist? daß sie eine Perrücke trägt, wie nur je die unsere zu Anfang des vorigen Jahrhunderts?

Und doch ist's so. Die Dalmatier, so überoriginell im Leben, sind in der Literatur so altherkömmlich wie möglich. Alle fast schreiben nach klassischen Vorschriften. Höchst selten nur wagt Einer, er selbst zu sein. Unter diesen Ausnahmen springt auf das Glänzendste Giulio Bajamonti hervor, welcher zugleich Arzt, Compositeur, Schriftsteller und vor Allem Cyniker war. Gebürtig aus Spalato, war er Arzt auf Lesina,

fünf Jahre lang ein Arzt ohne Kranke, weil man auf Lesina nicht krank ist. Vielleicht war es aus medicinischem Ingrimm über diese allzugroße Gesundheit gewesen, daß er sich über die Statuten von Lesina hergemacht und sie in seiner Weise, d. h. auf eine ganz heillose Art, commentirt. Kein französischer Feuilletonist hat heutzutage das Geheimniß, treuherzig boshaft zu sein, so weg, wie Giulio Bajamonti, il medico di Lesina, es im vorigen Jahrhundert besaß. Ganz ernsthaft versichert er: „Die Lesignaner sind ehrlich, nur stehlen sie gern die grünen Pfirsiche und Muskattrauben.“ Weiter: „Es wurde in Lesina mehr bestraft, wenn Einer ein Haar aus dem Schwanze eines Pferdes zog, als wenn er lästerte oder einen Richter schimpfte.“ Endlich: „Wird Einer geschimpft oder geschlagen, und antwortet er oder schlägt wieder, so bekommt er nicht die Hälfte der Strafe, die sein Angreifer bezahlen muß, wohl aber, wenn er sich schimpfen und schlagen läßt.

Eine Frau, welche auf einem Diebstahl betroffen wurde, verlor beim Betrag von fünf bis zehn kleinen Liren, von denen eine zehn und drei Viertel Kreuzer galt, das rechte Ohr, bei zwanzig bis dreißig das rechte Ohr und die Nase, bei dreißig bis vierzig die Nase und die Lippen, und stahl sie über fünfzig, so wurde sie „so lange verbrannt, bis sie todt war.“ — Es ist seltsam, daß man nicht lieber darauf gekommen ist, sie durch die Zunge zu bestrafen, meint der Bajamonti nachdenklich.

Ein Dieb von edler Geburt verlor Augen und Hände

und durfte nie mehr in ein Amt gewählt werden, und wer Fürbitte für ihn that, bezahlte dreißig Lire. Der Basamonti bemerkte hierbei: „Dieses Gesetz hätte den Dieben die Lust benehmen müssen, Diebe von Lesina zu sein.“ Weiterhin sagte er: „Ein Erlaß von 1543 könnte auf den ersten Blick glauben machen, daß damals der Gebrauch stattgefunden habe, die Ziegen, die Kühe, die Maulthiere, die Esel und andere ähnliche Geschöpfe schwören zu lassen, doch später sieht man, daß es sich um Menschen handelt.“

Der Basamonti soll auch eine Geschichte von Dalmatien geschrieben haben, aber das Manuscript ist verschwunden und noch nicht wieder aufgefunden worden. Gedruckt dagegen ist seine Geschichte der Pest.

Spalato ist das dalmatische Rom. Die Politik war in den Händen der Bischöfe, oft selbst die Gewalt; der Tempel ist ein Problem, welches das Christenthum vom Heidenthum empfangen und nicht zu lösen gewußt hat. Spalato hat einen Garten, in welchem Steine wachsen, ein goldenes Thor, an welchem Kupfer für Bier gezahlt wird, und Spalato hat eine Palastliteratur und eine Pestliteratur.

Das älteste Blatt von dieser findet sich in den gestis civium spalatinorum, in welchem der Spalatriner a Cutheis die Pest von 1348 mit einem wahren Luxus von allen möglichen raben- und kohlschwarzen Tönen also malt:

„In jener Zeit war die Luft verpestet, düster und neblicht. Die Sonne war um Mittag gänzlich verdunkelt, und die Sterne schienen außer der Nachtzeit; der finstere und

schwarze Mond erlitt Verfinsterung; ein Komet mit einem großen Schweif erschien leuchtend am westlichen Himmel, und die übrigen Sterne fielen von ihren Stellen am Himmel auf die Erde. Man sah den Himmel offen, und aus dieser Oeffnung drang das Feuer des göttlichen Zornes. Furchtbare Erdbeben herrschten an vielen Orten, verschiedene feuchte Winde wehten pfeifend mit der größten Gewalt. Sich in die Höhe erhebend, hörte das stürmische und aufgewühlte Meer mit Brausen nicht auf, und alle Elemente gaben schmerzliche und traurige Zeichen. Bei Nacht um die Mauern der Städte her ziehend, ließen unzählige gefräßige Wölfe heulend ihre Stimmen laut werden, brachen, nichts mehr als Menschenblut trinkend, nicht mit heimlicher Hinterlist, sondern offen in die Häuser der Dörfer ein, raubten die Kinder vom Schooße der Mütter, zerrissen, in Scharen eindringend, mit ihren schneidenden Zähnen nicht nur Kinder, sondern bewaffnete Männer, und verschlangen viele todte Körper, die sie aus den Gräbern gruben. Und nicht nur Wölfe und andere reißende Thiere, sondern auch Dämonen wurden gesehen. Auf den Häusern sitzend, ließen Kuckuk's und Uhu's des Nachts klägliche und jammervolle Gesänge hören, zahlreiche Fledermäuse bauten sich Nester in den Häusern und Gebäuden. Zahllose Raben, bei Tage über den Städten fliegend, krächzten mit vielem Geräusch, desgleichen kreischten, in reichlichen Scharen durch die Luft streichend, Habichte und Geier."

Es ist ein wahrer cwal of horrors, eine Parlamentsver-

sammlung von Schrecken. Zuletzt kommen auch noch die Furien und berauben durch ihre Erscheinung die Menschen nicht nur des Verstandes, sondern machen sie auch „stumm und sprachlos“. A Cutheis war ein Mann des Pleonasmus, ein Mann, von dem man durchaus nicht mehr verlangen kann, als er gibt.

Der Bajamonti behandelt den schönen schwarzen Gegenstand mit einem gewissen bittern Humor, welcher einem zwar seltsam vorkommt, aber doch macht, daß man das Werk als ein Unterhaltungsbuch liest. Nach einer Widmung an die „Illustrissimi ed Eccellentissimi Signori Angiolo Maria Gabriel e Zaccaria Valaresso, Ampliss. Senatori Veneti“ beweist er in seinem ersten Kapitel ausführlich, wie und warum man sich vor allen Krankheiten möglichst hüten müsse, „denn,“ setzt er hinzu, „man glaubt nicht mehr, daß die gesellschaftlichen Körper von Zeit zu Zeit einer Ausleerung bedürfen, damit sie sich von den Ueberfüllungen erleichtern und von den Unreinigkeiten befreien, die sich in ihnen erzeugen.“ Den Inhalt des Werkes andeutend geben zu wollen, wäre wenig lohnend, indem dabei die Behandlung wegfallen müßte, die allein das Buch erträglich macht. Ich will mich mit einem Zuge begnügen. Ein Mönch schildert, wie er die Beichte einer todtkranken Frau gehört. „Ich sah die Pestbeule unter ihrem Arme,“ schreibt er, „aber ich hatte gut getrunken und die Pfeife im Munde.“ Man stelle sich in der letzten Stunde einen also versicherten Beichtvater vor!

Von Ivan Bunič Vučičevich, einem Ragusäer Patrizier-Poeten, übersetzte ich zwei Liebeslieder. Das erste lautet:

Skladno li te narav mila.

Süß mit allem Reiz geschmücket
Gleich der Rose auf der Flur,
Hat, o mein geliebtes Mädchen,
Dich geschaffen die Natur.

Sie die Königin der Blumen,
Du die Krone aller Frau'n,
Sie des Frühlings Schmuck, wie Frühling
Deine Jugend anzuschau'n.

Ihre helle rothe Farbe
Decket böse Dornen zu,
Herz des Löwen, Sinn der Schlange
Birgst mit Deinem Antlitz Du.

Von den linden Schmeichelwinden
Von dem Frühthau nährt sie sich,
Meine heißen Seufzer, meine
Bittern Thränen nähren Dich.

Mit dem Morgenroth erblüht sie,
Mit dem Abend welkt sie ganz,
Deine Schönheit glänzt am Morgen,
Und am Abend wächst ihr Glanz.

Einfach, für den Bunič sogar ganz merkwürdig einfach. Ragusäischer ist das zweite.

Skomo hočeš, ma Ljubica.

Sprich, wem willst Du, meine Liebste,
Deine Honiglippen geben,
Zwischen denen Rosenblüte
Sprießt und mächtig Wollustleben?
Könnte, lieblich Eden mein,
Nicht für mich ihr Zauber sein?

Sag', auf wen, Geliebte, willst Du
Hold die schwarzen Augen neigen,
Welche mir den hellen Morgen
Und der Sonne Aufgang zeigen?
Käme doch durch ihre Macht
Weißer Tag in meine Nacht!

Wen, mein Gut, willst Du beglücken
Mit dem glänzendreinen Haare,
Dessen Licht mir heller dünket,
Als das Morgenroth, das klare?
Wär' ich der, den binden soll
Diese Fessel wonnevoll!

Wem bestimmest Du den Busen,
Und den Hals, den schlanken, reinen,
Welche weißer als die Lilie
Und der Schnee der Alpen scheinen?
Wär', ach, wäre ihre Pracht
Meiner Seele zugedacht!

Reichen Lohn für meine Mühen,
Süß bestricken, hold bezaubern,
Wenn mir meine Wonne gäbe
Lippen, Busen, Haar und Augen!
Herrin, eile, gib sie mir,
Sonst entweicht die Seele mir.

Von Preradovich, dem tiefempfindenden kroatischen Lyriker, übersetzte ich nur ein Liedchen, welches ich in der „Zora dalmatinska“ fand. Es ist im Volkstone.

Maid und Vogel.

Vogel singet auf dem Aestchen,
Auf dem Aestchen an dem Rande
Von dem grauen weiten Meere:

„Ueber's Meer, da möcht' ich fliegen!
In drei Tagen und drei Nächten
Werd' ich über's Meer wohl kommen."
Hört die junge Maid den Vogel,
Hört den Vogel, singt dem Vogel:
„„Weder Aeste gibt's noch Aestchen
Auf dem grauen weiten Meere,
Und nur schwach sind deine Flügel,
Und drei Tage und drei Nächte
Wirst Du nimmer fliegen können.""
Vogel hört das junge Mädchen,
Hört das Mädchen, singt dem Mädchen:
„Siehst Du nicht die blaue Brücke,
Welche über's Meer sich spannet?
Treue Liebe trägt der Himmel,
Wenn ihr erdwärts sinkt der Flügel."

Anna Vidowich, die beste dalmatische Dichterin, hat auch viel in die „Zora dalmatinska" gegeben. Was diesen Gedichten fehlt, ist Eigenthümlichkeit. Sie sind studirt einfach, doch ist ein Talent, welches sich in zwei Sprachen mit Leichtigkeit bewegt, immer ein sehr beachtenswerthes. Die größere epische Arbeit der Dichterin beruht auf einer wahren Begebenheit. Sieben Miglien von Sign ist auf der Straße nach Spalato eine bergige und waldige Gegend, welche sich ungefähr vier Miglien von Cucusov-Klanačz bis Ženski-Klanačz hinzieht. An diesem letztern Punkte, welcher „Frauenschlucht" bedeutet, wurde bei der Begleitung der Braut nach dem Wohnorte des Bräutigams eine Hochzeitsgesellschaft von Haiduken überfallen. Viele Svati blieben todt auf dem Platze, und auch die Braut hatte dieses Schicksal. Sie hieß Anka, ihre Mutter kam um sie klagen und rief

dabei unaufhörlich: „Anka moja, moja Anka! Meine Anka, Anka mein!“ Und darnach heißt noch jetzt die ganze Gegend Mosanka.

Im Gedichte ist der Räuber der Geliebte Anka's, Stanko, der sie dem ihr aufgezwungenen Paval entführt. Dieser folgt mit seinen Freunden, ein blutiger Kampf entbrennt, Stanko findet das viele Morden unnütz und fordert Paval auf, es durch einen Zweikampf zu endigen. Paval hat nichts dagegen, kämpft, wird verwundet und stürzt. Anka kommt herbei und höhnt ihn aus — eben nicht sehr weiblich. Paval bekommt auf einmal wieder Kraft, springt auf und ersticht Anka mit seinem Messer. Seinerseits wird er von Stanko umgebracht und dann folgt moja Anka u. s. w. Eine ächte Frauenbehandlung, nebenbei in fünffüßigen Trochäen und mit Reimen nach Belieben.

Von einer ragusäischen Dichterin, Fiora Zuzzeri, wollte ich eigentlich eine literarische Novelle schreiben, aber die Zeit fehlte mir, und ich mußte mich mit einer biographischen Skizze begnügen.

Fiora's Vater war Franzesco Zuzzeri, ihre Mutter Maria Radaglievich. Die Zuzzeri stammten aus Bosnien, wo sie das Dorf Zamandria und den Fürstentitel besaßen. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts kamen sie nach Ragusa, und 1430 entsagten sie ihrem Titel, um sich in die Cittadinanza aufnehmen zu lassen.

Die zweite von sechs Töchtern wurde Fiora 1555 geboren und erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung. Die

Ragusäer beschäftigten sich damals zugleich mit dem Handel und den Wissenschaften. Die Ragusäerinnen zeichneten sich durch wissenschaftliche Bildung aus. Fiora hatte zu Freundinnen Nicoletta Resti, eine bedeutende Latinistin, Giulia und Speranza Bona, Beide Dichterinnen, und Maria Gondola, welche die Philosophie der Alten verstand.

Nachdem Francesco Zuzzeri die jüngste Tochter Margharita an Girolamo Primi in Ragusa verheiratet hatte, ging er mit den übrigen nach Ancona, welches er sich seiner Geschäfte wegen zum ferneren Aufenthalte gewählt hatte. Mehrere Male jedoch machte er Reisen nach Ragusa, und mehr als einmal begleitete ihn Fiora. Endlich verheiratete sie sich 1577 mit Bartolomeo Pescioni, einem reichen florentinischen Edelmann, und lebte von da an für gewöhnlich in Florenz.

Sobald sie in dieser glänzenden Stadt erschien, wurde das Haus Pescioni der Sammelplatz, wo von den feinsten und besten Geistern Poesie, Kunst und Wissenschaften besprochen wurden. Kein Wunder also, daß Fiora das lebendige Florenz dem stillen, abgelegenen Ragusa vorzog. Doch besuchte sie von Zeit zu Zeit die Vaterstadt, und dann war ihr Haus dort, was es in Florenz war. Fiora sprach und dichtete gleich gut, sowohl im Toskanischen, wie im Illyrischen. Ihre Specialität war das Epigramm, und ihr poetisches Talent wird von ihren Zeitgenossen sehr hoch erhoben. Aber umsonst ist zu Ragusa nach einer Spur von ihren Poesien gesucht worden, umsonst hat man die

Bibliotheken von Florenz durchstöbert, und so fängt man denn an zu argwöhnen, daß wohl der größte Werth der Dichtungen in der Schönheit der Dichterin bestanden haben dürfte, und daß vielleicht Fiora's Verehrer, um den Ruhm der Verehrten nicht zu schmälern, die gepriesenen, aber unbedeutenden Erzeugnisse von Fiora's Muse mit stiller Pietät beseitigt haben möchten.

Es wäre dies für eine so schöne Frau nicht zu viel gethan gewesen. Ich sah später ihr Bild. Ein regelmäßiges, vornehmes, etwas preciöses Gesicht, die Nase fein gebogen, der kleine Mund mit dem Bewußtsein von seiner Schönheit geschlossen, das Haar kurz und üppig gelockt. Nur zwei lange Locken ringeln sich an dem stolzen Halse auf den plastisch vollendeten Busen herab. Die Kleidung besteht in einem tiefausgeschnittenen schwarzen Stoffkleid mit Spitzenberthe und Perlenagraffen.

Unter den Verehrern dieser so großen Schönheit, welche noch obenein Epigramme machte, zeichneten sich als besonders leidenschaftliche zwei Ragusäer aus: Domenico Ragnina und Domenico Zlatarich. Der erstere wurde nicht weniger als sieben Mal zum Rettore der Vaterstadt gewählt, der zweite bekleidete diese Würde an der Universität von Padua. Es war auch hier keine geringe, wenn auch nicht wie in Ragusa die oberste. Ginnosiarca oder Rettore degli Artisti war der Titel, die Kleidung bestand aus Toga und rothem Obergewande, aus einer goldenen Stola mit Edelsteinen und aus rothen Schuhen. Der Rektor hatte viele

Diener in einer besonderen Tracht hinter sich, vor sich einen Liktor mit einem silbernen Stabe, und bei öffentlichen Feierlichkeiten nahm er unmittelbar hinter dem Bischof und dem Gouverneur Platz. Zlatarich leistete in diesem Amte sehr Bedeutendes und gewann besonders viele Ehre, indem er einen gefährlichen Zwiespalt zwischen den deutschen und französischen Studenten auf das Glücklichste beilegte.

Diese beiden Männer nun huldigten, obwohl beide verheiratet waren, der ebenfalls verheirateten Fiora auf das Wärmste. Ich weiß nicht, was ihre Frauen dazu gesagt haben mögen. Ein dritter Verehrer war Niccolo Gozza, dessen Frau, Maria Gondola, später der gefeierten Fiora eines der philosophischen Werke ihres Mannes widmete. Ich will hier nicht nach Appondini Biographie machen, genug, daß Fiora in Dedicationen, in Prosa und Poesie gepriesen wurde und fortfuhr, abwechselnd in Ragusa, in Florenz und in Ancona zu wohnen, wo ihre vier andern Schwestern verheiratet waren. Sie überlebte ihren Mann, der Zlatarich sie. Das Jahr ihres Todes ist nicht bekannt.

Ein sonderbares Buch ist der poetische Herold von Don Niccolo Mugliacich, Priester in Spalato. Es ist eine Sammlung von Complimenten an alle mögliche vornehme und gelehrte Herren, von Schäfergedichten und Hymnen, von Briefen und Uebersetzungen aus dem Illyrischen in's Lateinische, aus dem Lateinischen in's Italienische, natürlich Alles aus dem vorigen Jahrhundert. Der Autor ist ein Schäfer mehr in Perrücke, ein „agreabler“ Herr, spaßhaft und witzig.

Mitunter hat es sehr gute Sachen darinnen, wie z. B. diese Strophen aus einer Warnung an eine gewisse Dame von dem „edlen und gelehrten Manne, D. Zaccaria Guidotti, Traùriner“, welcher Lateinisch, Italienisch, Illyrisch und Hebräisch verstand. Die in Rede stehenden Verse sind in der dritten dieser Sprachen und zwar in der alten Orthographie geschrieben.

Kako ub je Zmay çlovika
S 'mugnom svoga od podgleda;
Tako i occo gljubovnika
Mori Sardze, ko ga gleda.

Na daleko uho odkeni,
Kad ti slavi, Pisnii poju;
Da glase taschi i vitreni
Ne priteghne gljubav tvoju.

Tischi obçay skoka gluha,
Kom 'ne uddu çarcovniçi;
Jer zavtara obba uha
Na gnihove glasse, i réçi.

Wie den Menschen schlägt die Schlange
Mit dem Blitze ihres Blickes,
Also macht das Aug' des Liebsten
Auch dem Herzen Angst und bange.

Halte weit entfernt die Ohren,
Werden Lieder Dir geschrieben,
Daß ihr eitel windig Klingen
Nicht entfalten mög' Dein Lieben.

Mach' es wie die taube Natter,
Welcher nie die Zaub'rer schaden,
Weil sie beide Ohren schließet
Ihrer Stimme, ihren Reden.

Eine andere altväterische Curiosität sind die Ravvosvati, die poetischen Akademiker von Zara. Sie hätten in Gottes Namen ohne Wiederbelebung bleiben können, mochten sie nun wirklich todt oder nur scheintodt sein. Ihren Orazione e Poesie nach, welche sie dem Provveditore Francesco Grimani bei seinem Abgange nach Venedig drucken ließen, muß eine solche dalmatische Akademie von 1757 noch absurder gewesen sein, als ein norddeutsches literarisches Theekränzchen Hoffmann'schen Angedenkens in den zwanziger Jahren des jetzigen Jahrhunderts.

„I contorni di Sebenico" vom Rath und Doktor Giapich aus Zara sind, ohne bedeutend zu sein, natürlich geschrieben und geben wenigstens wirkliche Bilder, nicht blos poetische Floskeln. Besser noch sind von demselben Autor „Biblische Paraphrasen." Die von „an den Flüssen Babylons" erinnerte mich an die Verse Byrons über dieselben Worte.

Di Babilonia sulle averse sponde
Sedemmo, e a te, Sion, eran rivolti
I pensieri e gli affetti e i sospiri.
Mute pendean dai salici piangenti
Le nostre cetre, ed il nemico invano
Degl' inni di Sion chiedeva il canto.

Es gibt auch vom Rettore Bernardino Bicego, I Contorni di Spalato, ein agrarisch-descriptives Lehrgedicht, welches, 1814 gedruckt, folgende Stelle über Salona enthält:

Hier siehst nur Steine Du, und selbst das Gras,
Als fühlt' es unterm Boden kriechen noch
Die Funken der zerstörungswüth'gen Flamme,
Will hier nicht wachsen, und der Dorn allein,
Der herbe Schmäher einer solchen Pracht,
Führt mit den bessern Pflanzen Krieg.

Viel beschäftigt habe ich mich mit den geschichtlichen Dokumenten über Istrien und Dalmatien, welche V. Solitro aus der Marciana entnommen und mit Anmerkungen herausgegeben hat. Man hat mehrfach an ihrer Echtheit gezweifelt. Was sich aber nicht bezweifeln läßt, weil man es empfindet, das ist der Duft der alten Zeit, von dem sie durchdrungen sind. Wie gut sind z. B. folgende Blätter von einem Tagebuche aus dem Kriege, in welchem Cypern von Selim II. genommen und dagegen von Don Juan von Oesterreich die Schlacht von Lepanto gewonnen wurde.

„Der Kapitän Orazio Ascoli hatte sich am 4. August 1571 mit 100 Mann gegen Traù hin postirt. Gegen Abend hört er von einer Annäherung der Türken und bricht auf. Zwei Miglien hat er gemacht, da stößt er auf zwei wunderschöne Mädchen, noch in der ersten Jugend. Und sie erzählen verzweifelnd: Die Türken haben den Morgen über in ihrem Dorfe gehaust, und wollen Frauen und Kinder gefangen fortführen, als die Männer von den Feldern herbeistürzen. Sie fallen, unbewaffnet wie sie sind, über die Türken her. „Nicht anders als todt, ihr Türkenhunde, sollt ihr uns haben," schrien sie und rufen die Madonna und San Giovanni an. Die Türken schließen um

die Frauen und die geraubten Kinder einen Kreis, die Frauen raffen auf, was sie finden und durchbrechen ihn. Die kleinen Knaben ziehen ihre Schleudern aus den Taschen und werfen Steine. Und auf dem Gebirge zeigt sich eine weißgekleidete Frau, und wenn sie die Dalmatier ansieht, so macht sie das Kreuz und lächelt, und wenn sie die Türken ansieht, droht und weint sie. So fliehen endlich die Türken und lassen alles Geraubte zurück, nur einer führt einen Knaben und ein Mädchen mit sich, die Beide auf seinem Pferde festgebunden sind. Aber nach wenigen Schritten schon entweichen ihre Seelen und schwingen sich als zwei weiße Tauben in die Luft.

Das erzählen die weinenden Mädchen. Ein Soldat, Antonio Ralich, kniet nieder, gelobt mit entblößtem Schwert Rache bei Gott und der benedeiten Jungfrau, und Alle schwören ihm nach.

Und es ist am 4. September. Die Türken sind vor Zara. Die Nacht haben sie auf den Höhen an der Landseite zugebracht, vor den Kanonen geschützt durch ihre christlichen Gefangenen, die sie immer in die erste Reihe schieben. Dieses Mal sind es zwei Priester. Der eine, Ante Beglich, weint und ißt nicht, der andere, Franizza Starich, lacht und ißt, und erzählt den Türken heilige Legenden. Ihr Imam sagt gnädig: Der Messias sei des Propheten Freund, und dieser wolle dem Messias wohl. „Muhamed war kein Heiliger,“ antwortet Franizza und erhält dafür von einem Türken eine große Ohrfeige.

In der Stadt ist den ganzen Tag vorher Tumult gewesen. Einige Frauen rufen ihre Männer aus den Reihen, die andern ermuthigen die ihrigen zum Kampfe. Die Landleute flüchten sich herein. Eine Frau kommt mit zwei Kindern an der Brust, stürzt nieder, macht die Kinder los, reicht sie den Wächtern hin und stirbt.

Die Türken haben Bresche geschossen und wollen eindringen. Mit drei Söhnen hilft Zuane Catich aus Zara sie zurückschlagen. Ein Luca Lucovich, welcher, nachdem er die eigene Schwester getödtet, dem Galgen entflohen und Renegat geworden ist, ruft Zuane zu: „villano, Deine Vorfahren haben für die Meinigen den Acker bebaut — jetzt werde ich Dir Deinen Widerstand lohnen!" Damit schießt er dem einen Sohne, welcher den Vater decken will, in's Herz, und will dann mit dem Messer auf die Beiden andern los, als ein zwölfjähriger Knabe einen Stein schleudert und dem gigantisch großen Luca ein Auge auswirft. Der neue Goliath stolpert zwischen den Steinen, wird gefangen genommen und nach einer Predigt vom Provveditore aufgehängt.

Ein Oberst mit 200 Mann fällt den Türken in den Rücken. Hundert Mann sind Morlacchen, welche den Monat vorher in Traú gewesen sind, und jetzt den besondern Befehl haben, die Türken nicht eher zu plündern, als sie Erlaubniß dazu erhalten. Die Türken schwanken einen Augenblick, sammeln sich aber gleich wieder und fechten heftiger, denn zuvor. Da ruft Antonio Ralich: „Ihr, schlimmer als

Weiber, daß ihr Euch am Morgen nicht mehr Eurer Schwüre vom Abend erinnert! Geht, ihr Treulosen, ich werde allein vorwärts, und Ihr werdet sehen, daß wenigstens ich Wort halte. Er sprengt in's Getümmel — vor ihm ist der Türke, der die beiden Kinder fortgeführt und sich dessen unter den Mauern soeben gerühmt hat. „Türkenhund, jene lieben Kindlein sind im Paradiese — Du sollst durch meine Hand in die Hölle kommen!" Mit diesem Gruße haut der Kalich ihn vom Pferde. Der Türke liegt und verflucht den Propheten und die ganze Welt; das Pferd Antonio's scheut und bäumt sich, und zerschmettert mit seinem Hufe des Türken Kopf. Da schreit Alles: „Es lebe Ante! gelobt sei die Madonna und der benedeite S. Sime!" und Alles folgt dem Kalich, und die Türken fliehen."

Diese Erzählung ist nervig und voll Bewegung. Eine zweite, mehr mystische, bezieht sich auf die Schlacht bei Lepanto.

„Als," so lautet sie, „Luca Jablanaz am 22. August Abends von seinem Felde nach Salona zurückkehrte, traf er einen alten Mann, der hatte einen so zerstückelten Mantel um, daß es ein Wunder war, wie dieses Kleidungsstück noch halten konnte. Luca fragte ihn: „woher?" Der Andere wollt' es nicht sagen, sondern bat nur um ein bischen Brod als Almosen. Unserer, von Allen hier als gutherzig gekannt, gibt ihm Brod und Käse und eine Flasche zum Trinken, und dann nimmt er Abschied von ihm. Luca hatte ungefähr dreißig Schritte gethan, als er hinter sich

einen großen Lärm hörte; er drehte sich um, und sah drei ganz unbekannte Männer, grüngekleidet, im Handgemenge mit dem alten Manne. Wie der alte Mann bemerkt, daß Luca ihn ansieht, macht er ihm ein Zeichen, sich nicht zu bewegen, nimmt Erde, streut sie auf die Häupter seiner drei Angreifer, und diese verschwinden wie durch Zauber, als wären sie Rauch. Jablanaz sieht das, bekreuzt sich und fragt: „Vater, ich bitte Dich, wer bist Du? woher? und womit können wir Dir dienen?“ Der alte Mann antwortet nichts, als: „Geh' nach Hause, guter Luca, und verkünde, daß Euere Christen gegen den Aufgang kämpfen und siegreich sein werden.“ Und damit wandte der alte Mann sich etwas zur Seite und wurde wie Feuer und nie mehr gesehen, weder vor= noch nachher.“

Noch eine dritte Geschichte und dann genug: „Drei Barken von der Brazza landeten am 24. Oktober bei Almissa, sie kamen aus Spalato, wo sie Korn geladen hatten, und mußten vor dem schlechten Wetter an's Land flüchten. Kaum waren sie dort, so sahen sie auf der Erde Waffen und zwei türkische Mützen. Also schifften sie sich hastig wieder ein — das Wetter war zum Glück ruhig geworden. Vom Gebirge hörten sie fluchen, und siehe, es war eine türkische Wache, welche ins Land hinein schrie und Zeichen machte. Dann verschwand sie oben und erschien kurze Zeit darauf unten, gefolgt von einer ganzen Schar. Die Brazzaner schifften ruhig, weil sie sich bereits außer Schußweite befanden; da wirft in der Barke des Dusa=Bacich eine

Frau, welche rudern half, das Ruder plötzlich hin, rauft sich das Haar und schreit: „Paval!" Alle starren sie an — sie fällt wie todt hin — sie war gewahr worden, daß ihr Knabe am Ufer vergessen worden war. Man sah ihn jetzt am Ufer mitten unter den Türken — er winkte weinend mit beiden Armen zur Umkehr. Sein Vater wollte die Barke wenden, doch die Uebrigen wollten nicht, nicht um Eines willen Alle sterben. Umsonst drohte und verzweifelte der Vater, da sprach ein junger Mann aus Almissa, Gregorio, so eindringlich, daß er die Herzen bewegte und die Barke gewendet wurde. Eine zweite schloß sich an — man hörte, wie das Kind vom Ufer aus rief: „Kommt zurück, um Jesu willen, kommt zurück, denn sie tödten mich! Mein Vater, komm' zurück — sieh' Dich um in der Barke — Dein Paolo ist nicht mit Dir!" Die Türken würden das Kind auch wirklich getödtet haben, aber ihr Anführer erinnerte sich, daß einst, als Sasso noch christlich war, ein Christ aus dieser Festung ihm seine beiden Knaben und einen Diener zurückgesandt hatte, die durch Ueberfall gefangen genommen worden waren. Folglich wurde Paval seinen Eltern zurückgegeben. Die Mutter umfaßte weinend die Knie des Türken, welcher ein so menschliches Gedächtniß hatte, und Brazzaner und Türken trennten sich als Freunde; aber sechs Stari Getreide hatten die Brazzaner doch hergeben müssen." Der Schluß ist besonders naiv.

Wer nicht naiv ist, das ist Casatti, dessen Witwe noch in Traù lebte. Bei einem großen Talent, sich die Stoffe

zu wählen und zurecht zu legen, ging ihm gänzlich das ab, sie zu handhaben. Seine Erzählungs- und Schilderungsweise ist ebenso geschraubt wie eintönig.

Der beste seiner Romane ist „Ban Horvath", dessen Inhalt kurzgefaßt folgender ist: König Ludwig herrscht in Ungarn vierzig Jahr, die zweiten vierzig des vierzehnten Jahrhunderts. Bei seinem Tode läßt er die Stände seiner Erstgeborenen Maria schwören. Sie liebt und wird wieder geliebt von Sigismund, Markgrafen von Brandenburg, Sohn Kaiser Karl IV. Aber auch Ivan Horvath, Ban von Kroatien und Dalmatien liebt sie, seit er sie beim Begräbniß des Königs gesehen. Er läßt durch Paul, Erzbischof von Zagabria, um sie anhalten. Sie schlägt ihn natürlich aus, und ebenso natürlich schwört er Rache und veranlaßt Aufstände in Zara und Vrana. Doch umsonst; jeder Aufstand wird leicht unterdrückt und Maria die Gemalin des Markgrafen. Der Ban verschwört sich nun ernstlicher mit mehreren unzufriedenen Großen, und Paul wird nach Neapel gesandt, um Karl von Durazzo die Krone anzutragen. Dieser nimmt sie an und kommt nach Vrana, wo die Ritter von Rhodus sind. Der Bruder des Bans ist hier Prior.

Karl schifft auf kleinen Barken hinüber nach Segna, und zieht von dort mit einer Schar italienischer Mannen durch Kroatien nach Ungarn. Am Hofe zu Ofen empfängt man ihn als einen besuchenden Verwandten mit offenen Armen. Kurze Zeit darauf bricht die Verschwörung aus,

der Verrath ist da, der Verräther offenbar, und die Drohung von Sigismunds Tod bringt die gefangene Maria zur Thronentsagung.

Karl wird gekrönt. Maria muß sich mit ihrer Mutter in ein altes Schloß unfern von Ofen, Sigismund zu seinem Bruder, dem König Wenceslav von Böhmen, zurückziehen. Doch nicht lange genießt Karl des usurpirten Thrones. Ein treuer Anhänger Maria's, Biagio Forgach, schwört und vollführt seinen Mord.

In der ersten Ungewißheit flieht Maria mit ihrer Mutter Elisabeth. Der Ban entdeckt und faßt sie. Der Bürgerkrieg entbrennt, Sigismund kommt aus Böhmen und endet ihn mit venetianischem Beistande. Maria wird befreit. Elisabeth fällt noch im letzten Augenblicke als Opfer des Priors. Maria wird auf's Neue als Königin anerkannt, Sigismund als König gekrönt, aber die Kroatier weigern sich, ihn anzuerkennen; der Ban gewinnt den König von Bosnien, Tvartko; dieser verwüstet Dalmatien; Spalatro, Traú und Sebenico unterwerfen sich ihm. Da zeigt endlich Sigismund sich als Schwiegersohn Ludwigs, belagert und besiegt die Rebellen im Schlosse Dobor in Bosnien, und der Ban wird von vier schwarzen Pferden zerrissen.

Und das Folgende ist zwar kein Roman, aber ein Romanstoff aus dem Werke des Prudentius Narentinus, „vom Reiche Bosnien und seinen Untergang."

Ein gewisser Debrota oder Dobrota war wegen mehrerer glücklich zu Ende geführter Gesandtschaften von Stephan

Remagna zum Grafen, sowie zum Ritter des Ordens vom heiligen Sabas ernannt worden. Ebenfalls wegen seiner glücklichen Geschicklichkeit wurde er allgemein Radimir oder Friedensstifter genannt, und dieser Name vererbte sich auch auf die Familie, so daß sie bis zu 1298 Radimirovich hieß. Da aber liebte ein gewisser Bukossav aus ihr seinen Sohn so sehr, daß er ihn stets dobro moje oder dobro moj, mein Gut oder mein Guter, nannte, und davon nahm wiederum die Familie den Namen Dobrotich oder Dobrovich an.

Im Jahre 1463 nun floh ein Dobrotich mit seiner Frau, sechs Söhnen und zwei Töchtern vor den Türken. Bei Bisnjevo hielt ihn die angeschwollene Verbagna auf, und er mußte mit den Seinen Schutz in der Höhle Zapecchie am Fluße Ugar suchen. Da entdeckten die Türken, welche Zajeze belagerten, bei einem Streifzuge die jüngste Tochter des Dobrotich, Lilia, die mit einigen Dienerinnen ausgegangen war. Zum Sultan geführt, wurde sie dessen Gemalin, und er gab einen Firman, durch welchen er ihrem Vater „den Ort, der solche Schönheit hervorbrächte,“ als abgabenfreie Herrschaft schenkte, und als Grenzen derselben nördlich und östlich den Ugar, südlich den Berg Gostyl, westlich die Burg Cometin am Fluße Varhas bestimmt. Eingerichtet in seinem neuen Besitz wollte der Graf die andere Tochter Dorothea an den Edlen Pocvaščich verheiraten, aber der Hochzeitszug wurde, gerade wie der Anka's, von einem gewissen Jaxa oder Jarich überfallen, welcher

Dorothea liebte und von ihr zurückgewiesen worden war. Er benutzte das Gefecht, um ihr durch eine schwere Wunde das Gesicht zu verunstalten; er selbst, so wie der Bräutigam, kam um's Leben. Der Ort, wo das geschehen, hieß noch lange: Grab des Pocvajčich.

Dalmatien ist reich an Romanstoffen, möchten sie nur erst besser benutzt werden.

Das Kreuz des Paladin.

I.

Weh' mir, auf der Erde seh' ich
Meinen Freund dahingestrecket!
Ganz verändert ist sein Antlitz,
Er wird nicht mehr aufgewecket.

Sagen möcht' ich, daß er ruhe,
Und daß sein Erwachen nah';
Doch mir bangt, er liegt auf ewig
In dem Schlaf des Todes da.

Denn die böse Wunde seh' ich
Rauchend in des Herzens Mitten,
Wenig Weg zu seinem Bette,
Kalten Stein zu seinem Kissen.

Sehe seine trüben Augen,
Welche nicht den Tag mehr sehen,
Trübe wie die Sonn' aus Osten
Angeschaut im Untergehen.

Sehe, wie zum Sohn zu kommen
Sich die Mutter eilt von Weitem,
Während Thränen, herb und bitter,
Strömend ihr vom Antlitz gleiten.

Höre, wie sie jammernd rufet:
„Deine Mutter, Sohn, ist hier!
Ehe noch Dein Tod sie tödtet,
Mein Verlangen, sprich mit ihr!

Meine liebe, süße Seele,
Du mein Schatz in Wirklichkeit,
Deine liebevolle Mutter,
Sie ist hier voll Gram und Leid.

Sohn, Du Lind'rung meiner Mühen,
Mein geliebter theurer Sohn,
Also gibst Du mir nicht Antwort,
Hörst nicht meinen Klageton?

Weh' mir, Du hast ausgeathmet,
Und die Mutter weint um Dich!
Hätte doch nur eine Wunde
Deiner Wunde gleich auch ich!"

Und dann rief sie aus: „O Himmel
Dir ist Wunderkraft gegeben;
Thue jetzt das Wunder, mir
Meinen Sohn zurückzugeben!

Diesen, meiner Liebe Sohn,
Lass' als Gabe, lass' ihn mir,
Reiße, reiße nicht vom Busen
Diese holde Blume mir!

Die ich auferzogen habe
Mir mit Sorgfalt und mit Glück,
Die ich jetzt verloren habe,
Gib mir, gnäd'ger Gott, zurück!"

Leute, rief sie dann zu Hilfe:
„Söhne mein, in Gottes Namen
Traget Luca in die Stadt,
Eh' die Mutter stirbt am Grame!

San Giovanni Traurino,
Eh' neun Tage hingeschwunden,
Räche Du, ich bitte Dich,
Meines Luca blut'ge Wunden!"

Und sie wollte mehr noch sagen,
Doch ihr Schmerz hat's nicht erlaubt,
Ihre inn're Qual die Worte
Von den Lippen ihr geraubt.

Und die Schwestern haben weinend
Ihren Bruder nun umfaßt
Und geküßt das bleiche Antlitz,
Welches vor der Zeit erblaßt.

Und sie sprachen: „Liebster Bruder,
Unser einz'ges Glück auf Erden,
In dem Frühling Deiner Jahre
Mußt uns Du genommen werden!

Also wird nun die Geliebte
Dir der kalte Marmorstein,
Und Dein Haus das dunkle Grab,
Und Dein Schmuck der Grabkranz sein!

Jeder liebkos't Dir, beklagt Dich,
Alle weinen über Dir,
Doch am meisten thut's Vincenza,
Die versprochen war mit Dir.

„„Was verbirgst Du,"" also frägt sie,
„„Sonne, Dich für mich allein?
Nein, Du starbst nicht, o mein Luca,
Du kannst nicht gestorben sein!

Mir wirst Du auf ewig leben,
Denn mein Herz, bekannt ist's Dir;
Während meiner ganzen Tage
Stehest Du vor Augen mir.

Deine Güte war unendlich,
Wie es die Casteller wissen;
Alles, Alles ward in Dir
Deiner treuen Braut entrissen.

Jetzt verflossen ist ein Jahr
Seit mir Deine Lieb' ein Glück,
Und wie bleib, ein nächt'ger Vogel,
Ich nun ohne Dich zurück?

Wem, Geliebter, wem empfahlst Du
Deine Braut in ihrer Noth?
Und wie wandtest Du Dein Lieben
Ab von ihr im grausen Tod?

Alles hätt' ich Dir geopfert,
Und ich wußte wohl für wen;
Ach, was ist der armen Bice,
Als sie Dich verlor, gescheh'n!""

Und es sangen Alle: „Gott,
Laß' ihn ein zum Himmel geh'n!"

Dieses, im Illyrischen der Küste gedichtete Lied ist das Volkslied der Castella par excellence. Der Verfasser ist Gian Cipico aus Castelnuovo, der, ohne je weder die Rechte noch die Poesie studirt zu haben, zugleich der Anwalt und der Dichter, oder wie man in Dalmatien sagt, der Barde der Castella ist. Darnach muß das Lied beurtheilt werden. Leonardo Duban schrieb mir darüber: „Wenigstens fehlt in ihm nicht die Leidenschaft, welche denn doch eines der unerläßlichen Erfordernisse in der Poesie ist." Leonardo Duban hat Recht; das Lied ist voll lyrisch-schmerzlicher Bewegung. Allerdings währt diese etwas

lange und äußert sich eintönig. Das südslavische Volk klagt nicht epigrammatisch, und wiederholt, was es geklagt hat. Aber der starke Ausdruck natürlicher und tragischer Gefühle ist darum nicht minder in den Versen des Cipico enthalten.

Die Begebenheit nun, welche in ihnen als bekannt angenommen und daher nur angedeutet wird, knüpft sich an ein kleines weißes Kreuz, von mir Kreuz des Paladin genannt. Es heißt nicht so, wie auch die Namen in dem illyrischen Liede anders sind, als in meiner Uebersetzung. Wenn man weiter liest, wird man erkennen, inwiefern diese kleinen Veränderungen nöthig waren! Die Stelle des Kreuzes ist an der Straße von den Castellen nach Traú, links vom Wege und etwa eine Stunde vor der Stadt. Es ist niedrig und verschwindet fast in den Myrten. Man kann es übersehen, wenn man nicht besonders aufmerksam nach Einzelnheiten späht. Das Golfufer, bis zu Papali so grün und üppig, wird hinter den wenigen Häusern, welche diesen Namen tragen, plötzlich kahl und sumpfig. In einiger Entfernung ist der Ort eines früheren Dorfes, Tarce, jetzt verlassen wegen seiner ungesunden Luft. Rechts am Berge hängt die kleine Kirche von San Nofrio, d. h. Onofrio, links folgt eine Peschiera und eine Niederlassung von Mühlen. In gleicher Richtung mit diesen ungefähr blinkt an der Straße in der Hecke das niedrige weiße Kreuz.

II.

Es war im Jahre 1832, als eines Abends ein junger Mann in die Apotheke kam, wo sich die männliche Gesellschaft von Traú versammelt. Man geht in Traú nie in ein Café; die „Farmacia" ist der einzige Stelldicheinort für alle Herren, welche zur „Gesellschaft" des Städtchens gehören.

Der junge Mann, mit dem wir es hier hauptsächlich zu thun haben, hieß Luca Paladin und gehörte einer wohlhabenden und geachteten Familie an. Ein Bruder von ihm ist noch heute Professor an einem der dalmatischen Gymnasien. Luca hatte auch studiren sollen, aber nicht gewollt. Sein Naturell war zu unruhig dazu. Er hatte das Schmiedehandwerk gewählt. Wenn man sich erinnert, daß Karl IX. von Frankreich dasselbe und mit Leidenschaft betrieb, so wird man in der Wahl dieses geräuschvollen und gewaltsamen Handwerks einen bedeutsamen Aufschluß über den Charakter Luca's finden.

Im Aeußern war er von ächtem Traúriner Schlage, klein, stämmig, untersetzt. Starker Kopf, breites, in Vorsprüngen modellirtes Gesicht, Kraft ganz und gar, aber allerdings mehr materielle als intellektuelle.

Auch seine Instinkte zeigten sich materiell und das immer deutlicher, je mehr er Mann ward. Liebschaften fehlten nicht. Ich weiß nicht recht, wie ein junger Mann in Traú ein mauvais-sujet sein kann — wie er Raum und Luft dazu hat. Das Städtchen ist so sehr „compassirt,"

sowohl in seiner Bauart, wie in seinen Sitten. Alle sehen Allen in die Fenster — müssen es, die Straßen sind so enge. Die natürliche Folge davon ist, daß Jeder von Jedem weiß, was Jeder thut und auch nicht thut. Wer ein mauvais-sujet von Traú sein will, muß sich darüber hinwegsetzen, daß Jeder ihn als solches kennt. Nun, Luca that das. Er nahm seinen Ruf an. Es muß doch gehen. Man muß in Traú ein — Strick sein können; Luca bewies es.

Wohlverstanden, er that nichts Schlechtes und nicht einmal etwas eigentlich Unrechtes — er machte nur Streiche. Er war ein- oder zweiundzwanzig Jahre alt, hatte sehr breite Schultern und einen sehr starken Krauskopf, viel Langeweile und wenig Zerstreuung — da soll Einer nicht Streiche machen.

Leider fing er damit an, Streiche zu machen, und hörte damit auf, Schulden zu machen. Sein Handwerk vernachlässigte er. Die Eltern sollten ihm helfen. Sie thaten es das erste Mal und das zweite Mal auch noch — das dritte Mal thaten sie es nicht mehr. Sie sagten: „Sei ordentlich!" Sie hatten Recht. Luca fand auch nicht, daß sie Unrecht hätten; es störte ihn nur, daß sie Recht haben wollten. Schulden sind Folterklammern, hauptsächlich in einer kleinen Stadt. Luca wußte nicht recht, wo ein, wo aus. Die einzige Thür, welche ihm einen vernünftigen Ausweg aus seinen Schwierigkeiten eröffnet hätte, die tüchtige Arbeit, schien ihm ein verrostetes Schloß zu haben, welches sich nicht mehr öffnen ließe.

Dazu kam, daß eine seiner Liebschaften eine ernstere

Wendung nahm, als die früheren. Er hatte einem Mädchen von der Insel, Francesca Jevich, die Ehe versprochen und sogar schon die Verlobungsgeschenke gegeben. Bald nachher machte er die Bekanntschaft eines jungen Mädchens aus den Castellen, einer Vincenza Papali. Sie war aus einem Seitenzweige der alten Spalatriner Familie, wohnte jedoch nicht in Papali. Ihr Bruder, Lorenzo Papali, hatte ein Haus in Castelnuovo. Er war einige zwanzig Jahre, Vincenza ungefähr achtzehn. Zwei andere Brüder waren noch Knaben. Trotz seiner Jugend war Lorenzo durch den Tod seiner Eltern das Haupt der Familie geworden. Vincenza führte ihm die Wirthschaft, eine alte Verwandte leistete dem jungen Mädchen die nöthige Gesellschaft. Es war eine ächte Familie der Castella, heiter, lebensfrisch und gastfrei. Vincenza trug sich alla nazionale. Das that Frane Jevich wohl auch, aber das Castellaner Costüm ist noch schöner als das Traúriner und auch in der Person wurde die Traúrinerin von der Castellanerin übertroffen. Vincenza zeichnete sich vorzüglich durch ihre feine runde Taille und durch die Art aus, mit welcher sie dieselbe sich auf den Wellenlinien der Hüften wiegen ließ. Diese Bewegung ist den Castellanerinnen überhaupt eigenthümlich, Vincenza hatte sie nun bis zur Grazie entwickelt und verfeinert. Luca sah die junge Papali kaum, als seine bisher vagabündirenden Neigungen plötzlich concentrirt und fixirt waren. Mit Frane hatte er sich versprochen, weil man über ihn und über sie so unendlich viel gesprochen, daß er die Geduld verloren hatte, es zu hören.

Mit Vincenza wünschte er sich zu versprechen, weil ihre Gestalt ihm die leidenschaftlichsten Genüsse versprach. An mehr als an die Gestalt dachte er bei ihr so wenig, wie bei jeder Andern — wir wissen, er war der Mensch der bloßen Realität, ohne alle ideale Beimischung. Aber seine Eltern dachten für ihn an Vincenza's gute Familie, an ihre hübsche Aussteuer, an ihr durchaus untadelhaftes Betragen. Nicht daß Frane weniger gut und häuslich gewesen wäre, aber sie war nicht wohlhabend, und wo bei einem Mädchen das fehlt, fehlt viel. Wenigstens wird ihm eines, das gleiche körperliche und geistige Eigenschaften mit der Aussicht auf sichern Besitz verbindet, immer vorgezogen werden. Die Eltern Luca's waren also mit der Liebe ihres Sohnes zu der Schwester Lorenzo's völlig einverstanden; Lorenzo hatte Nichts gegen den jungen Paladin als Schwager; Vincenza willigte anmuthig ein, sich von ihm lieben zu lassen. Es blieb also nur noch Frane's Einwilligung. Aber gerade die erhielt Luca nicht. Umsonst hatte er das Mädchen vernachlässigt und gehofft, von ihrem Unwillen den ersehnten Abschied zu empfangen. Frane wußte, daß sie sich an Luca am wirksamsten rächte, indem sie sich nicht vom Unwillen zu irgend einem Schritte der Heftigkeit hinreißen ließe. — Alles Recht sollte ihr bleiben, alle Schuld auf ihn fallen. War das eine Grausamkeit, so war es eine weibliche, die man einem so schwer gekränkten Herzen verzeihen konnte. Es waren keine Eröffnungen von Seiten der Familie Paladin geschehen, es fand kein eigentlich öffentliches und lega-

les Verlöbniß statt. Dennoch fühlte Luca sich in Frane's Gewalt, besonders so lange sie seine Geschenke in Händen hatte. Mehrmals ließ er sie durch Freunde zur Wiedergabe dieser ihn compromittirenden Liebespfänder auffordern. Frane antwortete immer: er möchte seine Geschenke doch vor Gericht zurückverlangen. Luca gerieth allmälig in eine verzweiflungsvolle Verwirrung. Es ist wahr, Vincenza liebte ihn, er hatte von ihr mehr als Hoffnungen, er hatte sichere Zusagen, aber das getäuschte und beleidigte Mädchen auf der Insel erschien ihm im Gedanken doch wie ein drohender Geist. Seiner Schulden wurden auch nicht weniger. Die Eltern wollten nicht eher etwas thun, als bis er wirklich mit Vincenza verheiratet wäre. Luca's Stimmung verfinsterte sich immer mehr und besonders aufgeregt war er an jenem Abend in der Farmacia. „Meine Eltern werden mich noch zwingen, mich umzubringen," sind Worte, die man von ihm gehört haben will. Einige Freunde suchten ihn aufzumuntern. Er blieb, wie er war. Am andern Morgen wollte er in die Castella. Er bat einen der Freunde, ihm ein Pistol zu leihen. „Wozu braucht Ihr ein Pistol?" fragte der Freund lachend; „Ihr reist ja nicht in die Morlacchei?" — „Die Spitzbuben sollen wieder in der Nähe sein," antwortete Luca; „ich könnte morgen spät zurückkommen — man kann immer nicht wissen." Der Freund brauchte sein Pistol weiter nicht, er ging mit Luca nach Hause und gab ihm dort die gewünschte Waffe. Luca steckte dieselbe sorgfältig ein, als er am Morgen nach Castelnuovo ging. Vin-

cenza und Lorenzo empfingen ihn wie gewöhnlich — er jedoch zeigte sich ungewöhnlich. Ohne Freude an der Gesellschaft seiner Braut, düster, unstät. Mehrmals verließ er das Haus Papali, um in den andern Castellen Besuche zu machen. Ueberall wurde er mit Herzlichkeit aufgenommen, überall aber fiel sein verstörtes Wesen auf. Nachdem er es mehrere Tage so getrieben, sah man ihn nicht mehr in den Castellen, er war im Hause der Braut. Noch einen Tag, und eine Stimme des Schreckens klang durch Traù und die Riviera der Castella hinauf bis nach Spalato: „Der Luca Paladin ist unweit der Mühlen an der Straße gefunden worden, eine Kugel im Herzen." Das Kreuz wurde an der Stelle gesetzt, wo der Todte gefunden worden war, und Luca war plötzlich für ganz Dalmatien der Gegenstand eines höchst rührenden Volksliedes geworden.

III.

Ich kannte das Lied nicht, aber ich hatte auf unserer ersten Zurückfahrt von Traù das Kreuz bemerkt und erkundigte mich in Spalato nach dessen Bedeutung.

Man sagte mir: „Es ist dort ein junger Traùriner ermordet gefunden worden."

„Ermordet? Von den mal-viventi?"

„Nein, von seinem Schwager."

„Das scheint eine Geschichte," sagte ich und bereitete mich zu fragen. Zuerst: wer war der Schwager?

„Es war noch nicht der Schwager, er sollte es erst werden. Der junge Trauriner war mit der Schwester versprochen. Es ist ein Papali.“

„Lorenzo Papali in Castelnuovo?“

„Derselbe.“

„Mein Gott, an den haben wir ja einen Brief. Wir sind noch nicht dazu gekommen hinzukommen, aber einen Brief an ihn haben wir. Und das ist ein Mörder!“ Ich war ganz erregt, ich hatte noch nie einen Empfehlungsbrief an einen Mörder gehabt.

Gleich darauf indessen trat bei mir die kritische Reaktion des Verstandes ein. „Weiß man es aber auch gewiß?“ fragte ich.

„Man hat ihm Nichts beweisen können, indessen ist kaum ein Zweifel. Der junge Mann war am Abend noch im Hause Papali, am Morgen findet man ihn todt an der Straße. Wer hat es gethan? Räuber waren zu der Zeit nicht in der Gegend. Man hat ihn das Haus nicht verlassen sehen. Und dann —“

„Wohl, und dann? —“

„Ein Landmann, welcher in jener Nacht auf der Straße ging, hat gesehen, wie ein Pferd mit einer großen Last von Castelnuovo her von einem Manne bis an die Stelle geführt worden ist, wo man am Morgen den jungen Mann gefunden hat. Der Mann, der das Pferd führte, war der Papali.“

„Das ist ja ganz wie Cäsar Borgia mit seinem Bruder

Candia. Und trotzdem, daß der Papali gesehen und erkannt worden ist, hat man ihn nicht vor Gericht gebracht?"

„Ein Zeuge genügt nicht. Und dann ist der Papali wohlhabend. Er hat die Untersuchung abwenden können."

„In Wahrheit, une ténébreuse affaire," sprach ich, noch immer ungewiß in meiner Meinung. „Warum sollte der Papali einen jungen Mann getödtet haben, der seine Schwester heiraten wollte? Oder war er gegen die Heirat?"

„Keineswegs. Im besten Einverständnisse mit dem Schwager. Das macht die Sache eben so räthselhaft."

„Oder war er derangirt in seinen Angelegenheiten? Genirte es ihn vielleicht, der Schwester die Aussteuer herauszahlen zu müssen?"

„Auch das nicht. Er ist eher reich als nicht, und war es schon damals."

„Und einen Pistolenschuß hört man doch auch, wenn selbst nur im Hause, und ein Pferd kann inmitten der Nacht doch ebenfalls nicht gesattelt werden, ohne daß es Geräusch veranlaßt? Wie erklärt man diese Unerklärlichkeiten?"

Man wußte mir weiter keine Auskunft zu geben. Man wußte weiter Nichts, als was man mir schon erzählt.

Ich that noch eine Frage. „Die Braut, die Schwester — hat sie den Bruder nicht angeklagt, oder sich wenigstens von ihm getrennt?"

„Nein."

„Und was ist aus ihr geworden?

„Sie hat sich nach einigen Jahren verheiratet.“

Ein seltsamer Schluß zu einer so dunklen Begebenheit. Ein Kreuz und ein Lied für den Gemordeten; für den Mörder Straflosigkeit und ein Leben, wie das aller Welt; für die Braut ein anderer Mann. —

„Ob ich diese Geschichte schreibe?“

„Und ob ich sie schreiben darf?“

„Das Lokal ist gut.“

„Die Geschichte ist auch gut.“

„Der Schluß nur muß anders werden.“

„Vielleicht aber liegt gerade in seiner völligen Prosa die tiefste Tragik.“

„Es ist schauerlich, daß ein solcher Tod keine andern Folgen hat, als ein ganz gewöhnlicher.“

„Wohl — vertagen wir den Schluß noch, der wird sich finden. Seien wir nur erst darüber einig, ob die Geschichte überhaupt zu schreiben ist.“

Phantasie und Diskretion geriethen in einen Prozeß. Die Phantasie hatte große Lust, die Diskretion gerechte Bedenklichkeiten. Endlich kam es durch gegenseitige Concessionen zu einem Vergleich. Allerdings gewann im Grunde die Phantasie den Prozeß, wie es von dem Forum, wo eine Romancière zu Gericht saß, sich nicht anders erwarten ließ.

Das Motiv zur That war gefunden. „Die einzige mögliche Veranlassung,“ hatte ich gleich zu Otto gesagt,

„könnte gewesen sein, daß der Papali den jungen Mann im Zimmer seiner Schwester gefunden und in der Hitze seine beleidigte Ehre gerächt hätte.“ So wollte ich also den Mord begründen. Natürlich sollte Alles nur schattig angedeutet, die Novelle im Ganzen nebel- und räthselhaft gezeichnet werden. Die Phantasie rieb die unbestimmtesten Farben, welche sich wählen lassen. Das Kreuz des Paladin wurde bestimmt ein „Nebelbild.“

Aber indem ich so nach Tönen suchte, um das Verbrechen mystisch und doch naturgemäß zu zeichnen, wurde das ganze Verbrechen mir allmälig wieder völlig zweifelhaft.

„Und wenn es selbst so gewesen wäre, wie ich es jetzt annehme,“ grübelte ich, „so wäre das Verbrechen immer nicht nur unnatürlich, sondern auch gränzenlos dumm. Wie, der junge Mann verlangt nichts lebhafter, als das Mädchen zu heiraten, und der Bruder sollte der Schwester die Möglichkeit nehmen, einen begangenen Fehltritt ohne alles Aufsehen zu bedecken? Wohingegen wenn er den Geliebten ermordet — wohl, die Dummheit wäre gar zu arg. Und nun ist der Fehltritt, doch eben nur eine Fiktion, zu der man kommt, weil man nirgends einen andern nur einigermaßen annehmbaren Grund für die That zu finden weiß. Gibt man die That auf, braucht man sich nicht erst um ein Motiv zu quälen. Ich gebe die That auf, ich mache den Papali unschuldig. Immer besser einen Menschen entschuldigen, als beschuldigen. Und die Tragik wird dadurch nicht geringer. Dieser Mann, auf welchem nun sein ganzes

Leben hindurch wie ein Schatten der Verdacht eines Mördes liegt — der Papali wird gewissermaßen der eigentliche Held meiner Geschichte. Der junge Traúriner hat gewiß irgend eine frühere Liebe gehabt, die er um der Papali willen aufgegeben hat. Diese verlassene Geliebte hat's thun lassen, oder auch selbst gethan. Ich bin ganz entschieden. Nur muß die Vice Papali den Bruder im Stillen auch anklagen und sich auf irgend eine Art an ihm rächen. Ihm das Haus anzünden. Ja, ganz Recht. Wenn wir erst in Traú sind, werde ich mir eine Stelle aussuchen, wo das verbrannte Haus gestanden hat. — Ich werde es recht malerisch schildern. Malerischer, als die Landhäuser in den Castellen sind. Einen schönen Garten dabei. Der Papali liebt ja die Blumen. Er liebt die Blumen und ist unschuldig." Ich war fertig mit meinem Plan.

IV.

Und ich kam nach Traú und kündigte meine Absichten an, erstens die: das Kreuz des Paladin zu besuchen, zweitens die: mir einen Ort für das verbrannte Haus zu suchen, drittens die: das Kreuz des Paladin zu schreiben.

Don Paolo hatte mir nachdenkend zugehört. Am andern Morgen sagte er in der Bibliothek zu mir: „Baronin, Sie wollen die Geschichte von Papali schreiben — sind Sie gut unterrichtet?"

„Sind Sie es?“ fragte ich. „Dann theilen Sie mir mit, was Sie wissen; Sie erweisen mir damit einen großen Dienst.“

„Ich bin erst seit drei Monaten hier“, antwortete er; „aber ich habe über diese Begebenheit viele Fragen gethan. Sie interessirte mich, seit man mir den Papali gezeigt und mir gesagt hatte: „Dieser Mann soll ein Mörder sein.“

„Und halten Sie ihn dafür?“ Ich war lebhaft gespannt.

„Nein,“ antwortete Don Paolo.

„Nein? Worauf gründen Sie Ihren Glauben?“

Er erzählte mir, was ich im zweiten Abschnitt mitgetheilt habe.

„Wohl, was schließen Sie daraus?“ fragte ich.

„Daß der Luca sich selbst getödtet hat.“

Daran hatte ich nicht gedacht. Jedenfalls freute ich mich, meinen Glauben durch den Don Paolo's bestätigt zu finden. Aber ich wollte durch Einwendungen noch mehr Gründe für meine Meinung herausḥaben, und so sagte ich: „Es ist nur, daß man durchaus nicht weiß, wann und wie der Paladin das Haus des Papali verlassen hat.“

„Aber das weiß man. Es war Abends ganz spät, schon nach eilf Uhr. Seine Braut wollte ihn zurückhalten, aber er bestand darauf, noch in der Nacht nach Traú zurückzukehren. Der Mond schien sehr hell, die Straße war sicher. Nur bát er seine Braut noch, ihm einen Rosenkranz

zu geben, und den fand man mit dem Pistol in seinen Händen."

„Man fand das Pistol in seiner Hand?"

„In der rechten. Und das Hemd glimmte und die Wunde rauchte noch."

„Wie konnte das sein? Er wurde ja erst am andern Morgen von Vorübergehenden entdeckt?"

„Ganz im Gegentheil. Man kam augenblicklich aus den Mühlen herbei, wo man den Schuß gehört hatte."

„Aber wie konnte da der Verdacht auf den Papali fallen?"

„Sie wissen, wo ein gewaltsam Getödteter ist, muß ein Mörder sein. Das Gerücht des Selbstmordes wurde aus Rücksicht für die Familie unterdrückt."

„Und das des Mordes genährt? Natürlich: der Selbstmord ist nur eine Verirrung, der Mord ein Verbrechen, und ein Verbrechen ist interessanter, als eine Verirrung. Da wundert es mich auch nicht, daß der Papali nicht gerichtlich belangt worden ist."

„Aber er ward es, der Arme. Er hat zwei Monate im Gefängniß zugebracht. Es sind an dreißig Zeugen in dieser Sache gehört worden."

„Und man hat ihm Nichts beweisen können?

„Nicht das Mindeste."

„Und dennoch," sprach ich fast melancholisch, „dennoch haben mir in Spalato Männer, die wahrlich nicht verläumden wollten, vom Papali gesagt: er ist ein Mörder!"

Auch Don Paolo war ernst, auch er dachte wohl über das tausendfache Unrecht nach, das die Meinung thut. Ich warf zuerst die gedrückte Stimmung von mir. „Dank Ihnen, Don Paolo!“ sagte ich. „Ich glaubte an die Unschuld des Papali, aber Sie haben sie mir bewiesen, und ich habe die Dinge, an die ich glaube, sehr gern bewiesen. — Dank Ihnen!“



Nach Lesina.

Ce que, femme veet, Dieu le veet — ich wollte nach Lesina, und ich kam hin.

Die erste Idee von diesem Willen faßte ich in Spalato. Als es dort immer kälter und kälter wurde, als meine Spalatriner weniger und weniger kamen, als ich mich täglich und stündlich hoffnungsloser langweilte, da sagte ich — es war am 8. Dezember 1852 — „Ein solcher Inverno ohne jede Möglichkeit sich zu erwärmen, ist ja ein Inferno, warum wollen wir denn hier bleiben? Lesina ist der mildeste Ort in Dalmatien, die Datteln werden dort reif, es ist zwei Stunden von hier entfernt, es wäre Thorheit, nicht hinüberzufahren und den Winter dort zuzubringen — gehen wir nach Lesina.“

Conte Toni hatte in Lesina einen Schwager, der Prätor war. An den schrieb er und bat, uns ein Quartier zu suchen. Der Prätor antwortete: In ganz Lesina sei kein einziges Zimmer zu finden. Also gab es auf Lesina wohl Dattelpalmen, aber keine Wohnungen, und da man im

Winter doch nicht gut bloß unter Dattelpalmen wohnen kann, so gingen wir anstatt nach Lesina nach Traú.

Als ich dort von dem „Geradezu unmöglich" des Prätors erzählte, meinten Conte Cambi und Conte Fanfogna, dieses Unmöglich scheine ihnen unmöglich, und der Erstere schrieb nach Citta vecchia an den Doktor Marko Nisiteo, und der zweite nach Lesina an den Canonikus Antonio Radunich.

Wir konnten vor unserer Abreise nach Ragusa keine Antwort mehr erhalten, aber der Dampfer liegt eine Stunde lang vor Lesina still, und so hatten wir Zeit genug, um hinüberzufahren und zu fragen: ob und wo?

Wir blieben in Spalato einen Tag und zwar im rabenschwarzen Imperatore. Es war ein spalatrinischer Tag wie die Nacht vorher eine spalatrinische Nacht gewesen war. Die Spalatriner heißen mit Recht Diocleziani. Kein Augenblick vom frühen Morgen bis zum späten Abend ohne Tumult aller Art! dazu Briefe, Besuche und Plättenlassen, Zählen und Einpacken der Wäsche, welche zu trocknen ich Dome nur mit der allergrößten Mühe bewogen hatte. Sie hatte durchaus verlangt, ich sollte dieses Mal nasse Wäsche mitnehmen. Gute Dome, ich erfüllte dir nicht ein so billiges Verlangen! Wirst du mir das je vergeben können?

Am Abend spät waren wir endlich fertig und die Sachen auf dem Dampfschiff. Ich hatte noch Besuche machen wollen, schenkte es indessen sowohl mir, wie meinen Bekannten.

In Casa Petrini aßen wir zu Abend. Ein junger Ragusäer, welcher eine Zeit lang Pensionär der guten Laura gewesen und jetzt in seine Vaterstadt zurückberufen worden war, fuhr mit uns; die Uebrigen, Ser Piero, Madonna Laura, unser Don Giovanni und einige Andere begleiteten uns bis an das Brett, welches uns hinüberführte auf den Dampfer, wo ich nach Otto's Verheißung, ruhig schlafen sollte.

Der Bruder des Kaisers, Erzherzog Maximilian, hatte den ganzen Damensalon in Beschlag genommen, und im ersten Salon waren sämmtliche Cabinen besetzt. Otto nahm also für uns Beide die einzige des zweiten Salons, in welchem außer uns nur noch eine Dame sein sollte. Als wir herunterkamen, lag der ganze Fußboden voll von Männern in braunen Kapuzen. Sie schnarchten Einer immer lauter als der Andere, und die Hitze war erstickend. Ich ließ Marko sich auf das Sopha legen, und als das Bübchen seine Stimme in dem Schnarchkonzert übernommen hatte, was ungefähr nach einer Minute geschah, ging ich wieder hinauf und setzte mich mit dem festen Entschluße nieder, lieber die ganze Nacht oben auszuhalten, als auch nur eine halbe Stunde in dem sogenannten zweiten Salon zu bleiben. Eine Reise hat denn doch schwere Tage und noch schwerere Nächte, besonders eine Reise in einem romantischen Lande.

Der Scirocco war wieder auf seinem Posten und noch amtseifriger als die ganzen letzten Wochen. Gerade heraus zu reden; er heulte abscheulich. Das Meer brüllte, wie ich

in solcher Nähe es noch nie gehört. Wäre ich gesund gewesen, ich hätte an der Situation Vergnügen gefunden. Meer- und Sturmbrausen, Mondglanz und Wolken, in der Stadt Lichterschein und Stundenschlagen — es war Alles da, was zu einer künstlerischen Nacht gehört. Aber ich brach vor Mattigkeit fast zusammen und fürchtete mich unbeschreiblich vor der Morgenfahrt nach einer gänzlich schlaflosen Nacht, und so saß ich also unter einigen Hasen, die im Frischen hingen, weinend auf meiner Verdeckbank und wünschte mich zurück nach Spalato. Daraus kann man sehen, wie himmelangst mir gewesen sein muß.

Wir saßen bis lange nach Mitternacht, endlich entschlossen wir uns, im großen Salon wenigstens Licht zu suchen. Das Licht war nahe am Ausgehen, der junge Ragusäer wanderte wie ein Mondschein mit einer himmelblauen Mütze schlaf- und trostlos umher, das Sopha war übervoll gehäuft von militärischem Gepäck, und rings umher schnarchten militärische Schläfer. Was sollten wir drei arme civile Sterbliche inmitten dieses kriegerischen Salons?

Otto holte aus unserer Reisetasche ein Licht und las mit dem jungen Ragusäer Zeitungen. Ich suchte mir zwischen einem Schwert und einem Waffenrock ein ganz, ganz kleines Ruheplätzchen. Kaum war ich einige Sekunden eingeschlafen, so stieg aus der Höhe über mir etwas auf das Sopha hernieder, und zwar ein Herr in Nachttoilette. Erschrocken flüchtete ich mich an den Tisch und las ebenfalls Zeitungen. Seitwärts war eine offene Cabine mit zwei

unbesetzten Betten, die mich stark versuchte; aber der Ragusäer rieth mir von dem Einnehmen eines Platzes, der nicht mein sei, dringend ab und so blieb ich denn geduldig sitzen.

Gegen Morgen verfügten wir, da ich das Aufgeben so vieler militärischer Gestirne fürchtete, uns wieder in unsere persönliche Cabine, und saßen dort einander gegenüber, denn alle meine Gymnastik reichte nicht aus, um mir in eines von den beiden Betten zu helfen. Gegen halb sechs erhoben die Schnarcher sich vom Boden, und eine allgemeine Waschung fand statt, leider, unmittelbar vor unserer Thür. Ich hätte sehnlich gewünscht, die Leute wären nicht so wüthend reinlich gewesen. Noch ehe sie ganz fertig waren, setzte der Dampfer sich in Bewegung, und in was für eine!

Zum Glücke bekam ich jetzt die Cabine, welche mich während der Nacht so in Versuchung geführt hatte. Ihr Inhaber, der Rath Lapena aus Spalato, hatte ebenfalls mit seiner Frau nach Ragusa gewollt, als er jedoch von der Besitznahme der Damenkajüte gehört, die Frau weislich zurückgelassen, und sich selbst statt am Abend, erst am Morgen an Bord begeben. Hier hörte er von der Noth, in welcher ich mich befand, und stellte mir augenblicklich mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit seine Cabine zur Verfügung. Durch Sturm und Regen gelangte ich hin, legte mich nieder und stand nicht wieder auf. Marko und Otto waren oben, jener gesund, dieser krank. Fast Alles war krank, ich hielt aus. Wäre ich krank geworden, wär' ich es nur aus

Langeweile geworden; denn drei Stunden zu liegen, ohne sich zu rühren, ist keine Kleinigkeit, besonders wenn man nichts zu lesen hat. Statt dessen hatte ich das Vergnügen, von dem militärischen Theil der Cabineninhaber, also von drei Vierteln der Passagiere, als eine Naturmerkwürdigkeit behandelt zu werden. Nicht einer von ihnen kam herunter, ohne in meine Cabine zu gucken und mich in Augenschein zu nehmen. Der eine suchte sogar ohne Umstände nach einigen Sachen herum, die er am Abend vorher auf die Betten gelegt haben wollte und fluchte dabei ganz ungenirt. Eine angenehme Gesellschaft.

Endlich lag der Dampfer gewissermaßen still, d. h. er schwankte nur noch auf einer Stelle. Wir waren vor Lesina, und Otto fuhr hinüber, um beim Kanonikus Radunich nach der Möglichkeit eines Quartiers zu fragen. Kaum war er fort, als auch schon eine Barke mit einem Herrn anlangte, der uns holen sollte. Der Cameriere, welcher Mitleid mit meiner buchstäblich fatalen Lage hatte, eilte, mir diese gute Nachricht zu bringen. „Evviva Faufogna!“ sagte ich vergnügt und frühstückte in aller Eile etwas Schinken und Madera.

Bald kam Otto zurück — „Zwei Stuben, im Hause des Kanonikus selbst — seine eigenen!“ — „Benedetto!“ sagte ich dankbar. Ich kam doch wieder auf die Füße und — aus meiner militärischen Reisegesellschaft. Der Cameriere wünschte mir aufrichtig Glück.

Lesina lag mir gerade gegenüber, als ich auf's Verdeck

kam. Ein Amphitheater kahler Höhen, gekrönt und flankirt durch Forts, die Stadt dicht am Meere. Pittoresk und seltsam.

Wie hoch waren die Wellen! Wie glänzend grün! Wie erfrischend war der Scirocco nach der erstickenden Cabinenluft!

Wir landeten. Eine breite, freie Marine. Von ihr ging's gleich auf die große lange Piazza, die größte in Dalmatien.

Otto mußte auf die Dogane. Mich führte ein Herr, der mich in Empfang nahm, zum Kanonikus, welcher mich am Ende der Piazza vor der Kathedrale erwartete.

„Ich muß mich selbst vorstellen," sagte ich ohne Verlegenheit, denn ich war in Dalmatien.

Der Kanonikus begrüßte mich artig, wenn gleich gehalten, und führte mich in eine kleine Gasse und dort an eine Thür. Als er diese geöffnet, stiegen wir eine Treppe zu einem kleinen Altan mit einem Weindache hinauf. „Hier ist mein Haus," sagte der Kanonikus; „ich habe nur zwei Zimmer, aber die stehen vollkommen zu Ihrem Befehle."

„Aber, mein Gott, Sie?"

„O, ich finde schon. Und im Nothfall hat Monsignore mir gesagt, daß er im Vescovat Platz für mich habe."

Er zeigte mir die Zimmer. Sie gingen auf einen von Mauern und Gebäuden eingeschlossenen Garten. Eine willkommene Abgeschiedenheit. Dazu in einem Zimmer ein Flügel. Ich dankte dem Kanonikus herzlich. Er antwortete bereits weniger fremd: „Ich kann nur wenig thun, aber was in meiner Macht steht, darüber befehlen Sie."

Im Hause des Kanonikus.

Und so waren wir also in dem Hause eines Mannes, den wir vorher nie gesehen, dessen Namen wir erst vor einer Woche gehört hatten, eingerichtet, wie in dem Hause eines langjährigen Bekannten.

Signora Venturina, Abkürzung von Bonaventura, die Haushälterin, eine kleine, alte, rührige Venetianerin, hatte uns zu Gnaden angenommen. Die Aufwärterin, Bona, andere Abkürzung von Bonaventura, ein zwerghaftes, bucklichtes, humoristisch-garstiges Geschöpfchen, hatte eingewilligt uns zu bedienen und für uns zu kochen. Wir stellten ihr Talent für die Küche augenblicklich auf die Probe, denn es hungerte uns erbärmlich. Sie kochte uns eine Suppe, einige Fische und so viel Fleisch, daß wir trotz unserer Hungersnoth die Hälfte übrig ließen. Als ich diesen Rest Bona gab, sagte ich ihr, sie möge ihn sich bis zum Sonntag aufheben — es war nämlich gerade Freitag. Bona antwortete, sie werde es ihrem Alten geben, wie sie ihren Vater nannte. „Darf der's denn essen?“ fragten wir. Bona

stellte sich vor uns hin, focht mit ihren Aermchen in der Luft und sagte: „Wenn ich's gekauft hätte, da wär' Sünde es zu essen. Aber so — Christen haben's gekauft, Christen werden's essen — Gott sei gepriesen." Und sie lief mit dem Fleische davon.

Nachdem unsere Mahlzeit beendet war, kam der Signor Girolamo Macchiedo, um uns Bücher, Notizen und Manuskripte anzubieten. Dann schickte der Signor Doimo Cassandrich Decken, Kissen und ein Schlafsopha, und wir legten uns hin und schliefen den Nachmittag, die Nacht und den nächsten Morgen. Dann hörten wir auf, aber nur um von Neuem wieder anzufangen. Wir hatten es nöthig.

Die Lesignaner wunderten sich darüber weniger, als Andere gethan haben würden, denn Lesina ist als schlafbefördernd bekannt, und man erzählt sich nicht ungern, wie einst ein Fremder zu einem Lesignaner gesagt habe: „Ah, also seid Ihr aus dem Lande, wo man immer schläft?" Lesina hieß ehemals Insel der Blumen, oder auch die heilige Insel, weil der Körper des heiligen Doimo vor den Barbaren hierher geflüchtet worden war. Ich fügte noch einen dritten Namen hinzu: Insel des Schlummers.

Als wir uns endlich genugsam ausgeschlafen hatten, um wieder die Augen offen halten zu können, machten wir mit unserm Wirth sowohl, wie mit Lesina nähere Bekanntschaft.

Don Antonio Radunich war ein Castellaner aus Castel-

vecchio und einer von den vielen unbekannten guten Köpfen in Dalmatien. Groß und schlank, dalmatisch feurig und norddeutsch idealistisch, verstand und liebte er Deutsch und Musik.

Lesina ist die Stadt in Dalmatien, auf welche Venedig am deutlichsten sein Siegel geprägt hat. Die ganze Piazza ist von Häusern mit ächt venetianischen Galerien umgeben, die Loggia, wie aus irgend einem Sestiere hingesetzt.

Die Landschaft um Lesina ist aus ewigem Grün und ewiger Starrheit gemischt. Die Aloe wuchert überall die Höhen hinan und gibt ihnen einen fahlen Glanz. Die Salbei duftet zwischen den stechenden Kanten der Aloeblätter und macht die ganze Luft zu einem Balsam. Der Johannisbrodbaum streckt starke Aeste mit glänzendem kräftigem Laube aus. Die Dattelpalmen dagegen tragen nicht und selbst der Citronenbaum ist nur in den Gärten zu finden.

Hinter der Stadt liegt in mittlerer Höhe fest, geräumig und luftig das spanische Fort, höher aber Fort Napoleon, jetzt San Nicolo. Am nördlichen Ende der Stadt ist Fort Santa Veneranda, am südlichen das von San Andrea oder Andrasch, und das Franziskanerkloster Maria della Grazia.

Ich mußte nach Lesina kommen, um zum ersten Male in die Klausur eines Mönchsklosters eingeführt zu werden. Umsonst hatte ich es in Spalato versucht. Der Provinzial der Paludi war gekommen, ein feierliches Mittagmahl sollte stattfinden, unser Direttore war eingeladen. Ich wollte mit dabei sein, ich plagte Don Giovanni, mir eine Einladung

zu verschaffen. Der liebe gute Mann machte sich trotz seines Widerwillens gegen weite Spaziergänge auf den Weg nach den Paludi — noch jetzt bin ich ihm dankbar dafür. Aber er erreichte Nichts — der Pater Smolse fürchtete das qu'on dira-t-on.

Auf Lesina dagegen führte Herr Macchiedo, der Syndikus des Klosters, mich ohne Weiteres hinauf in den verbotenen großen Saal. Da war links die Thürenreihe der Zellen, rechts das Gesellschaftszimmer, in diesem ein guter, reingestimmter Flügel. Der Provinzial sollte ein tüchtiger Musiker sein, ließ sich jedoch nicht hören. Dagegen sang ich „O sanctissima," und die herrliche alte, aber hier noch unbekannte Hymne gefiel so, daß man mich bat, sie für das Kloster aufzuschreiben.

Die Aussicht vom Kloster auf den Hafen ist wundervoll, die Kirche nicht groß, nicht regelmäßig, aber freundlich, sehr lieblich ein Bild, von Francesco della Croce, die Madonna mit dem Kinde auf den Knieen, unter ihr drei musizirende Engel. Im Refektorium ist ein Abendmahl von Matteo Roselli. Krank auf Lesina geworden, und im Kloster gepflegt, ließ er als Zeichen seiner Dankbarkeit dieses Bild zurück. Im Garten erfreuten wir uns an einem prächtigen Lebensbaum, der ein wahres Dach bildete, wohlverstanden, ein flaches. Und an dem Wege, welcher zwischen Hafen und Hügel von dem Kloster in die Stadt führt, sahen wir fast ein Wäldchen von gesunden funkelnden Caruben. Wenn es doch mehr solcher Bäume gäbe! Lesina

braucht nichts als mehr Schatten, um ein kleines Paradies zu sein.

Bevor wir in das Kloster kamen, hatten wir auf dem Wege das Haus Cassandrich besucht, und waren von den beiden Brüdern, die es gemeinschaftlich besitzen, sehr herzlich empfangen worden. Sie bewirtheten uns mit Prosecco von der Küste der Insel, der gerade siebenunddreißig Jahr zählte, und exquisit war. Man kann gar nicht genug die Blume dieser alten dalmatischen Weine rühmen, sie ist ebenso duftig, wie die der besten Rheinweine, nur heißer, leidenschaftlicher möcht' ich sagen. Zu diesem seltenen Getränk aßen wir Feigen, ebenfalls von der Insel und ebenfalls vortrefflich. Das Zimmer, in welchem wir waren, konnte als ein kleines Museum gelten. Einige sehr gute Bilder, darunter ein Ecce homo von Palma giovine, schönes heiliges Schnitzwerk aus Elfenbein, eine kleine Skulptur, San Girolamo in der Höhle. Im Garten, welcher mit kleinen Terrassen zum Hafen hinabstieg, waren die Hyazinthen schon vorüber, aber dafür blühten Mandeln, Tabak und Feuermohn.

Das Vescovat stößt links an die Kathedrale. Der Bischof, Monsignore Bordini, war ein Greis von den feinsten Weltformen und der wohlthuendsten christlichen Milde, ein ächter alter Kirchenfürst. Nachdem er unsern Besuch erwiedert, lud er uns zu Tische. Wir hatten, da seine Köchin eine Deutsche war, ein comfortables, vaterländisches Diner, und was auch eine angenehme Reminiszenz war: ich wurde zum ersten Mal in Dalmatien vom Herrn des

Hauses zu Tische geführt. Nach dem Essen sang ich, und die Kinder seiner Nichte, seiner kleinen padrona di casa, spielten mit vielem Talente. Der Podesta, Signor Venier, ein heiterer, venetianisch-cordialer Mann, war ihr Lehrer gewesen. Ich habe auf Lesina mehr Sinn für die Künste und mehr Lebensfrische im Temperament bemerkt, als im übrigen Dalmatien.

Wir waren auch in der Cavalchina, oder auf dem Maskenball, und sahen in dem sehr niedlichen Theater einige sehr niedliche Masken. Die Tänzer waren größtentheils Offiziere von den beiden Kriegsschiffen, welche seit vierzehn Tagen im Hafen von Lesina lagen, weil sie des Scirocco wegen ihren Bestimmungsort, Kleck, nicht erreichen konnten. Endlich erschien einige Tage nach dem Balle ein Dampfschiff, welches sie in's Schlepptau nahm und nicht ganz zur Zufriedenheit der hübschen Lesignanerinnen mit sich führte.

Auch wir mußten daran denken, uns auf den Weg zu machen, auf den nach Citta-vecchia. Dort wohnte der gründlichste Kenner des alten Dalmatiens, der Professor Pietro Nisiteo, an dessen Neffen Conte Mome geschrieben hatte, um uns anzukündigen. Er hatte jetzt schon zwei Mal geschickt, um sagen zu lassen, daß er uns erwarte, und so bereitete ich mich denn vor, zum ersten Male auf einem Maulthier über ein Gebirge zu reiten.

Aber Marko ließ ich in Lesina, da war er gut aufgehoben. Er hatte zwei Knaben, zwei kleine Castellaner,

Verwandte des Kanonikus, die dieser erzog. Der älteste von beiden, Toni, hatte sich gleich am ersten Tage erboten, Vaterstelle an Marco zu vertreten und seine neuen Obliegenheiten bisher gewissenhaft erfüllt. Signora Venturina war die Sorgfalt selbst; dem Kanonikus hätte ich zehn Kinder anvertraut. Genug, Marco sollte nicht mit zu Maulthier; aber ich sollte es, und ich kann nicht gerade sagen, daß diese Aussicht mir sehr angenehm gewesen wäre.



Nach Citta vecchia.

Als an dem zur Abreise bestimmten Sonnabend der Mittag kam und ich die ominöse Cavalcade ganz nah vor mir sah, wurde es mir äußerst bänglich um das Herz. Der gute Herr Macchiedo, welcher jeden Morgen und jeden Abend nachsehen kam, ob uns auch nichts mangle, gab mir zehn und mehr Vorsichtsmaßregeln, und die Führer wurden instruirt und wieder instruirt. Endlich machten wir uns, begleitet von ihm, vom Kanonikus und von den Knaben, entschlossen auf und fanden da, wo es hinter dem Vescoval in die Berge hineingeht, die Thiere. Und nun will ich aus einem Briefe copiren, welchen ich an demselben Abend nach Klagenfurt schrieb.

„Adolf würde ein höchst ironisches Gesicht gemacht haben, hätte er mich heute sitzen sehen, und Julie würde gerechtes Bedenken getragen haben, meine Position einzunehmen. Ein Holzsattel, Steigbügel von Stricken, keine Zügel und mit dem Allen als Masculinum reiten; dazu eine Straße durch Myrtenthäler, aber zum Halsbrechen,

absolut wie eine Incatenation von Menschenfallen — voilà!“ —

„Durch Myrtenthäler“ war keine Uebertreibung. Die Myrte wuchs überall massenhaft. In gleicher Fülle blühte der Rosmarin. Der Lorber war nur in einzelnen Bäumen da. Halbgrüne Tannen bedeckten prächtige Felsschroffheiten. Für Maler ist dieser Weg gar nicht genug zu empfehlen, für Frauen nicht. Man muß schon einen kühlen Kopf haben, um von solchen Höhen und — von einem solchen Sattel gelassen auf das Meer hinabblicken zu können, wie es unten in den Buchten braust und strudelt. Allerdings bläst nicht immer ein solcher Scirocco, wie wir ihn hatten, und an stillen Tagen mag unten an den Ufern nur Glanz sein. Aber auch der Glanz kann blenden.

Das längste und zugleich das myrtenvollste der Thäler war das von Malo-Grabie. Es war außerdem warm, geschützt vor dem Winde und nicht zum Halsbrechen. Ein Ausruhen für die Gliedmassen, wie für das Auge. Mächtige Caruben wuchsen aus der Tiefe bis an den Weg empor; der Oelbaum zeigte sich reich, und Rosmarin gab es so viel, daß manche Stellen ganz himmelblau schimmerten.

Aus dem Thale heraus kamen wir auf die Höhe von Malo-Grabie, dem einzigen Dorfe auf unserm Wege. Hier waren Spuren von Kultur; einige Mandelbäume und einige Flachsfelder standen in Blüte. Eine schlanke, noch jugendliche Frauengestalt begegnete uns. Sie trug um den Kopf ein röthliches Tuch, einen gleichen Rock und eine weiße

Jacke. Eine ländliche Tracht, wie man sie, noch dazu an einem Werkeltage, kaum eleganter sehen konnte. Das Dorf selbst war — ein dalmatisches; aber die Aussicht! Curzola vor, Lissa hinter uns, links seitwärts die Brazza und das Festland, auf drei Seiten Meer, verschleiertes und doch flimmerndes Meer, und rund um uns her die bergige Wildheit mit ihrem Immergrün und ihrer himmelblauen Winterblüte: ich glaube beinahe, die Höhe von Malo-Grabie war des Rittes auf dem Maulthiere werth.

Dennoch wurde dieser Ritt immer anstrengender, und ich mußte absteigen, um mich einigermaßen zu erwärmen. Einige gute Leutchen, die auch nach Citta vecchia gingen, verfolgten uns mit einer unglaublichen Höflichkeit — ich war bald signora contessa, bald signora principessa. „Gib ihnen um des Himmels willen zu trinken," sagte ich zu Otto, „sonst werde ich noch Königin!" — „Che dio le daga salute, signor conte!" hieß es nun, und wir hatten Ruhe.

Hätten wir nur auch vor unsern Führern welche gehabt! Ich wäre so gern den ganzen Berg hinunter gegangen; aber behüte! Sie waren hungrig; sie waren noch nie so lange unterweges gewesen: ich mußte auf eine Mauer und von der wieder auf mein Thier und mich festhalten, wie ich konnte. Citta vecchia an seinem Meeresarm lag vor uns, doch bevor wir es erreichten, was für ein Patschen im Schmutze! Dazu wurde mein armes Thier noch unaufhörlich geprügelt. Vergebens zankte ich, — ehe

ich mich versah, hatte es wieder einen Schlag, und ich wieder einen Ruck.

Endlich waren wir unten und auch gleich vor dem Hause des Professors, wo eine Frau, die einen Theil davon gemiethet hatte, einige Zimmer für uns in Bereitschaft hielt. Der Neffe des Professors, der Doktor Marco Nisiter, empfing uns; der Professor ließ eine Thür aufschließen, die aus seinen Zimmern in die unsrigen führte; Otto ging zu ihm und brachte ihn zu mir; Don Sime Ljubich, den wir schon in Spalato kennen gelernt, kam ebenfalls, und wir hatten eine kleine wissenschaftliche Conversazione, welche so lange dauerte, wie ich meine Augen offen erhalten konnte.

Beim Professor.

Anderthalb Stunden von Citta vecchia an der Süd-seite der Insel liegt eine Grotte, welche sich etwa in der Höhe von zwei Dritteln des Berges von San Niccolò, dem höchsten auf Lesina, befindet. Der Berg steigt bis zu ihr in Hügelwellen, von ihr an senkrecht empor und diese seine senkrechte Wand bildet gewissermaßen einen Halbkreis, in dessen Mitte, ungefähr fünfzehn Ellen hoch und dreißig Ellen breit, die Grotte der Mittagssonne sich öffnet. Der Bogen des Einganges, welcher ungefähr drei Viertel von der Höhe des Innern haben dürfte, ist mit einem mächtigen Epheu vorhangartig drapirt, und unter ihm erheben sich gleichsam als Pfortensäulen zwei schöne Cypressen. Inner-halb der Grotte sind reichfarbige Stalaktiten und die Rui-nen des Augustinerklosters von Santa Domenica. Die kleine Kirche steht noch; der frühere Garten ist jetzt der Kirchhof des kleinen Dorfes Santa Domenica, welches unter Rebengärten auf einem Abhange zwischen der Grotte und dem Meere liegt.

Das ist gewiß eine sehr schöne Beschreibung, aber leider ist sie nicht von mir. Abermals anderthalb Stunden zu Maulthier, nein drei, denn man muß hin- und zurückreiten. „Dio deliberi!“ sagte ich, als man mir es vorschlug. Ich hatte genug Maulthier genossen und bat D. Sime Lzubich mir die Beschreibung der größten Merkwürdigkeit von Lesina zu dictiren.

Ebenso wenig wollte ich nach Verbosca, wo venetianische Bilder sind. Ich hatte venetianische Bilder genug gesehen, und was ich jetzt vor Allem bedurfte, das war Stillsitzen.

Nun, ich hatte Zeit dazu. In Dalmatien kann man wahrhaft sagen: der Reisende denkt, der Wind lenkt. Gleich den Tag nach unserer Ankunft brachte der Scirocco den Regen und von da an war es eine ganze Woche lang zu Wasser wie zu Lande unmöglich, nach Lesina zurückzukehren. Alle möglichen Winde heulten durcheinander; es war ein Concert von Disharmonien. Um wenigstens ein Mal Nachricht von meinem Kleinen zu bekommen, mußte ich einen Boten zu Fuße schicken.

Zum Glück konnten wir uns nicht besser befinden, als in dem Hause unsers Papa Nisitor, wie ich den alten Herrn sehr bald getauft hatte. Mir war seine Bibliothek zur Verfügung gestellt, ein großer Saal mit drei Fenstern, in welchem außer einigen Tischen ein einziges venetianisches Scharlachsofa die Reihe der Büchergestelle unterbrach. Klassischer Staub lag auf klassischen Werken und auf Cartons mit

getrockneten Blumen. Rechts und links von mir auf dem ausgedehnten Schreibtisch waren Folianten aufgehäuft — es war eine Localität nach meinem Herzen.

Das ganze Haus war eine Localität nach meinem Herzen. Lang, schmal, und nicht zu hoch, hat es am westlichen Ende einen Flügel. An diesem Flügel und an einem Theil des Hauses läuft eine Terrasse hin, welche auf Bogen ruht und von zwei Seiten ein länglich viereckiges Fischbecken einschließt. Dieses, so wie der alte Theil des Hauses, ist von Pietro Hektorovich erbaut, dessen neuaufgelegten Gedichtes vom Fischfang Neigebaur in seinen Südslaven erwähnt. Er war 1487 zu Citta vecchia geboren und starb 1572, berühmt als Dichter in den drei Sprachen de rigueur. Von seiner Latinität zeugen mehrere Inschriften, welche an den Mauern der Peschiera zwischen den üppigen Blättern der baumartigen immergrünen malva Cavaterra zu lesen sind. Die eine steht unter einem Todtenkopf und lautet:

Respice, quod salvant nec opes nec gloria mundi,
Non decor, aut aetas, mors quia cuncta rapit.

Blicke zurück, was da nützet so Reichthum wie weltlicher Ruhm Dir,
Ehren und Alter zugleich — Alles entführet der Tod.

Das Haus ging später durch Heirat aus der erlöschenden Familie des Poeten in die aus dem Friaul eingewanderte der Nisiter über, und jetzt hat der Gelehrte das Werk des Poeten weiter ausgeführt, ohne Bild, das Haus verlängert

und die Terasse gebaut. Hierher kam ich, um mir an der mit Erde gefüllten und mit knospenden Blumen bepflanzten Balustrade in den Intervallen zwischen zwei Wegen einige Mund voll frischer, feuchter Frühlingsluft zu holen. Unten im Thal lag der Garten des Professors mit röthlichen Maulbeerbäumen und grünenden Saaten. Es war ein heimatlicher Frühlingseindruck. Weiterhin waren Oelbäume, und Weinpflanzungen gingen die Höhen hinauf, deren Kette Budinjac heißt. Sie schließt gegen Mittag das Thal, welches sich von Abend nach Morgen sechs Miglien lang erstreckt und höchst anmuthig und fruchtbar ist. Linker Hand ist das große Kloster der Frati von San Piero, näher am Hause die kleine Kirche von San Rocco, endlich die ganze Stadt, welche jedoch durch die Kirche so ziemlich verdeckt wird, indem nur der spitze Thurm des Domes diese überragt.

Aus der Bibliothek, die nach Norden ging, sah man die Marine und den Hafen, welcher durch einen langen schmalen Meeresarm gebildet wird. Das gegenüberliegende Ufer besteht in einem hohen Berge, von dem das dalmatische Lied von frühern Wäldern und jetziger Kahlheit zu singen ist. Er heißt stražice, von straža, Wacht, ist aber schlecht benutzt worden, als 24 v. Chr. die Römer unter dem Consul P. L. Aemilius gegen die Stadt zogen. Während die sechstausend Männer, welche diese vertheidigen sollten, durch eine scheinbare Landung westlich hin an das Ende der Bucht gelockt wurden, geschah die eigentliche Landung hinter jenem Berge, und bevor Demetrius Pharius

zurückeilen konnte, waren die Römer im Besitz von Pharia, und dieses ging in Flammen auf.

Denn Pharia war hier. Alle Inschriften, alle Münzen sind hier gefunden worden. Auf den letztern ist häufig ein Homerkopf und eine Ziege oder ein Becher, Zeichen von Weinbau, von Ziegenzucht und von griechischer Kultur. Und die Pelasger waren hier und in ganz Dalmatien. Alle die sogenannten Völkerschaften waren nur pelasgische Stämme. Das Alles erklärte und bewies mir der Professor, wenn ich ihn von Zeit zu Zeit im Taubenschlage besuchte.

Ernstlich; der Professor hatte einen eigenthümlichen Taubenschlag, welchen Hektorovich auch gebaut hatte, mit in sein Haus eingeschlossen und zu seinem Studirzimmer gemacht. Es war das engste und drolligste, welches man sich denken konnte, und wenn der kleine Professor mit seiner hohen schwarzen Mütze auf dem vollen weißen Haar hinter seinem Büchertische saß, so sah er leibhaftig aus wie auf den alten Bildern der Faust, wenn Faust nämlich achtundsiebenzig Jahr alt geworden wäre.

So lange wir in Citta vecchia waren, sah ich Otto außer bei unsern Mahlzeiten, nie anders als im Taubenschlage. Der Professor versicherte mir, daß er mit dem Herrn Baron gemeinschaftlich unglaubliche Entdeckungen gemacht habe. Bisweilen störte ich die Herren in ihren Schatzgräbereien, erstens weil es mir, immer allein, in der großen Bibliothek doch manchmal bange wurde, zweitens weil der Professor mir ungemein gefiel. Es war ein aller-

liebster Alter, rüstig und munter, gründlich und doch nicht pedantisch, eifrig und doch nicht lehrsüchtig, immer wohlwollend, immer guter Laune. Er galt so ziemlich als der Signor von Citta vecchia. Und gut war er, o gut! sagten die Frauenzimmer.

Abends kam gewöhnlich der Abbate Ljubich und zwängte sich gleichfalls in den Taubenschlag ein. Es war ein junger feuriger Kopf, dem nichts als Raum fehlte, um sich mit Glück auszuzeichnen. Er hatte mehrere Werke im Manuscript, mehrere kleine herausgegeben, die Volkslieder von Lesina gesammelt. Aus diesem Manuscript, welches er mir in Spalato anvertraute, übersetzte ich einen großen Theil von den Volksliedern, welche ich herausgeben werde, sobald ich in Agram gewesen bin. Kann Don Sime Ljubich studiren, was in Deutschland und Böhmen über das Slavische erschienen ist, so wird er ein sehr guter Vermittler zwischen den Nord- und Südslaven werden. Aber um die deutsch-slavische Literatur studiren zu können, mußte er nach Deutschland, und dazu bedurfte er wiederum der Erlaubniß des Bischofs. Er bat mich, sie ihm zu verschaffen. Ich versuchte bei meiner Rückkehr nach Lesina auch wirklich eine bescheidene Fürbitte, aber Monsignore Bordini sagte sanft und liebreich: „Ich kann's nicht — sie möchten immer alle fort, und ich habe lauter Gemeinden und keine Pfarrer.“

Auch der Pfarrer von Citta vecchia kam manchmal, und dann wanderten wir in die Bibliothek aus, weil der Taubenschlag für so viel Leute allzuklein gewesen wäre.

Meistens aber hatte ich die Bibliothek ausschließlich für mich, und las, wenn ich nicht studirte, Meisterwerke aus der schönen Literatur des vorigen Jahrhunderts. Ich las Sir Charles Grandison, alle sieben Bände, und ich sage ernsthaft: der Grandison ist ein vortrefflicher Roman, und ich wollte, wir hätten jetzt welche, die ihm gleich kämen. Allerdings werden darinnen von den meisten Personen sittliche Spitzenmanschetten getragen; indessen ist es nicht angenehmer, wenn die Hände aus Spitzenmanschetten hervorkommen, statt aus zerrissenen Hemden? Nein, auf Sir Charles Grandison, den Mann der Männer, die personnificirte Großmuth, den baronetisirten Edelmuth, laß ich nichts kommen.

Ich las auch die Briefe der Frau von Sevigné. Eine Liebe mehr par distance. Und wäre vielleicht die Liebe nicht überhaupt blos zum Feierkleide bestimmt? Ein Alltagskleid nutzt sich so sehr schnell ab.

Was mich in diesen meinen Studien etwas störte, das war ein Wasserbecken, welches unmittelbar unter den Fenstern der Bibliothek befindlich war und den Weibern zum Waschen diente. Die Maler wissen schon was sie thun, wenn sie ihre Mädchen am Brunnen immer nur schöpfend, niemals Wäsche klatschend darstellen; es sieht sich ebenso wenig gut an, wie es sich angenehm anhört. Wenn sie nicht Wäsche klatschen, sind die Lesignanerinnen so hübsch, daß sie sehr an die zierlichen Grisetten von Venedig erinnern, wie denn überhaupt die ganze Insel mit Kindern von

San Marco bevölkert scheint, so viel Höflichkeit und Sanftmuth begegnet einem allenthalben. Wunderhübsch ist auch die Haartracht der Frauen. An beiden Enden einer länglich flachen Verschlingung von Flechten am Hinterkopf sind in Form von Schleifen höchst graziös silberne Nadeln gesteckt, eine Rüche von rothem Band vertritt auf dem Scheitel die Stelle eines Kammes, und eine Blume, gewöhnlich eine künstliche Rose, sieht über dem rechten Ohre hervor.

Am besten konnte ich die feinen Gesichter der Mädchen von Citta vecchia am Fastnachtsdienstag beobachten, als der Jure herumgetragen wurde. — Wie der Carneval in Citta vecchia zu diesem Namen gekommen, das erklärte uns bei unserm letzten Besuche Monsignor Bordini. Vor längeren Jahren starb nämlich gerade am Faschingsdienstag ein Georg. Ob nun nichts von ihm zu sagen gewesen sein mochte, oder ob seinen weiblichen Verwandten ausnahmsweise die Gabe der Klage abging, genug, sie wußten nichts Anderes zu jammern, als: Jure moj! Jure moj! Die zum Fasching versammelte Menge fand das drollig. Am nächsten Fastnachtsdienstag erinnerte man sich des „Jure moj!“, rief es aus Scherz, ohne daß dieses Mal ein todter Georg dagelegen hätte, und der Carneval in Citta vecchia war „Jure moj!“ getauft.

Jure moj also wurde herumgetragen. Er hatte eine höchst drollige Maske, einen Hut mit einer rothen Krause, ein weißes Halbmäntelchen, und statt des Körpers und der Beine eine Stange, an der ein Junge ihn hielt. Der

Junge grins'te entzückt unter einem gewaltigen Strohhut hervor und ließ seinen Jure unaufhörlich Verbeugungen machen und unzählige Küsse geben. Einige Leutchen in lächerlich feierlichen Trachten lasen hierauf die Verordnungen des guten Jure bei seiner Abreise nach Mailand vor, und sangen dann, unter Begleitung von Klappern, folgendes klassisch dumme Lied:

Sitzt zu Pferde die Küstenmaid,
Hat den silbernen Säbel um —
Scheine, Mond, scheine!
In dem Strome spiegelt sie sich,
Und zu sich selber redet sie:
„Lieber Gott, was bin ich nicht schön!
Milchweiß bin ich und rosenroth —
Scheine, Mond, scheine!
Schlank und hochgewachsen ich bin
Und gekleidet in schönen Stoff —
Scheine, Mond, scheine!
Hätte so schwarz die Augen ich,
Wie ich golden habe das Haar,
Zög' ich drei Städte hinter mir her,
Und in den Städten Alai-Beg,
Oder den Bruder, oder ihn —
Scheine, Mond, scheine!"
Hören das die Diener des Beg,
Eilen und melden es dem Beg:
„Weißt Du nicht, o unser Herr Beg,
Sitzt zu Pferde die Küstenmaid,
Hat den silbernen Säbel um —
Scheine, Mond scheine!
In dem Strome spiegelt sie sich,
Und zu sich selber redet sie:

und nun wird Alles wiederholt, was sie Schmeichelhaftes zu sich selbst sagt. Dann geht das Lied weiter:

Gibt den Dienern zur Antwort der Beg:
O bei Gott, ihr Diener mein,
Geht und nehmet die Küstenmaid,
Meßt das Haar mit dem Säbel ihr.
Hat sie es länger als das Schwert,
Soll sie meine Gemalin sein —
Scheine, Mond, scheine!
Hat sie es nur so lang wie das Schwert,
Soll des Bruders Gattin sie sein —
Scheine, Mond, scheine!"
Und die Diener gehorchten dem Herrn,
Maßen ihr mit dem Schwerte das Haar —
Länger hatte sie's, als das Schwert,
Ist die Gemalin des jungen Beg —
Scheine, Mond, scheine!

Am Abend wollte Don Sime uns in die Cavalchina haben, aber trotz der vielen Anrufungen, die an ihn gethan worden waren, schien nicht nur der Mond nicht, sondern es war eine vollständige Regenfinsterniß. So konnten wir denn erst am nächsten Morgen ausgehen, wo das Wetter einigermaßen menschlich geworden war.

Die Gegend ist schöner, wenigstens grüner als bei Lesina; aber Lesina ist um so Vieles eleganter als Citta vecchia, wie die venetianische Architektur über der dalmatischen steht. Citta vecchia ist, was es heißt, die alte Stadt. Ich glaube nicht, daß seine Straßen immer so schmutzig sein mögen, wie da ich sie sah, aber für uns war es keine ganz leichte Aufgabe, durch sie in die Kathedrale zu kommen. Die ganze Bevölkerung war uns nachgezogen und kam mit hinein, um uns weiter anzusehen. Wir unsererseits sahen uns die Apostel an, mit denen die Kirche geschmückt ist.

Aber die Reste der cyklopischen Mauern sahen wir uns in einigen Kellern an. Ich muß bekennen, daß mir nicht anders zu Muthe war, als in Kellern, wo keine cyklopischen Mauern sind.

Zuletzt gingen wir noch in die Kirche der Frati und schlüpften, Dank dem Laienbruder, ebenfalls in die Klausur. Es war, um die Aussicht vom Thurme zu sehen. Als wir hineinkamen, führte nur eine Leiter in die Höhe; das war nicht für mich, und ich blieb unten beim Laienbruder, nicht ohne Angst, daß einer der Frati mich ertappen könnte. Aber sie saßen fest beim Speisen und wir kamen unentdeckt wieder in die Kirche zurück.

Hier ist auf einem Altar, welchen Hektorovich gestiftet hat, eine schöne, wenngleich beschädigte Grablegung und auf dem Hauptaltar ein vortrefflicher Christus am Kreuz aus farbigem Schnitzwerk. Dieses Kruzifix war von Syrien aus nach Civita vecchia bestimmt, durch Irrthum kam es statt nach Citta vecchia auf Lesina, und die Mönche ließen es nicht wieder fort.

Ueber Sokolizza.

Nachdem wir fünf volle Tage in Citta vecchia festgehalten worden waren, wurde das Wetter endlich wieder menschlich, und wir konnten an die Rückkehr denken. Es hatte sich in der Nacht ausgetobt.

Der Traghetto wurde zurecht gemacht, ich wollte nicht wieder zu Maulthier. Unsere Wirthin gab eine Matratze her, die wurde in das Hintertheil der Barke unter ein über Reifen gespanntes Leintuch gelegt und bildete ein recht gutes Lager.

Ich empfehle hiermit die Signora Maria Bragnizzani Marchesini Ballich. Es ist ihr Ernst darum, ihre Pensionäre zufrieden zu stellen.

Papa Nisiter, der Doktor und Don Sime begleiteten uns an's Ufer, und die ganze Bevölkerung von Citta vecchia wohnte unserer Einschiffung bei. Das Segel wurde aufgezogen, und wir fuhren rasch und stattlich von dannen.

Die erste Stunde ging es vortrefflich; wir blieben im Hafenkanal, dicht am Ufer, welches steil und mit immer-

grünem Gesträuch bedeckt war. Aber als wir uns dem Ausgang näherten, begrüßte das Meer uns mit einem ganz anständigen Brausen, und als wir um die erste Landspitze bogen, faßte es uns recht hübsch. Die Barke machte sehr höfliche Verbeugungen, besonders da, wo das Meer stärker war als der Wind. Wir kamen nicht recht von der Stelle. — Um nicht allzuungeduldig zu werden, las ich altenglische Komödien, die ich von Citta vecchia mitgenommen hatte. Bisweilen sah ich mich um — die Wellen tanzten hellgrün und schillernd und wiegten, was von Sonnenschein zwischen den Wolken hervor konnte. Rechts zog sich steil und mit Streiflichtern beleuchtet, die Brazza hin, links war das lesignanische Ufer, immer bewuchert mit dunklem Gesträuch und kleinen Pinien. Von Zeit zu Zeit spaltete es sich in ein bräunliches Rebenthal; dann neigte unsere Barke, die gerade in der Mitte des Canals fuhr, sich jedes Mal tiefer, denn jedes Thal hatte seinen eigenen Wind.

Gegen ein Uhr waren wir dem Porte von Spalato gegenüber, d. h. dem Canal zwischen der Brazza und der Solta. Wir sahen die vertrauten Gebirge, über der Solta die Cabani, in der Mitte den Mossor, über der Brazza den Biokovo und auf Lesina bereits die Forts Spagnuolo und Napoleon. Bald nachher entdeckten wir die Bucht von Sokolizza. Einige ihrer Berge waren mit hohen Pinien bedeckt; noch hatte kein Landungsplatz mir so lieblich und heimlich gedünkt. Wir wendeten landwärts, der Wind faßte uns von der Seite und ganz schief gesenkt, aber pfeilschnell

und unbeweglich glitt die Barke dahin. Noch ein Mal kehrten wir in den Canal zurück, dann fuhren wir geradezu an's Ufer. Welch' schöne stille Myrtenbucht! Zwischen dem Meer und dem Gebirge ein einziges Fischerhaus, in welchem ein schöner junger Fischer Netze strickte. Er ließ uns so billig wie möglich seinen herben, aber kräftigen Wein, und schenkte mir eine rothe volle Nelke, die einzige Blume, welche an seinem Fenster blühte. Auf dem Abhang hinter dem Hause fand ich Citronengesträuch, blühende Bohnen und die blauen Sterne des borrago officinalis. Hier möcht' ich an einem Frühlingsabend sein; doch ich werde sie schwerlich je wiedersehen, die schöne stille Bucht von Sokolizza.

Wir beluden den Traghettiero mit unsern Sachen und stiegen den Berg hinan, auf welchem Fort Spagnuolo liegt. Ein treppenartiger Weg führte zwischen Myrte und Rosmarin, blühender Daphne und rosigknospenden goldgrünen Heiden gelind empor. Die Steine, mit denen er gepflastert war, hatten hie und da einen zartblauen Krokus mit Mandelduft hervorgelassen. Ich rupfte im Vorwärtssteigen einen Strauß ab; ihn zu pflücken hatte ich nicht Zeit. Das Wetter drohte, und nicht umsonst; wir waren eben erst auf die Höhe gelangt, als es in Gestalt eines derben Hagels uns arme Fußwanderer erreichte. Wir spannten einen gewaltigen Regenschirm auf und eilten, so schnell wir konnten, nach der kleinen Kirche der gospa Krulnica, der gekrönten Jungfrau, welche seitwärts unter dem Fort Spagnuolo an dem

steinigen Abhange mehr schwebt als ruht. Früher hieß sie gospa kurvenica, von kurva, welches Wort eine Bedeutung mit fille perdue hat. Die Kinder, welche diese unglücklichen Geschöpfe zu Müttern hatten, wurden von ihnen in der kleinen Vorhalle des Kirchleins niedergelegt. Eine Glocke benachrichtigte die mitleidigen Seelen in Lesina, daß wieder ein verlassenes Würmchen ihrer bedürfe. Als das Volk gewählter in seiner Sprache ward, verwandelte es das kurvenica in kruvenica oder kruenica, abgeleitet von Kruna, Kranz, Krone und auch Rosenkranz. In dieser letzteren Bedeutung hieße also gospa krulnica so viel wie Madonna del Rosario.

Auch wir suchten Schutz in der schmalen Vorhalle, welche ehemals die hilflosen Kinder beschirmt hatte. Burschen und Mädchen, welche auf dem Berge hüteten oder Holz lasen, drängten sich mit uns zusammen. Einige Ziegen kamen ernsthaft herbei, um sich ebenfalls vor dem Unwetter in Sicherheit zu bringen. Eines der Mädchen hatte unter dem zartesten blonden Haar und dem gröbsten weißen Leinentuche das lieblichste Profil, welches ich seit langer Zeit gesehen hatte.

Unten im Regensonnenlicht lag Lesina. Wir sahen die Kathedrale und neben ihr die drei Fenster im Hause Don Antonio's. Rechts hatten wir den blauen Hafen und die Scogliengruppe der Spalmadori, gegenüber das duftige bergige Lissa.

Noch war der Regen nicht ganz vorüber, als unser Führer uns gewissermaßen zwang, den senkrechten Abhang

hinunter zu klimmen, welcher durch den Hagel schlüpfrig wie Eis geworden war. Diese dalmatische Ungeduld ist wahrhaft schrecklich; man kann seinen Sternen danken, wenn man, von ihr gejagt, nicht ein Mal irgendwo den Hals bricht. Ich wenigstens weiß heute noch nicht recht, wie ich es angestellt habe, um anders als kopfüber, kopfunter auf der Piazza von Lesina anzulangen.

In dem kleinen Hause mit den drei Fenstern war große Freude. Marko küßte die Mama so ziemlich den ganzen Abend und machte, um seine Zufriedenheit auch sonst noch kund zu geben, wo möglich noch mehr Lärm, als an gewöhnlichen Tagen. Im Garten hatte der Mandelbaum zu blühen angefangen, in der Kathedrale hatte am Sonntage die Prozession des wunderthätigen Kreuzes stattgefunden, welches den schönsten Altar, den mit den kostbaren Säulen von Verde antico, hat.

An dieses Kreuz knüpft sich eine geschichtliche Ueberlieferung.

Die Communità oder der Adel war es, welcher die Insel regierte, die Statuten entwarf und die Einkünfte verwaltete. So blieb es auch, als er sich San Marco unterworfen hatte. Venedig behielt sich nur das Recht vor, den Rektor zu ernennen, dessen Einkünfte von den drei Inseln Lesina, Lissa und der Brazza bestritten wurden. Die Volkspartei jedoch strebte unaufhörlich nach einer Theilnahme am Regiment, und Venedig, welches, wie bekannt, die Politik des Gleichgewichtes hatte, gestattete diesem Andringen eine Freiheit nach der andern. Dadurch wurde das Volk allmä-

lich übermüthig, und schon 1415 mußten alle Patrizier, die nicht ermordet sein wollten, sich auf's Festland flüchten.

Die Republik versuchte vermittels fünf sogenannter Friedensartikel die Einigkeit wieder herzustellen; es schien zu gelingen, und die Nobili kehrten zurück. Aber das Vertrauen und der gute Wille kamen nicht mit ihnen wieder. Die ganzen nächsten hundert Jahre dauerten die Reibungen fort, und endlich leisteten, 1510 am 6. Februar, im Hause eines Bevilaqua die Popolari auf ein kleines Kruzifix in die Hände des Kanonikus Matteo Luccari den theuren Eid, abermals alle Nobili zu ermorden. Am Abend wollte die Enkelin des Hafenadmirals, in dessen Haus die Verschwörung geschehen war, das Kruzifix abstäuben und nahm es deshalb von der Wand. Mit Erbeben nahm sie wahr, daß aus dem Mund und aus den Wunden Blut gedrungen ist und die Wand bespritzt hat. Das Mädchen rief ihren Großvater Niccolò und ihren Vater Tommaso herbei und theilte ihnen das Wunder mit, welches mit Blitzesschnelle durch die Stadt lief und eine unerhörte Aufregung hervorrief, eine Aufregung, der sich bei den Verschwornen die Furcht beimischte, der Himmel wolle die gelobten Verbrechen strafen, noch ehe sie begangen worden. Es blieb nicht bei diesem einen Zeichen; drei Erdbeben nacheinander erschütterten die Stadt. Bei dem einen stürzte das halbe Dach der Kirche von der Beata Vergine Annunziata ein, bei welcher Luccari Kapellan war. Sein Haus lag neben der Kirche; war es Schreck über den Einsturz, war es Reue

über den Eid, welchen er empfangen, genug. Luccari stürzte sich wahnsinnig in's Meer. Noch war es damit nicht genug; der alte Bevilaqua fiel von einem Baume auf ein Beil und verletzte sich tödtlich. Das Volk ging in sich; das Kreuz, durch Luccari in die Kathedrale gebracht, wurde als ein wunderthätiges verehrt und Rom gestattete, daß jährlich am 6. Februar, dem Tage des Mirakels, und am zweiten Sonntage nach Ostern feierliche Prozessionen gehalten würden.

Leider war der Einfluß des Wunders auf die Popolari nicht von langer Dauer. Bereits im Jahr 1514 schlugen sie eine Versammlung vor, zu welcher beide Parteien zugelassen werden sollten, um gemeinschaftlich neue Statuten zu entwerfen. Die Nobili willigten nicht ein, und der neue Aufstand brach los. Viele Edle wurden gleich Anfangs angefallen und getödtet, Andere flüchteten sich nach Traú, die Uebrigen schloßen sich in die innere Stadt ein. Diese wurde nach siebentägiger Belagerung von den Popolari erstürmt, zwanzig andere Nobili fielen als Opfer, und selbst der Palast der Conte blieb nicht verschont.

Dieses Mal strafte Venedig. An sechs und sechzig von den Schuldigen wurden theils zum Tode, theils zum Verlust eines Auges oder eines Armes, theils endlich zu lebenslänglicher Verbannung verurtheilt. Wirklich und dauernd jedoch stellte die Eintracht sich erst wieder her, nachdem 1611 zehn Artikel, welche sowohl Volk wie Adel befriedigten, verabredet und in die Statuten eingetragen worden waren.

Počivizca.

„Sie sollten einen Roman von einem unserer Räuber schreiben," sagte mir am vorletzten Abend auf Lesina der Kanonikus.

„Don Antonio," antwortete ich lachend und im Grunde doch ernst, „ich habe keinen Enthusiasmus mehr für Straßenräuber. Das war eine meiner Jugendschwärmereien. Jetzt dünkt mir z. B. ein Priester, welcher bei einer ansteckenden Krankheit sein Amt ausübt, ein viel größerer Held, als Einer, der die Schafe raubt, um sie für sich zu braten; denn etwas Anderes thun diese „edlen Räuber" doch sammt und sonders nicht."

Der Kanonikus lachte seinerseits.

„Es ist ein eigenthümlicher Zug in dem Charakter der Dalmatier, daß sie diese heimliche Sympathie für alle Leutchen haben, die dem Gesetze desertirt sind," fuhr ich fort. „Aber glauben Sie mir, bevor der Straßenräuber nicht aufhört ein Held zu sein, wird Dalmatien nie vollkommen civilisirt werden."

„Sie mögen Recht haben," sagte der Kanonikus nachdenklich.

„Gewiß hab' ich Recht. Ebenso werden nie vernünftige Dienstboten in Dalmatien zu finden sein, ehe nicht diese übermenschliche Nachsicht auch mit der ärgsten Untüchtigkeit sich in eine heilsame und vernünftige Strenge verwandelt haben wird."

„Ja, wir sind ungemein nachsichtig," seufzte Don Antonio.

„Wären Sie es nicht so sehr," sagte ich mit einer kleinen Bosheit, „so wären sie heute nicht genöthigt gewesen, die Räucherfische für Ihren Bruder eigenhändig in den Sack zu stecken. Ich weiß wohl, man verliert die Geduld und macht selbst, was das liebe Dienstpersonal nicht machen will. Aber man sollte es nicht — Jeder thue was seines Amtes ist; nicht mehr, aber auch nicht weniger. Sie sollten ein Mal lesen, was für gute Gesetze über das Verhältniß zwischen Herrschaft und Dienstboten die Verfassung des Waadtlandes enthält. Wie wird man aber auch dort bedient! Vortrefflich, sag' ich ihnen. Und das gehört denn doch zum Leben."

„Und wie gehört's zum Leben!"

„D'rum seid nicht mehr gar zu gut, und es wird besser gehen. Jetzt geht's mit der Bedienung sehr schlecht, das seh' ich wieder an Ihnen, mein armer Don Antonio. Was nun aber die „edlen Räuber" betrifft, so hatte ich mir schon vorgenommen, das Leben des einen zu skizziren. Sie

kennen die Biographie des Soćivizca? Nun, die will ich deutsch geben, aber nur als Curiosität, keineswegs aus irgend welchem Enthusiasmus."

Lovrich, der bisher noch unübertroffene Schilderer der dalmatischen Gebirgssitten, ist auch derjenige, welchem wir in der Biographie, die ich nachschreiben will, die beste Schilderung des dalmatischen Räuberlebens zu verdanken haben.

Er macht sich nicht ganz ohne Zögern und Bedenklichkeit an diese Arbeit. Indessen „Sallust hat das Leben des Catilina, Fra Paolo Sarpi die Geschichte der Uskoken geschrieben" — warum soll der Lovrich nicht das Leben und die Geschichte „del suo assassino", seines Raubmörders, schreiben, wie er den Gegenstand seiner Arbeit mit einem wunderlich behaglichen Wohlwollen zu nennen pflegt.

Stanislav, der des Ruhmes wegen Stehende, so ward der künftige berühmte Heiduck genannt, als er 1715 in der Herzegowina im Dorfe Braguska, sechzehn Meilen von Trebigne, geboren wurde. Sein Vater hieß Vuk; mit ihm und mit drei Brüdern baute er das Land für eine sehr reiche und sehr tyrannische türkische Familie. Wäre der Vater nicht gewesen, die Söhne hätten die Behandlung ihrer ungläubigen Herren schon längst nicht mehr ausgehalten, aber Vuk drang unaufhörlich auf Frieden, und so hielten ihn denn die jungen Männer so lange, bis einst ihre Herren in ihr Haus übernachten kamen. Sie hatten eben in den verschiedenen ihnen unterworfenen Dörfern die Abgaben eingetrieben und eine Summe von achtzehntausend Zechinen

bei sich. Sočivizca sagte zu seinen Brüdern: „Jetzt ist die Zeit, uns zu rächen, gekommen!“ Die Brüder stimmten ein, die Herren wurden trotz der Gegenvorstellungen des Vaters erschlagen und nahe dem Hause verscharrt.

Der Pascha von Trebigne ließ an fünfzig Christen, welche nicht ein Verbrechen bekennen wollten, dessen sie nicht schuldig waren, theils tödten, theils einkerkern. Auf die Familie Sočivizca fiel erst nach einem Jahre ein Verdacht und zwar deshalb, weil Stanislav es sich nicht versagen konnte, mit dem Schatze seiner getödteten Herren den Prächtigen und Stolzen zu spielen. Kaum wurden die Brüder die ersten Blicke des Mißtrauens gewahr, so flohen sie. Der alte Vater starb unterwegs; sie kamen glücklich bis nach Imoschi und eröffneten dort zwei reiche Waarengewölbe. Es geschah dies im Jahre 1745.

Sočivizca fand bald die Vortheile, welche der Handel gewährt, zu gering für seinen Gewinndurst. Er sammelte einige Verwandte und Freunde — mit ihm waren es zehn an der Zahl. Im Laufe des Sommers erschlug diese kleine Schar in Montenero nicht weniger als vierzig Türken. Ein recht guter Anfang.

Der Streifzug hätte jedoch unglücklich enden können. Ein Gefährte von Sočivizca hatte sein Gewehr verloren. Sočivizca macht sich auf, um dem ersten Besten, den er treffen sollte, ohne Umstände das Gewehr wegzunehmen. Aber statt auf einen ersten Besten stößt er, leider, auf eine ganze türkische Caravane.

Zwei Türken, welche vorausreiten, rufen ihn als Heiducken an. Sočivizca lehnt diesen Titel eifrig ab; doch sechs Türken, welche zu den ersten beiden hinzukommen, wiederholen die unangenehme Begrüßung, und alle acht schließen einen Kreis um ihn, um sich seiner kostbaren Gesellschaft zu versichern.

Er verliert nicht den Kopf. Ein Pistol abschießend ruft er laut nach seinen Gefährten. Die Türken sehen sich nach diesen um, Sočivizca durchbricht den Kreis und wirft sich, nachdem er eine kleine Strecke fortgestürzt, platt auf die Erde. Wie es ihre Gewohnheit ist, haben alle Türken auf ein Mal gefeuert. Sočivizca hat keine Kugeln mehr von ihnen zu befürchten. Er springt in die Höhe, schlägt einen Türken nieder, streckt einen andern durch einen Flintenschuß dahin. Unterdessen sind seine Gefährten herbeigekommen. Ein Türke noch fällt, dann weichen die Heiducken vor der allzuzahlreichen Caravane. Zufrieden mit der Bewegung, welche er sich gemacht, kehrt Sočivizca nach Imoschi zurück und betreibt dort neun Jahre lang ruhig den Handel, nur daß er von Zeit zu Zeit zum Vergnügen einen Türken todtschlägt.

Dagegen ergab sich einer seiner Brüder leidenschaftlich dem Heiduckengeschäft und zwar in Gemeinschaft mit dem berühmten Pezcirep, dessen Hauptgenuß darin bestand, die Türken spießen und braten zu lassen. Die Türken fanden das nicht gerade christlich und als der Bratspießliebhaber einst in ihre Hände fiel, spießten sie ihn ebenfalls, nur mit

dem Unterschiede, daß sie ihn nicht braten, sondern volle drei Tage leben oder vielmehr sterben ließen. Er war wenigstens Mannes genug, um seiner Qualen spottend Tabak zu rauchen.

Den Bruder Sočivizca's sollte bald ein gleiches Schicksal treffen. Er war mit einem griechischen Morlacchen, der ottomanischer Unterthan war, Pobratim geworden. Der liebe Pobratim nun lockte ihn über die Grenze in sein Haus, machte ihn betrunken und lieferte ihn in diesem Zustande an die Türken aus, von denen er nach Travnik geführt und dort acht Tage lang auf das Furchtbarste gemartert wurde.

Sočivizca hörte, was dem Bruder widerfahren war und verfügte sich augenblicklich nach dem Wohnort des falschen Freundes. Dieser wußte alle Schuld von sich abzuwälzen und gab dann vor, er wollte von der weit entfernten Herde ein Schaf holen, um es zu Sočivizca's Ehre zu schlachten. Die Nacht kam, aber kein Wirth und kein Hammel. Die Familie ging schlafen, und auch Sočivizca legte sich nieder, doch nicht zur Ruhe. Ein gewisses Gefühl von Unsicherheit hielt ihn wach und wuchs nach und nach so, daß es ihn vom Lager auftrieb. Er wollte eine Lampe anzünden — das Feuer war sorgfältig ausgelöscht; er tappte nach seinen Waffen herum — sie waren fort. Er rief nach ihnen laut und heftig — Niemand antwortete.

Sočivizca rief wieder; er war jetzt in Wuth.

„Schweige und schlafe, Tölpel, und wecke meine

Familie nicht!“ sagte endlich die Stimme eines alten Weibes.

Statt zu gehorchen, schlug Sočivizca Feuer an. Er hatte sich jetzt erinnert, daß er stets Feuerzeug bei sich trage.

Als erst Licht war, konnte auch der Vater des Griechen, das Familienhaupt, nicht länger den Schlaftauben spielen. Er fragte, was Sočivizca wolle? „Wo sind meine Waffen?“ fragte Sočivizca.

„Wie soll ich es wissen?“ war die Antwort.

Eine Axt lag da. Sočivizca faßte sie. Das Familienhaupt sollte nie wieder antworten.

Das alte Weib schleppte in Todesangst die Waffen herbei. Sočivizca that sie um und verbarg sich in geringer Entfernung vom Hause. Bald hörte er Pferdegetrappel. Türken waren die Reiter — Sočivizca hatte den Beweis vom Verrathe des Pobratim.

Er nahm aus Imoschi sieben Freunde mit sich, und siebzehn Personen verbrannten mit dem Hause des Pobratim. Ein junges Weib, welches mit ihrem Säugling auf dem Arme der Feuersbrunst zu entfliehen versuchte, fiel von Kugeln durchbort auf der Schwelle.

Die türkischen Autoritäten führten schwere Klage beim General von Dalmatien. Ein Erlaß wurde gegeben: sein Haus sollte der Erde gleichgemacht, wer mit ihm gewesen, bestraft werden, wer ihn tödtete, erhielt zwanzig, wer ihn lebendig einlieferte, vierzig Dukaten.

Er wußte noch nicht, daß er für vogelfrei erklärt wor-

den war, als er am 15. August auf der Fiéra von Sign eine Croatencompagnie zu Pferde erblickte, die zum Abreiten fertig war.

„Die kommen, mich zu fahen!“ war sein Gedanke.

Er sah, daß sie einen andern Weg einschlugen, als die gerade Straße nach Imoschi. Doch das beruhigte ihn nicht.

„Sie fürchten, nähmen sie den geraden Weg, ich könnt' es erfahren.“

Er eilte nicht, er stürzte vorwärts. Als die Croaten in Imoschi eintrafen, fanden sie die Familie mit allen ihren Kostbarkeiten geflohen und konnten nichts als das Haus schleifen.

Drei Jahre lang lebte Sočivizca mit seiner Frau, seinen Kindern und seinen beiden noch lebenden Brüdern unfern von Karlstadt, ohne irgend Jemand zu berauben oder zu ermorden. Vielleicht hätte er dieses erbauliche Leben fortgesetzt, wäre er nicht gemeinschaftlich mit seinen Brüdern auf das türkische Gebiet hinübergelockt und nach Travnik geführt worden, wo man den drei Gefangenen die Wahl zwischen dem Gespießtwerden und dem Muhamedanerwerden ließ. Sie wurden Muhamedaner, und Sočivizca nahm den Namen Ibrahim an.

Die beiden Brüder wurden nach einiger Zeit frei, und der eine erhielt sogar den Posten eines Aga. Er benutzte jedoch seine neue Würde nur, um zu fliehen, und der andere Bruder folgte seinem Beispiel. Die Haft Sočivizca's wurde dadurch noch enger. Umsonst stellte er sich gut musel-

männisch, umsonst zeigte er sich unterwürfig und demüthig — nichts half — er bekam auch nicht die mindeste Freiheit.

Da sagte er eines Tages: „Mir ist's nicht darum, daß ich gefangen bin — ich hab' es durch meine Verbrechen verdient; mir ist's nur um das viele Geld, welches ich theils in den Gebirgen vergraben, theils an meine Landsleute verborgt habe. Wenn der Pascha wollte, könnt' er es haben. Freilich ohne mich wird's nicht gehen, denn Jeder würde läugnen, daß er es empfangen."

Nun stelle man sich die ehrlichen dummen Türken vor, wie sie den guten Sočivizca, der nichts anderes wünscht, als ihrem Pascha sein Geld zu zeigen, in den Gebirgen spazierenführen. Ueberall soll Geld vergraben sein, und nirgends ist welches vergraben. Dasselbe Spiel wiederholt sich in Sign. Jedermann soll Sočivizca's Schuldner sein, und Niemand will etwas davon wissen. Er behauptet es Jedem in's Gesicht, und ihm in's Gesicht läugnet es ein Jeder. Und so geht es einen Monat fort.

Endlich gehen den Türken die Augen auf, und sie machen die große Entdeckung, daß Sočivizca sie zu Narren gehalten habe. Sie nehmen das sehr übel. Er soll nach Travnik zurück und sehen, wie es ihm dort gehen wird. Und nicht er allein, sondern auch seine Familie, welche seit seiner Gefangenschaft sich im Contado von Zara aufgehalten hatte. Sie wird nach Sign gebracht — das venetianische Gouvernement leistete in dieser Angelegenheit den

Türken allen Vorschub. Und hier finden wir einen Zug, der ein grelles Streiflicht auf den Werth fallen läßt, in welchem die Frauen bei den Morlacchen gehalten werden.

Die Familie kommt an, und es wird der Frau befohlen, dem Effendi, welcher die Wache Sočivizca's befehligt, die Hand zu küssen. Sie gehorcht; Sočivizca läßt es zu. Der Tochter wird dasselbe befohlen, Sočivizca duldet es auch von ihr. Aber jetzt soll auch sein Sohn sich so erniedrigen. Da ruft er wüthend: „Fort von da! Küsse dem Hunde nicht die Hand!" Und die Türken — bitten Sočivizca um Entschuldigung.

Das hindert sie indessen nicht, ihn am 26. November 1758 — man sieht, Lovrich ist genau in der Biographie „seines Meuchelmörders" — nun denn, ihn und seine Familie an diesem Tage dieses Jahres nach Travnik zurückführen zu wollen. Er folgt ihnen aus dem Hause, wo er Tag und Nacht zwei Wachen mit geladenem Gewehr gehabt hatte. Ein Türke will ihn bei der Hand nehmen, um ihn zu führen; Sočivizca schlägt ihn mit den Ketten. „Glaubst du, Hundeseele, ich sei ein Weib, daß du mich an der Hand führen willst?" Und nur dem Effendi selbst erlaubt er es, ihn mit einem Strick an den Bauch des Pferdes festzubinden.

Die Einwohner von Sign, welche ihn und seine Familie inmitten von zehn Türken und vierzig Panduren erblicken, fühlen Mitleid und geben ihm einige Almosen. Sočivizca wendet dieses Geld an, um die Türken mit Brannt-

wein zu bewirthen. Sie bewundern seine Großmuth, trinken und betrinken sich.

Als sie hinter Vilibrig über die venetianische Grenze hinauskommen, beklagt Soćivizca sich über Frost. Man gibt ihm eine Kabanizca, d. h. einen Mantel. Er wickelt sich fest darein und schneidet, so verhüllt, den Strick durch, mit welchem er an den Bauch des Pferdes festgebunden ist. Wie er sich das Messer verschafft, weiß selbst Lovrich nicht.

Gegen vierundzwanzig Uhr kommen die Türken, mehr und mehr von der Rakia begeistert, mit ihrem Gefangenen bei dem Thurme von Prolog an, wo ein türkischer Posten liegt. Sie schwanken zwischen Anhalten und Weiterreiten und entscheiden sich endlich für das Letztere. Noch sind sie nicht zwei Musketenschüsse vom Thurme von Prolog entfernt, da gleitet Soćivizca von seinem Pferde herab, schlägt die nächste Wache mit seinen Ketten nieder, wirft sich auf die Erde und kugelt sich auf dem glattgefrornen Boden hinunter in das Thal, wo er sich unter dem ersten besten Baume zusammenkauert.

Die Türken stürzen ihm nach und an ihm vorbei.

Als sie fern genug unten sind, klimmt er auf die Straße zurück, wickelt seine Ketten dicht um sich her und kommt so geräuschlos wieder am Thurme von Prolog vorüber.

Auf unbetretenen Wegen flieht er die ganze Nacht zwischen Schnee und Bora dahin. Die einzigen lebenden Wesen, die er antrifft, sind eine große Schar Wölfe. Er

will auf einen Baum klettern, seine Ketten ziehen ihn wieder herunter. So faßt er denn diese, seine einzigen Waffen — aber er bedarf ihrer nicht; die Wölfe ziehen vorüber, ohne ihn anzufallen; wie der Lovrich sagt, eine neue Bestätigung des Sprüchworts, daß ein Wolf nicht den andern auffrißt.

Die Türken suchten unterdessen ihren verlorenen Sočivizca die Nacht und auch den Tag. Als er verloren blieb, konnten sie nur seine Frau und seine Kinder nach Travnik bringen.

Diese letzteren ließen sich bald genug zum muhamedanischen Glauben zwingen; die Mutter jedoch blieb standhaft bei dem ihrigen.

Dann heiratete ein Türke die Tochter. „Es ist nicht Recht,“ sagte er dabei, „daß solch schönes Blut unter den Morlacchen verloren gehe!“

Der Pascha verlangte Sočivizca von Carlo Contarini zurück, der eben General von Dalmatien war. Contarini antwortete sehr richtig, er könne doch nicht für einen Gefangenen haften, der auf dem türkischen Gebiet selbst entflohen sei. Da jedoch die türkischen Abgesandten sehr schrieen und drohten, so wurden die vierzig Panduren, welche jene der Mitwirkung an Sočivizca's Flucht anklagten, zum Schein mit geringen Strafen belegt.

Sočivizca seinerseits wollte seine Familie zurück haben. Er machte dem Pascha die möglichsten Anerbietungen und Versprechungen. Nie mehr wollte er einen Türken be-

lästigen, von nun an immer und immer still und friedlich leben. Der Pascha behielt die Familie. Sočivizca versuchte nun ihn auf epistolärem Wege zur Milde zu führen. Einer der Briefe, welche er an den türkischen Würdenträger schreiben ließ, ist originell und dabei logisch.

„Ich habe gehört," so ungefähr lautet er, „daß Du, o Pascha von Bosnien, Dich über meine Flucht beschwerst. Ich frage Dich, was Du an meiner Stelle gethan haben würdest? Ob Du Dich gern, gebunden wie ein wildes Thier, von Leuten hättest weiter führen lassen, die aller Wahrscheinlichkeit nach Dich um das Leben gebracht hätten, wenn sie mit Dir an einem bestimmten Ziele angekommen gewesen wären? Die Natur lehrt einen Jeden, den Tod zu fliehen. Was habe ich mehr gethan, als ihre Vorschriften befolgt? Und welches Verbrechen haben meine Frau und meine Kinder begangen, daß Du, o Pascha, sie wider alles Recht und alle Vernunft gefangen hälst? Glaubst Du vielleicht, mich dadurch zu zähmen? Du irrst — Du wirst mich nur noch wilder machen. Und höre: Du wirst Deine Wuth an ihnen auslassen, und das wird Dir nichts nützen; aber ich werde meinem Haß wider Deine Unterthanen Luft machen, und das wird Dir außerordentlich schaden. Darum bitt' ich Dich, gib mir mein Blut zurück. Bewirke bei meiner Regierung meine Begnadigung. Ich werde Deine Unterthanen in Frieden lassen, und ihnen sogar als Geleit dienen. Aber verweigerst Du mir diese Gnade, so erwarte von mir Alles, was ein Verzweifelter thun

kann. Ich werde Gefährten finden, ich werde Deinen Handel stören, ich werde Deine Kaufleute plündern, und von dem Augenblicke an, wo Du nicht meiner Bitte achtest, gelobe ich feierlich, so viele Türken niederzumetzeln, wie mir nur immer in die Hände fallen!"

So schrieb der Straßenräuber. Der Pascha antwortete nicht; die Familie blieb gefangen.

Die Morlacchen hatten bereits die Flucht Sočivizca's in einem Liede gefeiert; jetzt wurde er ganz und gar ihr Ideal und Held, denn er hielt sein Gelübde. Den ersten Beweis davon gab er, indem er mit fünfundzwanzig Gefährten eine Caravane von hundert Pferden und siebzig Mann überfiel. Allerdings konnte er hierbei keinen Türken „massacriren", weil sie sämmtlich im Voraus Fersengeld gaben; aber all' ihr Hab' und Gut fiel in seine Hände. Er setzte nebst seinen Gefährten Turbane auf, und verfügte sich auf den Markt nach Serraglio, wo sie inmitten der Türken Speise kaufen. Dann begibt er sich nach Dragovich, wo ein Kloster von Calogeri allen Räubern und Mördern als Zufluchtsort diente. Dort läßt er sein Theil von der Beute einem Mönch, trennt sich von seinen Gefährten, hält sich einen Monat verborgen, und als die Türken ihn bereits todt glauben, erscheint er wieder, und abermals als ihr mitleidloser Verfolger.

Und so fährt er fort. Der Züge, die von ihm erzählt, wohl auch gefabelt werden, sind zahlreiche.

Ein besonders tapferer Türke sagte überall, Sočivizca

werde nicht wagen, mit ihm einen Kampf Mann gegen Mann zu bestehen. Kurze Zeit nachher stößt Sočivizca mit sechs Gefährten auf eine Caravane von zehn Türken, unter denen eben jener Prahler ist. Dieser hat nichts Eiligeres zu thun, als dem Räuber eine Musketenkugel entgegenzuschicken. Sočivizca hat gerade den Kopf zurückgebogen, um den Feind schärfer zu beobachten. So streift die Kugel ihm nur die Stirne, anstatt ihn in der Mitte derselben zu treffen. Er nun schießt dem Türken eine Kugel in den Flintenlauf, die andere in den Kopf. Fünf Türken noch werden fliehend getödtet.

Einige Monate später sitzt er mit vierzehn Gefährten auf der Straße nach Mostar unter einem Baume, als er von Weitem zwei Türken gehen sieht. „Fallen wir zu Vieren über sie her!" sagen die Andern. „Ich allein bin genug," antwortet Sočivizca, und geht den beiden Türken entgegen, indem er auf der Straße etwas zu suchen scheint. Sie fragen ihn, was es sei. Er antwortet kläglich: „Eben hat mir dieser Dieb von Sočivizca mit einem seiner Gesellen zwei Pferde gestohlen, und ich sehe, ob ich nicht ihre Spuren finde." Die Türken bücken sich, um auch die Spuren der Pferde zu suchen; den einen schießt, den andern haut Sočivizca nieder.

Wenige Tage, und er metzelt mit fünfundzwanzig von einer großen Caravane, die aus Ragusa kommt, siebzehn nieder und führt drei gefangen mit sich. Im ersten Gehölz, das er trifft, läßt er zwei spießen; der dritte muß

die Spieße drehen. Als diese Menschenbraten gar sind, schneidet er von ihnen die Köpfe ab und übergiebt sie dem Bratenwender. „Bringe sie nach Travnik zum Pascha und sag' ihm: gibt er mir die Meinigen nicht wieder, so wird dasselbe mit allen Türken geschehen, welche in meine Hände fallen. Könnt' ich doch ihm das Gleiche thun!" Die andern Heiducken fanden, es sei zu viel Menschlichkeit, daß der dritte Türke davon käme. „Nein," sprach Sočivizca; „es ist immer besser, daß Einer übrig bleibe, der da erzähle, wessen wir fähig sind!" Zwei Stunden später wurde er mit Uebermacht von den wüthenden Türken überfallen. Die Heiducken flohen dieses Mal. Fünf von ihnen wurden verwundet; einem sechsten, der nicht mehr weiter konnte, schnitt sein eigener Bruder den Kopf ab, damit er den Türken nicht als Siegeszeichen diene. Die Bande war zersprengt. Sočivizca führte mehrere Monate lang in unzugänglichen Höhlen das Hungerleben des gehetzten Raubthieres. Obgleich er nie Christen beraubt und auch die Türken stets nur auf ihrem eigenen Gebiet angefallen hatte, so war er doch in Dalmatien ebenso wenig sicher wie in der Türkei. So hungerte, durstete und floh er denn; aber selbst in dieser „Extramität" konnte er nicht umhin, hin und her einen Türken todtzuschlagen. Was wollt ihr? Es war seine Leidenschaft!

Inzwischen wurde der Pascha von Travnik abberufen. Diese Veränderung gab Sočivizca wieder Luft. Seine Familie durch Bitten befreien zu können, hoffte er nicht mehr

Er entschloß sich demnach zur List. Als Seidenhändler verkleidet, ging einer seiner Gefährten nach Travnik, er selbst mit vier andern näherte sich bis auf einige Miglien. Ich finde nicht aus welchem Grunde er allein blieb; gewiß ist es, daß er sich plötzlich von drei Türken umgeben sah, welche in ihm den Heiducken vermutheten, wenn auch nicht gerade den Sočivizca. Er antwortete auf ihre scharfen Fragen, daß er nach der nahen Stadt Prusacz gehe. „Wohl, so gehen wir zusammen!" sprachen die argwöhnischen Türken. Sočivizca machte keine Einwendungen. Man kam an ein Wasser; die Türken stiegen ab, um ihre Pferde zu tränken. Sočivizca zog seinen Säbel und hieb dem einen den Kopf ab. Der zweite sah sich um, zu sehen, was es gäbe — auch sein Kopf flog. Der dritte erstarrte, ließ sich von Sočivizca in den Wald führen und antwortete mechanisch auf Alles, was Sočivizca ihn fragte. Dann tödtete der Räuber auch ihn und damit noch nicht zufrieden, schnitt er ihn in Stücken, und biß wie ein wüthender Hund in das blutige Fleisch. Seine Gefährten suchten ihn unterdessen wieder auf. Er konnte, gesättigt durch Türkenblut, mit etwas mehr Ruhe den Erfolg abwarten, welchen die Sendung des fünften haben würde. Es war ein glücklicher. Die Frau und der Sohn entflohen in der Nacht mit dem falschen Seidenhändler; die Tochter zog ihren Mann vor. Sočivizca brachte seinen Sohn nach Dragovich, wo ein Calogero ihn Lesen und Schreiben lehrte.

Doch hörte mit der Befreiung seiner Familie Sočivizca's

Privatkrieg gegen die Türken nicht auf. Er wurde zuletzt ein wahrhaft phantastisches Schreckbild für sie. Heute mordete er sie hier und morgen fünfzig Miglien weiter. Die Türken suchten ihn, die Venetianer suchten ihn, und gefunden wurde er nirgends.

Was seltsam ist — sein Muth gewann ihm sogar die Bewunderung mancher Türken. Mehrere sandten ihm Geschenke. Ein türkisches Mädchen begehrte ihn zum Pobratime und gab ihm als Bundesgeschenk eine Marama, d. h. eine Art von Handtuch, an beiden Enden mit Gold gestickt. Ebenso hatte er einen Türken zum Pobratime. Von diesem verlangte er zwölf Kabanizce und zwölf Anzüge von gutem Tuche. Der Ort, wo er diese Sachen in Empfang nehmen sollte, wurde verabredet. Aber der türkische Pobratim schwatzte gegen einen Glaubensgenossen, und dieser ließ ihm die Wahl, entweder seinen christlichen Pobratim zu verrathen, oder dem Pascha angezeigt zu werden. Nach einigem Schwanken entschied der Muselmann sich für das, was man von ihm erwarten konnte, d. h. für den Verrath. Sočivizca, der immer spähte wie ein Falke, sah statt seines Bruders in der Entfernung eine ganze große Schaar von Türken. Seine Gefährten wollten fliehen. Er sagte: „Nein, überfallen wollen wir sie!" Es geschah, und die Meisten flohen; Einige jedoch kämpften tapfer, und unter diesen war Einer, welcher den Räuber so unermüdlich rund um einen Baum jagte, daß Sočivizca verloren gewesen wäre, hätte nicht sein Bruder den Türken vom Pferde ge-

en. Befreit aus dieser Gefahr, gelobte er feierlich, wieder weder mit einem Türken, noch mit einem Griechen pratim zu werden.

Im Jahre 1765 wurden durch eine Reihe unglücklicher Zufälle die meisten Gefährten Sočivizca's theils auf ottomanischem, theils auf venetianischem Gebiet gefangen genommen. Diese trübe Erfahrung bestimmte ihn, sich in das Privatleben zurückzuziehen, d. h. in eine andere Bande einzutreten. Seinen eigentlichen Wohnsitz hatte er auf österreichischem Gebiete, unfern des Zermagna; doch er machte häufige Besuche in dem Contado von Zara, wo er sein sauererworbenes Geld im Handel angelegt hatte. Das erfuhr der Oberst von Knin und augenblicklich befahl er einem Harambascha von den Panduren, Sočivizca zu fahen. Der suchte mit dreißig Panduren den ihm Empfohlenen umsonst im ganzen Contado, endlich hörte er, Sočivizca halte sich in Ostrovizca auf. Er eilte dorthin und fand den Räuber, wie er, halbbetrunken, Kegeln schob. Ueberrascht wie er war, floh er dennoch und zwar nach dem Thurme des zerstörten, auf einem Felsen gelegenen Castells. Indessen einer der Panduren schoß ihn in den Schenkel, und er würde sich kaum haben retten können, hätten nicht eine Menge betrunkener Landleute, die eben vom Heumachen zurückkamen, sich mit ihren Gabeln den Panduren entgegengesetzt. Das gab ihm Zeit zu Pferde zu steigen und zu einem frommen Pfarrer zu kommen, welcher ihn die ersten Tage pflegte. Die gänzliche Heilung seiner Wunde

wartete er in einer Höhle oberhalb der Cettinaquellen ab. Hergestellt, erschien er wieder in dem blutigen Grenzdrama, welches hier unermüdlich gespielt wurde. Ließ man ihm denn Ruhe?

Ein, um so zu sagen, häuslicher Verdruß bestimmte ihn dieses Mal, sich rascher als sonst wieder zurückzuziehen. Es fiel in die Hände der Bande ein Türke, der einst dem Bruder Sočivizca's zur Flucht verholfen hatte. Sočivizca nahm darauf keineswegs Rücksicht — der Türke sollte sterben. Aber während Sočivizca sein Gebet hielt, was der fromme Mann vor jeder Mahlzeit that, ließ sein Bruder den Türken entfliehen. Das Geschrei über diese unverantwortliche That war groß, und hauptsächlich wild geberdete sich ein Neffe des „Verbrechers durch Edelmuth.“ Dieser junge Enthusiast für Türkentod ging sogar so weit, daß er seinem Oheim einen Backenstreich gab. Ein Pistolenschuß war die Erwiederung. Sočivizca jagte den Bruder fort, begrub den Neffen und zog sich mit abermaligen Ruheabsichten nochmals nach der Zermagna zurück.

Doch schon im Jahre 1769 schläft er wieder mit sieben Gefährten unter den Bäumen eines Gehölzes am Fuße des Prolog. Sein achter war ausgesandt worden, um Pulver zu holen, woran es den Heiducken mangelte. Ein Hirte hatte einen Hammel für sie geröstet. Warum lief er, nachdem er das gethan, um vierzig Türken herbeizuholen, welche in der Entfernung von wenig Miglien die Abgabe von der Viehweide eintrieben? Um Sočivizca zu fangen, frag=

ten die Türken nicht weiter nach dem Grenzrechte, sondern kamen in aller Eile auf das venetianische Gebiet in das Gehölz am Fuße des Prolog. Die Uebermacht mußte ihnen dieses Mal den Sieg sichern und doch entkam Sočivizca ihnen, indem er sich im Pulverrauch verbarg und so entschlüpfte. Diese Flucht ist seine berühmteste.

Er hatte nun indessen entschieden bürgerliche Niederlassungsgedanken und zwar wäre er gern in österreichische Dienste getreten. Er bedurfte es — der arme Räuber hatte nicht, wovon leben. Mit fünfhundert Zechinen ging ein Calogero, sein Beichtvater, ihm durch, und ein Vetter aus Imoschi stahl ihm den Rest seiner Barschaft, zugleich mit der berühmten Marama von seiner türkischen Posestrima. Sočivizca beschwerte sich gegen seinen Biographen sehr bitter über diese beiden Diebstähle. „Hätten sie mich auf der Straße beraubt, hätte ich es mir gefallen lassen,“ sagte er; „denn das habe ich auch gethan. Aber den bestehlen, der sich auf euch verläßt und so ohne alle Gefahr —“ Der Straßenräuber fand das schuftig und lumpig.

Es gelang unserm Sočivizca endlich, Harambascha der österreichischen Panduren zu werden. Als der Lovrich seine Biographie beendigte, lebte er anständig und ruhig in dem Dorfe Gracacz und zählte einundsechzig Jahr. Sein Aeußeres beschreibt der Lovrich folgendermaßen: mittlere Statur, langes Gesicht, blaue Augen, wildes Wesen. Er hatte seinem Biographen eine entschiedene Zärtlichkeit eingeflößt. Seit Sočivizca, versichert der Lovrich, wären die Morlac-

chen, welche unter türkischer Hoheit ständen, von ihren Herren mit viel mehr Sanftmuth behandelt worden. Und mit diesen Worten schließt er: „Hätte Sočivizca in fernen Zeiten gelebt, so würde man vielleicht von ihm das singen, was man jetzt von Marco Kraljewich singt, und wenn er sich in unsern Tagen durch staunenswürdige Thaten vor allen übrigen Straßenräubern auszeichnete, so hätte er sich in früheren vielleicht einen Scepter errungen.“

Vielleicht; ich sage nicht nein. Vielleicht hat es auch noch schlimmere Räuber gegeben, als Sočivizca; ich kann das nicht beurtheilen. Wir aus der civilisirten Welt verstehen uns doch nicht so recht auf die Barbarei. Aber ich weiß — während ich diese Skizze nachschrieb, war es mir, als schriebe ich anstatt mit Tinte, mit Blut.



Hungersnoth.

Wie es am Freitag geregnet hatte, so regnete es auch den Sonnabend und den Sonntag. Die Wetteraussicht zur Fahrt nach Ragusa war so schlecht wie möglich, und der Kanonikus so gut und herzlich wie möglich. „Habt Ihr nicht ein Dach über dem Kopfe?“ frug er. „Warum wollt Ihr nicht noch bleiben?“ Ich war es auch ganz überzeugt, daß er mit der größten Freude noch länger in seinem Dachkämmerchen geblieben wäre, um uns seine Zimmer zu lassen — warum blieben wir da nicht noch?

Ich fing an, ernstlich eine Hungersnoth zu befürchten.

Am Freitag bekamen wir wenigstens noch Reis, Fleisch und einige Fische — bobe hießen sie; aber am Sonnabend um eilf Uhr erschien Bona noch wichtiger als gewöhnlich, stemmte ihre Aermchen noch verwegener als gewöhnlich in die Seite und guckte unter ihrem Buckelchen noch gnomenhafter als gewöhnlich an mir in die Höhe.

„Dušo mia, Seele mein,“ — ihre gewöhnliche zärtliche Anrede — „dušo mia, was werden wir machen?

Ich bin in den Fleischbänken gewesen — es ist auch kein Körnchen Fleisch zu bekommen. Was werden wir machen?"

„Ja, essen müssen wir doch, Bona mein," sagte ich. „Braten wir Fische."

„Dušo, wenn nur welche wären!"

„Und Kraut, Bona? Und Kartoffeln?" fragte ich dringender.

„Aber es sind keine, dušo mia, und es gibt kein Kraut."

Die Kriegsschiffe hatten glücklich alle Provisionen weggekapert.

Ich schickte meine Bona nach Castradin und nach Hühnern aus. Was würde Marco sagen, wenn kein Mittag käme! Ich war unruhig, und dann — ich hatte selbst gehörigen Hunger.

Zwergelchen Bona kam wieder angeschoben. Von Castradin auch nicht ein Körnchen, von Hühnern ein Ehepaar, Preis ein Gulden.

Ich beauftragte Bona, sie sollte versuchen die Henne allein zu erstehen. Ging das nicht, so war ich willig, auch den Hahn zu nehmen — ich hätte, um nur etwas zu bekommen, einen ganzen Hühnerhof gekauft.

Bona brachte die Henne allein, und steckte sie triumphirend in den Topf. Nun war für Brühe und Fleisch gesorgt, und Castradin gab der Kanonikus her, — der gute Kanonikus — sein letzter kleiner Vorrath war für uns.

Ich war neugierig zu sehen, was er selbst essen würde,

kroch in die Küche hinauf und guckte in den Topf. Lieber Himmel, eine Suppe von trocknen Bohnen mit Oel sollte sein Mittag ausmachen. Ich fragte die Signora Vetturina mit wahrem Mitleid: wie sie es dann die Fasten über machten?

„Wenn ich die Wahrheit sagen soll," antwortete sie mir, „so weiß ich es selber nicht. Es ist manchmal acht Tage lang kein Fisch zu haben; Grünzeug nun schon gar nicht. Und im Sommer erst — da ist's noch schlimmer."

Noch schlimmer — ich dachte an Alexander Dumas: „in Spanien ißt man wenig, aber in Marocco ißt man gar nicht."

Wir setzten uns am Mittag nieder, um unser Huhn zu essen. Es war ungefähr so weich wie gesottenes Holz. Otto schnitt sich außer Athem, ich aß mich außer Athem, wir zweifelten Beide an dem, was wir vor uns hatten. Marco allein hielt mit seinem Kinderglauben das Huhn für ein wirkliches Huhn und kaute tapfer darauf los.

Am Abend hatten wir abermals Reis in Hühnerbrühe, abermals Castradin, eine Frittata von Eiern, die sehr einer zusammengefallenen Nachtmütze glich, endlich einigen Salat, den man aus Monsignore's Garten für uns erbeten hatte. Trotz aller dieser culinarischen Anstrengungen hungerten wir, die Wahrheit zu gestehen, so arg wie früher Poeten in Dachstübchen nur gehungert haben können.

Sonntag Reis und Huhn, Huhn und Reis. „Das wird monoton," sagte ich, „und wenn nun selbst das auf-

hört? Und das ist möglich.“ Und ich kam zu dem festen Entschluß, am Montag Morgen unter jeder Bedingung abzufahren.

Wir gingen gegen Abend zu Monsignore, der sich auch so liebenswürdig zeigte, daß ich ihn nie vergessen werde. Unser guter Macchiedo war krank und hatte seit meiner Rückkehr von Cittavecchia noch nicht zu mir kommen können. Otto besuchte ihn und den gleichfalls kranken Giovanni Cassandrich. Beide Herren frugen ihn ängstlich: ob er auch glaube, daß Cittavecchia und nicht Lesina das alte Pharia sei. Nur in solcher Abgeschiedenheit kann eine solche Frage zu solchen Verhältnissen anschwellen. Otto war kaum zu Hause, als auch schon Herr Doimo Cassandrich mit dem Polybius ankam, dessen Beschreibung von der Landung der Römer wir lesen sollten. Leider bestätigte sie uns nur in unserer Meinung. Cittavecchia muß Pharia sein, auch wenn es nicht seine reiche Campagna hätte, während Lesina nur seine Einfassung von starren Bergen hat, was ganz und gar nicht mit den Gewohnheiten der Römer in der Wahl ihrer Niederlassungsstätten übereinstimmt.

In der Bucht von Sokolizza soll die Landung geschehen sein, sagen die Lesignaner, über den Berg, den wir zu übersteigen gehabt hatten, sollen die Römer gekommen sein, bevor Demetrius zurückeilen konnte. Aber wie wäre es möglich gewesen, daß er nicht hätte zur rechten Zeit zurückeilen können, mochte er nun an dieses oder an jenes Ende des Hafens gelockt worden sein? Der Hafen von Lesina

bildet einen vollkommenen Halbkreis; von jedem Punkte in ihm übersieht man die Berge, welche ihn einschließen. Ueber welchen ein Heer auch immer käme, es müßte gesehen werden, wenn es nicht unsichtbar wäre. Auch sagt Polybius ausdrücklich: ein Hügel; und das, was Sokolizza und Lesina trennt, ist, wenigstens dem Zeugniß meiner Füße nach, ganz unbezweifelt ein Berg, wohingegen der strazià, Cittavecchia gegenüber, sich von beiden Seiten in Hügellinien herabsenkt.

Herr Doimo ergab sich mit vieler Gutmüthigkeit darein, in uns von nun an Cittavecchianer zu sehen und trug seinen Polybius wieder nach Hause, wo er den beiden Brüdern wahrscheinlich ebenso zum Beweisführer gegen unsere Ansicht gedient haben mag, wie er uns in gleicher Art gegen die Ihrige gedient hatte.

Wir brachten, was vom Abend noch übrig war, in ernsten Gesprächen mit dem Kanonikus zu. Von Otto und mir kann ich sagen, es that uns leid, daß es der letzte sein sollte, und ich glaube dasselbe von Don Antonio. Man gibt nicht Fremden sein Zimmer und sein Bett, ohne nicht etwas Wohlwollen für sie zu fassen. Wir versprachen auf der Rückkehr in Lesina zu landen und konnten es nicht, indem das Wetter das Einlaufen unmöglich machte, ein in Dalmatien nicht seltener Fall. Vielleicht war's gut. Es wäre ein Abschied mehr gewesen, und wir hatten vom Abschiednehmen damals gerade genug. Man hat immer genug davon. Es ist nicht eben wohlthuend, wenn man sich sagt,

daß man so viele würdige und liebreiche Menschen vielleicht nie wiedersehen wird. In Spalato besonders wurde es uns recht herzlich schwer gemacht.

Am Morgen unserer Abfahrt von Lesina regnete es glücklich wieder. Wir waren schon darauf gefaßt, durchnäßt auf das Schiff zu kommen, aber es hörte vernünftiger Weise auf, und der Kanonikus und Toni, und Bona und ihr Vater konnten uns an's Ufer begleiten.

Hier dankte ich Don Antonio von ganzem Herzen. Wir hatten noch nicht solche Gastfreundschaft erfahren wie von ihm. Er sagte: er habe sie als Priester ausgeübt; ich wußte es besser: es war Antonio Radunich, der uns aufgenommen hatte.

Herr Doimo Cassandrich begleitete uns an Bord: der erste Lesignaner, der uns begrüßt hatte, war er auch der Letzte, dem wir die Hand drückten.



Der Orient.

Palmen und Pyramiden, Zelte und Kamele, Sand und Sonnenglut!

Nein, ein Verdeck und ein Rauchfang, Matrosen und Passagiere, starker Wind und hohes Meer — wir waren nicht in Alexandrien, in Cairo oder am Sinai, wir waren auf dem „Orient“, einem Dampfer des Lloyd, einem guten Dampfer, der ganz besonders von seiner gewöhnlichen Tour nach Constantinopel abgewichen war, um uns in Lesina aufzunehmen und nach Ragusa zu fahren.

Ich fühlte mich ihm sehr verbunden, dem guten Orient; er war kein kleiner Dalmata, oder ein noch kleinerer Kübeck, er war ein vernünftiger Dampfer, mit einem förmlichen Verdeck, einem ordentlichen Salon, wirklichen Cabinen. Natürlich quartierte ich mich wieder bei den Männern ein; im Damensalon waren drei Frauen und zwei Kinder — da sollten alle Heilige mich behüten, um so mehr wie der Himmel aussah. Man hatte mir zwar in Lesina allgemein versichert, ich würde eine vortreffliche Fahrt haben, aber ich kannte schon die vortrefflichen Fahrten, die mir versichert wurden.

Wir betrachteten, während der Orient sich ruhig in Bewegung setzte, zum letzten Male die Berge von Lesina. Sie waren zackig wie gothische Zinnen, von denen hie und da grüne Banner wehten. Von ihrem fahlen, warmen Grunde sprangen les accidents d' architecture ab, an denen Lesina so reich ist. Der stumme Campanile, welcher das verlassene Campo santo bewacht, die schöne Loggia, die venetianischen Fenster der Piazzahäuser, endlich rechts am Hafenende das Franziskanerkloster mit seinem Lebensbaume. Die Forts lagen oben im Regengrau, die Madonna incoronata blickte nur oben über den Abhang herunter.

Links waren die Spalmadore. Wie ihre Vorhut lag das kleine Galisgnik mit seiner Befestigung am Eingange des Hafens. Sein Name dürfte von den venetianischen Galeeren und Galeuzzen abgeleitet werden, die früher vor Lesina ihre Station hatten. Es hieße dann so viel wie „Ort der Galeeren.“

Es fiel wieder ein Mal ein schöner Platzregen — wir mußten hinunter. Selbst Marco konnte nicht weiter als bis auf die Treppe. Wir quartierten uns in der sehr bequemen Cabine ein; ich lag, Otto saß — so hatten wir denn die möglichste Geduld. Es waren zum Glück nur wenige Reisende, besonders auf unserer Seite — einige junge Militärärzte, von Bologna nach Dalmatien versetzt, die Räthin Petranovich aus Zara, die ihrem Manne nach Cattaro folgte, endlich eine Beamtenfamilie, ebenfalls aus Zara, bound for Ragusa vecchia. Außer uns reiste Nie-

mand freiwillig, und doch — auch wir reisten nur, halb freiwillig. Wenigstens befand ich mich höchst unfreiwillig in der Gesellschaft des Familienvaters, wie ich, seiner larmoyanten Zärtlichkeit gegen seine Sprößlinge wegen, den Beamten getauft hatte. In meinem Leben habe ich keine so verzweifelt sorgenvolle Physiognomie gesehen, und keine, die sich so zur sorgenvollen Verzweiflung eignete. Sie war fast ganz Nase — oben befand sich ein klein wenig Stirn, unten noch weniger Kinn, an jeder Seite eine dünne, bescheidene Wange. Alle schweren Gedanken, die sonst auf der Stirn ruhen, saßen hier auf der Nase, alle schmerzlichen Gefühle, die sich sonst in den Mundwinkeln zeigen, residirten hier in den Nasenflügeln. Die Nase war eine ganze lange Elegie, der ganze Familienvater in seinem unbeschreiblichen dunkelgrünen Rock ein zum Beamten gewordenes Grünkohlbeet. Ich hatte, leider, Muße ihn zu studiren, denn er brachte, nachdem das Diner vorbei war, seine Sprößlinge in den Salon und setzte sie zu zwei ungeheuern Tassen mit Milchkaffee nieder. Das Pärchen war seines Urhebers werth — es tunkte so endlose Semmelbrocken in den scheinbar unversieglichen Kaffee, daß ich mir in meiner Cabine nicht anders zu helfen wußte, als durch humoristisches „Bronteln“. Es war wirklich grausam von den kleinen Wesen, so lange zu tunken, denn ebenso lange spazierte der Familienvater den Salon auf und nieder, und eben so lange sah ich wieder und wieder seine unglückselige Nase.

Endlich waren die Tassen leer und wir im Hafen von Pidocchio bei Curzola. Der Familienvater führte seine Schätze fort, ich stand auf, die Signora Petranovich kam aus dem Damensalon, und wir machten Bekanntschaft. Obgleich aus Knin, also echt morlacchischen Stammes, hatte sie doch ganz die liebenswürdige Schmiegsamkeit und anmuthige Geschwätzigkeit der Zaratinerinnen angenommen — wir wurden rasch vertraut. Nachdem wir gemeinschaftlich beschlossen hatten, wozu Jede von uns im Stillen bereits völlig entschlossen gewesen war, nämlich Curzola Curzola sein zu lassen, versicherten wir uns gegenseitig im Gefühl unserer momentanen Stabilität, daß wir einen enormen Hunger hätten, und Antonio, Ragusäer und Cameriere des Orients, wurde um ein zweites Diner beschworen. Er trug auf, was noch übrig war, es war wenig — die Signora und wir drei hätten allenfalls genug daran gehabt, aber die Frau, die Schwester und die Sprößlinge des Familienvaters kamen, um uns zu helfen, und so hatten wir nicht genug.

So satt wie wir hatten werden können, d. h. immer noch über die Hälfte hungrig, stiegen wir hinauf und sahen uns um. Der Hafen kochte, als siedete grünes Glas darinnen, der Sturm schnitt wie mit montenegrinischen Messern durch die nebelgraue Luft. Von Curzola sahen wir nur einen grünen Vorsprung, hinter welchem die Straße in die Stadt führte, von Sabioncello, dieser Halbinsel des ragusäischen Festlandes, schroffe, schwärzliche Abstürze, oder Palmen — gniente. Gerade wie auf Lesina.

Der Kapitän kündigte uns an, wenn das Wetter so bliebe, bleibe er die ganze Nacht über im Hafen. Bei diesem Sturm und hauptsächlich bei diesem Nebel getraue er sich nicht durch die Scoglien von Ragusa. Der freundliche Mann hätte sich uns gegenüber seine Gründe schenken können — wir waren mit dem Stillliegen sehr einverstanden, hatten nicht die mindeste premura, in der schwarzen oder grauen Nacht romantisch in einem Scoglio zu stranden, und möcht' es zehnmal ein ragusäischer sein.

Es wurde uns oben bald des Windes oder besser des Sturmes zu viel, und wir resignirten uns in den Salon. Einige Herren aus dem zweiten Salon fuhren über, um am Lande zu speisen — sie brachten die Nachricht, daß sie Nichts gefunden hätten, als zähes Huhn mit Reis. Also abermals wie auf Lesina. Die Nase des Familienvaters, welcher mit übergefahren war, sah wo möglich noch verzweifelter aus als vorher, wo er noch die Hoffnung hatte, zu Mittag zu essen.

Seine Sprößlinge gaben uns ein Nachmittagsconcert. Wir, die Signora P. und ich, philosophirten über Kindererziehung. Marco wurde als Modell gepriesen — wozu der Junge es nicht gebracht hatte!

Die Nase des Familienvaters steckte mich an — trotz meiner angenehmen Gesellschafterin langweilte ich mich verzweifelt. Und aus Verzweiflung las ich Notizen, die Otto mir aus einem alten und sehr kostbaren, nämlich halbruinirten Manuscript, gegenwärtig im Besitze des Herrn G.

Cassandrich, über den Besuch ausgezogen hatte, welchen die Türken einst auf Curzola abstatteten und zwar 1571, als Selim II. den Venetianern Cypern entrissen hatte.

Die Curzolaner empfingen ihn, d. h. den Besuch, leider, als eine zu große Ehre, welche sie völlig um alle Besinnung brachte. Die ganze Insel scheint nur einen Kopf gehabt und ihn gänzlich verloren zu haben. Alles lief davon, will sagen, Alles schiffte sich ein. Die Dominikaner und Franziskaner ließen ihre Klöster und ihre Heiligthümer zurück und flüchteten nach Zara. Selbst der Rettore rettete sein Mobiliar und hatte die ernstlichste Absicht, auch sich selbst zu retten. Als die Türken zuerst auf der Insel landeten, fanden sie die Wachen sanft und selig eingeschlafen. Die Wachen erwachten vom Geschrei der Türken und — liefen was sie konnten in die Wälder. Die Türken hatten daher das Plündern in dem Dorfe Blatta, dem größten der Insel, recht bequem. Gefangen war nicht viel zu nehmen, indem Niemand mehr da war, außer einigen Kindern und einigen Alten. Die wurden denn fortgeschleppt, unter den letztern auch die Mutter eines Johann Barzolo, welcher sich für seine Person in den Wald in Sicherheit gebracht hatte. Da — ein Mal ein Zug der Mannheit — hörte er seine Mutter schreien, stürzte herbei, tödtete vier Türken und befreite die Mutter. Er selbst wurde, da er seine Lanze, welche in den Kleidern eines Türken hängen geblieben war, nicht herausziehen konnte, schwer verwundet, blieb für todt liegen und starb zwei Tage nachher.

In der Stadt ging es arg zu. Die Wachen des Ravelins verließen ihre Posten, weil — das Wasser bis an die Knie ging. Der Rettore wollte durchaus davon, und nur mit der größten Mühe hielt der Archidiaconus ihn zurück. Dieser Archidiaconus — ein Rosaneo, wie der Verfasser des Manuscripts — war der einzige wirklich kriegerische Geist in der Stadt. Er ermahnte sowohl zum Kampf, wie zum Gebet, und ordnete, um die gesunkene Phantasie der Curzolaner in etwas zu erheben, glänzende Messen und feierliche Prozessionen an. Bei einer derselben wurde ein Mann ohnmächtig und blieb es mehrere Stunden. Aus Andacht oder aus Furcht? frägt der Chronist. Aus Furcht, sage ich, denn als den andern Tag das Gerücht erscholl, der Feind sei schon da, lief der Ohnmächtiggewesene allen andern Davonläufern voraus und hielt nicht eher an, als bis er 15 Miglien weit in den Bergen war. Trotz dieser und ähnlicher Erfahrungen verlor der Archidiaconus doch nicht den Willen und die Hoffnung, Curzola zu vertheidigen. Wackrer Priester! sein Glaube war noch stärker, als der, welcher Berge versetzt. Er ließ die waffenfähigen Männer zählen — es waren ihrer wahrhaftig noch 240. Unerwartetes Ergebniß!

Dem Rettore war es endlich doch gelungen, davonzukommen, aber wenigstens unter einem schicklichen Vorwande. Er wollte Verstärkung von Zara holen. Er kam nicht und die Verstärkung auch nicht, wohl aber der Feind. Der Glöckner, welcher am 14. August auf dem höchsten Thurme

Mariä Himmelfahrt einläutete, erblickte plötzlich im Osten die ganze türkische Flotte. Zum letzten Male offenbarte sich ein allgemeines Fluchtbedürfniß, unterdessen der Archidiaconus wandte, um es zu unterdrücken, geradeweges Gewalt an. Sein Bruder, Vincenz Rosaneo, unterstützte ihn dabei. Aus Furcht wurde man heldenmüthig. Man schoß unter Zittern und Zagen, aber man schoß, und was noch mehr war, man traf. Die Frauen wurden von Begeisterung ergriffen, bewaffneten sich und halfen schießen. An ihrer Spitze war die Schwester des Rosaneo, Caterina Vitalis — ihr Name werde wenigstens ein Mal genannt, wenn auch nur von meiner Stimme. Die Bora kam dem neuen Muthe der Curzolaner zu Hilfe und zwang die Flotte, sich nach Westen zu wenden. Drei bessergekleidete Türken erschienen auf dem Berge San Biaggio, um die Stadt zu recognosciren. Die ganze Bevölkerung war auf den Mauern, die Frauen und die Kinder in Männerkleidern. So schienen der Vertheidiger Tausende, die Türken segelten ab und nach Lesina. Bevor sie dort mit Plündern und Sengen fertig waren, näherte sich die venetianische Flotte, und Curzola wurde nicht weiter beunruhigt. Der Archidiaconus hatte die Stadt wider ihren Willen gerettet, es blieb ihm nur noch etwas zu thun: die schimpflich Geflohenen bei ihrer Rückkehr vor der Wuth des Volkes zu schützen.

Und wir lagen und lagen. Der Sturm wurde immer wilder, die Dunkelheit immer dunkler. Der Kapitän trocknete sich am Ofen, welchen er zu unserer großen Plage

hatte vollstopfen lassen. Wir saßen, schwatzten, gähnten und wurden hungrig. Ich fragte nach dem Abendessen. „Madame, man ißt nicht zu Abend, nur für den Kapitän wird gekocht," antwortete der Cameriere. Ich fand das sonderbar, glaubte jedoch, es sei Schiffsdisciplin, und genoß, was ich bekam, nämlich Thee. Die Gesellschaft folgte meinem Beispiele, dann zog Alles sich in die Cabinen zurück. Bald war am Bord die tiefste Stille, nur draußen schlug dumpf das Meer an, der Wind brauste, und von Zeit zu Zeit prasselte ein Hagelschauer auf das Verdeck herab. Eine sonderbare Nacht — ich wollte sie in Verse bringen und schlief darüber ein.

In der grauen Frühe fuhren wir. Eine Stunde später ging ich hinauf und sah Curzola. Dahinter eine blaue Erhöhung, Lagosta, weiter Sabioncello und Meleda. Die Halbinsel und die Insel waren gleich schroffblau. Das Meer war mächtig, grün, mit weißem wildtanzendem Schäumen. Prachtvoll. Der Wind capriciös. Am Himmel glänzende Sonne und düstere, drohende Wolken.

Darf man oben sein, ist ein solch' bacchantisch aufgeregtes Meer eine wahre Lust.

Lagosta hieß einst die Kornkammer von Ragusa. Jetzt wird Fischfang auf ihr getrieben. Die vielen sie umgebenden Riffe, Lagostini genannt, veranlaßten häufige nächtliche Schiffbrüche in ihren Wassern — deßhalb ließ die Börse von Triest auf ihr einen Leuchtthurm errichten. Ihre Bevölkerung soll von den Aussätzigen herstammen, welche die

aus Syrien zurückkehrenden Kreuzfahrer hier aussetzten. Die den Aussätzigen eigenthümliche und hier vorherrschende Gesichts- und Schädelbildung soll das beweisen.

Auch Meleda hat seine „Soll's". Es soll den Schakals ihren Namen canes melitenses gegeben haben. Sankt Paulus soll hier gestrandet sein. Agesilaus von Anagarba unter Nero, Statthalter von Cilicien, soll, hierher verbannt, in einem Hafen einen prachtvollen Palast gebaut haben. Die Mauern des Palastes sind noch heutigen Tages zu sehen. Der Hafen heißt noch Porto palazzo. Der antro delle ninfe soll die Grotte der Kalypso gewesen sein. Das hier beobachtete Detonationsphänomen endlich soll noch immer genügend erklärt werden.

Ich sah mir die Küsten der Insel mit den vielen Soll's an, und so wenig einladend sie aussahen, wär' ich doch gern dort gelandet, wenn auch nicht gerade so, wie der Apostel. Eine noch unbetretene Erde hat immer gewisse Geheimnisse der Anziehung.

Als Meleda aufhörte, sahen wir eine Strecke lang zur Rechten das offene Meer, dann fuhren wir zwischen den grünen Inselbergen von Olipa links und Jakliana rechts in den Canal der Scogli von Ragusa ein und hatten nun verhältnißmäßig ruhiges Wasser. Zur Linken behielten wir das ragusäische Festland, zur Rechten folgten einander Giupana, Isola di Mezzo und Calamota. Hier lag eine ganze Flotille von Kauffahrteischiffen. Auf der Isola di Mezzo ging einst eine Geschichte vor, deren sowohl Neigebaur wie

Kohl erwähnt. Ich las sie in einer italienischen Bearbeitung, die in Spalato erschienen war, und einen Schauspieler, welcher Dalmatien mit seiner Truppe zu bereisen pflegte und Carlo Benvenuti hieß, zum Verfasser hatte.

In dieser Bearbeitung fängt die Geschichte mit dem Feste von S. Biagio oder Sct. Blasius an, der den beiden Heiligen Serdan und Bacco in der Schutzherrschaft über Ragusa gefolgt ist. Sein Fest wird mit allem Pomp gefeiert. Vor dem Palast sitzt der Fürst, der Rektor, und läßt den an diesem Tage üblichen Zug an sich vorübergehen. Neben ihm befindet sich sein Sohn, Ludovico Frammone, an den Fenstern des Palastes sitzt unter den juwelengeschmückten Ragusäerinnen eine, welche kein Auge von Ludovico verwendet. Ein Mädchen von der Insel Lopud, dem slavischen Namen für die isola di mezzo, nähert sich Ludovico und steckt ihm, unbemerkt wie sie glaubt, einen mit einem Oelzweig durchwundenen Kringel zu. Er verbirgt den Zweig auf der Brust, die edle Ragusäerin am Fenster sinkt ohnmächtig zusammen, in der Nacht wacht der junge Patrizier in Ragusa, die junge Dame in Gravosa, Maria, das Fischermädchen, auf der Insel Lopud.

Der um das Vaterland hochverdiente Marino Zamagna kehrt von einer Sendung an Kaiser Karl V. zurück. Ragusa empfängt ihn mit Freuden. Der Rektor ladet Zamagna mit seiner Familie auf den Abend in den Palast ein. Sie wollen ihre Kinder verheiraten. Elisabeth Zamagna ist es, welche umsank, als Ludovico den Oelzweig

empfing. Der Jüngling sitzt und studirt, als der Vater zu ihm kommt und ihm ankündigt, daß er am Abend verlobt werden soll. Die gewöhnliche Scene zwischen dem Sohne, der nicht will, und dem Vater, der da will. Am Abend Verkündigung der Verlobung vor dem ganzen edlen Ragusa. Aber wo ist der Bräutigam? Ludovico erscheint, in Felle gekleidet, das Haar geschoren — er will Eremit werden, nie der Gatte eines Weibes. Er schifft dieselbe Nacht nach dem Benediktinerkloster auf dem Scoglio S. Andrea. Der dortige Abt, sein Freund, empfängt sein Bekenntniß, überredet ihn zur Entsagung. Um sie Maria mitzutheilen, fährt er nach Lopud, und — neue Gelübde werden ausgetauscht. Ein verschmähter junger Fischer entdeckt den Grund zu seiner Verschmähung und schwört Rache. Elisabeth Zamagna stirbt. Der Rektor fordert heftig die Rückkehr des Sohnes. Die Brüder Maria's werden durch den verschmähten Fischer zu einer heimlichen Zusammenkunft der Liebenden herbeigeführt. Aber sie bringen weder die Schwester noch Ludovico um, sie jagen ihn blos fort.

Ragusa glaubt sich von den Venetianern bedroht und errichtet Festungswerke. Ludovico frägt nichts danach, er frägt sich jede Nacht nur, ob Maria kommen wird. Er schifft nicht mehr hinüber nach Lopud, aber sie schwimmt nach San Andrea. Eine Lampe, welche Ludovico an einen sichern und erhöhten Ort setzt, ist ihr Leitstern. Leider kann sie nur zwei Monate hindurch so hinüberschwimmen, ohne daß ihr verschmähter Fischer sie abermals an die Brü-

der verräth. Mit ihnen schifft er in einer Sturm- und Regennacht nach dem Scoglio, die Lampe wird fortgenommen und an einen Mast der Barke befestigt. Als Maria nicht mehr zu weit ist, fängt die Barke an, langsam vor ihr herzufahren, immer rund um den Scoglio. Vier Stunden lang schifft sie so, vier Stunden lang schwimmt das Mädchen, zuletzt in einer Art mechanischer Bewußtlosigkeit, dem trügerischen Lichte nach. Endlich sinkt sie; die Schmach ist gerächt, aber auch die Barke scheitert unmittelbar darauf bei einem neuen Aufbrausen des Sturmes — auch der Mord ist gerächt. Ludovico ist während dieser Catastrophe am Strande, er will Maria nach, sie retten oder mit ihr sterben — der Abt hält ihn mit Gewalt zurück und fest. Ein Jahr später legt er im Kloster die Gelübde ab.

Das ist „Maria von Lopud“, in Benvenuti's Bearbeitung, ein Operntext, wie er nur gefunden werden kann. Der Librettist darf dem Romancier nur Scene für Scene folgen, so hat er das Buch — der Roman ist bereits opernmäßig gegliedert — man merkt den Schauspieler. Der Schluß allein müßte geändert werden. Ludovico muß entweder mit Maria untergehen, oder sie retten. Im ersteren Falle werden beide als Leichen an das Ufer gespült — im zweiten ist Maria nur ohnmächtig und erwacht „in den Armen des Geliebten“. Der Umstand, daß sie so und so lange geschwommen — vier Stunden dürfen es freilich nicht sein, nur so viel Minuten, wie Ludovico braucht, um den Verrath zu erkennen, sich vom Abt loszureißen und in dem

Wasser zu verschwinden, und dann noch so viel, wie der Abt braucht, um mit einem verzweifelnden Recitativ am Ufer hin und her zu stürzen und dann mit einer Preghiera im Vordergrunde niederzuknien — nun also, daß Maria so und so viel Minuten geschwommen, dieser Umstand ist für Toilette u. s. w. kein zurückhaltend bedenklicher; in der Oper kommen die Helden ja stets trocken aus dem Wasser. In beiden Fällen müßte trotz des Sturmes gerade im richtigen Augenblick der Vater Framone aus Ragusa erscheinen, im unglücklichen, um über den Sohn zu weinen, im glücklichen, um das Brautpaar zu segnen. Die Barke mit den verrätherischen Brüdern müßte in jedem Fall Angesichts der Zuschauer untergehen.

Der Stoff ist wirklich gut, wenn auch nicht ganz neu; mehr als sich von vielen Dingen sagen läßt. Der Regenhagel z. B., welcher uns hinter Calamota abermals vom Verdeck vertrieb, war gar nicht neu und sehr fatal, denn er brachte uns um die Einfahrt in den Hafen. Erst als das Schiff schon eine Weile still lag, konnten wir wieder hinauf. Ein schönes, regelmäßiges Becken umgab uns, Oelberge umkränzten es, weiße Villen standen malerisch an den dunkelgrünen Ufern: wir waren im Hafen von Gravosa.

Aus dem Orient.

Die erste Person, welche auf uns zukam, als wir in Gravosa an's Land stiegen, war ein Douanier.

Die Douanier's gehören zu meinen Antipathieen wie die Couriere und Lohnbedienten.

Der Douanier in Gravosa war von der fremdenfressenden Sorte. Er warf kaum einen Blick auf unser Gepäck, denn das war ihm sicher, aber über Otto's Brieftasche fiel er her, riß sie ihm aus der Hand und heraus das Blatt, durch welches General Mamula uns an alle Militärbehörden empfiehlt. Wir hatten es zwar bisher noch nicht gebraucht, aber wir hatten es doch immer zur Hand; die Empfehlung des Gouverneurs konnte hier und da legitimiren, und das konnte hier und da nöthig sein.

Otto bestand auf Zurückgabe des Blattes — der Douanier hielt es halsstarrig fest.

„Aber es ist vom General Mamula."

„Mamula thut seine Pflicht, und ich thue die meinige."

Er zählte die Briefe, welche in der Tasche waren.

„Eins, zwei, drei" — bis eilf; drei davon sogar versiegelt! — das war ein Fund für den Douanier. Er trabte, Otto und den Koffern voraus, auf die Dogana, ich nahm geschwind meine Mappe zu mir. Wer stand mir dafür, daß die Dogana nicht alle meine Manuskripte lesen wollte, wie in Lesina alle unsere Bücher?

Zwei Karossen kamen an. Der Kutscher der einen fragte mich, ob ich die Signora Baronessa sei, welche der Signor Serragli erwarte? Ich sagte ja. Da möcht' ich doch die Güte haben, mich etwas in Gravosa aufzuhalten. Der Signor Serragli würde gleich mit der Karosse kommen.

Lieber Gott, der Herr Serragli konnte kommen; die Dogana sorgte dafür, daß wir uns in Gravosa aufhalten mußten. Weder Otto noch das Gepäck kam wieder zum Vorschein. Ich stand auf dem schwimmenden Boden in der brennenden Sonne und lorgnirte der Reihe nach sämmtliche Villen und jeden einzelnen Oelberg.

Ich war längst damit zu Ende, und noch kein Otto, noch kein Gepäck. Ich lorgnirte zum zweiten Male jeden einzelnen Oelberg und sämmtliche Villen. Dazu hungerte mich erbärmlich. Denn als ich auf dem Dampfer zum Cameriere sagte: „Antonio, bevor wir an's Land gehen, wollen wir zu Mittag essen," antwortete mir Antonio: „Signora, man ißt nicht zu Mittag."

„Aber was ist denn das auf diesem Vapore?" fragte ich. „Will man zu Abend essen, wird kein Abendessen

gekocht, will man zu Mittag essen, ist kein Mittag da — wann essen denn Euere Passagiere?"

„Sie essen, wenn wir etwas haben — wie gestern."

„Und heute habt Ihr nichts?"

„Nein, Signora."

„Und gestern Abend hattet Ihr auch schon nichts?"

„Ja, Signora."

„Aber warum habt Ihr so viel Nichts?"

„Weil auf Curzola nichts zu haben war. Weder Milch, noch Fische, noch Grünzeug."

„Mit einem Worte: Nichts."

„Ja, Signora, mit einem Worte: Nichts."

Aviso für künftige Reisende: wer Curzola besuchen will, verproviantire sich.

„Nun, bist Du endlich da! Wenn es hier in Gravosa Gassenjungen gäbe, so hätte ich es ja gar nicht ausgehalten, so lange hier zu stehen. Aber so waren die Leute alle außerordentlich höflich und bedauerten mich blos. Hast Du wenigstens die Briefe wieder?"

„Ja, aber ich habe für die drei versiegelten drei Gulden bezahlen müssen."

Anderes Aviso für künftige Reisende: führt man Empfehlungsbriefe bei sich, stecke man sie nicht in die Brieftasche, oder stecke die Brieftasche nicht so, daß ein Douanier sie sehen kann. Wir konnten sehr zufrieden sein, noch mit so geringer Strafe davon zu kommen.

„Und wo ist nun der Signor Serragli?"

Ja, wo war der Signor Serragli? Er würde kommen, rief mir derselbe Kutscher zu, der schon ein Mal aus der Stadt gekommen und in die Stadt gefahren, und nun zum zweiten Male da war, um zum zweiten Male zurückzufahren.

„Er holt uns mit seinem Wagen ab,“ sagte ich mit naivem Vertrauen.

Ich wußte noch nicht, daß es in ganz Ragusa nur zwei Miethskutschen gibt, welche an Dampfertagen den Dienst zwischen Gravosa und der Stadt versehen.

Eine davon, die zweite, kam jetzt leer an und hielt nahe vor uns still. Aber das war nicht „der Wagen des Signor Serragli“; ich würdigte die Miethskutsche keines zweiten Blickes.

Wir standen auf der Landstraße, und die Sonne brannte, als wär' es Sommer.

„Da ist ja auch der Familienvater,“ sagte Otto, „und wie verzweifelt sieht seine Nase wieder aus! Hat auch er Conflikte mit der Dogana gehabt?“

„Nein, nur mit den Trägern. Hör' Du, ich geh' ein Bischen dort in den Garten, — ruf' mich, wenn der Signor Serragli kommt.“

Der Garten war voll von Buchsbaumhecken. Einige Rosenbüsche blühten. Nachdem ich diese Scenerie fünf Minuten lang betrachtete, kannte ich sie auswendig und wanderte auf die Landstraße zurück.

„Ist der Herr Serragli noch nicht da?“

„Nein; es kam ein Herr und stieg in die Kutsche, die hier wartete, aber das kann er doch nicht gewesen sein.“

Er war es aber doch gewesen. Er hatte Otto nicht erkannt, weil ich nicht dabei gewesen war. Jetzt kam er in der Miethskutsche zurück, stieg aus, und die gegenseitige Begrüßung fand statt.

Herr Serragli war in Ragusa derjenige, dem Frau von Cattani uns anvertraut hatte, wie in Scardona dem braven Signor Romagnolo, wie in Spalato dem „coltissimo conte Leonardo Dudan“, wie in den Castellen dem liebenswürdigen Conte Mome.

Herr Serragli klärte mich zuerst darüber auf, was es in Ragusa heiße, mit dem Wagen kommen, und dann sagte er uns, er habe die Absicht gehabt, mit uns am Bord zu diniren, weil es in der Stadt um diese Stunde sehr schwer halten werde.

„Mein Gott,“ sagte ich ganz aprehensiv, „am Bord ist es geradezu unmöglich, denn es ist nichts da.“

„Und die Signori haben Hunger?“

„Unermeßlichen.“

„Nun, mir geht's auch so.“

„Um so besser,“ sagte ich getröstet.

„Wir werden finden.“

„Wir müssen's,“ sprach ich tragisch. Denn ich hatte, glaub' ich, noch in meinem Leben nicht so gehungert, wie auf der Landstraße von Gravosa nach Ragusa.

Wir stiegen sämmtlich in die Miethkutsche, welche ich

men respektiren gelernt hatte, — das Gepäck kam auf einem Karren hinterher.

Am Anfang der Vorstadt Pille stiegen wir aus. Vor uns waren die Festungswerke der Stadt, rechts ein Thurm auf einem Felsen, links die Anhöhe mit Häusern und Gärten.

„Dort oben hab' ich für Sie Quartier genommen," sagte Herr Serragli. „Wollen wir erst hinauf oder erst ein Mittag suchen?"

Ich schaute in die Höhe — es war sehr hoch. „Erst ein Mittag suchen," antwortete ich beweglich.

Herr Serragli führte uns in das deutsche Brauhaus, über welchem das Casino ist. Im Brauhaus war Bier, aber von Mittag — Nichts.

Herr Serragli deponirte mich und Marco in dem Café Birimiscia, gegenüber der Birreria. Dann verfügte er sich in die Krone, dem einzigen Orte, wo ein Mittag möglich sein sollte. Otto ging dem Gepäck entgegen, ich trank unterdessen Limonade und aß Kuchen. Marco machte es mir nach, und dabei blieben wir Beide hungrig wie eine Wolfsmutter und ihr Junges.

Herr Serragli kam zurück. Ein Mittag war nicht nur möglich, es befand sich sogar schon in der Bereitung. Herr Serragli bot mir den Arm und führte mich in Ragusa ein.

„Lieber Himmel," sagte ich und that einen Blick auf meine Toilette, die nach dem Maulthier, nach der Barke,

nach dem Hagel und nach dem Vapore aussah, „in einem solchen Aufzuge zum ersten Male nach Ragusa!“

„Reisende können aussehen wie sie wollen,“ antwortete Herr Serragli, und mit diesem zweideutigen oder vielmehr nicht zweideutigen Troste geleitete er mich in die Krone.

Sie lag zum Glück gleich am Anfang der Stadt. Wir kamen incognito hinein. Gleichsam eingeschmuggelt.

Und das Mittag, das ersehnte Mittag kam, und wir konnten essen!

Was waren wir hungrig gewesen! Noch mehrere Tage lang konnte ich nicht ordentlich satt werden.

Gesättigt, so weit wir es von einem Mittag sein konnten, machten wir uns wieder auf, verließen wieder die Stadt und stiegen hinan, was in den Vorstädten von Ragusa eine Gasse genannt wird, nämlich Steinstufen au naturel zwischen Gartenmauern.

Herr Serragli läutete an einer grünen Thür in einer Gartenmauer zur rechten Seite der — Gasse. Die grüne Thür ging von selbst auf und wir — stiegen abermals Steinstufen hinan, bis wir unter eine weiße Veranda kamen, die im Sommer mit ihrem Weindach sehr angenehm sein mußte. Eine artige freundliche Frau empfing uns und führte uns in einige Zimmer im ersten Stock. Sie öffnete die Jalousieen der Fenster, ich trat an das eine und stieß einen leisen Schrei aus, denn vor mir lag das ganze große Meer.

Anmerkungen.

Die Schwestern von Traú.

Traú, ausgesprochen Tra-ú, (lat. Tragurium, sl. Trogir), Hauptstadt eines Distriktes des Kreises Spalato und Sitz einer Prätur, liegt 14 Miglien westlich von Spalato auf einer Halbinsel, welche durchstochen und zur Insel gemacht worden ist. Der 8 Miglien lange und $^3/_4$ Miglien breite Canale di Traú, welcher den Canale della Castella mit dem offenen Meere verbindet, trennt dieselbe von der Insel Bua und wird von einer 150 Fuß langen steinernen Brücke überwölbt, die in der Mitte für durchfahrende Schiffe geöffnet werden kann. Eine andere, früher steinere, jetzt hölzerne Brücke führt zum Festland hinüber. Die Stadt selbst hat meist krumme, enge Straßen mit alten unregelmäßigen Häusern, zählt 3000 Einwohner, und war ehedem stark befestigt, aber die Festungswerke sind zur Zeit der französischen Herrschaft größtentheils abgetragen worden. Nur die Thore, das alte Castell und ein großer runder Thurm an der Meerseite sind stehen geblieben. Die Kathedrale ist das schönste Gebäude der Stadt und zugleich die schönste Kirche Dalmatien's, die Kirche von S. Domenico, des 1265 vom Bischof Colomban errichteten Klosters der PP. Predicatori, besitzt ein werthvolles Bild von Palma vecchio, und im Garten des Conte Fanfogna-Garagnin befindet sich eine bedeutende Sammlung Alterthümer und in dessen Palast die reichste Privatbibliothek der ganzen Provinz.

Die Bewohner leben von Landwirthschaft, Fischfang und Schifffahrt. Wein ist das Haupterzeugniß des Gebiets der Stadt (gegen 40.000 Barille jährlich). Getreide könnte für den Bedarf ausreichen, wenn der Boden überall wie auf den Gütern des Conte Fanfogna

bei Divuglie benutzt würde; die Feigen brachten ehedem allein 5000 Dukaten jährlich, Fische werden gegen 300 Barille jährlich eingesalzen, Thunfische gegen 12.000 Pfund verkauft. Die Schiffswerfte haben Ruf und liefern meist kleinere Fahrzeuge, die Schifffahrt war einst blühender und beschränkt sich jetzt blos auf das adriatische Meer.

Das Klima von Traú ist äußerst mild. Das Thermometer steigt im Sommer gewöhnlich nicht über 26° und fällt im Winter selten unter 2° Wärme. Daher gedeiht auch im Garten des Signor Burich die nördlichste Palme von Dalmatien.

Die Geschichte von Traú ist die reichste und vollständigste aller Städtegeschichten, welche wir von Dalmatien besitzen, und zugleich die einzige, welche in dem berühmten Historiker Giovanni Lucio einen ebenso gründlichen, als wahrheitsgetreuen Berichter und Herausgeber gefunden hat. Gegründet wurde die Stadt, welche eine der ältesten Städte Dalmatien's ist, um 380 oder 388, nach Anderen um 237 vor Chr., und zwar war sie gleich Epetium eine Colonie der Lissaner, denen sie auch den Namen Tragurium verdankte. Denn die Ziegen (griechisch tràgos) machten Lissa ebenso berühmt wie die Brazza, und bildeten das Hauptemblem der Münzen dieser Insel. Lucius läßt die nach Lissa geflohenen Trogilesen die Stadt gründen und nach ihrer Vaterstadt Trogilon bei Syrakus nennen. Bis 1400 erhielt sich der Name Tragura, dann wurde Tragu und zuletzt Trahu, Traú daraus. Wo aber das alte Tragurium gelegen, läßt sich nicht mit Bestimmtheit behaupten, da weder das jetzige Traú, noch die nördlich davon gelegene Bucht, welche Traú vecchio heißt, Spuren von altem Mauerwerk aufzuweisen hat. Strabo, Pomponius Mela und Ptolemäus sagen, es liege auf einer Insel, das Itinerarium Antonini, und die Peutinger'schen Tafeln versetzen es auf das Festland; die Lage des heutigen Traú vereinigt die entgegengesetzten Angaben und macht es wahrscheinlich, daß die alte Stadt ebendort gestanden, wo die neue steht. Plinius nennt sie „eine römische Stadt, berühmt durch ihren Marmor", Porphyrogenitus gibt ihr den Namen Tetrangurion und zählt sie zu den wenigen Städten, welche nach der Einwanderung der Slaven römisch blieben. Ihr Gebiet beschränkte sich auf die benachbarten Hügel und das von ihnen umschlossene Land, das sogenannte Campo piccolo. Traú bedurfte daher stärkeren Schutzes, als der griechischen Kaiser, die Herren der Dalmazia romana, ge-

währen konnten, um den nahen Slaven widerstehen zu können, und unterwarf sich gleich den andern Städten 806 dem Kaiser Karl dem Grossen; aber der Friede von 810 stellte es wieder unter die Herrschaft des Kaisers Niceforus, und die Schwäche der Nachfolger des Letzteren bewog die Traúriner, sich 827 für gänzlich unabhängig zu erklären. Mit 100 Lire jährlich erkauften sie sich Ruhe von den sie umgebenden Chrvaten und gegen die Narentiner wandten sie sich, da die Griechen sie nicht schützen konnten, an Venedig um Beistand. Der Doge Pietro Orseolo II. kam 997 mit seiner Flotte nach Traú, empfing hier den Bruder des Königs Dircislav der Chrvaten, Kresimir, und schloß mit ihm den Frieden unter der Bedingung ab, daß Kresimir's eigener Sohn, Stephan, als Geißel nach Venedig geschickt wurde. Seitdem begann die grössere Annäherung und allmälige Vermischung der römischen Städter und slavischen Landbewohner. Als Papst Alexander III., von Kaiser Friedrich Barbarossa verfolgt, am 13. März 1177 in Zara landete und in Prozession zur Kathedrale zog, wurde das Te Deum schon in illyrischer Sprache gesungen. Im dreizehnten Jahrhundert waren die Slavich, die ihren Namen später in Rossignoli übersetzten, die ersten Slaven, welche im Gemeinderath von Traú saßen und 1553 war nach Giustiniani die slavische Sprache und Lebensweise die herrschende in Traú. Nur Wenige trugen italeinische Kleidung und blos die Männer verstanden noch die „lingua franca“, welche die Frauen weder lernen, noch sprechen wollten.

Um seine Freiheit zu wahren, erkannte Traú trotz der öfter wiederholten Unterwerfung unter Venedig bald die Kaiser von Byzanz, bald die Könige von Croatien als Oberherrn an und erhielt 1108 vom König Koloman von Ungarn die ersten urkundlichen Privilegien, welche 1124 von Stephan, 1151 von Geysa III., und 1182 von Bela III., den Nachfolgern Koloman's, bestätigt und vermehrt wurden. Auch die Reihe der Bischöfe, welche seit dem Bischof Pietro im achten Jahrhundert unterbrochen worden war, begann 1062 mit der Wahl des Giovanni Orsini, des nachmaligen Schutzpatrons den Stadt, in ununterbrochner Folge. Aber 1123 wurde Traú von den Saracenen bis auf den Grund zerstört und 1171, während es dem Kaiser Emanuel (seit 1166) gehörte, von den Venetianern gänzlich geplündert. Nur langsam erholte sich die Stadt von dem betroffenen Unglück, viele ihrer Bewohner hatten sich nach Spalato geflüchtet und dort angesiedelt, und erst während des

Waffenstillstandes, welcher 1188 den achtjährigen Krieg zwischen Venedig und Ungarn endete und dieses im Besitz von Dalmatien ließ, vermochten es die Traùriner, ihre Stadt wieder mit Mauern zu umgeben und sich so vor der bisherigen Furcht zu sichern, keinem Angriff widerstehen zu können. Sie blieben nun fest bei Ungarn, obgleich sie 1183 dem Dogen Orso Malipiero von Neuem Treue gelobt und von ihm, wie 1174 von seinem Vorgänger, Sebastiano Ziani, ihre Privilegien bestätigt erhalten hatten. Ihr Gebiet hatte sich inzwischen jenseits der Hügel bis zu dem Bergpaß Porta und östlich bis zum Kloster S. Pietro de Klobuk erweitert und umfaßte das sogenannte Campo grande oder das Gebiet von Biach. Da aber das Dorf Ostroch, welches über Castel Vitturi lag und jetzt nicht mehr existirt, auch zum Campo grande gehörte und von König Koloman 1103 der Kirche von Spalato geschenkt worden war, machten die Spalatriner den Traùrinern bald den, bald jenen Theil des Campo grande streitig. Herzog Andreas von Dalmatien, der Bruder des König Emmerich III. von Ungarn, gab 1200 den Traùrinern Recht, widerrief jedoch, als er König geworden war, seine Entscheidung 1207 zu Gunsten Spalato's und bestätigte, auf die abermalige Klage Traù's, 1210 wiederum seinen ersten Ausspruch, welcher durch die Diplome von 1216 und 1217 bekräftigt wurde. Auch gegen die ihnen vom Conte Domnaldo widerfahrenen Unbilden, suchte König Andreas die Traùriner künftig durch eine Urkunde von 1217 zu schützen und um selbst kräftiger zu sein, schlossen sie 1221 ein Schutz- und Trutzbündniß mit den Spalatrinern, Clissanern und Sibenzanern. Ihre bewaffneten Fahrzeuge halfen 1221 die Seeräuber von Almissa züchtigen und erzwangen 1223 von den Segnanern nicht nur die Zurückgabe des von denselben geraubten Eigenthumes Traùriner Bürger, sondern auch die Befreiung aller Traùriner von der tergovina oder der Zahlung des Marktzolles in Segna. Nach einer Urkunde von 1227 waren die Traùriner im Verein mit den Spalatrinern im Besitz der Veste Clissa, und beide Städte erneuerten 1239 am 11. Juli ihren Bundesvertrag, wie die Traùriner 1236 auch ihr altes Freundschaftsverhältniß mit Ancona wieder hergestellt hatten. Als die Tataren 1242 den König Bela IV. nach Dalmatien verfolgten, flüchtete sich dieser, um sicherer zu sein, mit seiner ganzen Familie von Spalato nach Traù. Da er sich jedoch auch hier noch für gefährdet hielt, schiffte

er sich ein und wartete, der Sage nach, auf dem kleinen scoglio, welcher zur Erinnerung daran den Namen Kraljevac, Königsriff, führt, bis Kadan, der Anführer der Tataren, nach den erfolglosen Versuchen, sich Traú's zu bemächtigen oder von den Bürgern seine Feinde ausgeliefert zu erhalten, über den Berg Blasco auf der nach ihm benannten Straße „der Tataren" abzog und ihm gestattete nach Traú zurückzukehren. Der König belohnte die Traúriner für die ihm gewordene Aufnahme durch die beiden Urkunden vom 18. März, in welchen er ihnen alle ihre frühern Privilegien bestätigte und sie in den vollkommen freien Besitz des Gebiets von Drid setzte, dessen sie bisher durch die Schenkung Herzog Koloman's, des Königs Bruders, nur beschränkt genossen hatten, und verließ die Stadt am 11. Mai 1242, nachdem er seinen Neffen, den Verlobten seiner Tochter Margaretha, Wilhelm von Montferrat, am 20. April durch den Tod verloren und in der Kathedrale hatte begraben lassen. In Folge der Privilegien Bela's brachen die Grenzstreitigkeiten zwischen Traú und Spalato 1243 von Neuem los, die Spalatriner machten fünfzig Traúriner zu Gefangenen, und P. Gerardo von Modena suchte durch einen Vergleich vom 11. September, in welchem die Traúriner Ostroch, die Spalatriner ihre Gefangenen zurückgaben, ferneren Feindseligkeiten vorzubeugen. Aber die Traúriner bereuten es, dem Besitz von Ostroch für immer entsagt zu haben, und König Bela erklärte auf ihre Beschwerde den Vergleich für erzwungen und deßhalb für ungiltig. Darauf rüsteten die Spalatriner einige Schiffe aus und fuhren längs der Bua gegen Traú. Aber die Traúriner gewannen die Seeschlacht, indem sie durch den Zufall und die Flut begünstigt eine feindliche Fusta wegnahmen. Um Verstärkung zu haben, wählten die Spalatriner den Ninoslav, Ban von Bosnien, zum Conte, welcher mit einer Heeresmacht herbeikam und das Gebiet von Traú furchtbar verwüstete. Die Traúriner dagegen wandten sich an den König, welcher ein Heer gegen den Ban von Bosnien sandte und den Ban Dionysius von Slavonien und Dalmatien beauftragte, die Spalatriner zu bestrafen. Da durch die Tapferkeit der Traúriner die westliche Vorstadt von Spalato erobert wurde und in Brand gerieth, unterwarfen sich die Spalatriner am 12. Juli 1244 den ihnen auferlegten Bedingungen, gaben das bestrittene Land zurück, stellten sechs edle Jünglinge als Geißeln und zahlten 600 Mark Silber Strafe. Der König kam 1245

selbst nach Dalmatien, um die Sache gänzlich beizulegen, aber unter seinem Nachfolger Stephan V. ging 1271 der Streit von Neuem los. Die Sibenzaner, welche schon seit 1250 in fortwährendem Unfrieden mit den Traúrinern gelebt hatten, weil sie unter der kirchlichen Gerichtsbarkeit des Bischofs von Traú standen und selbst einen Bischof haben wollten, halfen den Spalatrinern das Gebiet von Traú verwüsten und plündern. Der mächtige Beschützer Traú's, der Conte Stephano von Bribir, Ban von Slavonien und der Küste, welcher 41 Jahre lang Conte der Stadt gewesen, war 1274 gestorben und der unmündige Sohn und Thronfolger Stephans, Ladislaus IV., gebot zwar auf die Klage der Traúriner den Feinden derselben Ruhe und bestätigte im April 1275 alle ihre Besitzungen, aber auf die Gegenvorstellungen der Spalatriner erklärte er noch im September desselben Jahres alle das Dorf Ostroch betreffenden Urkunden des Königs Bela IV. für ungiltig, und das Schiedsgericht, welches die wiederbegonnenen Feindseligkeiten enden sollte, stellte im Juni 1277 den Zustand der Dinge von 1248 wieder her. Mit Sebenico hörten alle Zwistigkeiten auf, sobald der von den Sibenzanern eigenmächtig errichtete Bischofsstuhl 1298 die päpstliche Genehmigung erhielt. Da aber während der Fehde nicht nur die Spalatriner, sondern auch der Ban Paolo von Bribir und seine Brüder auf Seite Sebenico's gewesen waren, hatte Traú 1283 sich an Venedig gewandt und den Francesco Falier zum Conte angenommen, welcher mit Spalato ein Abkommen traf und den Conte Giorgio Bribir von Sebenico zu seinem Nachfolger in Traú erwählen ließ. Die Gewaltthätigkeiten desselben waren jedoch so groß, daß es den Frauen verboten wurde, aus den Thoren zu gehen und die Traúriner 1290 mit den Spalatrinern und Venetianern heimlich ein Schutz- und Trutzbündniß abschlossen. Conte Giorgio starb 1304, aber sein Nachfolger, der Ban Paolo, und dessen Bruder Mladin Bribir trieben die Erpressungen noch ärger als er. Mladin verlangte sogar die Unterschrift eines leeren Blattes und schloß auf die Weigerung des Magistrats die Stadt, Ende Mai 1315, zu Land und zu Wasser ein. Der kräftige Widerstand der Bürger und das Herannahen der venetianischen Flotte bewog ihn, sich mit 10.000 Lire, von denen 3000 sogleich bezahlt werden mußten, zu begnügen und Alles zu lassen, wie es war. Aber seine fortgesetzten Forderungen an Geld und Leuten bestimmten die Traúriner, sich

1322 den 24. April mit Vorbehalt der Rechte des Königs von Ungarn an Venedig zu ergeben. Mladin verheerte zwar das Gebiet von Traú, wurde aber von den Traúrinern geschlagen und im Herbst vom König Karl Robert für immer seiner Freiheit beraubt. Unter dem ersten venetianischen Conte, Marius Morosini, wurde 1322 das Capitolare oder Statuto der Stadt, welches 1291 zum ersten und 1303 zum zweiten Male in sechs Büchern gesammelt und aufgeschrieben worden war, in drei Bücher zusammengefaßt und verbessert. Der große Rath, welcher die früher übliche Generalversammlung des gesammten Volks vertrat und bisher achtzig Mitglieder zählte, sollte künftig aus allen Nobili bestehen, deren Väter und Großväter im Rathe gewesen waren. Nur mußten sie nach späteren Zusätzen lesen und schreiben können und ihre Väter, wenn nicht adelige, so doch wenigstens ehrbare Bürgermädchen geheiratet haben. Dieser große Rath wählte die vier Richter, welche im Verein mit dem Conte, Podestà und Rettore alle Civilsachen, und die vier Räthe, welche alle Criminalfälle entschieden, und mit den Richtern und dem Rettore den „geheimen Rath" ausmachten; ferner in dringenden Fällen die zwölf Savii, welche mit dem geheimen Rath zusammen den „kleinen Rath" bildeten, dem die Befugnisse des großen Rathes übertragen wurden, und wenn die Stadt ohne Conte, Podestà, Vicario oder Rettore war, die zwei oder drei Consuln, welche dieselbe Macht in Händen hatten, wie der Rettore oder die beiden Rettoren, die von Monat zu Monat gewählt wurden. Ebenso wählte der große Rath auch alle übrigen Aemter und Würden des Magistrats und gab oder veränderte nach und nach die Gesetze, wie sie 1708 in Venedig gedruckt wurden. Der von der Stadt besoldete Arzt und Notar durfte bei 25 und 5 Lire piccoli Strafe nie ohne die Erlaubniß des Conte die Stadt verlassen. Niemand außer dem Conte durfte bei 50 Lire Strafe fremden Wein trinken, und bei Verlust der Barke welchen einführen.

Niemand durfte bei 10 Soldi Strafe Hasen, Rebhühner, Gänse oder Hühner zum Wiederverkauf kaufen, Niemand bei Nacht ohne Licht gehen, doch genügte ein Licht für mehrere Personen, und Niemand bei 40 Soldi Strafe, außer auf und an dem Platz, um Geld spielen. Nur um Essen und Trinken konnte Jeder ungehindert überall in der Stadt oder Vorstadt spielen. Auch durfte auf dem Platze und an der Loggia keine Frau, die etwas verkaufte, bei 5 Soldi Strafe,

spinnen. Von den Strafgeldern erhielten gewöhnlich die Ankläger und Denuncianten die Hälfte.

Wer magische Künste oder Kräutertränke anwendete, wurde verbrannt. Wer einen Andern verwundete, zahlte Geldstrafe, wer ihn tödtete, ward enthauptet. Wer seine Dienstleute schlug, zahlte 3 Lire, wer fremde schlug 5, mit Waffen 10 und bei Nacht 15. Bestahl ein Dienstbote seine Herrschaft, verlor er die Nase, stahl Jemand in der Stadt oder Vorstadt, ein oder beide Augen, je nachdem der Werth 60 Soldi bis 10 Lire oder bis 25 Lire betrug. War der Werth noch größer, wurde der Dieb „so lange gehangen, bis er starb".

Für Schimpfreden mußte der Mann 40, die Frau 20 Soldi zahlen. Wer ein Mädchen schändete, mußte sie, wenn sie ihn wollte, heiraten, wollte sie ihn nicht, ihr 200 Lire zahlen und der Commune 100. Zahlte er nicht, wurde er enthauptet.

Frauen durften bei 50 Lire Strafe nicht ohne Erlaubniß des Conte aus der Stadt fortgenommen werden.

Schuldner oder Verbannte durften acht Tage vor und nach den Festen des S. Lorenzo und S. Giovanni Orsini ungehindert in der Stadt und dem Distrikte ein- und ausgehen.

Das Votiren geschah auf dreierlei Weise: durch scrutinio, indem Jeder sein Votum dem Notar oder Kanzler gab, durch Aufstehen und Sitzenbleiben, was Ja und Nein bedeutete und mit Kugeln in zwei Gefäßen, wobei in manchen Fällen $^{2}/_{3}$ bis $^{4}/_{5}$ der Stimmen erforderlich waren.

Drei Jahre später (1325) wurde auch eine besondere Commission zur Regulirung des Communal- und Privat-Grundeigenthums im Gebiet von Viach oder wie es damals hieß, in Podmorie, ernannt und ein neues Kataster, zavod, angefangen, welches 1327 unter dem Conte Giovanni Grabenigo vollendet wurde und alle in Podmorie liegenden Grundstücke enthielt, während in dem alten zavod nur die bebauten Felder angetragen waren, welche die Stadt von den Königen von Croatien und Ungarn erhalten hatte.

Die inneren Wirren der sogenannten Estrinseci, Verbannten, und Intrinseci, Daringebliebenen, welche seit 1311 die Ruhe von Traù störten, Vielen das Leben und Eigenthum kosteten und der Stadt unendlichen Schaden verursachten, wurden ebenfalls nach fast zwanzig Jahren durch Vermittlung Venedigs beigelegt. Sie hatten damit

begonnen, daß Marino di Andreis, aus einer der reichsten und berühmtesten Familien Traú's, welche früher Andronici hieß, aus Byzanz herstammte, und von König Bela IV. mehrere Privilegien erhielt, in einem Streite den Cancelliere tödtete und zwei Consuln verwundete, deren Einer, Matheo Zori, aus der alten Familie Cega, wahrscheinlich sein politischer Rival war. Das Volk, entrüstet darüber, verjagte sogleich den Marino mit sammt seinem Anhang aus der Stadt und erwählte den Matheo zum Generalkapitän und später zum Podestà. Marino erhielt zwar bald darauf die Erlaubniß zur Rückkehr und wurde nur an Geld gestraft, verließ aber 1313 freiwillig mit allen seinen Verwandten und Freunden Traú, um nicht unter Matheo zu stehen, begab sich zum Ban, und da er durch diesen seine Rückkehr in die Vaterstadt nicht erlangen konnte, zu den Sibenzanern, mit deren Hilfe er 1317 zurückkam und seinen Gegner Matheo, der noch immer Podestà war, mit allen seinen Anhängern vertrieb. Bartholomeo Michieli aus Venedig wußte als Podestà die Ruhe der Stadt zu erhalten, aber unter seinem Nachfolger brach im Januar 1320 ein neuer Aufstand aus, der Podestà wurde ermordet, viele Bürger mußten fliehen und die bisher Verbannten kehrten zurück. Die jetzt Verbannten wandten sich an Venedig und erhielten in Folge der in Venedig getroffenen Compromisse von 1326 und 1328 die Erlaubniß zur Rückkehr und die Rückgabe ihrer konfiscirten Güter.

Die 1328 vom Conte Giorgio bewilligte und von seiner Witwe 1331 bestrittene Zollfreiheit der Straße von Clissa, wurde im Bunde mit Spalato, Sebenico und dem Conte Nelepitio von Knin, durch eine Belagerung Clissa's 1333 erzwungen und der seit 1325 währende Grenzstreit mit Sebenico in demselben Jahre gütlich beigelegt. Ueberhaupt suchten die Städte die Störungen des guten Einvernehmens unter einander mehr und mehr zu vermeiden und besonders die „Repressalien“ abzuschaffen, welche die meisten Streitigkeiten veranlaßt hatten. Denn wenn ein Bürger einer Stadt von einem Bewohner einer andern Stadt beleidigt oder beschädigt worden war, so klagte er bei seinem Magistrat und erhielt, im Fall nicht der darum angegangene Magistrat des Verklagten die nöthige Genugthuung verschaffte oder die deshalb erwählten Schiedsrichter die Sache beilegen konnten, ein schriftliches „Patent zu Repressalien“, welches ihm erlaubte, Sachen oder Personen aus dem Orte des Schuldigen im Beisein eines be-

stimmten Zeugen wegzunehmen und so lange im öffentlichen Verwahrsam zu behalten, bis er zufrieden gestellt wurde. Im Innern Dalmatiens genügte die einfache durch Zeugen oder einen Eid erhärtete Aussage, um vom Župan sogleich die Repressalien bewilligt zu erhalten, welche der Kläger ganz nach seiner Willkür ausübte. Bei einem Morde mußten die Tödter den Verwandten des Getödteten die **vražda**, das Blutgeld, zahlen oder diese nahmen Statt dessen aus dem Orte der Tödter, was sie an Personen und Sachen bekommen konnten.

Die vielen Mißhelligkeiten, welche die Commune von Traú mit ihrem Bischof Lampridio Vitturi (seit 1319) hatten, endigten 1341 mit dessen Absetzung.

Als König Ludwig von Ungarn 1345 nach Dalmatien kam, verbanden sich Anfangs die Traúriner mit den Spalatrinern, Sibenzanern und dem Conte Mladin von Clissa gegen ihn und befestigten Stadt und Vorstadt besser; aber die fortgesetzten Streif- und Plünderungszüge der Ungarn, welche alle Feldarbeiten und allen Handel störten, die Kosten, welche ihnen Venedig durch die Vermehrung und Verpflegung der Truppen verursachte, und das Anerbieten Venedigs an Ungarn, Traú und Spalato abtreten zu wollen, um Sebenico und Scarbona zu behalten, bestimmten die Traúriner, sich freiwillig dem König zu ergeben. Sie verschlossen am 9. Juli 1357 ihrem Conte Marco Bembo, während er zur Frühmesse in's Franziskanerkloster von Maria de' Dribi gegangen war, die Thore und nöthigten ihn dadurch zur Abreise nach Spalato. Die Spalatriner, welche am Tag vorher ohne Blutvergießen alle in der Stadt befindlichen Venetianer gefangen genommen hatten, nahmen den Conte mit allen Ehren auf und schickten ihn mit ihrem Conte nach Venedig, während der Ban die Unterwerfung der Städte annahm, und König Ludwig die Gesandten derselben empfing und mit der Bestätigung aller ihrer Rechte und Freiheiten (vom 30. August) wieder entließ. Der venetianische Senat suchte durch Briefe und Gewaltmaßregeln Traú wieder zu gewinnen, mußte es aber am 18. Februar 1358 im Frieden zu Zara an Ungarn abtreten.

Ein Volksaufstand in der Nacht vom 5. Dezember 1357, bei welchem der Bischof Stephan von Lesina schwer verwundet und die Häuser mehrerer Edelleute geplündert wurden, hatte die strenge Bestrafung der Thäter, der nochmalige Versuch Spalato's, die An-

sprüche auf Ostroch geltend zu machen, die königliche Entscheidung vom 23. April 1358 zur Folge, welche den Besitz für immer Traú zuwies.

Die innere Verwaltung Traú's veränderte der König Ludwig dadurch, daß er in ganz Dalmatien in Gerichtssachen die Appellation an seinen Hof, und in Betreff der Steuern eine Centralkammer des Dreißigsten einführte, die Hälfte der Zölle beanspruchte und die Salzpreise bestimmte, während bisher von den Einnahmen des Thor- und Marktzolles (vratarina und tergovina) nur zwei Theile dem Fiskus, der Dritte dem Rettore und der Zehnte dem Bischof zugefallen waren, und das Salz der Commune allein Nutzen gebracht hatte. Mit Bewilligung des Königs wurde zwar das Salz um zwei Soldi billiger verkauft, als in andern Städten, aber dennoch war das Einkommen der Commune jetzt zu gering, um auf Verlangen des Königs die Mauer des Borgo fertig machen zu können, an welcher man bisher (seit 1290) jährlich zehn Ruthen hatte bauen lassen. Da es 1369 hieß, der König würde nach Traú kommen, sollte, um die nöthigen Vorräthe zu haben, unter der Aufsicht von zwölf Savii jeder Bauer des ganzen Gebietes zwei Hühner und zehn Eier und jede Familie der Stadt und Vorstadt eine Last Holz geben, jeder Schlächter seine Ochsen und Kälber zeigen und jede Herde des Distrikts angesehen werden, damit das nöthige Schlachtvieh ausgesucht werde. Ferner sollten aus allen Kellern 400 Faß des besten schwarzen und weißen Weines ausgewählt, 25 Malter Korn aus Apulien bereit gehalten, 12, vier Pfund schwere, Wachskerzen und 20 Pfund Wachslichter fertig gemacht und 2 Pfund Pfeffer und Zimmt angeschafft werden, kein Kaufmann sollte noch Gerste verkaufen, um für die Pferde des Hofes genug zu haben und für die übrigen Ausgaben sollten 10 Lire täglich angewiesen werden. Aber alle diese Sorgen und Kosten wurden der Stadt erspart, indem der König nicht kam und nur die Ausrüstung der Galeere verlangte. Dagegen mußten herkömmlicher Weise an die vielen fürstlichen Herrschaften, welche damals Dalmatien passirten, Gesandte mit Geschenken im Werth von 50 bis 240 Dukaten abgeschickt, die durchreisenden hohen Personen aus dem Gefolge des Königs aufgenommen und „beehrt" und die Boten, welche die Nachricht von einer glücklichen Entbindung in der königlichen Familie überbrachten, mit zwölf Goldgulden belohnt werden.

Während des Krieges zwischen Venedig, Genua und Ungarn wählte 1378 die genuesische Flotte den Hafen von Traú zum Ueberwintern, sperrte die Zugänge desselben durch versenkte Schiffe und Steine und ließ die Stadt und alle Engwege der Insel Bua durch den Ban in den möglichst besten Vertheidigungszustand setzen. Am 16. November erschien Vittor Pisani mit der venetianischen Flotte und setzte, da er nicht in den Hafen einlaufen konnte, Truppen auf der Insel aus, um sich der Stadt zu bemächtigen. Aber diese fanden einen solchen Widerstand, daß sie mit großem Verlust auf die Schiffe zurückkehren mußten und Pisani gezwungen war, den Angriff aufzugeben. Die Genueser blieben in Traú, quartirten sich in den Häusern und Klöstern ein, verstärkten die Befestigungen und beunruhigten die Schifffahrt der Venetianer. Daher erhielt im Februar 1379 Pisani den ausdrücklichen Befehl, Traú zu nehmen. Er erschien vor dem Hafen, zog sich aber, als er die Vertheidigungsanstalten der Genueser sah, ohne eine Landung zu wagen, wieder zurück. Die Genueser, durch zehn neue Schiffe verstärkt, segelten ihm nach, kehrten nach dem Siege von Pola theilweise nach Traú zurück und fuhren, mit den 7 Galeeren der dalmatischen Städte 52 Galeeren stark, gegen Chioggia. Die dalmatischen Schiffe, unter denen auch die Galeere Traú's mit dem Sopracomito Casotto de Cassotti war, kehrten jedoch nach der Einnahme Chioggia's in ihre Heimat zurück und entgingen so dem Schicksal, welches die genuesische Flotte betraf. Um den Borgo ummauern zu können, wies der König den Traúrinern 1381 aus der königlichen Kammer 2000 Gulden an, und auch die wiederholte Ausrüstung der Galeere wurde mehrmals auf königliche Kosten bestritten.

Nach dem Tode König Ludwig's blieb Traú der Königin Elisabeth und Maria treu, aber ein Aufstand im November 1386, welcher ohne Blutvergießen mit der Vertreibung des Conte Paolo de' Paoli aus Zara, endete, und ein anderer am 27. Dezember 1387, bei welchem mehrere Edelleute um's Leben kamen und Viele fliehen mußten, machen es wahrscheinlich, daß schon damals eine Partei gegen König Sigismund bestand, welche es mit der Zeit durchsetzte, daß sich die Stadt, da Sigmund sie nicht schützen konnte, am 9. Mai 1390 dem König Twrtko von Bosnien ergab, welcher am 8. Juni alle Privilegien und Freiheiten der Traúriner bestätigte. Dasselbe that am 25. April 1392

sein Nachfolger Stephan Dabiša, welcher jedoch 1394 alle Eroberungen der Bosnier in Dalmatien an Sigismund abtrat, so daß die öffentlichen Akte, welche in diesen Jahren gar keinen Fürsten nannten, seitdem wieder den Namen des Königs von Ungarn trugen.

Unter dem neuen Ban von Dalmatien, Nicolò de Gara, wurden 1395 die innern Störungen, welche die Verbannten seit 1387 erregt hatten, beseitigt und die Parteien verhielten sich auch ruhig, als im Juni 1398 die Unruhen in Spalato ausbrachen und die vertriebenen Nobili mit ihren Anhängern nach Traú kamen. Die Traúriner schlugen das von den Spalatrinern angebotene Bündniß ab, und suchten den Frieden herzustellen. Da aber die Spalatriner im Januar 1399 das Gebiet von Traú beunruhigten, halfen die Traúriner den Estrinseci von Spalato und man fügte sich gegenseitig allen möglichen Schaden zu, bis 1401 eine Ausgleichung zu Stande kam, und die Traúriner sich verpflichteten, die Estrinseci binnen zwanzig Tagen aus der Stadt zu entfernen. Aber heimlich begünstigten sie dieselben fort und fort und ergriffen, da Spalato zu Sigismund hielt, gleich Zara und Sebenico (1402) die Partei des Königs Ladislaus von Neapel, erhielten durch Hervoja und Ostoja die Bestätigung ihrer Privilegien und steckten am 19. November die Standarte des Königs Ladislaus auf. Aber Ladislaus erfüllte nicht, was man von ihm gehofft. Er bestätigte zwar am 31. August 1403 die Privilegien Traú's, wollte aber in der Stadt oder Vorstadt ein Castell errichten lassen und die Traúriner konnten es nur abwenden, indem sie dem König ein Geschenk von 300 Dukaten machten und sich den Hervoja durch häufige Geschenke geneigt zu erhalten wußten. Gleichwohl schloßen sie für alle Fälle am 8. Oktober 1403 ein Schutz- und Trutzbündniß mit Sebenico, verstärkten die Wachen und die Mauern und bauten in aller Eile im Borgo einen Thurm aus Holz, welcher 1404 durch einen steinernen ersetzt wurde. Aber die Geschenke, welche jährlich an Hervoja, bei Gelegenheit seiner Anwesenheit in Traú der Herzogin und bei der Hochzeit seiner Nichte dem Bräutigam gemacht werden mußten, hatten die Stadt so erschöpft, daß mehrmals Anleihen nöthig wurden, um die Ausrüstung und den Sold der Armbrustschützen und Galeeren bestreiten zu können, welche fortwährend vom König Ladislaus und seinem Statthalter Hervoja verlangt wurden. Die Traúriner waren daher sehr zufrieden, als Hervoja 1409 zur Partei des Königs Sigis-

mund überging und dieser 1413 den Hervoja aller seiner Würden und Aemter entsetzte. Die Spalatriner gelobten sogar dem heil. Vitalis eine Kirche für ihre endliche Befreiung.

Sigismund bewilligte 1412 den Traúrinern zum Fertigbau der Vorstadtmauern den Dreißigsten und die Salzkasse, welche ihnen der Ban jedoch erst nach einem ausdrücklichen Befehl des Königs vom 1. August 1413 verabfolgen ließ, und wollte in Traú ein Arsenal errichten, um den Venetianern eine Flotte entgegensetzen zu können, mußte es aber aus Mangel an Geld unterlassen.

Seitdem Venedig Sebenico besaß, fürchtete Traú eine Ueberrumpelung. Es wurde eine große Kette angeschafft, um den Hafen zu sperren. Es wurden 1417 zwei Nobili erwählt, um die Befestigungen der Stadt nachzusehen und in Stand zu setzen, und 1418 eine große und kleine Galeere ausgerüstet. Aber Alles war vergebens. Die venetianische Flotte unter Pietro Loredan erschien vor Traú, bombardirte die Stadt und zwang die Traúriner dadurch, sich am 22. Juni 1420 den Venetianern zu ergeben. Die ungarische Besatzung zog sich auf das Festland zurück, und eine Gesandtschaft der Bürger ging nach Venedig, um die Bestätigung der Privilegien, das Wahlrecht des Conte aus dem venetianischen großen Rath und das Versprechen zu erlangen, daß kein Castell in der Stadt errichtet würde. Gleichwohl wurde noch in demselben Jahre der Bau des Castells begonnen, die Conti wurden in Venedig bestimmt und hatten nebst dem Capitano und Camerlengo die Verwaltung in Händen, welcher das Statuto zur Richtschnur diente, und die Privilegien hatten keine Bedeutung mehr. In den Türkenkriegen blieb die Stadt von jeder Belagerung verschont. Nur das Gebiet, welches damals gegen zwölf Miglien im Umfang hatte und mit der Stadt 5000 Einwohner zählte, hatte von häufigen Streif- und Raubzügen zu leiden und die Kraina von Traú fand bei der Eroberung des Innern und besonders der Erstürmung von Castel nuovo 1687 vielfache Gelegenheit, sich auszuzeichnen.

So reich und bewegt die Geschichte von Traú vor der Unterwerfung an Venedig gewesen war, so arm und friedlich ist sie unter der venetianischen Herrschaft. Während die Traúriner 1362 nicht Geld und Mühe gescheut hatten, um bei Gelegenheit eines Besuches des Ban Niklas von Széch und seiner Frau den Befehl zu erwirken, daß

die Morlacchen mit ihren Herden das Gebiet von Traú nicht mehr betreten dürften, waren die Morlacchen 1553, wie Giustiniani schreibt, „ihr Leben" und der Verkehr mit ihnen der Hauptnahrungszweig der Stadt.

Der Fall der Republik veranlaßte die Gräuelscenen des 15. Juni 1797, bei welchen mehrere Personen um's Leben kamen und das Haus der Garagnin geplündert wurde. Der venetianische Conte Santo Contarini flüchtete sich nach Castel nuovo und kehrte am nächsten Tage mit einigen Hundert Castellanern zurück. Alle Wohlgesinnten bewaffneten sich und wählten einen Ausschuß, der die Ruhe und Ordnung aufrecht erhielt, bis die Oesterreicher am 16. Juli 1797 einrückten.

Der Herrschaft Oesterreichs folgte 1806 die französische und 1818 die österreichische.

Der achtundvierzigste Bischof von Traú, Giov. Antonio Pinelli, war der letzte. Er entsagte 1822, der Stuhl blieb unbesetzt und das Bisthum wurde durch die Bulle Leo's XII. (Locum Beati Petri) vom 30. Juni 1828 mit dem von Spalato vereinigt.

S. Giovanni Traúrino, der Schutzheilige von Traú, kam 1062 zur Zeit Kresimir's im Gefolge eines Cardinal-Legaten, der für Ungarn bestimmt war, nach Dalmatien. Als die Traúriner die Ankunft des Legaten in Zara vernahmen, ersuchten sie ihn, den eben ausgebrochenen bürgerlichen Zwiespalt in ihrer Stadt durch seine Gegenwart zu beseitigen. Er willigte gern ein, ging nach Traú und versöhnte die Parteien. Da nun in derselben Zeit der Bischof starb und die Traúriner fürchteten, die Bischofswahl könnte von Neuem Unruhen hervorrufen, so baten Clerus und Volk einstimmig den Legaten, einen seiner Begleiter als Bischof dazulassen. Er lehnte es ab, gab aber den wiederholten dringenden Bitten der Bürger nach und suchte einen jungen Römer seines Gefolges aus der edlen Familie Orsini, welcher sich durch Frömmigkeit, Sittenreinheit und Gelehrsamkeit auszeichnete, zur Annahme der Wahl zu bewegen. Erst nach vielem Zureden willigte Giovanni ein, wurde vom Erzbischof Lorenzo von Spalato geweiht, machte sich als Bischof so verdient um die Kirche und führte ein so gottesfürchtiges und wunderreiches Leben, daß er nach seinem Tode als Heiliger verehrt wurde. An der Vigilie seines Festes mußte die Gemeinde jedes Jahr zwei Wachskerzen von vierzig Pfund als Opfer am Altar niederlegen, vier Staji Oel zum Verbrennen in der

Nacht des Festes und zwölf andere für die ewige Lampe schicken, welche Tag und Nacht vor seinem Altare hängt, und außerdem vier Galete guten Weines spenden. Am Feste selbst mußte der Conte zwei, jeder Rath und Richter eine Wachskerze zur Frühmesse in die Kathedrale bringen, und bei Eiden berührte man seit 1333 die Reliquien des heiligen Bischofs.

Die Kathedrale des heil. Lorenzo und Giovanni Orsini wurde um 1200 angefangen, um die alte, bei der Zerstörung untergegangene Kathedrale von S. Lorenzo zu ersetzen, und 1251 vollendet. Später erhielt sie die innere Ausschmückung und die Nebenbauten, wie 1468 die Capelle des S. Giovanni und das Baptisterium, welches eine meisterhafte Skulptur, S. Girolamo in der Höhle, enthält, 1446 und 1450 die Sakristei, und um 1600 den Campanile.

Palast Cippico, von der berühmten Familie dieses Namens, welche ihren Ursprung von dem alten römischen Geschlechte Coepio herleitet, und welcher nicht nur der bekannte Coriolano angehörte, dessen Söhne Aloise Bischof von Famagosta, und Giovanni seit 1504 Erzbischof von Zara waren, sondern aus welcher auch Lelio Cippico, der neunundsiebenzigste Erzbischof von Spalato (1784—1807) und Gian Antonio C. herstammte, der während der Unruhen von Traù im Juni 1797 einstimmig zum **Sopraintendente all' armi** erwählt wurde.

Palast Vitturi, von der Familie, welche dem Castel Vitturi an der Riviera delle Castella den Namen gab.

Die Bibliothek Garagnin-Fanfogna verdankt ihre Entstehung dem Conte Gian Luka Garagnin, welcher 1783 den 20. Oktober als Erzbischof von Spalato starb, und dessen Bruder Domenico, welcher 1808 an der Spitze der Verwaltung des ehemaligen Staates von Ragusa stand. Sie ist seitdem beträchtlich vermehrt worden, wird es noch jährlich, und enthält nicht nur die meisten römischen, griechischen, italienischen und älteren französischen und spanischen Klassiker, sondern auch die bedeutendsten theologischen und landwirthschaftlichen Werke, und besonders eine Sammlung von über 400 blos auf Dalmatien bezüglicher Schriften, unter denen sich viele Handschriften befinden. So die

Cronica Episcoparum Salonae et Spalati in gothischer Schrift mit Initialen.

Difnico. Historia della Guerra di Dalmazia tra Venezian e Turchi dall' anno 1646 sino alla pace e separazione de' Confini.
Storia della Città di Traú dalla sua fondazione sino all' anno 1643, opera di Paolo de Andreis, Nobile della Città.
Miscellanea libri 8, welche wie die
Salonitana ac Spalitensia Varia,
Cainensia,
Traguriensia Ecclesiastica et Civilia, welche u. a. in zwölf Foliobänden eine große Menge historischer und biographischer Daten einzelner Orte und Bischöfe, abgeschriebener Urkunden und Papiere aus den Archiven der Städte und Klöster enthalten und auf Befehl des Erzbischofs, nur leider ohne Ordnung, zusammengetragen worden sind. Ebenso die statistischen Angaben in
Anagrafi della Dalmazia ed Albania dell' anno 1771. Ferner die
Cronaca dell' Isola della Brazza da Vincenzo Prodi aus dem sechszehnten Jahrhundert.
Stratico (Gregorio). Sistema Regolativo della veneta provincia della Dalmazia und
Informazione sullo Stato, fazioni, emolumenti, forza reale, offiziali delle Craine della Dalmazia anno 1783.
Michieli Vitturi (Rados Antonio), Storia delle cose successe in Dalmazia dalla dissoluzione del Veneto governo Aristocratico fino all' ingresso delle armi di S. M. Francesco II. Imp. d'Austria. 1797, die geschriebenen Statuten der Städte Spalato, Veglia, Arbe und Budua, und vor Allem die sehr werthvolle altslavische Handschrift der
„Gespräche des heil. Gregorius Magnus und heil. Augustinus."

Auch von Marc Antonio de Dominis aus Arbe, dem berühmten Erzbischof von Spalato, welcher 1607 zuerst die Farben des Regenbogens erklärte, Jesuit und Protestant war und 1625 im Kerker starb, ist eine Handschrift da: Sui reditus ex Anglia Consilium exponit.

Von seltenen Druckwerken sind besonders zu nennen:
Cepionis Coriolani Gestorum Petri Mocenici libri 3. Venetiis 1477.
Georgii Sisgorei Sibenicensis Dalmatae Carmina. Venetiis 1477. u.
R. Adams Ruins of the palace of the Emperor Diocletian at Spalatro in Dalmatia. London 1764, welches außer hier sich nur noch zwei Mal in Dalmatien vorfindet: in der Bibliothek des Pro-

fessors Fr. Carrara, und im Rathhause von Spalato, wo es als ein Geschenk des Verfassers an die Stadt gezeigt wird.

Graf Antonio Fanfogna-Garagnin, aus dem uralten Zaratiner Geschlechte Fanfogna, welches Sebenico einen Bischof (Chrysogono von 1319—1340) und seiner Vaterstadt viele im Krieg und Frieden ausgezeichnete Männer gab.

Bua, bei Plinius Bubus, Bavo, eine gegen neun Quadratmiglien große Insel, welche sich von Traú bis Spalato hinzieht und den Canale delle Castella vom offenen Meere trennt. Sie besteht größtentheils aus nackten Kalksteinfelsen, welche beim Vorgebirge S. Andrea oder S. Cyprian viel Erdpech enthalten, und diente zur Zeit der byzantinischen Kaiser als Verbannungsort für Hofbeamte. So dem Florentin unter Kaiser Julian, dem Mathias unter Kaiser Valentin und dem Ketzer Jovinian unter Theodosius. Später gehörte die Insel halb zu Spalato, halb zu Traú, und war für beide Städte durch die vielen verpachteten Weiden sehr erträglich. Jetzt gehört sie zum Distrikte Traú, ist bei Okruk und Traú gegenüber bebaut, und zählt in den drei Ortschaften Slatine, Xedno und Okruk gegen 700 Seelen. Unmittelbar an der Brücke, welche die Insel mit Traú verbindet, breitet sich zu beiden Seiten die Vorstadt von Traú aus, welche davon den Namen Isola führt.

Hafen von Saldun oder Saldon an der Nordküste der Bua westlich von Traú, ist einer der geräumigsten und besten Dalmatiens, und soll seiner Sicherheit den Namen verdanken.

Bussolina oder Bossoglina, ein Dorf mit über 1300 Einwohnern im Grunde einer tief in's Land schneidenden Bucht, welche einen vortrefflichen Hafen bildet, und am Isthmus einer kleinen Halbinsel gleichen Namens, welche felsig und unbebaut zu Weiden dient und nur wenige fruchtbare Thäler hat. Der Name Bussolina soll nach Lucio von den alten Bullini herrühren, einem illyrischen Volksstamm, welcher einst diese Gegenden bewohnte, nach Bajamonti aber aus bus, Strauch, entstanden sein und den unfruchtbaren Boden bezeichnen. Da sich östlich vom Isthmus ein hoher steiler Berg erhebt, welcher Drid heißt und auf seinem Gipfel neben einem Thurm eine kleine Capelle mit einem wunderthätigen Madonnenbilde trug, so wurde die ganze umliegende Gegend auch Drid genannt, und unter diesem Namen das dortige Land mit allen Weiden, Bergen und Thälern 1226 vom Herzog

Koloman von Croatien und Dalmatien dem Bischof Treguano von Traú frei von aller Hoheit der croatischen Grafen, die es bisher besaßen, bewilligt. König Andreas bestätigte 1227 diese Schenkung, welche 1338 einen Streit mit Spalato hervorrief, der 1339 von Venedig zu Gunsten Traú's beigelegt wurde. Denn das Bisthum von Traú scheint diese Ländereien schon früher von den croatischen Königen erhalten und wenigstens 1185 im Besitz gehabt zu haben.

Als bei den Einfällen der Türken das Muttergottesbild von Drid in die Kirche SS. Antonio e Paolo der Franziskaner auf der Insel Bua in Sicherheit gebracht und auf dem Berge Drid ein Fort als Zufluchtsort für die Hirten und Landleute der Gegend errichtet wurde, kam der Name Drid wieder ab, und der alte, Bossiljina, wieder auf, welcher 1657 durch die Vertheidigung des Ortes gegen die Türken zur Berühmtheit gelangte. Der Pascha von Bosnien, Cebin Achmet, ein griechischer Renegat, zog nämlich 1657 nach seinem mißlungenen Versuche, Spalato zu nehmen, auf das Zureden des Achmet Spahia, welcher 1656 seinen Sohn bei Bussolina verloren, mit seinem ganzen Heere gegen diesen Ort. Die Bossoglianer, 200 an der Zahl, suchten die Annäherung der Türken möglichst zu erschweren und schloßen sich dann in ihr Dorf ein, welches damals 150 in einem Kreis gebaute Häuser enthielt, die zugleich als Mauern dienten und eine Art Castell umschloßen. Ein vom Bischof von Traú, Francesco Marcello, um 1500 erbauter Thurm stand am Meeresufer. Die Türken schoßen Bresche und stürmten den Ort am 26. Mai, aber jeder Schritt wurde ihnen von den Bossoglianern und ihrem tapfern Anführer, Giacomo Hiercovich, streitig gemacht, welcher, immer kämpfend, mit zwei seiner Söhne und allen seinen noch übrigen Kampfgenossen im Castelle fiel. Das Communalhaus, welches an das Castell stieß, wurde von einigen Frauen vertheidigt, deren Eine, Hiclina Marunicina, beim Eindringen der Türken drei Pulverfässer anzündete und das Haus mit Allen, die darin waren, in die Luft sprengte. Ueber dreißig Frauen kämpften in Mannskleidern an der Seite ihrer Männer, und zwei von ihnen, die Witwen Caterina Despotina und Matussa Striglinova, deren erste allein sechs Türken tödtete, zeichneten sich besonders aus. Sie wurden ihrer Tapferkeit wegen bei ihrer Gefangennehmung vom Pascha begnadigt und zu Sklavinnen gemacht. Der Thurm wurde von Nicolò Giacujevich gegen das Versprechen, Leben und Freiheit zu schonen,

übergeben. Die Türken hielten es, plünderten das Dorf, aus welchem sie 1200 Pferde mit Geräthschaften und Geld wegschleppten, und steckten dann den Thurm und alle Häuser in Brand.

Segbetto, Dorf mit 1000 Einwohnern, deren Felder theils am Meere, theils am Berge S. Elia liegen, früher arm und jetzt, Dank den menschenfreundlichen Bemühungen des Don Marco Trevirca, welcher dort Pfarrer war, eines der wohlhabendsten des Distriktes. Denn die jungen Mandelbäume, welche Don Marco unentgeltlich vertheilte und zu deren Anbau er unermüdet antrieb, lieferten das günstigste Resultat.

Das Kloster Maria de' Driti von der Provincia di S. Girolamo, wurde 1432 errichtet. Dessa Lucio, ein Vorfahr des berühmten Geschichtsschreibers, hatte schon 1214 den Franziskanern Kloster und Kirche gebaut und sie 1234 zu Erben seiner reichen Hinterlassenschaft ernannt. Aber die Lage des Klosters war den Mönchen zu entlegen von der Stadt, und auf ihre Vorstellungen befahl 1264 Papst Urban IV. dem Bischof Colomban von Traú, mit Bewilligung der vier Prokuratoren der Hinterlassenschaft des Lucio, die Güter zu verkaufen und einen bequemeren Ort zum Kloster auszuwählen. Der Bischof that es und begann 1265 den Bau des neuen Klosters in der Vorstadt nahe der Landbrücke, wo die Mönche bis 1315 wohnten. In diesem Jahre wurde das Klostergebäude auf Befehl der Stadt niedergerissen, damit es dem heranziehenden Ban Mladin nicht zum Haltpunkt dienen möchte, und den Franziskanern einstweilen das Benediktinerkloster von S. Giovanni Battista in der Stadt angewiesen. General Loredano gab 1420 den Benediktinern ihr Kloster zurück und dafür den Franziskanern das Haus an der Kirche S. Stefano, welches die Benediktiner so lange innegehabt, bis die Stadt ihnen auf der Insel Bua ein neues Kloster errichten ließ, welches sie noch innehaben. Das in die Kirche desselben gebrachte Madonnenbild aus Drib verschaffte dem Kloster den Namen.

Das Kloster der Benediktinerinnen von S. Niccolò wurde 1064 unter dem Namen von S. Doimo errichtet, nach der Zerstörung der Stadt wieder aufgebaut und seit 1194 „S. Doimo e S. Niccolò“ genannt. Die Stiftungsurkunde ist das älteste schriftliche Denkmal des S. Giovanni Traúrino und zugleich ein Zeugniß, daß damals schon Adel und Bürgerstand getrennt war. Dem Adel, welcher 1553 nur zehn Familien zählte, gehören fast alle Namen an, welche Traú durch ihre Schriften berühmt gemacht haben. Es sind besonders:

Andreis (Matteo), J. U. Dr. in Padua (1503), Verfasser von Elegieen, die in der Familie aufbewahrt werden.

— (Niccolò), dottore und cavaliere, 1573 Rektor der Philosophie und Medicin in Padua, von Riccoboni in seinem Trattato del Gymnasio patavino (1598) „juvenis altissima mente praeditus et doctissimus“ genannt.

— (Paolo), eifriger Forscher der heimatlichen Geschichte und Verfasser der noch ungedruckten Storia della città di Traú dalla sua fondazione sino all' anno 1643 divisa in 5 libri con sua aggiunta descrittiva in 3 libri.

— (Tranquillo), Sekretär des Johann Zapolya von Ungarn und Gesandter desselben in England, Frankreich, Constantinopel und beim Kaiser Ferdinand; schrieb viele Werke in Prosa und Versen, besonders Briefe, Gespräche und Reden, von denen nur die „Oratio Tranquilli Andronici Dalmatae ad Germanos de bello suscipiendo contra Thurcas. Viennae 1541.“ und das Gespräch zwischen Sylla und Cäsar: „De vita privata“ gedruckt worden, die übrigen aber in einem von seiner Familie aufbewahrten Bande enthalten sind.

— (Giovanni), Bischof von Lesina und seit 1676 von Traú, veröffentlichte 1676 in Venedig das von ihm sehr vermehrte Werk: Cibus animae.

Carrara (Spiritione), übersetzte Probi's lateinische Lebensbeschreibung des heil. Giovanni Orsini in italienische Verse (Spalato 1814).

Casotti (Agostino), um 1260 geboren, wurde Dominikanermönch, 1303 Bischof von Agram und später von Lucera in Apulien, wo er 1323 starb. Papst Johann XXII. sprach ihn heilig. Seine handschriftlichen Werke: De paupertate Christi et Apostolorum und Beati Augustini monumenta pro canonizatione befinden sich in Rom, das erste im Vatikan, das zweite im Archiv von S. Angelo.

Casotti (Marco), verfaßte die Romane: Milienco e Dobrilla (Zara 1833), Il Bano Horvath (Venedig 1838), und Il beretto rosso (Venedig 1843), sowie das Reisehandbuch: Le coste e isole dell' Istria e della Dalmazia (Zara 1840), und starb vor wenigen Jahren.

Casotti (Agostino), Zeitgenosse und Verwandter Marco's; schrieb die Lebensbeschreibungen zweier Bischöfe von Traú.

Garagnin (Gian-Luca), wurde 1756 Bischof von Arbe, 1765 Erzbischof von Spalato, verfaßte lateinische und illyrische Hirtenbriefe (Venedig 1771 und 1799), sehr gelehrte Homilien, die ungedruckt geblieben sind, und starb 1783.

Garagnin (Domenico), Bruder des Vorigen, stand an der Spitze der Verwaltung des Gebiets von Ragusa nach dem Falle der Republik, schrieb die noch ungedruckte Dissertazione sopra le ragioni di stabilire e di abrogare le leggi di Frederico II., re di Prussia und verfaßte viele italienische Gedichte, wie Cantata pella venuta di S. E. Augusto Marmont. (Ragusa 1810.)

Garagnin (Gian-Luca), Neffe der beiden Vorigen, bedeutender Agronom und Verfasser der Werke: Sulla necessità di applicarsi all' incremento dell' Agricoltura in Dalmazia. (Op. 1788.) — Discorso nell' apertura della Società Georgica dei Castelli e di Traú. Op. — und Riflessioni Economico-Politiche sopra la Dalmazia (Zara 1806), wovon nur der erste Band erschienen ist.

Jocevich (Mateo), verfaßte: Novena, Vesperi e Messa in onore di S. Luigi Gonzaga (Spalato 1847). — Di Dante Alighieri il canto V. dell inferno esposto (Spalato 1847). — Delle lodi di Sant' Anastasia Martira. Orazione (Spalato 1851).

Leonardis (Francesco), zuerst Erzdiakon in Traú, dann Missionär in Serbien und 1644 Bischof von Antivari, schrieb einen Commentar über die Sitten und Gebräuche der Griechischgläubigen.

Lucio (Giovanni), der Chronist seiner Vaterstadt und Historiograph Dalmatien's, vollendete seine Studien in Rom und kehrte als Dr. J. U. nach Traú zurück, wo er sich ganz den Studien zu seinem Geschichtswerke hingab. Aber die Verleumdungen seines neidischen Landsmannes und Nebenbuhlers, Paolo Andreis, nöthigten ihn, Traú zu verlassen. Er ging wiederum nach Rom, vollendete dort sein großes Werk: De Regno Dalmatiae e Croatiae libri sex, welches 1666 in Amsterdam und seitdem mehrmals gedruckt wurde, und starb 1679. Von seinen Schriften besitzen wir: Vita B. Joannis Confessoris Episcopi Traguriensis et ejus miracula (Rom 1657). — Inscriptiones Dalmaticae (Venedig 1673). — Memorie storiche di Tragurio (Venedig 1674). Lucii Joannis excerpta Ragusae ex codice Vaticano C. 6,923 pg. 56 — pro Petronii fragm. excerpta — dissertatio de Illyrico et arbores familiarum C. 6919 pg. 103 et 110. — Supple-

mentum in Chronica Hungarorum C. 6970. — Le origini delle chiese de Croazia e Dalmazia. Mss. — Gli indici e cataloghi degli Arcivescovi e Vescovi. Mss. — Le serie dei concilii e dei sinodi patrii. Mss. — Le vicende delle chiese patrie. Mss. —

Nutrizio (Pietro), schrieb: Riflessioni sopra lo stato presente della Dalmazia (Florenz 1775). — De Republica Dalmatiae (Venedig 1777). — Notizie per servire alla storia naturale della Dalmazia (Treviso 1780). — Del custodimento dei bacchi di seta (Venedig 1790). — Sopra il morbo pestilenziale dell' 1783 in Dalmazia (Mantua). — Memorie degli uomini illustri della Dalmazia. Mss. und Memorie storiche sopra Traú. Mss.

Rossignoli (Giovanni), lebte im siebenzehnten Jahrhundert und schrieb: Compendio dell' istoria civile della Dalmazia. Mss.

Scacoz (Giovanni), geboren 1752, seit 1823 Bischof von Lesina, starb 1837. Er verfaßte: Saggio letterario (Zara 1803), und viele Gedichte in italienischer Sprache.

Simeone, ließ 1520 die Regulae grammatices Simeonis Areiophyli Tragurini erscheinen.

Stafileo (Giovanni), Professor und auditore della Sacra Rota in Rom, seit 1512 Bischof von Sebenico, ging als päpstlicher Legat nach Polen und Frankreich, schrieb De Gratiis expectativis, de litteris gratiae et justitiae, de vacatura beneficii et de brevibus, de officio legati apostolici (Venedig 1549) und viele noch ungedruckte Reden, und starb 1528 in Rom.

Statileo (Giovanni), Bischof von Siebenbürgen und Sekretär Ludwig's von Ungarn; ließ das Leben des heil. Giovanni Orsini drucken.

Statileo (Marino), Rechtsgelehrter, fand: Petronii Arbitri satyri fragmenta ex libro XV. et XVI. auf, welche sein Zeitgenosse Lucio 1666 in Paris erscheinen ließ.

Valle (Fontino), Rechtsgelehrter und auditore della Sacra Rota, ging als päpstlicher Nuntius nach Prag an den Hof des Königs Georg Podiebrad und hielt dort eine Rede gegen die Hussiten, welche ihm drei Monat Gefängniß und nach Einigen den Tod durch Gift zuzog. Nach Andern starb er 1474 in Rom und hinterließ alle seine Bücher und Schriften dem Kloster Santa Croce auf der Insel Bua.

Scintille da N. Tommaseo. 4 fasc. Venezia 1841.

Quellen: G. Lucio. Delle Memorie di Tragurio hora dello Traú. Venezia 1674.

Paolo de Andreis. Storia della città di Traú etc. Mss. in der Bibliothek Fanfogna-Garagnin.

Documenti inediti di Giov. Bat. Giustiniani. Traú. Mss.

Cenni topografici medici sul Distretto di Traú dal Dr. Svetiacich. Mss.

La Dalmazia 1845. N. 9. 13. 20. 34. — 1846. N. 44 und 1847. N. 30. 31.

Giornale Italiano 1790. pg. 354.

Srbsko-dalmatinski Magazin za ljeto 1847. pg. 32—36.

Bajamonti. Disq. III. ep. 3. Mss.

P. Nisiteo. Memorie staccate sulla storia antica della Dalmazia. Mss.

Schematismo di Spalato. 1852.

Traguriensia Ecclesiastica et Civilia. Mss.

Arkiv za povêstien Jugoslavensku. Agram. II. 1. pg. 217.

Zora dalmatinska. I. N. 5 (Kratko kazalische Trogirskih dogadjajih).

Archivio Capitolare di Spalato da F. Carrara. 1844. N. 67. 63.

Statuta Tragurii. Venetiis 1708.

Vita B. Joannis. Confessoris Episcop. Traguriensis et ejus Miracula. Romae 1657.

Fabianich (P. Donato). Memorie Storico-Letterarie di alcuni conventi della Dalmazia. Venezia 1845. pg. 45—50.

S. Ljubich. Bibliografia dalmata. Mss.



In der Bibliothek.

Haus Garagnin, ein aus sechszehn Häusern zusammengefügter Palast, welcher durch Heirat in den Besitz des Conte Antonio Fanfogna übergegangen ist und vor dem Jahre 1797 mit so viel Pracht eingerichtet war, daß man den Schaden, welchen die Aufrührer bei der Plünderung desselben anrichteten, auf 250.000 Gulden schätzte.

Erzbischof Garagnin, siehe Anmerkungen zu: Die Schwestern von Traú.

Giulio Bajamonti, siehe

Joan Bunic Bučicevich, aus der ragusäischen Patrizierfamilie Bona oder Bunic, welche ihren Adel und Senatorenrang seit dem Jahre 869 urkundlich nachweisen kann, und 1754 von König August III. von Polen in's Markisat erhoben wurde, bedeutender illyrischen Dichter, starb 1658. Er verfaßte: **Mandaliena pukornica**, die reuige Magdalena, welche 1630 zum ersten Male erschien und seitdem mehrmals neu aufgelegt wurde, und **Plandovanja**, Mußestunden, welche nebst seinen **Piesne duhovne**, geistliche Lieder und **Rasgovori pastierski**, Hirtengespräche, erst 1849 vom Grafen Orsato Pozza in seiner **Dubrovnik** (Ragusa 1849) abgedruckt wurden.

Preradovic Pero, geboren 1818 in einem Dorfe von Militärcroatien, und in Neustadt erzogen, wo er seine ersten poetischen Versuche in deutscher Sprache machte, kam 1843 als Offizier im Regiment Gyulay nach Dalmatien, studirte hier erst seine eigentliche Muttersprache, fing an slavisch zu dichten und erwarb sich bald einen bedeutenden Ruf. Seine **Pervenci**, Erstlinge, wurden 1846 in Zara und seine **Nuove pjesme** 1851 in Agram gedruckt.

Bibovich, Ana, siehe

Domenico Ragnina, geboren 1536 aus edler Familie, war mit noch nicht zwanzig Jahren als guter Dichter anerkannt. Aber sein Vater bestimmte ihn zum Handel und sandte ihn nach Messina und Florenz. Dort erwarb er sich die Gunst des Großherzogs Cosmo, der ihn zum Ritter von S. Stefano machte und bei allen wichtigen Geschäften zu Rathe zog. Ragusa rief ihn jedoch zurück, er verließ Italien und starb 1607, nachdem er sieben Mal die höchste Würde bekleidet. Seine Epigramme sind größtentheils verloren gegangen, seine illyrischen Gedichte, Pjesne razlike, 1563 in Florenz und 1634 in Venedig gedruckt.

Domenico Zlatarich, geboren 1556 aus sehr alter Patrizierfamilie, ging zur Vollendung seiner Studien nach Padua, und zeichnete sich so aus, daß er 1579 mit kaum 23 Jahren zum Ginnasiarca erwählt, und als solcher nicht nur zum Ritter der goldnen Stola erhoben, sondern auch durch eine besondere anerkennende Inschrift innerhalb der Mauern der Universität geehrt wurde. Sowie jedoch seine Amtszeit vorüber war, kehrte er nach Ragusa zurück, wo er sich ganz der slavischen Literatur widmete. Er übersetzte Pyramus und Thisbe aus Ovid, die Elektra des Sophokles und Aminta des Tasso, verfaßte Gljubimir, welchen er der Fiora Zuzzeri widmete, und ein ganzes Buch Lieder, die leider ungedruckt geblieben sind, und starb 1607, befreundet mit den gelehrtesten Männern seiner Zeit.

Nicolò de Gozze di Vito, Verfasser der Dialoghi dell' amore e della bellezza, secondo la mente di Platone (Venedig 1851). — Dello stato delle republiche, secondo la mente d' Aristotele (Venedig 1601) und andere Werke. Seine Frau,

Maria Gondola, gab 1585 in Venedig sein letztes philosophisches Werk: Quattro giornate sopra le Meteore d' Aristotele heraus, und widmete es der Fiora Zuzzeri.

– **Mugliacich Dr. Niccolò,** Araldo Poetico o sia Furiere Studioso. Venezia 1760.

Ravvivati wollten die 1694 den 12. September von achtzehn wohlverdienten Zaratinern gestiftete Accademia degl' Incaloriti in Zara neu beleben, zählten die bedeutendsten Männer Dalmatien's, wie Gian-Luca Garagnin, Anton Maria Lorgna, Gregorio Stratico u. A. zu ihren Mitgliedern, die nach Art der Arcadi in Rom akademische

Namen führten, und haben uns eine Sammlung Reden und Gedichte (Venedig 1757) hinterlassen. Aber wann sie sich gebildet und wann sie sich aufgelöst haben, ist ungewiß. Dagegen haben sich die Statuten ihrer Vorgänger, der Incaloriti, erhalten, welche einen Phönix auf dem Scheiterhaufen unter brennenden Sonnenstrahlen mit dem Motto: ab utroque zur Devise hatten, von einem principe, zwei Censoren, zwei Räthen, einem Syndicus, einem Sekretär und Cassirer verwaltet wurden, und zwei Sammlungen von Reden und Gedichten auf die Abreise des venetianischen Conte Giov. Minelli und des Capitano Antonio Donato in Venedig drucken ließen.

I Contorni de Sebenico, Saggio di Memorie dalmate dal Dr. Niccolò Glaxich. Zara 1840.

Solitro Vincenzo, Documenti storici sull' Istria e Dalmazia, raccolti e annotati. Venezia (noch unvollendet).

Casotti, siehe Anmerkungen zu: Die Schwestern von Traú.

Prudentius Narentinus. De regno Bosniae ejusque interitu Venetiis 1781.

Quellen: Memorie degli Avvenimenti successi in Dalmazia dopo la caduta della Repubblica Veneta di G. Cattalinich. Spalato 1841. pg. 46.
Dubrovnik. Cviet narodnog književstva I. Ragusa 1849. pg. 5—118
L' Avvenire. Ragusa 1848.
D. Ragnina dal G. Gagliuffi und D. Zlatarich dal S. R. Parolari in Marecchini's Sammlung von Porträts und Biographien berühmter Ragusäer.
La Dalmazia 1846. N. 30. 32. 38.
Il Ramentatore Zaratino 1850. pg. 25.



Das Kreuz des Paladin.

Eine Niederlassung von Mühlen. Diese Mühlen werden schon im dreizehnten Jahrhundert urkundlich erwähnt, obwohl sie damals nicht auf derselben Stelle standen, wo sie sich jetzt befinden, sondern zwei von einander getrennte Gruppen bildeten, deren eine mehr westlich gelegen, den Traúrinern gehörte und deren andere, weiter östlich gelegen, von der Krone abhängig war. Erstere ging später von der Commune in den Privatbesitz der Familie Califfi über, gerieth aber 1638 in Stocken und konnte trotz der mit großen Kosten und von den kundigsten Fachmännern wiederholt angestellten Versuche erst 1791 durch die Arbeiten des berühmten Nachich aus Knin wieder in Betrieb gesetzt werden.

Quellen: La Dalmazia 1846. Nr. 35.

Nach Lesina.

Lesina, lat. Pharia, sl. Hvar oder Phar, die längste Insel des adriatischen Meeres, wird nördlich durch den 5 Miglien breiten und 24 Miglien langen Canale de Lesina von der Insel Brazza, östlich durch den 6½ Miglien breiten Canale di Macarsca vom Festland und südlich durch den 6 Miglien breiten Canale di Narenta von der Halbinsel Sabbioncello und durch den Canale di Curzola von der Insel Curzola getrennt. Sie streckt sich bei einer mittleren Breite von nur 2 bis 3 Miglien in der Richtung von Westen nach Osten 37 Miglien lang aus, hat 90,8 Quadratmiglien an Areal, von denen 1,1 besät, 22,6 mit Wein und Oel bepflanzt und 67,1 unbebaut sind, und über 13,000 Seelen, welche drei Städte: Lesina, Citta vecchia und Gelsa, und dreizehn kleinere Ortschaften bewohnen.

Die Buchten von Lesina, Citta vecchia und Verbosca sind geräumige und gute Häfen für Hochseefahrer, die von Pellegrino und Palermo nur für kleinere Fahrzeuge tauglich. Da die Insel durchaus gebirgig ist, hat sie nur an der Nordseite zwei größere Thalebenen, die von Verbosca und Verbagn, welche äußerst fruchtbar sind, aber kaum den zweimonatlichen Bedarf der Bewohner an Getreide decken können. Der Wein wird zu den besten Sorten Dalmatien's gerechnet, der viele wildwachsende Rosmarin zur Bereitung des oleum Anthos und aqua di regina benutzt. Die Feigen sind, Dank der größeren Sorgfalt beim Trocknen, berühmt, der Honig steht dem der Solta kaum nach. Der jetzige Name der Insel (lesina im italienischen Pfrieme, Schusterahle) wird gewöhnlich auf ihre Gestalt bezogen, könnte wohl aber eben so gut aus dem Slavischen herrühren (von les Wald), und

denselben Ursprung haben, wie ihr frühester Name, Pytia (vom griech. πιτυς, Fichte, pinus maritimus, welche dort wuchsen und auch auf den Münzen vorkommen), denn so bezeichnet sie Apollonius Rhodius, und Pomponius Mela bestätigt uns, daß dieser Name gleichbedeutend sei mit dem späteren Pharus, welchen die Parier bei ihrer Einwanderung der Insel zur Erinnerung an ihre Heimat im ägäischen Meere gegeben haben sollen. Daß jedoch auch dieser Name, sowie die Stadt, welche er vorzugsweise bezeichnete, das heutige Citta vecchia, schon längst bestand, als nach den Berichten des Diodorus, Siculus, Strabo und Anderer im vierten Jahre der 98. Olympiade (385 vor Christi) die obenangeführte Niederlassung der Parier gegründet wurde, geht aus den griechischen Inschriften, Münzen und Mauerresten, welche man dort fand, deutlich hervor. Erstere, welche nach dem Urtheil der gelehrten Archäologen Bökk, Furlanetto und Risiteo einer weit älteren Periode angehören, zeigen uns, daß die Regierung schon damals völlig nach dem Muster der athenienfischen eingerichtet war, und die Stadt gleich Corinth ein Prytaneum besaß. — Die Münzen tragen häufig den Stempel des Beginnes der Prägekunst und die Devisen der ältesten Städte Griechenlands und Kleinasiens, und die Mauern stimmen ihrer Bauart nach vollkommen mit denen überein, welche sowohl Dodwel in seinen Views and descriptions of Cyclopian remains. (Lond.), wie Rabel in seinen Recherches sur les monuments cyclopéens etc. (Paris 1841) als pelasgische bezeichnet.

Es ist daher nicht unwahrscheinlich, und eine griechische Inschrift im Museum Risiteo, die leider unvollständig ist, scheint sogar darauf hinzudeuten, daß die Parier, in freundschaftlichem Verkehr mit den Phariern stehend, an einem andern Ort der Insel, vielleicht dem heutigen Lesina, eine Colonie gegründet haben. Auf diese bezögen sich dann die Worte des Scylax: Hic enim nova Pharus jacet Graeca und die des Plinius: Pharia cum oppido.

Ueber die älteste Geschichte von Pharos wissen wir nur, was wir aus den wenigen Inschriften und den Münzen und Gemmen, welche unter den Ruinen der alten Stadt gefunden worden sind, mit mehr oder minder großer Sicherheit schließen können. Alle geben Zeugniß von der hohen Cultur, den Handelsverbindungen, dem Reichthum und der Macht, welche die Republik Pharos schon früh besaß.

Eine Inschrift deutet auf eine Schlacht zwischen den Phariern

und den Jadastinern oder Zaratinern und ihren Bundesgenossen, in welcher Erstere gesiegt hatten.

Von den Gemmen sind ein Diogenes mit der Laterne in Calcedon, Plato's Bildniß, ein Ibis mit einer Wage in der Klaue in Carneol und Aeskulap und Hygiäa in Amethyst von bewunderungswürdiger Arbeit.

Unter den Münzen sind Dycrachium, Corinthus, Böotia, Carthäa auf der Insel Ceos, Bötica in Spanien, Lampsacus in Mysien, Heraclea in Großgriechenland, Arcadia, Agrigentum, Macedonia und Egyptia vertreten, und die in Pharos geprägten, deren die Münzsammlung von Nisiteo nicht weniger als 62 verschiedene Typen besitzt, lehren uns kennen, daß eine Zeit lang ein gewisser Balläus sich zum Tyrannen aufgeworfen hat, aber der Republik wieder weichen mußte. Wann jedoch diese Usurpation geschehen, ist schwer zu bestimmen. Daß sie aber nicht nach Alexander dem Großen, also kurz vor oder nach der Zeit des Demetrius Farus stattgefunden haben kann, wie der gelehrte Cavedoni behauptet, ist deshalb mit Bestimmtheit anzunehmen, weil sich noch eine ganze Reihe Münzen mit den Typen der Republik vorfindet, welche wegen ihrer feineren und schöneren Prägung entschieden späteren Alters sein müssen, die Selbstständigkeit Pharia's aber mit der Besiegung des Demetrius ein Ende nahm.

Nach der Zerstörung von Pharos (221 v. Chr.) wurde die Insel, welche seit dem Kriege der Römer mit der Königin Teuta von Illyrien (227 v. Chr.) unter römischem Schutze stand, zur römischen Provinz Dalmatia geschlagen und theilte deren Geschick. Bei der Einwanderung der Slaven kam sie in den Besitz der Neretschaner oder Poganer (Narentiner), welche in Lesina Befestigungen und ein Arsenal anlegten, aber hier wie überall im Jahre 997 vom Dogen Pietro II. Orseolo gänzlich überwunden wurden. Seitdem stand die Insel unter venetianischer Hoheit und Giacomo Memmo wird als erster venetianischer Rettore oder Podestà genannt.

Im Jahre 1111 unterwarf sich Lesina dem König Koloman von Ungarn und Dalmatien, 1115 dem Dogen Orbelaso Falier; 1171 mußte es die Herrschaft des griechischen Kaisers Emanuel Komnenus anerkennen, wurde jedoch noch in demselben Jahre durch den Dogen Vital Michieli wieder gewonnen und 1181 von König Bela III. von

Ungarn besetzt. Der Bischof Martino (Sohn des Manzavino), welchen sich die Insulaner selbst erwählten, als sie im Jahre 1147 den von Spalato zur Leitung der kirchlichen Angelegenheiten auf ihre Insel geschickten Erzpriester Cernata gewaltsam weggejagt hatten, wurde von Papst Alexander III. den 1. Juni 1176 anerkannt und auf der Provinzialsynode von Spalato 1185 wurde ihm Phar als Bischofssitz und die ganze Krajna mit den Inseln Lesina, Lissa, Brazza, Curzola und Lagosta als Diözese bestimmt. Die jedesmalige Wahl des Bischofs wie des Rettore überließ ein Diplom des Königs Bela IV. vom 6. Mai 1245 der Communità. Der Bischof, dessen Diözese 1198 von Andreas, Herzog von Dalmatien, unter die Gerichtsbarkeit Spalato's gestellt worden war, verlegte, nach Gazzari, im Jahre 1249 seinen Sitz von Città vecchia nach Lesina. Denn trotz der strengen Strafen, mit welchen König Andreas von Ungarn 1205 den Malduco Kacich bedroht hatte, wenn er sich nicht der Seeräuberei enthielte, setzten die Almissaner ihre Plünderungen der benachbarten Inseln und Campagnen fort, und beunruhigten besonders in den vierziger Jahren das leichtzugängliche Thal von Verbagn und die darin liegenden Ortschaften. Im Jahre 1279, während der Minderjährigkeit des Königs Ladislav, unterwarf sich die Insel freiwillig an Venedig, aber im Frieden von Zara, den 18. Februar 1358, verloren die Venetianer sie wieder an König Ludwig von Ungarn, dessen Truppen auf Barken von Almissa, Spalato und Traù hinüberfuhren und sich mit Gewalt der Insel und der Stadt bemächtigten.

König Ladislaus von Neapel schenkte 1403, während er Behufs seiner Krönung zum König von Ungarn und Dalmatien in Zara verweilte, am 5. Oktober den Brüdern Guido und Aloiso Matafarri aus Zara zur Belohnung ihrer Dienste die Inseln Lesina, Curzola, Lissa und Brazza, verlieh aber kurze Zeit darauf die nämlichen Inseln an Hervoja, Herzog von Spalato, welcher 1413 aller seiner Würden und Güter verlustig erklärt wurde.

Ein Rathsbeschluß vom 1. April 1409 ist das einzige Dokument auf Lesina, welches dieser Herrschaft gedenkt. Nach dem Sturz Hervoja's überließ König Sigismund von Ungarn Lesina und die übrigen Inseln den Ragusäern, mußte jedoch auf Anstiften seiner Gemalin Barbara 1417 seine Schenkung wieder zurücknehmen. Während dieser Zeit nannte sich der ragusäische Nobile, welcher als Conte nach Cur-

zola geschickt wurde: De mandato Gloriosissimi Sigismundi Regis Ungariae electus in Consilio Generali Ragusi Comes Corcyrae, Pharae et Brazae.

Als im Jahre 1420 der venetianische Generalkapitän Pietro Loredano mit seiner imponirenden Flotte im Golf erschien, ergab sich ihm Lesina freiwillig. Die Unterwerfungsakte wurde am 15. März 1421 signirt, und die Insel blieb bis zum Fall der Republik im Jahre 1797 venetianisch, worauf sie von den Oesterreichern und 1806 von den Franzosen besetzt wurde. Der Aufstand der Bragnizan aus Citta vecchia zu Gunsten der Oesterreicher, welche 1809 während des Krieges mit Napoleon wiederum in Dalmatien einrückten, hatte den glänzendsten Erfolg, wurde aber fruchtlos durch den Frieden zu Wien. Erst 1813 fiel Lesina wiederum an Oesterreich, dem es noch gehört.

Lesina, Hauptort der gleichnamigen Insel, an deren Südseite es liegt, Sitz der Prätur und des Bisthums, mit schönen Häusern und über 2300 Einwohnern.

Ob die Stadt ihren Ursprung einer Colonie der griechischen Parier, oder den Flüchtlingen des zerstörten pelasgischen Pharos oder den Salonitanern verdankte, welche beim Verlust ihrer Vaterstadt sich auf der Insel niederließen, oder ob sie erst von den Neretschanern gegründet wurde, und von ihnen den Namen erhielt, welcher seitdem auf die ganze Insel übergegangen ist, läßt sich schwer entscheiden. Gewiß ist nur, daß die Neretschaner die günstige Lage des Orts zur Betreibung ihres Gewerbes benutzten und Pietro Orseolo 997 trotz ihrer tapferen Gegenwehr die Stadt nahm, von Grund aus zerstörte und Arsenal und Schiffe verbrannte. Ein ähnliches Schicksal traf die Stadt 1571, als der türkische Admiral Ulutsch-Ali, ein ehemaliger Mönch aus Calabrien, mit sechszig Segeln am 15. August nach Lesina kam, die Stadt plünderte und mit vielen Schätzen aus den Kirchen und Palästen wieder abfuhr. Dagegen suchten 1240 die Almissaner vergeblich die Stadt zu nehmen; die Genuesen nahmen sie zwar 1354, verloren sie aber noch in demselben Jahre wieder an die Venetianer, welche unter dem Commando des Nicolò Corrèr 1358 tapfer eine Belagerung der Ungarn aushielten.

Innere Wirren trübten die Ruhe der Stadt über hundert Jahre lang (1510–1611), die Pest richtete 1484 und 1529 große Verheerung an und das Bombardement der Russen im Mai 1806 beschädigte die

meisten Gebäude der Stadt, besonders aber die Loggia, welche die Franzosen als Caserne benutzten. Die Wegnahme der Forts durch Giorgio Bragnizan, dem Chef des Aufstands, geschah 1809 den 22. August ohne Blutvergießen, aber den 4. Dezember nahmen die Franzosen Lesina wieder in Besitz und übergaben es erst am 13. November 1813 den Engländern, welche es für Oesterreich blokirt und belagert hatten.

Quellen: Schematismo della Diocesi di Lesina per l' anno 1852.
Srbsko-dalmatinski Magazin za ljeto 1847. pg. 74—78.
Città di Lesina da G. Macchiedo. Mss.
Memorie staccate da P. Nisiteo. Mss.
S. Ljubich. Numismatografia dalmata. Mss.
La Dalmazia 1845. N. 2. 34. 35. — 1846. N. 13. 14.
G. B. Gallicioli. Memorie Venete Antiche Profane ed Ecclesiastiche. t. II. lib. 1 sq. 14. pg. 247.
F. Carrara. Archivio capitulare di Spalato. 1844. N. 17. 26. 34.
A. Gazzari. Avvenimenti storici. Mss.
Il Rammentatore Zaratino 1845. pg. 24.
Appendini Notizie storico-critiche sulle antichità, storia e letteratura de' Ragusei. Ragusi 1802. t. I. sq.
G. Cattalinich. Memorie degli Avvenimenti successi in Dalmazia dopo la caduta della repubblica veneta. Spalato 1841.

Im Hause des Canonicus.

Macchiedo, Girolamo, Sekretär der Commune von Lesina und eifriger Sammler aller seine Vaterstadt Lesina betreffenden Dokumente, Münzen und Antiquitäten, verfaßte Gedichte und historische Artikel, die theils in italienischen Journalen abgedruckt wurden, theils noch ungedruckt sind, wie die von mir benutzten: „Città di Lesina“ und „Cenni storici cronologici riguardanti la Città di Lesina.“ — Sein Vater, der Advokat Gian Battista Dr. Macchiedo, ist der Verfasser der genauesten Darstellung der Seeschlacht von Lissa (Gazzetta di Zara 6. nov. 1832. Appendice del Nr. 63) und mehrerer anderer Artikel, und mütterlicherseits ein Abkömmling jenes Juane Obrabich, detto Bevilaqua, welchen die Republik für seine Dienste zum Cavaliere erhob. Er hatte nämlich im Jahre 1657, als die Türken Spalato belagerten, über 700 waffenfähige Männer zusammengerafft, 100 Segel damit bemannt, sie auf eigene Kosten erhalten, und durch sein Erscheinen in Spalato viel zum baldigen Rückzug des Feindes beigetragen.

Don Antonio Radunich, Canonicus und Direktor der Elementarschulen in Lesina, ist Verfasser eines noch ungedruckten Quaresimale in italienischer und illyrischer Sprache.

Die Piazza hat am westlichen Ende die fabbrica, einen zum Spaziergang eingerichteter Quai, der die ganze Westseite des Hafens umschließt, und nach der Kathedrale zu, um drei Stufen erhöht, die grande cisterna der Stadt, welche,' aus älterer Zeit herrührend, 1780 und 1838 restaurirt und verbessert worden ist.

Fort S. Niccolò, 730 Fuß hoch, von den Franzosen während der Jahre 1806 bis 1813 erbaut.

Das Franziskanerkloster Maria delle Grazie wurde 1461 errichtet, 1571 mit sammt der Kirche von den Türken verbrannt, aber 1574 aus den frommen Beiträgen der Bürger wieder aufgebaut, gehört zur Provincia di S. Girolamo und ist eines der größten Dalmatien's. Die Kirche enthält mehrere werthvolle Bilder: S. Francesco von Jacopo Palma jun., eine Kreuzigung von Jacopo da Ponte (Il Bassano) und drei Bilder von Francesco Santa-Croce. Letztere soll die edle Familie Griffico den Franziskanern geschenkt haben. Von andern Klöstern besitzt Lesina nur noch ein Nonnenkloster der Benediktinerinnen, welche die Mädchenschule leiten.

Von dem Dominikanerkloster, welches aus dem vierzehnten Jahrhundert herrührte, sieht man nur noch den schönen Thurm, in welchen der Blitz geschlagen; das Augustinerkloster hoch über der Stadt ist jetzt der Kirchhof der Gemeinde und das griechische Kloster ist in eine Batterie verwandelt worden.

Monsignore Bordini (Filippo Domenico), aus Scarbona gebürtig und im Collegio Illyrico erzogen, jenem Institut, welches Papst Gregor XV. und besonders dessen Nachfolger Urban VIII. (durch die Bulle vom 1. Juni 1627) in Loretto errichtete und für dreißig junge Illyrier bestimmte, von denen jedes Mal zwölf Dalmatien, und die übrigen den türkisch-slavischen Ländern angehören sollten. Früher Bischof von Sebenico, wurde er 1839 nach Lesina versetzt. Seine Diöcese umfaßt die Inseln Lesina, Lissa und Brazza, ist in die sechs Dekanate von Lesina, Citta vecchia, S. Giorgio, Lissa, Neresi und S. Pietro getheilt und zählt über 35.000 Seelen. Das Vescovat oder der bischöfliche Palast befindet sich neben der Kathedrale und wurde 1571 ebenfalls von den Türken ausgeplündert.

Das Theater befindet sich im obern Stock des Arsenals, dessen Erdgeschoß jetzt zum Artilleriemagazin verwandt wird. Dieses Arsenal wurde im sechszehnten Jahrhundert mit einem Kostenaufwand von 5000 Dukaten von der Stadt zur Ausrüstung der von ihr zu stellenden Galeere und zur Anfertigung aller Schiffsbedürfnisse der bei Lesina stationirenden venetianischen Flottille errichtet. Neben ihm befinden sich die ebenfalls von der Commune erbauten großen Fondachi, welche jetzt gleichfalls als Militärmagazine vermiethet sind, und ehedem zur Aufbewahrung der Getreidevorräthe dienten, welche, um jedem Mangel vorzubeugen, zum hinreichenden Bedarf der ganzen Insel aus der Gemeindekasse

angeschafft und dann zu den Einkaufspreisen an die einzelnen Familien abgelassen wurden.

Quellen: Città di Lesina da G. Macchiedo. Mss.
Diplati della Città di Lesina dal P. D. Fabianich. Zara 1849. pg. 5—30.
Arkiv za pověstnicu Jugoslavensku. II, 1. pg. 90—97. Zagabria 1852.
Schematismo della Diocesi di Lesina per l' anno 1852.
Srbsko-dalmatinski Magazin za ljeto 1847. pg. 76. sq. Zara 1847.

Nach Citta vecchia.

Grablje, Pfarrei mit 433 Seelen.

Lissa, lat. Issa, sl. Vis, die militärisch-wichtigste und bevölkertste Insel Dalmatien's, liegt ganz im hohen Meer zwischen Dalmatien und Italien, von dem es nur 60 Miglien entfernt ist, erstreckt sich von Westen nach Osten in einer Ausdehnung von 9 Miglien Länge und 4 Miglien Breite und hat 29,3 Quadrat-Miglien Areal, welche von 6400 Seelen bewohnt werden und von denen 23,3 unbebaut sind. Denn die Insel ist so gebirgig, daß sie auf der Nord- und Südseite theilweise ganz unzugänglich ist und überhaupt nur die Häfen von San Giorgio oder Lissa, Carober, Chiave, Comisa und Manego und einige kleinere Buchten eine Landung gestatten. Der höchste Berg der Insel ist der fast in der Mitte derselben gelegene, 1871 Wiener Fuß hohe Hum zwischen Lissa und Comisa. Hauptnahrungszweig der Bevölkerung ist der Wein, an welchem die Insel sehr reich ist, und der ergiebige Sardellenfang. Oel wird gut, aber wenig erzeugt.

Die frühesten Bewohner der Insel waren Pelasger, welche unter dem Namen Liburnier, von der Insel Lesbos in das adriatische Meer kamen, sich auf den Inseln desselben niederließen und das zur Schiffahrt so günstig gelegene Lissa nach dem alten Namen ihrer Heimatsinsel Issa nannten. Ihre Hauptniederlassung soll unfern der heutigen Stadt Lissa an dem Ort gelegen haben, welcher jetzt Grabina heißt. Daß diese Colonie nicht, wie man gewöhnlich annimmt, von Dionysius, dem Tyrann von Syrakus, gegründet wurde, hat Nisiteo in seinen Memorie slaccale hinlänglich widerlegt. Aus Allem, was

Diodorus, dessen Angabe allein zu der bisherigen Ansicht verleitete, in Bezug auf diese Gründung mittheilt, geht hervor, daß nicht Issa, sondern Lissos in Epirus, das heutige Alessio, damit gemeint sei, während Issa, von Scylax schon vor der von Diodor bezeichneten Epoche (im dritten Jahre der 98. Olympiade oder 381 v. Chr.) als Stadt angeführt wird. Auch die auf Lissa gefundenen Gemmen deuten auf höheres Alter und die dortigen Inschriften, welche Böth in seinem Corpus Inscriptionum Graecarum aufgenommen hat, lehren uns, daß die Stadt von den frühesten Zeiten an einen Freistaat bildete, den Phariern mächtig gegen die Illyrier beistand und den Illyriern, welche eine Empörung gegen ihre Königin Teuta angezettelt hatten und fliehen mußten, Asyl und Schutz gewährte, weshalb Lissa von der Flotte der Königin blokirt und belagert wurde. Aber die Lissaner waren Bundesgenossen der Römer. Ihre Schiffe hatten dem Duillius den ersten Seesieg über die Carthager erringen helfen. Sobald daher die Lissaner ihre beiden Pflanzstädte Tragurium (Traú) und Epetium (Stobrez) in Gefahr und sich selbst bedroht sahen, wandten sie sich an Rom, und dieses, schon längst der vielen von den Illyriern ausgeübten Seeräubereien müde, schickte, da die Vorstellungen seiner Gesandten bei der Königin nichts fruchteten, Cajus Fulvius mit 200 Kriegsfahrzeugen in den Golf. Lissa wurde entsetzt, im darauffolgenden Frieden (227 v. Chr.) unter römischen Schutz gestellt und nicht nur für ganz unabhängig, sondern auch für gänzlich abgabenfrei erklärt. Die vielen Münzen, deren man bis jetzt über zwanzig Typen kennt, und von denen die meisten auf der Kehrseite eine Weintraube oder ein Schiff tragen, bekunden, daß Lissa lange Zeit seine Selbstständigkeit zu erhalten wußte. Erst während der Bürgerkriege wurde es der Provinz Dalmatien einverleibt, scheint aber auch dann noch seine eigene Verfassung und Verwaltung beibehalten zu haben, da Plinius die Lissaner bei keinem der drei Conventi Dalmatiens erwähnt. Lissa war die einzige Insel, welche nach dem Untergang des römischen Reichs unter griechischer Herrschaft blieb, bis sie an Venedig fiel. Ihre treffliche Lage schützte sie lange vor den Plünderungen der Barbaren, bis die Gothen auf ihrer Ueberfahrt von Ravenna nach Salona (nach Prokop um das Jahr 535 nach Chr.) in Lissa landeten und die Stadt zerstörten. Die Bewohner flüchteten sich in das Innere der Insel und bauten sich auf der Ebene am Fuß des Monte Luca eine neue Stadt,

welche 1483 von den spanischen Soldaten zerstört wurde, die der König Ferdinand von Aragonien dem Herzog Herkules von Este zum Beistand gegen die Venetianer sandte.

Das an Stelle des alten wiederaufgebaute Lissa hatte ein gleiches Schicksal durch die Narentiner. Unter venetianischer Hoheit stand die Insel kirchlich und politisch unter Lesina. Ihre Edelleute mußten dorthin zu den Rathsversammlungen, ihre Einkünfte wurden dort verwaltet, und ihre Geschichte war eng verbunden mit der Lesina's. Aber in der neuesten Zeit, als 1806 die Franzosen es besetzten, kam die Insel zu großer Bedeutung. Ohne alle Vertheidigungsmittel wurde der sichere und geräumige Hafen von Lissa bald der Sammelplatz von Freibeutern und Kriegsschiffen aller Napoleon feindlichen Flaggen und die Stadt der Stapelort des Schmuggelhandels mit den benachbarten Küsten. In Zeit von drei Jahren stieg die Bevölkerung derselben durch die von Gewinn angelockten Fremden von 4000 auf 12.000 Seelen, und der Verkehr mit Dalmatien war trotz der strengsten Verbote und der französischen Kreuzer äußerst lebhaft. Einer kleinen Flotte unter Dubordieu glückte es zwar im Oktober 1810 von Ancona aus mit englischer Flagge im Hafen von Lissa einzulaufen und alle dort befindlichen Fahrzeuge und Waaren zu verbrennen, aber der nur für kurze Zeit unterbrochene Handel nahm bald einen neuen Aufschwung. Eine zweite französisch-italienische Flottille von vier Fregatten, zwei Corvetten und drei kleineren Schiffen, welche unter Dubordieu von Ancona auslief, um sich der Insel zu bemächtigen, wurde am 13. März 1811 in der Seeschlacht bei der Bucht Figer, einige Meilen südlich von Lissa, von vier englischen Linienschiffen unter Commodore Hoste glänzend besiegt und zerstreut und die Insel wurde nun von den Engländern militärisch besetzt, neu organisirt und befestigt. Erst am 13. Juli 1815 nahmen die Oestreicher die Insel wieder in Besitz, verstärkten und verbesserten die Befestigungen der Engländer und machten den Hafen zur Station der Flottenabtheilung, welche zum Schutz des Meeres dient.

Hauptort der Insel und Sitz der Prätur ist Lissa mit 339 Häusern und gegen 2600 Seelen, die Vaterstadt des Caramaneo und Terzich; der zweite größere Ort Comisa auf der Westküste mit 250 Häusern und 2000 Einwohnern, die Vaterstadt des Vitalich Andrea. Dieser starb 1725 als Pfarrer in seiner Geburtsstadt und ließ 1733 seine

Uebersetzung der Psalmen David's in illyrischen Versen und 1712 sein episches Gedicht: **Ostan Božj ljubavi** in Venedig drucken. Terzich, Luca, ließ eben daselbst 1800 sein **Pokripljenje umirućih** drucken, und Caramaneo (Dr. Antonio) ist der Verfasser der lateinischen Gedichte: **Nauplia per Franciscum Maurocenum vindicata. Patavii 1686. — Hortus Jacobi Salomonii e Colonia Cretensi ordinis predicatorum. Patavii 1686. — In Budae a Turcorum tyrannide libertatem. Patavii 1686**, vieler Artikel über die Geschichte von Lissa und Lessina (**Notizie di Lissa e della città che fu sopra la stessa Isola. Mss.**) und alter Inschriften und Münzen, und einer illyrischen Uebersetzung der ersten Gesänge von Tasso's „Befreitem Jerusalem."

Citta vecchia, sl. **Stari-grad**, mit 3300 Seelen, in der fruchtbarsten Ebene der Insel Lessina gelegen, ist die größte Stadt der ganzen Insel und die sechste Handelsstadt Dalmatien's mit sechszig Patenten.

Quellen:
Schematismo della Diocesi di Lesina per l' anno 1852.
Srbsko-dalmatinski Magazin za ljeto 1847. pg. 80—86. 78.
P. Nisiteo. Memorie staccate. Mss.
S. Ljubich. Numismatografia dalmata. Mss.
Notizie di Lissa e della Città che fu sopra la stessa Isola dal D. Caramaneo. Mss.
Documenti inediti di Gio. Bat. Giustiniani. La Dalmazia I. N. 35. pg. 321. (Zara 1845.)
Memorie degli Avvenimenti successi in Dalmazia dopo la caduta della repubblica veneta di G. Cattalinich. Spalato 1811. pg. 135—148.
S. Ljubich. Dizionario biografico-dalmato. Mss.



Beim Professor.

Berg von S. Nicolò, 2006 Wiener Fuß hoch.

Verbosca, Pfarrdorf mit über 800 Seelen, im Grunde der gleichnamigen geräumigen Bucht und mitten in der fast 6 Miglien langen Ebene, hatte viel von den Seeräubern zu leiden, indem nicht nur die Almissaner durch ihre Plünderungen die Bewohner mehrmals nöthigten, auf dem Berge Gvozd eine Zufluchtsstätte zu suchen, sondern auch die Türken unter Ulutsch-Ali 1571 landeten und die ganzen umliegenden Ortschaften verheerten. Zum Schutz der Bewohner scheint das alte Castello gedient zu haben, auf welchem jetzt die Kirche von San Lorenzo steht. Verbosca besitzt mehrere Bilder von Giuseppe Alabardi, die Geburt der Jungfrau von Paolo Veronese oder einem seiner besten Schüler, und von derselben Hand einen S. Lorenzo, den Viele dem Tiziano selbst zuschreiben, welcher einige Jahre in der Verbannung auf der Insel Lesina zugebracht haben soll. Auch Andrea Schiavone malte verschiedene Bilder in Verbosca selbst, wo sein Name in den Rechnungsbüchern häufig erwähnt wird: A mistro Andrea pittor, lire, bald 400, bald weniger.

In der Sakristei der Parrochiale von Gelsa (bei den ehemaligen Padri Agostiniani in S. Maria di Grabina) findet man eine Magdalena in der Wüste aus Tizian's Schule oder von Albano.

Nisiteo (Pietro), geboren 1775 in Citta vecchia, war unter der französischen Herrschaft Professor und Präfekt des Lyceums von Görz, verfaßte ein großes Werk über die Botanik, welches ungedruckt geblieben ist, weil das Erscheinen des Linné'schen Systems es unnütz machte, und beschäftigt sich jetzt vorzugsweise mit Archäologie. Er

besitzt ein reiches Antiquitätencabinet, eine vortreffliche Münzsammlung und die Copieen aller in Dalmatien gefundenen griechischen und römischen Inschriften, welche er zur Herausgabe vorbereitet. Einzelne archäologische Artikel von ihm finden sich in den italienischen Journalen, besonders **La Dalmazia** und den Bülletins der vielen gelehrten Gesellschaften, deren Mitglied er ist. Sein größeres Werk über die älteste Geschichte Dalmatien's: „**Memorie staccate**" soll nächstens erscheinen und enthält Abhandlungen: **Dalla palude Stige — Diracchio — Diomede illirico — Genzio — Demetrio Fareo — Dell' oracolo di Dodona — Delle Colonie illiriche in Italia — Dinastia de' re illirici — Del commercio del mar pontico col mare illirico — Dell' isole elettridi o dal commercio dell' elettro alla costa illirica — Pirateria degl' Illirici — Dalla derivazione egizia dei Colchi e della loro colonia alle coste illiriche — Nome dei Dalmati — Navigazione degl' Illirici — Veneti antichi — Culto di Ammone in Lesina e Curzola — Mithologia illirica appropriatasi dai Greci — Delle vesti antiche illiriche adottate dai Romani** u. s. f.

Ectorevich (**Pietro**), stand mit den bedeutendsten Ragusäern seiner Zeit, so wie auch mit dem berühmten Marco Marculo in Spalato in freundschaftlichem Verkehr, und wurde 1557 in Ragusa mit großer Auszeichnung aufgenommen. Er rettete sich vor den Türken auf einer Barke nach Italien und erzählte bei seiner Rückkehr seinen Freunden in Ragusa die Mühseligkeiten seiner Flucht in zwei langen Briefen in illyrischen Versen. — Sein klassisches Werk **Ribanje** wurde 1556 und 1623 in Venedig und neuerdings 1846 in Zara gedruckt. Seine illyrische Uebersetzung von Ovid's: **De remedio amoris**, seine Briefe und die meisten seiner Gedichte sind noch ungedruckt.

Demetrius Pharius, aus Pharus, Feldherr der Königin Teuta, der zweiten Gemalin des Königs Agro von Illyrien, welche 235 v. Chr. nach dem Tode ihres Mannes den Thron usurpirt hatte, eroberte für sie Corfu, übergab es aber den Römern, in der Hoffnung, durch sie das Reich für Agro's Sohn, Pinnes, dessen Vormund und Stiefvater er war, gewinnen zu können. Er täuschte sich und versuchte nun nach dem Tode Teuta's, während die Römer mit den Galliern im Kriege waren, die noch freien dalmatischen Staaten gewaltsam zu erobern. Aber die Römer sandten sogleich im Jahre 221

v. Chr. den Consul Lucius Aemilius gegen ihn. Demetrius befestigte Dimalum, Pharus und andere Städte, sah sie aber binnen wenigen Tagen, das für uneinnehmbar gehaltene Dimalum schon nach siebentägigem Widerstand, in die Hände des Feindes fallen und mußte sich nach dem Verlust von Pharus auf einigen kleinen Schiffen nach Macedonien an den Hof Philipp's flüchten, in dessen Dienste er in einem Kampf mit den Messeniern getödtet wurde. Pharia stand nach den archäologischen Untersuchungen von Böckh in Berlin, Cavedoni in Modena, Steinbüchel in Wien und Nisiteo in Citta vecchia da, wo jetzt Citta vecchia liegt und scheint bald nach seinem Untergang wieder aufgebaut worden zu sein. Denn unter den in der Umgegend ausgegrabenen Münzen befinden sich Consularmünzen aus der Zeit von 524 a. u. bis Augustus und Kaisermünzen bis Justin II. und Phocas, in den alten Mauern sind häufig Ziegel aus den Städten Solonas und Pansa bei Rimini und Ferrara, welche nach Borgheni zur Zeit Vespasians einen bedeutenden Seehandel mit Ziegeln trieben und Plinius sowohl, wie Ptolomäus erwähnen es. Vielleicht erhielt die Stadt einen nicht unbeträchtlichen Zuwachs an Bewohnern durch die Flüchtlinge der zerstörten Städte Salona und Epetium. Wenigstens war sie im zwölften Jahrhundert bevölkert genug, um einen eigenen Bischof nöthig zu haben, der 1249 nach Lesina übersiedelte, da die fortwährenden Plündereien der Almissaner die Stadt allmälig gänzlich verödet hatten. Als Lesina, welches anfänglich Pharia nova, dann Novigrad, Lesina nova, Lisna oder Lesina hieß, das nova wegließ, nannte sich das alte Phar zum Unterschied Pharia vetus, Starigrad, Lesina vecchia oder Citta vecchia. Doch bezeichnet auch Phar allein bald das alte, bald das neue, und die venetianischen Geschichtschreiber wenden es häufig für Lesina, Liesina an, wie auch die Statuten mit beiden Namen abwechseln.

Ljubich (Simeone), geboren 1822 in Citta vecchia, verfaßte: **Obiçaji Mod Vlahah u Dalmacii.** Zara 1846. — **Pinezoslovje Dalmatinski.** Agram 1852. — **Numismalografia dalmata. Mss. — Poviest Dalmatinske narode književnosti. Mss. — Dizionario biografico dalmata. Mss. — Storia municipale di Lesina, Brazza e Lissa. Mss.**, gab des **Ektorevich Ribanje i Ribarsko prigovoranje** (Zara 1846) heraus, sammelte Volkslieder und Sprichwörter (**Canti slavi. Mss. — Proverbi slavi. Mss.**), übersetzte Eichhoff's Werk über slavische Literatur

in's Illyrische, und schrieb viele archäologische, historische und biographisch-literarische Artikel in italienischen und slavischen Journalen.

Von anderen auf der Insel Lesina geborenen und bisher noch nicht genannten Schriftstellern sind besonders anzuführen:

Biondi (Gian Francesco), geboren 1572 in Lesina, begab sich nach vollendeten Studien von Padua, wo er Doktor geworden, nach Venedig, und begleitete den Cavaliere Soranzo bei seiner Gesandtschaft als Sekretär nach Frankreich. Aber unzufrieden mit der Anerkennung seiner Dienste Seitens der Republik, geht er mit Henry Wolton, dem englischen Gesandten in Venedig, nach England, wird von Jakob I. mit geheimen Aufträgen an den Herzog von Savoyen geschickt, und zur Belohnung seiner glücklich vollbrachten Botschaft vom König zum Ritter und Kammeredelmann erhoben, heiratet die Schwester Mayerne's, des Leibarztes des Königs, wird durch die Unruhen gezwungen, England zu verlassen und stirbt 1645 in Aubonne. Er verfaßte die Romane l' Eromena, la donzella desterrada. (London 1626.) — Il Coralbo. (London 1632.) (Alle drei zusammengedruckt Venezia 1637.), eine Geschichte der Bürgerkriege in England, von denen der erste Band, dem König Karl gewidmet, 1637, der zweite und dritte Venedig 1641 und 1642 erschienen und die letzten zwei Bände unvollendet geblieben sind, und eine Uebersetzung von Sidney's „Arcadia“, die er aber gleich den Istorie Veneziane nicht fertig gemacht hat.

Boxicevich (Gerolimo), aus Lesina, von Annibale Lucio als trefflicher Dichter genannt, dessen Werke aber gleich denen seines Landsmannes Gerolimo Bertučevich, welchen Pietro Ektorevich als Schriftsteller nennt, verloren gegangen sind.

Gazzari (Marino), Verfasser mehrerer ungedruckten Dramen in illyrischer Sprache.

Gazzari (Alessandro), Bruder des Vorigen, schrieb 1660: Avvenimenti storici. Mss.

Gercovich (Matteo), aus Citta vecchia, ließ 1582 in Venedig Bogoslovna Razmišljanja drucken.

Leporius (Girolamo), aus Lesina, schrieb: De arte medica.

Lucio (Annibale), aus Citta vecchia, Verfasser der Skladanja, welche sein Sohn Antonio 1556 in Venedig drucken ließ und neuerdings Dr. Gaj in Agram 1847 wieder auflegte.

Nicolini (J. G.), aus Lesina, verfaßte Spalato sostenuto contro

i Turchi nel 1757. Venezia 1765 und einige ungedruckt gebliebene Memorie sopra Lesina.

Ostoich (Dr. Nicolò), Neffe des P. Nisiteo und Arzt in Citta vecchia, wo er 1849 starb, verfaßte mehrere archäologische Artikel in italienischen Journalen.

Paladini (Paolo), aus Lesina, schrieb über die Pflichten des wahren Priesters und starb 1499.

Paladini (Francesco), gerühmter Dichter, dem Annibale Lucio sein Drama: „Robinja" widmete.

Paladini (Nicolò), soll einen Commentar über die Ereignisse seiner Zeit geschrieben haben.

Pelegrinovich (Mikša), oder Michiele Peregrino, verfaßte ein slavisches Gedicht: Ljubka, dessen Ektorevich erwähnt.

Priboevo (P. Vincenzo), Dominikaner aus Lesina, verfaßte: De origine successibusque Slavorum. Venetiis 1532.

Stalio (P. Bonagrazia), aus Citta vecchia, Professor in Capo d' Istria, von dessen Schriften wir nur noch eine lateinische Rede besitzen (Venedig 1765).

Quellen: Srbsko-dalmatinski Magazin za ljeto 1847. pg. 79. 80.
Gazetta di Zara 1844. N. 66.
Osservatore dalmato 1849. N. 81.
Ribanje i Ribarsko Prigovaranje po P. Ektoreviću izdao S. Ljubić. U Zadru 1846. pg. 22—28.
Memorie staccate da P. Nisiteo. Mss.
Pinezoslovje dalmat'nski. Zagabria 1852. Pharos.
La Dalmazia 1845. N. 2. 34. 35. — 1846. N. 13. 14. 30—33. — 1847. N. 23.
S. Ljubich. Dizionario biografico-dalmato. Mss.
Le Glorie degl' Incogniti da Loredano. Venezia 1647.
Cenni. Mss. in der Bibliothek der erloschenen Familie Co. Rabaglio in Lesina, jetzt im Besitz des Sign. G. Machiedo in Lesina.

Ueber Sokolizza.

Fort Spagnuolo, 270 Fuß hoch, der Ueberlieferung nach von spanischen Ingenieuren unter Karl V. erbaut, als Spanien mit Venedig im Bunde gegen die Türken war, wahrscheinlich jedoch nur verbessert von ihnen, indem auf derselben Stelle das alte Castell stand, in welches sich 1358 Nicolò Corner zurückzog, als die Ungarn die Stadt belagerten.

Hafen von Lesina, einer der besten Dalmatien's, geräumig und sicher, mit mehreren Eingängen, wird häufig zum Ueberwintern von Kriegs- und Handelsschiffen benutzt, diente als Anhaltepunkt der Flotten zwischen Venedig und der Levante, und war bis 1767 Stationsort der venetianischen Flottille zum Schutz des adriatischen Meeres. Er wurde von den Franzosen 1811 mit den Batterien von San Andrea und Santa Veneranda versehen. Seit 1831 haben die Oesterreicher noch den im Hafen liegenden Scoglio Gallisgnik befestigt, auf welchem 1806 die Russen eine Batterie anlegten, welche der Stadt großen Schaden zufügte.

Communità, bestand aus dem großen und kleinen Rathe, welcher unter dem Vorsitz des, seit 1420 in Venedig ernannten Rettore die Inseln Lesina und Lissa regierte. Alle Edelleute, welche das achtzehnte Jahr erreicht, hatten Eintritt in den großen Rath, und wurden zu dessen Versammlungen, wenn sie auf Lissa oder in andern Städten wohnten, eingeladen. Der Rath wählte die drei Richter, welche den kleinen Rath bildeten, die zwei Edelleute, welche in Citta vecchia und Lissa zur Bequemlichkeit der Bewohner jener Städte Recht sprachen, den Sopracomito, welcher die auf Verlangen Venedig's zu stellende

Galeere befehligte, den Camerlengo zur Verwaltung der Einkünfte, den Kanzler, die Avvogadaren und alle die andern Beamten, welche nöthig waren. Den popolani blieb nur ein gewisses Recht an den Gütern der Communità. Die Statuten, nach welchen die Inseln, wie Macchiedo anführt, seit 1143 sich regierten, sind zur Zeit des Dogen Francesco Dandolo unter dem Podestà Giovanni Loredano 1331 gesammelt und mit den Zusätzen 1643 in Venedig gedruckt worden. Sie enthalten Civil-, Criminal-, Agrar- und Polizeigesetze. Streitigkeiten zwischen Geschwistern wurden von Schiedsrichtern entschieden. — Besondere Prokuratoren vollstreckten die Testamente, wenn ihnen von den Erben oder aus Mangel an Testamentsvollstreckern nicht binnen drei Monaten Folge geleistet wurde. — Die Kinder erbten vom Vater ohne Unterschied des Geschlechts zu gleichen Theilen, aber die Häuser in der Stadt fielen nur den Söhnen zu. — Ein esaminatore mußte die Grenzen der einzelnen Besitzungen bestimmen und Ueberschreitungen verhindern. — Ein gastaldo ispettore wachte über Flurdiebstähle, und Feldhüter sollten sie entdecken und anzeigen. — Es gab eigene Gesetze über die Rechte der Besitzer und Coloni, über die Bestellung der Felder und den Schaden, der irgendwie verursacht wurde. Ueberstieg der Schaden nicht fünf Lire, genügte der Eid des Besitzers oder Colono als Beweis. — Damit das Holz erhalten und dem Getreidebau nicht zu viel Land entzogen würde, durfte in manchen Lokalitäten kein Wein gepflanzt werden. — Ferner gab es Gesetze über die Schiffs-Capitäne und Seeleute, über Schiffsbeschädigungen und über die Theilung der Beute in Kriegen. Von den achtunddreißig Adelsfamilien, welche 1553 die Communità bildeten, gibt es nur noch vier.

Quellen: Città di Lesina da G. Macchiedo. Mss.
Gazetta di Zara 1836. N. 63.
Statuta Civitatis Lesinae. Venetiis 1643.
La Dalmazia 1845. N. 2. 24. 35.
Sommario preso dalle Carte attevente alla miracolosa Crocetta della Chiesa Cattedrale di Lesina. Mss.
Censi relativi alle sedizioni popolari di Lesina. Mss.

Der Orient.

Spalmadori, Reihe-Scoglien, welche den Hafen von Lesina auf der Südseite einschließen.

Curzola (lat. **Corcyra Melena** oder **Nigra**, sl. **Kurcola** oder **Karkar**), durch den Canale di Curzola von der Insel Lesina und der Halbinsel Sabioncello getrennt, dehnt sich von Westen nach Osten bei 4 Miglien Breite über 25 Miglien weit aus, hat 95,6 Quadratmiglien Areal, von denen 80,2 unbebaut oder mit Wald bedeckt sind, und zählt über 11,000 Seelen. Die ganze Insel ist gebirgig, steigt im Dobrovaska bis 1813 Wiener Fuß hoch, und hat nur eine größere Ebene, die von Lombarda, welche ziemlich fruchtbar ist. Getreide wird daher wenig erzeugt. Dagegen gedeiht der Wein sehr gut, und die Steinbrüche von buntem und weißem Marmor sind, besonders auf dem Scoglio Vernich, äußerst ergiebig. Die Hochwaldungen, welche ehedem die ganze Insel bedeckt und ihr den Namen **nigra** gegeben haben sollen, sind jetzt nur noch auf der Westseite zu finden. Dennoch liefern sie Holz genug, um den Schiffsbau, welcher die Curzolaner berühmt gemacht hat, in blühendem Zustand zu erhalten. Das Klima ist mild und gesund, aber Wasser fehlt gänzlich, und der einzige Quell, welchen die Insel bei Blatta besitzt, überschwemmt in der Regenzeit die ganzen umliegenden Felder. Die Küste ist buchtenreich, bietet jedoch nur wenige so große und sichere Häfen, wie die von Carboni, Badia und San Giovanni di Blatta, und wird gefährlich durch viele kleine Inseln und Felsenriffe.

Hauptort ist Curzola. Sitz des Prätors, auf der Ostseite der Insel, gegenüber Sabioncello, an dem hier kaum eine Miglie breiten

Canal, mit 320 Häusern und gegen 2000 Einwohnern. Die Stadt steigt einen Hügel hinan, ist von Mauern und Thürmen umschlossen, welche sie von ihren beiden Vorstädten trennen, und hat in der Mitte die gothische Kathedrale, welche von der Königin Maria von Ungarn, der Tochter des griechischen Kaisers Lascar und Gemalin Bela's IV., erbaut sein soll und 1556 dem S. Marco geweiht wurde.

Die Ueberlieferung läßt Curzola von Antenor gründen, als er bei seiner Flucht von Troja in das adriatische Meer kam, und eine alte Inschrift über den Thoren der Stadt bestätigt es. Aber nach den Berichten der ältesten Geschichtsschreiber Ditiis aus Creta und Daretes aus Phrygien war es nicht Antenor, sondern Aeneas, welcher Troja verließ und auf der Insel eine Niederlassung zurückließ. Ob, wo und wann die Cnidier eine Stadt auf der Insel erbaut haben, wie Schymnos aus Chyos, Strabo und Plinius berichten, oder ob dieselben nicht vielleicht blos die schon bestehende Colonie erweitert und vergrößert haben, muß dahingestellt bleiben. Jedenfalls wurde Letztere bald mächtig durch Handel und Schifffahrt, bildete einen eigenen Staat, prägte Münzen, von denen bis jetzt vier verschiedene Typen bekannt sind, und theilte das Schicksal der Nachbarinseln.

Octavianus Augustus entvölkerte die Insel, weil ihre Bewohner sich im Verein mit denen von Meleda empört und Seeräuberei getrieben hatten. Aber allmälig bevölkerte sie sich wieder, kam zum oströmischen Reiche, wurde eine Zeit lang von den Gothen beherrscht, und bei der Einwanderung der Slaven von den Neretschanern oder Narentinern in Besitz genommen. Nur nach der hartnäckigsten Gegenwehr übergaben diese (997) ihre Stadt dem Dogen Pietro Orseolo. Seitdem gehörte die Insel gleich Dalmatien bald den griechischen Kaisern, bald den Venetianern, bald den Ungarn, und hatte viel von den Landungen der Saracenen zu leiden, welche Corcyra in Brand steckten. 1180 erhoben die benachbarten Fürsten von Chelm oder Zachlumia Ansprüche auf die Insel. Knez Konstantin führt eine Expedition hinüber. Während er aber das Innere sengend und brennend durchzieht, bemächtigen sich die Curzolaner seiner schlecht bewachten Schiffe, greifen die nun abgeschnittenen Truppen an, nehmen Konstantin gefangen und entlassen ihn nicht eher, als bis er und seine Brüder eidlich allen Rechten auf die Insel entsagt und versprochen haben, Curzola nie mehr belästigen zu wollen.

Die Curzolaner fuhren nun fort, sich wie bisher nach ihren eigenen Statuten zu regieren, welche, schon 1214 gesammelt, die ältesten von Dalmatien sind, und ihre Behörden selbst zu ernennen. Als sie aber gewahr wurden, daß Marsilio Zorzi, welchen sie 1254 zum Conte erwählt, gegen ihren Willen seine Würde zu behaupten trachtete, jagten sie ihn fort, sahen sich jedoch zwei Jahre später genöthigt, ihn als Herrn anzuerkennen, da er, vom Landvolk unterstützt, mit den von ihm geworbenen Truppen die Stadt mit Gewalt eroberte, und Venedig gestand ihm und seinen Nachkommen die Insel als Lehen zu. Erst 1358 kam die Insel, welche 1348 von den Gennesen geplündert worden, in den Besitz des Königs Ludwig von Ungarn. Es blieb mit Ausnahme der wenigen Jahre von 1388—90, wo die Truppen des Königs Twrtko von Bosnien es besetzten, ungarisch, bis König Ladislaus es 1403 mit den andern Inseln an Hervoja vergab, der die Verwaltung Curzola's an Ragusa überließ. Ein ragusäischer Nobile „de mandato D. Hervojae, Ducis Spalati, Comes Corcyrae" ging nun jährlich nach Curzola, und König Sigmund bestätigte nach dem Sturze Hervoja's den Ragusäern das Vikariat der Inseln, mußte jedoch auf Anstiften seiner Gemalin die betreffende Schenkung zu Gunsten ihres Günstlings Ladislaus Jaxa, nach Andern Spachez, zurücknehmen, welcher die Insel 1420 an Venedig verkaufte. Die Curzolaner ergaben sich am 23. April 1420 freiwillig an den Capitano Pietro Civran, welcher mit drei Schiffen der Flotte Loredano's voraussegelte, und blieben Venedig's bis zu dessen Fall.

Während des Krieges zwischen Venedig und König Ferdinand von Neapel landeten 1479, nach Anderen 1483, die Truppen Friedrichs von Aragon auf der Insel und verwüsteten die Südküste derselben, mußten aber von der Belagerung der Stadt abstehen. Ebenso die Türken 1571, obgleich die Pest von 1558 die Bewohner furchtbar gelichtet hatte.

Als während des peloponnesischen Krieges zwischen Venedig und den Türken viele Christen aus türkischen Ländern flohen und Schutz bei den Venetianern suchten, schickten diese viele nach Curzola, und wiesen ihnen im Thal Rascich Ländereien an.

In neuester Zeit war Curzola die erste Insel, deren sich 1806 die Russen bemächtigten. Die Franzosen nahmen sie bald wieder, verloren sie nochmals, und kamen erst im August 1807 in den ruhigen

Besitz derselben. 1813 jedoch besetzten die Engländer sie, errichteten das Fort S. Biagio, und übergaben die Stadt am 19. Juli 1815 den Oesterreichern, welche sie dem Kreise Ragusa zutheilten.

Kirchlich stand die Insel zuerst direkt unter Spalato, fiel dann an das in Phar errichtete Bisthum der Inseln, und erhielt durch Papst Bonifacius VIII. im Jahre 1300 einen eigenen Bischof, indem Bischof Giovanni di Croce von Stagno nach Curzola übersiedelte. Sein letzter Nachfolger war 1787 Josephus Cosserich. Seit ihm ist das Bisthum eingegangen und bildet jetzt nur das fünfte Dekanat des Bisthums von Ragusa.

Von den Schriftstellern, welche die Insel Curzola hervorgebracht hat, sind besonders zu nennen:

Banisio (Giacomo), geboren 1466, sehr geschickter Diplomat. Julius II. sandte ihn als Legat an den Kaiser, um Hilfe gegen Venedig nachzusuchen. Maximilian wählte ihn zu seinem Geheimrath und Sekretär, und nahm ihn 1515 mit sich auf den Reichstag nach Worms. Leo X. ernannte ihn 1518 zum Bischof von Lesina, er nahm aber die Würde nicht an, setzte seine diplomatische Laufbahn fort, und starb 1532 in Trient. Sehr befreundet mit Erasmus und Bembo, widmeten ihm viele Gelehrte ihre Werke. Seine eigenen Schriften sind theils ungedruckt, theils in den Werken von Erasmus, de Rousses u. A.

Canavelli (Pietro), siedelte aus Liebe zur illyrischen Sprache nach Ragusa über, wo er das Bürgerrecht erhielt, heiratete und 1690 starb. Er verfaßte ein Gedicht über das Erdbeben von Ragusa, das 1843 in der Danica abgedruckt wurde, ein anderes über das Leben von S. Giovanni Orsini (Ursinja), eine Ode über die Befreiung Wien's, für welche ihm König Johann Sobieski eine Medaille und ein eigenhändiges Schreiben schickte, ein Drama über das Leiden Christi, ein Gedicht: Ljubav obraljena u omrazu, sechszehn anakreontische Lieder, von denen Ferdinando de' Pellegrini zwei in's Italienische übersetzt hat, und die illyrische Uebersetzung des Pastor Fido von Guarini und einer Ode von Fulvio Testi. Fast alle seine Werke sind noch ungedruckt.

Capor (Matteo), Erzpriester in Curzola, wo er 1849 starb, einer der größten Münzkundigen, verfaßte: La Patria del massimo dottore. — Antichità dello slavo idioma nell' Illirio und viele archäologische Artikel in Journalen.

Terro (Pietro Barnaba), starb 1777 als auditore della Sacra Rota, großer Latinist, Hellenist und Rechtsgelehrter, brachte einige Jahre beim Bischof Negri von Parenzo zu, dessen Medaillen- und Antiquitätensammlung er ordnete und beschrieb, verfaßte viele archäologische Abhandlungen in der Collezione Calogerana.

Grego (P. Marino), Franziskaner, lehrte Philosophie in Brescia, Theologie in Modena und Capo d'Istria, nahm das ihm von Pius VI. angebotene Bisthum nicht an, und starb 1791 im Franziskanerkloster bei Curzola, welches er in eleganten illyrischen Versen beschrieben hat. Sein Quaresimale und seine Orazioni panegirichi sind ungedruckt geblieben.

Hogliar (P. Bonaventura), starb 1705, setzte viele religiöse Melodieen.

Riconisio (Francesco), geboren 1501, studirte in Padua, erhielt das Doktorat und 1526 einen Lehrstuhl, wurde aber Priester und Canonicus in seiner Vaterstadt, ging nach Polen, wo ihn König Sigismund zu seinem Sekretär machte, und wurde bei seiner Rückkehr 1549 ermordet. Er schrieb sehr viel, verlor aber 1531 bei einer Ueberschwemmung des Tiber in Rom fast alle seine Manuscripte über die Jurisprudenz.

Paolini (Antonio), Arzt in Spalato, Verfasser der Istoria di Curzola Ecclesiastico-profana. Mss.

Petreo (Paolo), war 1545 Professor des Rechts in Padua.

— (Giovanni), Sekretär Gonzoga's, Generalkapitäns von Karl V. und Vicekönigs von Sicilien, schrieb in Prosa und in Versen. Mehrere seiner Sonnette finden sich in einer Sammlung von 1549.

— (Nicolò) lebte in Bologna, Venedig, wo er 1552 seine Uebersetzungen griechischer Werke: Meletii Philosophi de natura structuraque hominis opus. — Polemonis Atheniensis insigni philosophi naturae signorum interpretationes. — Hippocratis de hominis' structura. — Dioclis ad Antigonum Regem de valetudine epistola herausgab, und Rom, wo er Präsident der illyrischen Congregation wurde und 1568 starb. Seine Bibliothek vermachte er seiner Vaterstadt.

Polo (Marco), der berühmte Reisende, wurde in Curzola geboren.

Rosaneo (Antonio), Erzdiakon in seiner Vaterstadt zur Zeit der Belagerung der Türken 1571, welche er lateinisch beschrieb in: Antonii Rosanei Corcyrae Melenae Opus. Mss.

Tollenti (Luca de), geboren 1428, Erzdiakon in Curzola, von Papst Pius II. 1462 als Legat an König Stefan von Bosnien und Herzog von S. Sabba, von Papst Paul II. 1465 in gleicher Eigenschaft an Herzog Philipp von Burgund gesandt, und 1469 zum Bischof von Sebenico erhoben. Sixtus IV. sandte ihn 1476 an Herzog Carl von Burgund, und dieser als außerordentlichen Gesandten nach Venedig. Er stand in großer Gunst bei den Kaisern Friedrich und Maximilian, die ihn mehrmals zu Gesandtschaften verwandten und ihn bringendst zum Cardinalshut empfohlen. Aber 1491 starb er plötzlich, viele handschriftliche Werke hinterlassend. Das Capitel von Curzola hatte ihn schon 1462 zum Bischof erwählt, der Papst es aber nicht genehmigt, weil er ihn brauchte. Sein Bruder Nicolò wurde vom Kaiser Friedrich zum Pfalzgrafen erhoben.

Trojanis (P. Francesco), viele Jahre lang Professor der Philosophie in Verona und der Theologie in Capo d'Istria, starb in der Badia von Curzola, wo seine Schriften handschriftlich aufbewahrt werden.

Sabbioncello (lat. peninsula Ratanea, sl. Peljesac oder Kal), eine 35 Miglien lange und $1^1/_2$ bis 4 Miglien breite Halbinsel zwischen dem Canale di Narenta, dem Canale di Curzola und di Meleda, welche durch die kaum eine halbe Stunde breite Landenge von Stagno mit dem Festlande zusammenhängt. Sie wird in ihrer ganzen Länge von Bergen durchschnitten, welche im Vipera über 3000 Fuß hoch aufsteigen und mehrere sehr fruchtbare Thäler bilden. Die Einwohner, deren Zahl auf 8679 steigt, sind wohlhabend durch Schifffahrt. Hauptort und Sitz des Prätors ist Orelich oder Sabbioncello mit über 1700 Einwohnern, welches der Halbinsel ihren jetzigen Namen gab, während sie früher Punta di Stagno genannt wurde, von Stagno, sl. Stonj. Dieses ist ein Städtchen mit 800 Einwohnern, großen Salinen und trefflichen Austern, am Canale di Stagno, in einer an Wein, Oel und Getreide überreichen Ebene, und hatte früher viel Bedeutung. Es war von 877 bis 1300 Sitz eines eigenen Bischofs und noch 1359 der gewöhnliche Ort des Stanichio oder des Congresses der Städte Dalmatiens mit Ragusa, im Falle Streitigkeiten entstanden, gehörte zum Lande Humska oder Zachlumia und wurde von Ban Stiepan IV. 1333 mit der dazu gehörigen Halbinsel für 500 perperi oder 180 Dukaten jährliche Rente an die Ragusäer verkauft.

Lagosta (sl. **Lastovo**), südlich von Curzola gelegen, gegen 6 Miglien lang und von Norden nach Süden 4 Miglien breit, hat über 1200 Einwohner, welche Landbau und Fischfang treiben, und einen einzigen Ort im Innern, der wie die Insel heißt. Es ist in viele kleine Thäler zerschnitten und fast ringsum nach dem Meere zu von hohen, steilen Felsen umgeben, aber auf drei Seiten durch gute Häfen zugänglich.

Die Stadt, welche, wie Porphyrogenitus berichtet, einst stark befestigt war, wurde zerstört, als die Lagostaner gleich den Curzolanern dem Dogen Pietro Orseolo 997 einen hartnäckigen Widerstand leisteten. Später befestigten die Lagostaner sie von Neuem und wagten im Vertrauen darauf 1602 eine Empörung gegen Ragusa zu Gunsten Venedigs, aber die Ragusäer wußten sich im Besitze der Insel zu erhalten, welche ihnen der serbische König Stephan Krapavaz oder Krapalo 1224 abgetreten hatte. Nach Razzi gehörte Lagosta den Templern, später den Johanniterrittern, und begab sich, da diese hinkamen, 1310 in den Schutz Ragusa's, welches ihnen alle ihre Statuten und Vorrechte beließ und nur einen Conte sandte, um dem Rath zu präsidiren.

Die Franzosen legten Befestigungen an, mußten aber gleichwohl 1813, als die Engländer landeten, nach sechstägigem Widerstand die Insel aufgeben, welche seitdem zu Oesterreich (Kreis Ragusa) gehört.

Meleda (lat. **Melita**, sl. **Mljet**), durch den 21 Miglien langen und über 4 Miglien breiten Canale di Meleda von der Halbinsel Sabbioncello getrennt, erstreckt sich in der Richtung von Westen nach Osten 18 Miglien lang aus und ist je 2 bis 3 Miglien breit. Die Insel ist fast rings von hohen Felsen umgeben, hat aber außer vielen kleinen Buchten fünf große und sichere Häfen und im Innern inmitten von Bergen die fruchtbare Ebene von Babinopolje, ist reich an Wäldern, Weiden und Quellen, und zählt über 1300 Einwohner in sechs Dörfern, deren größtes, Babinopolje, 900 Einwohner hat.

Fast der ganze westliche Theil der Insel gehört dem Benediktinerkloster Jezero, dessen Gebäude eine kleine Insel inmitten eines landseeähnlichen Meerbusens einnehmen, und dessen Kirche ein wunderthätiges Marienbild besitzt, welches viele Besucher anzog. Selbst serbische Könige kamen, und Katharina, die Gemalin des Königs Stiepan Tomasch Ostojich von Bosnien und Schwester Herzog Stje-

pan's von S. Sabba, welche 1478 in Rom starb, verlor bei einer Wallfahrt dorthin auf der Insel einen vierzehnjährigen Sohn und ließ ihn in der Kirche des Klosters begraben. Ein serbischer Fürst, Djeb Nemanica, oder wie Andere ihn nennen, Dessa von Chelm, war es auch, welcher 1150, nach Appendini 1141, die Schenkung an die Mönche machte und sich nur die Hoheit vorbehielt. Der serbische Czar Stephan Urosch schenkte die Insel am 10. April 1357 den Ragusäern, nach Andern 1365 den Patriziern Bascius Baroncellus und Tryphon Bucchia, von denen es später durch Kauf oder Gewalt unter die Botmäßigkeit Ragusa's gekommen sein soll. Die Einwohner hatten gleich den Lagostanern das Recht, ihre Magistrate aus den vornehmsten Familien der Insel selbst zu wählen und sich nach ihren eigenen Statuten zu regieren, welche durch Sprache und Inhalt interessant sind. Sie wurden 1345 gesammelt, enthalten auf 31 Blättern 68 im Dialekte der Insel verfaßte und, wie Appendini sagt, mit gothischer Schrift geschriebene Verordnungen über Todtschlag, Verwundigen, Beschimpfungen, Gewaltthätigkeiten, Diebstahl, Schenkungen, Heiraten, Witthum, Besitz u. s. w. und sind 1852 vom Grafen Orsato Pozza in dem „Dubrovnik" herausgegeben worden.

Einst blühend an Schiffen und Reichthum und so gefürchtete Seeräuber, daß Octavianus Augustus sie gleich den Curzolanern strafen mußte, sind die Melitensen jetzt meistens arm und leben von Landbau und Holzhandel, hängen aber noch treu an ihren alten Sitten und Gewohnheiten, wie sie uns Ignazio Giorgi, der 1706 Abt des Klosters war, in seiner berühmten Dichtung „Marunko" geschildert hat.

Giuppana (sl. Schipan), die größte der sogenannten Fünf-Hirschinseln, der Elaphites des Plinius, welche nach Appendini ihren Namen der Aehnlichkeit mit einem liegenden Hirsche verdanken, wahrscheinlich aber so genannt wurden, weil es viel Hirsche auf ihnen gab. Sie ist 5 Miglien lang, gegen 1 Miglie breit, hat zwei gute Häfen, erzeugt treffliches Oel und zählt gegen 1300 Einwohner, deren Häuser auf der ganzen Insel verstreut liegen und zwei Pfarreien bilden. Appendini hält die Insel für das alte Tauris, in dessen Nähe die berühmte Seeschlacht zwischen Vatinius, dem Legaten Cäsars, und Octavius, dem Legaten des Pompejus, Statt fand, welche uns Hirtius genau beschreibt. Nach Capor und Ostoich war Tauris jedoch die heutige Insel Torcola zwischen Lesina und Curzola. Der Name Giuppana ist vielleicht

das slavische Župana, Herrschaft des Župan, welcher möglicherweise hier residiren konnte, wie später der ragusäische Comes insularum, seit König Sylvester 1080 die Hirschinseln den Ragusäern geschenkt oder verkauft hatte. Das an Pakljina stehende alte Kloster St. Michaelis (in Peklina), dessen Patrone die Tudisi waren und dessen Kirche griechischen Ursprungs zu sein scheint, wird 1272 zuerst urkundlich erwähnt, ist aber seit 1741 unbewohnt, indem die Mönche mit päpstlicher Erlaubniß nach St. Giacomo übersiedelten.

Isola di Mezzo (sl. Lopud), zwischen Giuppana und Calamotta liegend, daher der Name, hat 6 Miglien im Umfange, an der Nordwestküste einen sehr geräumigen Hafen und über 500 Einwohner in einem Dorfe, Lopud oder Mezzo, zu dessen Vertheidigungen die zwei jetzt verlassenen Forts Kosma und S. Maria dienten. Das auf der Insel befindliche Dominikanerkloster ward 1482 von Nicolò Zamagna einem Gelübde während der Pest zu Folge gestiftet und von ihm mit allen seinen Besitzungen auf der Insel begabt, ist aber gleich dem dortigen Franziskanerkloster unbewohnt.

Calamotta (sl. Koloćep), 6 Miglien westlich von Ragusa, gibt dem 15 Miglien langen und 1 Miglie breiten Canal zwischen den Hirschinseln und dem Primorje von Ragusa den Namen, ist die letzte der aufeinanderfolgenden Hirschinseln und gleich den andern reich an Oel und Wein. Es zählt über 430 Einwohner, die meist vom Fischfang leben.

Gravosa (sl. Gruž), mit über 800 Einwohnern, c. 1 Miglie westlich von Ragusa, dessen Hafenort es bildet, die Sommerresidenz vieler ragusäischen Familien. Ein ragusäischer Bürger, Marius Bisla, welcher 1463 starb, erbaute hier, durch eine himmlische Erscheinung veranlaßt, 1427 den Dominikanern Kloster und Kirche und diesen, 1517 dem heiligen Kreuze geweiht, verdankt der Hafen den Namen Porto di St. Croce. Er ist 1 Miglie lang, fast $^2/_3$ breit, und einer der größten und sichersten von ganz Dalmatien.

Quellen: **Status Cleri et Animarum Dioecesis Rhacusinae. 1852.**
Srbsko-dalmatinski Magazin za ljeto 1848. pg. 53—56. 59—69.
P. Nisiteo. Memorie staccate. Mss.
S. Ljubich. Pinezoslovje dalmatinski. (Arkiv za pověstnicu Jugoslavensku II. 1. pg. 195—8.)
A. Gazzari. Avvenimenti storici. Mss.

Sandi. Storia civile di Venezia. I. lit. 6. pg. 454.
G. Cattalinich. Memorie etc. Spalato 1841.
S. Ljubich. Bibliografia dalmata. Mss.
G. Chiudina, Curzola. Osservatore dalmato 1851. N. 10—15.
Antonii Rosanei. Coregrae Melenae. Opus. Mss.
Memorie storico-letterarie di alcuni conventi della Dalmazia dal P. D. Fabianich. Venezia 1845. pg. 29—39.
Cenni istorici sulle scienze e lettere in Dalmazia dal P. D. Fabianich. Venezia 1843.
G. Ferrich Periegesi. Ragusa 1803. pg. 108—119.
Razzi. Hist. Ragus. lib. 33.
Zemljopis i Povêstnica Bosne od Slavoljubna Bošnjaka. U Zagrebu 1851. pg. 60. sq. 121. 2.
Dubrovnik. U Zagrebu 1852. I. III. pg. 193--218.
La Dalmazia 1846. N. 6. 8. 1.

Inhalt.

In demselben Verlage ist ferner erschienen:

Aus Kärnten,

Prolog zu: „Aus Dalmatien“

(Reise-Skizzen 3. Bd.)

von

Ida von Düringsfeld.

Preis 1 fl. Conv. Mze. = 20 Ngr.

Jahrbuch deutscher Belletristik

auf 1857.

Mit Beiträgen von Fr. Bodenstedt, Ida von Düringsfeld, Em. Geibel, R. Gottschall, Bernd v. Gusek, B. Hansgirg, M. Hartmann, F. Hebbel, Th. Herzog, U. Horn, W. Müller v. Königswinter, L. Pfau, Th. Pisling, O. Prechtler, H. Pröhle, L. J. Semlitsch, A. v. Sternberg, J. N. Vogel, S. Kapper.

Herausgegeben von

Siegfried Kapper.

Mit dem Bildnisse Emanuel Geibel's. 21 Bogen Schiller-Format, elegant geheftet.

Preis 1 fl. 30 kr. CM. = 1 Rthlr.

Ausgewählte Novellen

von

Ferdinand Kürnberger.

Preis 2 fl. 15 kr. CM. = 1 Rthlr. 15 Ngr.



Reise-Skizzen

von

Ida von Düringsfeld.

Fünfter Band.

Prag.
Carl Bellmann's Verlag.
1857.





Von

Ida von Düringsfeld.

Mit Anmerkungen

von

Otto Freiherrn von Reinsberg=Düringsfeld.

Dritter Band.

Prag.

Carl Bellmann's Verlag.

1857.

Reise-Skizzen

von

Ida von Düringsfeld.

—⋄⋄—

Sechster Band.



Prag.
Carl Bellmann's Verlag.
1857.

Aus Dalmatien.

Von

Ida von Düringsfeld.

Mit Anmerkungen

von

Otto Freiherrn von Reinsberg-Düringsfeld.

Dritter Band.



Prag.

Carl Bellmann's Verlag.

1857.

Druck und Papier von Carl Bellmann in Prag.

Ragusa.

Ein Mauernkranz, mächtig fest aus Quadern zusammengefügt, ruht im Norden auf dem Fuß des Gebirges, im Süden auf dem krausen, farbigen Uferfelsen. Im Osten und im Westen senkt er sich schräg herab zu zwei Thoren. Umschlossen von ihm steigt eine Stadt hier die Klippen, dort den Berg hinan — diese Stadt ist Ragusa.

Ragusa und Dubrovnik, die Felsenstadt und die Waldstadt, Ragusa, zugleich griechisch, römisch und slavisch, die Freundin des Halbmondes und des Kreuzes, von allen Mächten abhängig und unabhängig, schmiegsam wie Gold und fest wie Stahl, Ragusa mit der Kunst des Ja's und dem Muth des Nein's, Ragusa, nicht erobernd, aber erwerbend, nicht kriegerisch, aber widerstehend, das illyrische Athen, das dalmatische Venedig, die Stadt der Diplomatie, der Mathematik, des Epigramms, und jetzt der melancholischen Romantik.

Zwischen dem Gebirgsufer und einem Inselhügel lag eine Klippe. Hier landeten die Epidauritaner. Hierher brachten

Reise-Skizzen

von

Ida von Düringsfeld.



Sechster Band.

Prag.
Carl Bellmann's Verlag.
1857.

Aus Dalmatien.

Von

Ida von Düringsfeld.

Mit Anmerkungen

von

Otto Freiherrn von Reinsberg-Düringsfeld.

Dritter Band.

Prag.
Carl Bellmann's Verlag.
1857.

Druck und Papier von Carl Bellmann in Prag.

Ragusa.

Ein Mauernkranz, mächtig fest aus Quadern zusammengefügt, ruht im Norden auf dem Fuß des Gebirges, im Süden auf dem krausen, farbigen Uferfelsen. Im Osten und im Westen senkt er sich schräg herab zu zwei Thoren. Umschlossen von ihm steigt eine Stadt hier die Klippen, dort den Berg hinan — diese Stadt ist Ragusa.

Ragusa und Dubrovnik, die Felsenstadt und die Waldstadt, Ragusa, zugleich griechisch, römisch und slavisch, die Freundin des Halbmondes und des Kreuzes, von allen Mächten abhängig und unabhängig, schmiegsam wie Gold und fest wie Stahl, Ragusa mit der Kunst des Ja's und dem Muth des Nein's, Ragusa, nicht erobernd, aber erwerbend, nicht kriegerisch, aber widerstehend, das illyrische Athen, das dalmatische Venedig, die Stadt der Diplomatie, der Mathematik, des Epigramms, und jetzt der melancholischen Romantik.

Zwischen dem Gebirgsufer und einem Inselhügel lag eine Klippe. Hier landeten die Epidauritaner. Hierher brachten

wohner schloßen sich vor diesem zweiten Element anfänglich durch die aristokratische Form ab, in welche sie die bisherige demokratische der Regierung verwandelten; doch sie waren das Alte, die Slaven das Neue. Wie überall drang das Neue in das Alte. Nicht gewaltsam; allmälig und eben darum unabweisbar. Bald waren beide Nationalitäten nicht mehr da, und aus ihrer Verschmelzung krystallisirte sich eine neue, die Ragusäische. Sie war und ist weder die italienische noch die serbische, sie ist diese und jene zugleich. Das Lateinische wurde geschrieben, das Serbische gesprochen. Ist jetzt das Italienische serbisch, ist das Serbische italienisch geworden? Die Worte der einen Sprache klingen aus in die der andern.

Diese Verschmelzung vollendete sich nicht, ohne daß nicht feindliche Gegenwirkung sie zu hindern versucht hätte. Der Ban von Bosnien zog den ihm entwandernden Familien drohend nach, die Ragusäer zogen ihm muthig entgegen. Zwei Jagdhunde und zwei weiße Pferde kamen jährlich aus Bosnien, um den tapfer erkämpften Frieden zu bezeugen.

Ein unaufhörliches, gleichsam lautloses, aber darum nicht minder leidenschaftliches Kämpfen des ermattenden Byzanz und des erstarkenden Venedig wogte in dieser Zeit auf dem adriatischen Meere hin und her. Ragusa fühlte, daß ihm das griechische Kreuz länger keinen Halt gewähre, aber ebenso wenig wollte es sich unter den Flügeln des Löwen bergen. Normannenschutz suchte und fand es, doch

nur außerhalb, nur auf dem Meere. Innerhalb seiner Grenzen vertheidigte es sich siegreich mit eigenen Kräften. Aber der Griechenhaß, der damals entsprang, endete nicht zugleich mit den Kämpfen gegen die griechischen Slaven; er grollt noch heute, ein Jahrhunderte altes Echo, von den Erschütterungen jener Tage.

Gehen wir den Platz hinab. Da haben wir vor uns im Grunde die Kathedrale, zur Linken, auf ein und derselben Linie mit dem Zeughaus den Rettorenpalast. Er ist das schönste Gebäude in Ragusa, aber er ist darum noch kein schönes Gebäude; er ist nur fest und einfach, wie die Republik es war, deren Regierung in ihm saß. Die ragusäische Architektur besteht in den Mauern. Die sind erhaben und dadurch schön. Was sie einschließen, ist nur das Nothwendige. Die bildenden Künste bedürfen, um sich zu entfalten, der Muße und des Raumes — Beides gebrach in Ragusa. Die Existenz hier war ein unaufhörliches Ringen um sich selbst. Nur durch die höchste Anspannung aller intellectuellen Kräfte gelang es ihr, sich in dem Chaos, welches um sie her sich unablässig bildete und wieder entbildete, als fertiges Produkt zu erhalten. Nie war ein Staat spiritualistischer als Ragusa. Der Puritanismus in England war nur ein plumpes Versuchen von dem, was hier schon seit Jahrhunderten mit Weisheit und Feinheit lebte und wirkte. Und darum sehen wir in Ragusa die Literatur, den angewandten Geist, und den Handel, den angewandten Verstand, aber nicht die spiritualisirte Materie als Bild, Statue

scher Kaiser begehrte von ihnen achtzig Piloten und drei ihrer verständigen Edelleute, um mit ihrer Hilfe ihre und seine gemeinschaftlichen Feinde, die Venetianer, zu demüthigen. Stephan, König von Croatien, baute ihnen die Kirche seines heiligen Namensbruders neu auf und schenkte ihnen die Küste von den Ruinen von Epidaurus bis Valdinoce. Silvester gab ihnen Calamota, Isola di Mezzo und Giupana. Robert Guiscard ward ihr Verbündeter.

Gehen wir über die Brücke, welche zu dem westlichen Thore, zu dem der Pille führt, Pappeln wehen zu beiden Seiten aus dem Wallgraben an ihr empor, rechts brandet das Meer herein und in die Höhe an der Bastion. Treten wir in das Thor, gehen wir den gewundenen Mauerweg hinab, da ist rechts ein Platz mit einem alten großen grauen Röhrbrunnen; links ist die Kirche von San Salvator und dicht neben ihr die der Franziskaner. Vor uns liegt der Stradon, die breite ebene Straße, welche Ragusa der Länge nach mittendurch schneidet und von Porta Pille nach Porta Plocce geht. An jedem Ende hat sie einen Thurm, am westlichen den der Franziskaner, am östlichen den Campanile. Hier sehen wir links die Dogana mit ihrer venetianischen Loggia, rechts am Platze das alte Zeughaus, auf dem Platze die Capelle von San Biagio, dem neuen Schutzheiligen der Stadt. Der Stradon ist, was in Italien ein Corso ist; man kann in Ragusa nicht spazieren fahren, aber man geht spazieren und zwar auf dem Stradon. In der Mittagsstunde und Abends wird stradonirt, vorzüglich

während der kälteren Monate. Man geht zu zweien oder zu dreien, man spricht leise, man streift schattenhaft aneinander vorüber. Bei Tage erkennt man sich; Abends nur, wenn der Mond scheint, denn Beleuchtung ist nicht. Die Luft riecht nach Leder, weil in den Erdgeschossen des Stradon zahlreiche Schuhmacher die glänzenden rothen Schuh arbeiten, in denen die Lastträger mit ihrer orientalischen Eleganz einherschreiten. Wohl, der Stradon war einst der Canal des Meeres, welcher Ragusa vom Gebirge schied. Auf diesem wuchs ein Pinienwald, in dessen Schatten Bodin der Usurpator des obern Dalmatien, für sieben Jahr sein Lager aufschlug, um von den Ragusäern die Herausgabe seiner zu ihnen geflüchteten Verwandten zu erzwingen. Getreu sich selbst, widerstand Ragusa sowohl Bodin's Verlangen, wie seinem Heere, aber an der Stelle des aufgehobenen Lagers blieb ein Schloß zurück, und dieses Gegenüber konnte Ragusa nicht gefallen. Wozu jedoch Blut vergießen? Die Ueberredung ist ein sanfteres Mittel. Sie war es, welche den Ragusäern das Schloß gewann. Ein Angriff rettete den Schein.

Sie waren nun drüben. Der Canal wurde mit Erde gefüllt und zum Platze geebnet. Die Mauern der Stadt wurden abgetragen und jenseits der Stadt am Berge neu aufgebaut. Ragusa war in seinem jetzigen Umfange gegründet.

Mit diesem zugleich wuchs die Bevölkerung, und zwar waren es Slaven, welche sie vermehrten und der Stadt den neuen Namen Dubrovnik gaben. Die römischen Be-

sie auf ihren Schiffen, in ihren Herzen die zerstörte Vaterstadt. Hier erstand sie wieder. Und von der Klippe, welche ihr neuer Grund war, hieß sie Lausa, dann Rausa und endlich Ragusa.

Sie dachten es wohl nicht, die Epidauritaner, was Alles für ein Jahrtausend und länger noch in dieser neuen Vaterstadt sie gründeten. Eine Stadt auf einer Insel und einem Hügel, die nicht minder herrschen sollte, als Rom, die Stadt auf sieben Hügeln, als Venedig, die Stadt auf hundert Inseln. Eine Freistadt, die eine Freistätte für Könige werden, eine Handelsstadt, welche ohne Hafen Schiffe in alle Häfen der Welt senden sollte. Eine kleine Stadt mit einer Geschichte trotz dem größten Staate, eine Stadt mit wenigen Meilen Landes und allen Meeren der Erde, eine Stadt mit einem Namen für immer.

Was sie gegründet hatten, befestigte ein Slavenfürst. Zu Rom aus vertriebenem Stamme entsprungen, zurückgerufen nach Bosnien, um dort gleich seinen Vätern zu herrschen, verweilte Paulimir längere Zeit auf Lavvo, der Klippe, wo in einer Stadt ein Staat keimte. Es war wie ein letzter Abschied von der römischen Civilisation, die seine Jugend genährt hatte. Und er wollte Freunde hinter sich lassen, für den Fall, daß er in den Barbaren, die ihn erwarteten, Feinde fände. So baute er den Ragusäern ein Castell und eine Kirche, schenkte ihnen heilige Körper, gab ihnen zwei Schutzpatrone, führte ihnen den Bischof von Epidaurus zu, machte sie mit einem Worte wirklich wieder zu Bürgern und die neue Niederlassung wirklich zur Stadt.

Sie zog bald an. Edle Salonitaner kamen zu ihr, andere Vertriebene, selbst aus Italien. Sie flößte schon in ihrem Anfange eine Zuversicht ein, welche sie bis zu ihrem Aufhören rechtfertigen sollte. Mauern stiegen rund um sie empor, zwei Arsenale füllten sich. Aus ihnen nahmen die Ragusäer die Waffen, mit denen sie ihr Meer von den Korsaren reinigten und die Slaven der Nachbarreiche zurücktrieben. Auf Siege folgen Verträge — die Ragusäer schloßen mit ihren Nachbarfeinden ihren ersten. Er sicherte ihnen in Zaculmieh und Tribunien Mieths-, Weide- und Handelsfreiheit. Und die Ragusäer, welche drüben waren, sollten als Slaven und die Slaven, welche herüber kamen, als Ragusäer geachtet werden — das erste Dämmern der Verschmelzung.

Als die Saracenen Dalmatien überströmen wollten, war Ragusa der Fels, an dem sie sich brachen. Fünfzehn Monate hielt es sie auf. Als Basilius sie nach Italien verfolgen ließ, waren es die Schiffe Ragusa's, welche den Antheil der Slaven an dem Rächerheere hinüberführten.

Die Vertheidigung, dieses ursprünglichste Recht, war es fast stets allein, was die Ragusäer die Waffen in die Hand nehmen ließ. So selten wie möglich trugen sie das Schwert und den Brand in ein anderes Gebiet. Aber angegriffen kriegten sie ohne Zögern. So gegen die Venetianer, so gegen die Bulgaren.

Die Fürsten wollten ihnen seltsam wohl. Der deutsche Kaiser, Otto II., versicherte sie seines Schutzes. Ein griechi-

und Gebäude, und keinen prachtvollen, sondern einen schlichten Regierungspalast.

Als eine eigenthümliche Seltsamkeit erscheint es, daß Ragusa, dieser Staat voll eingeborner Gesetzlichkeit, drei Mal ohne alle geschriebene Gesetze blieb, indem drei Feuersbrünste zu verschiedenen Zeiten alle Urkunden der Regierung verzehrten. Ein Mal blieb es sogar ohne Regierung, und das war ein Wahrzeichen. Daß Ragusa sich so spalten konnte, wie ein zerklaffender Baum, bewies, daß es dem Sturze nahe war, wie dieser.

Das erste wirkliche Gesetzbuch empfing Ragusa von dem siebenten seiner venetianischen Conti; denn Ragusa war unter Venedig. Es läßt sich das nicht läugnen und nicht beschönigen. Wer ein Zeichen der Hörigkeit trägt, und wär' es auch nur das geringste, der kann nicht mehr sagen, daß er frei ist. Ragusa blieb nicht frei von Venedig. Um den Einzigen, der auf diesen Klippen je Einzelherrschaft gewollt, um diesen Einzigen von dem angemaßten Platze hinunterstoßen zu können, glaubte es venetianischer Hilfe zu bedürfen. Gegen den Einheimischen rief es die Fremden. Es wollte lieber schwach unter Venedig, als stark unter Juda sein. Das war der erste großer Staatsfehler Ragusa's.

Es litt nicht allzulange an den Folgen desselben, nur ein und ein halbes Jahrhundert. Es war damals noch zu gesund, um den fremden Stoff nicht bald aus seinem Blute wieder auszuwerfen, es war zu geschmeidig, um sich lange von Venedig halten zu lassen. Es hörte auf, Venedig's zu

sein, als es Ungarn's wurde, und es wurde Ungarn's anders, als es Venedig's gewesen war. Dennoch blieb viel, viel von Venedig darinnen zurück; nicht umsonst nannte ich es das dalmatische Venedig.

Von hier an wird die Geschichte diplomatischer und diplomatischer. Die Verträge mehren sich, die Gesandten reisen unendlich. Sie reden unendlich. Sie schreiben unendlich. Die Gelehrten und Dichter reden und schreiben auch. Ragusa's Ruf mehrt sich, sein Reichthum mehrt sich, sein Gebiet wächst, Ragusa steigt und steigt — —

Da bebt die Erde, da stürzt Ragusa. Es ersteht wieder, aber siech. Was es war, wird es nicht wieder. Gleichsam zum Trost, oder doch zur letzten Ehre werden ihm seine größten Geister noch in den Jahrhunderten des Sinkens geboren, aber was helfen die Sterne, wenn die Sonne unter ist? Wird es, weil sie scheinen, nicht Nacht?

Ragusa nahm die Franzosen auf. Das war sein zweiter großer Staatsfehler, und sein letzter, denn Ragusa endete. Es endete nicht mit dem Untergange, es endete mit dem Aufhören. Es überlebte sich selbst und schimmert als sein eigenes Grabmal auf seinen purpurnen Klippen an seinem ewig unruhigen Meere. Das Meer ist dasselbe, die Klippen sind dieselben, Ragusa ist nicht mehr dasselbe. Seine Mauern umfassen es wie von gestern; der Stein verwittert hier nicht, aber Ragusa ist verwittert. Die San Biagiobilder an den Mauern stehen da, als hätten sie eben erst ihre Steingewänder angelegt, aber was beschützen sie noch?

von den dreihundertfünfundsechzig Tagen des Jahres essen muß, wenn er sagen soll, er habe gegessen. Ein einziger Rosenbusch blühte schüchtern am Ende der Veranda, und die Rosen blühen in Ragusa den ganzen Winter! Ein einziges Veilchen fand ich am 20. März unter einer Stufe, und da war es längst Frühling! Einige Hyazinthen, einige Jonquillen hatten sich unter den Gesträuchen an der Mauer vor den Hühnern gerettet, einige Blumen waren in der mit Erde gefüllten Balustrade, wie Kraut und Rüben durcheinandergepflanzt. Verschiedene Rosenranken hatten die liebenswürdige Absicht, sich um die weißen Säulen herzuschlingen, wurden aber je von acht zu acht Tagen durch Wäscheaufhängen darin gestört, und hingen dann wieder irr und wirr herum, bis eine mitleidige Hand ihnen auf kurze Zeit abermals zu einer Stütze verhalf. Diese mitleidige Hand war die meinige — welche andere hätte sich hier wohl nach den armen Rosenranken ausgestreckt? Umsonst versuchte ich bei der Hausfrau um Gnade für ihren Garten zu bitten. „Die Meerluft," sagte sie, „und später die Hitze!" Sie hatte keine Zeit, unsere Padrona. Den Tag über saß sie bei offenen Thüren in einem Zimmer, welches unserm Schlafzimmer gegenüber lag und eigentlich das ihres Mannes war. Dieser befand sich jetzt eben in Ancona, um seinen kranken Bruder zu pflegen, und so hatte denn Gospodj' Ane einstweilen sein von Familienbildern und allerlei Curiositäten volles Gemach in Besitz genommen und nähte dort den Tag über in Gesellschaft

einer Nachbarin, einer Pavle, welche, obgleich nur ouvrière, sich durch die anständige Art, ihre hübsche Person zu tragen, die entrées in die Cittadinanza gesichert hatte. Am Abend aber, mocht' es noch so sehr donnern, regnen und hageln, gingen Gospodj' Ane und Pavle in die Conversazione zu der ältesten Schwester der Signora. Dort versammelte sich die ganze Familie, und die war sehr zahlreich. Ein wahrer Schwarm von Nichten und Cousinen der Nichten und Cousinen der Cousinen flatterte immer unter unserer Veranda ein und aus. Nämlich alle von Seiten der Gospodj' Ane. Ihr Mann, ein Budmani, hatte nur noch den einen Bruder und eine Schwester, aber die Stulli, von denen Gospodj' Ane stammte, waren nach allen Seiten hin verzweigt und trugen, wie gesagt, eine Menge frischer Mädchen als Blüthen. Die niedlichste, eine kleine Martecchini, hieß Santa oder Santina. Sie kam oft ohne Hut und Shawl angelaufen, wie sie gerade war, denn das Haus ihres Vaters, des Buchhändlers von Ragusa, lag nur eine Straße näher an der Stadt als unsers. Dagegen erschien Fräulein Luigia, die älteste Nichte aus der Stadt, nie anders, als in vollständiger Toilette und immer nur gefolgt von einem kleinen Dienstmädchen. Diese Sitte, das Dienstmädchen hinter sich her wandern zu lassen, ist eine altaristokratische in Ragusa; ich kannte eine Familie, von der die Frauen, wenn sie nicht von den Männern geführt wurden, sich auf der Promenade nie anders zeigten, als unter der Escorte einer dicken, ländlichen Magd, welche mit ihrem vergnügten

aber nie sahen wir einen Sonnenstrahl. Das Wohnzimmer lag gegen Süden und wenn die Sonne schien, so schien sie herein; aber — sie schien nicht. Von Oefen war im ganzen Hause nur ein einziger ganz kleiner, und in dem wurde nie Feuer gemacht.

Und wenn auch Feuer in ihm gemacht worden wäre — was hätte das uns im ersten Stock geholfen, da er im Eßsaal, zu ebener Erde stand? Aber er wurde in seiner schönen kalten Ruhe nicht zerstört, und Alles im Hause fror gleich uns. Ein frostiger Trost, doch es gab keinen wärmern. Wir konnten sagen: wir hatten Heulen und Zähnklappern. Mit den Zähnen klapperten wir, heulen that das Meer.

Heulen und — branden! Ich kannt' es noch nicht so. Es schlug an die Felsen hinan, als zürnt' es, daß sie noch ständen, ja, oft mit mächtigen Schaumsäulen noch bis über sie. Und wir standen wie gebannt am Fenster und sahen unaufhörlich zu, wünschten uns aber doch Glück, daß wir nicht auf diesen Wellen herumgeschleudert würden.

Auch waren prachtvolle Farben auf ihnen, magische Dünste und Düfte, gewaltige Wolkenschatten, — doch Segel nie. Wie hätten sie auch gesollt! Fahren wäre Untergang gewesen. Lagen doch selbst die Dampfer tagelang harrend in Gravosa.

Hinein in dieses Wogen stürzten aus den schwarzen, schweren, treibenden Wolken unter krachenden Donnern ungeheure Regengüsse und tobende Hagel. Die Straßen wurden zu Gießbächen, an hinabklimmen war für mich nicht zu

denken. Ein einziges Mal in achtzehn Tagen versuchte ich hinauf zu klimmen und kam zwischen Mauern, über welche Epheumassen heraushingen und Oelbaumkronen hervorblickten, zu einer kleinen verschlossenen Capelle, neben welcher eine Cypresse stand. Sonst ging ich nur unter der Veranda hin und her, oder stand manchmal auf der kleinen Terrasse, welche die Ecke unsers Gärtchens bildete, und blickte stumm und immer noch etwas wie betäubt, auf das blaue, brandende Meer.

Otto hatte die ersten leidlichen Tage benutzt, um Visiten zu machen; einige Herren waren ihrerseits gekommen. Herr Serragli hatte mir seine Frau zugeführt, eine der gescheitesten Frauen in Ragusa, in deren Unterhaltung man die Nähe der türkischen Grenze nur daran merkte, daß sie Ragusa für so sehr misera und meschina hielt und die Welt so gar unendlich groß glaubte.

Außerdem suchte ich mit dem Hause und seinen Bewohnern Bekanntschaft zu machen.

Das Haus lag in dem Mittelstriche, welcher sich zwischen der Pille und dem Aquädukt befindet und izmedju vértah, „inmitten der Gärten“ heißt. Es war hoch und weiß mit grünen Persiennen. Ein kleiner Garten senkte sich von der Veranda bis zur Mauer hinab. Ueber diesen Garten hatte ich meinen Kummer. Er hätte solch' ein Ruhe- und Schattenfleckchen werden können, und was war er? Leer — und was war in ihm? — Kupus, dieser nationale blaugrüne Kohl, den ein wirklicher Ragusäer jeden einzelnen

Ragusa bedarf ihres Schutzes nicht mehr, es hat keine Feinde mehr. Es ruht in seiner Mauern Stille, eine eingeschlafene Republik, wie Ivan Cernojevich in Montenero ein eingeschlafener Fürst, wie Barbarossa im Kyffhäuser ein eingeschlafener Kaiser ist. Ivan und Barbarossa können erwachen, Ragusa erwacht nicht mehr. Still, wie kein Ort sonst und still auf immer liegt es wie eine Reliquie, bedeckt von der blauen Krystallglocke des Himmels.



Ueber dem Meere.

Ein Wunsch mehr war mir erfüllt, ich wohnte wirklich über dem hohen Meere. Zum ersten Male. In Triest war der Hafen, in Venedig waren die Canäle, in Traú war der Golf gewesen, — hier war wirklich das hohe Meer, welches zum Horizonte nur den Himmel, zum jenseitigen, unsichtbaren Ufer Italien hatte.

Täglich gab es die großartigsten Schauspiele und Concerte. Der Direktor, der sie veranstalte, war der Scirocco, das Entré war der Frost.

Man fror hier nicht nur bei der Bora, sondern auch beim Scirocco. Die Wahrheit zu sagen: wir froren erbärmlich. Wir hatten zwei Zimmer; das Schlafgemach lag gegen Norden, wir sahen die Hofmauer und über ihr Oellaub, so daß wir das čechische Liedchen:

Unter unserm Fenster
Wuchert Oelgesträuch,

dahin abwandeln konnten:

Ueber unserm Fenster
Wehet Oelgezweig,

und verwunderten Gesicht einen sonderbaren Contrast zu ihren vollkommen eleganten Herrinnen bildete. Das Mädchen des Fräulein Luigia nun hieß Cvieta oder Blume, war nicht positiv hübsch, aber ganz und gar allerliebst, das allerhöflichste Creatürchen, welches man sehen, mit dem süßesten Stimmchen, welches man hören konnte. Sie bildete die allerdrolligste kleine Ehrenwache für ihre junge Padrona, welche beinahe noch Einmal so groß und stark und wenigstens volle zehn Jahre älter war, als die Cvieta.

Natürlich hörten wir auch von dem berühmten Stulli, vom P. Giachimo von den Minori Osservanti, der dreißig Jahre auf sein italienisch-lateinisch-illyrisches Wörterbuch verwandte, und von Luca, der medicinische Schriften geschrieben hatte und wirklich die bei einem Ragusäer wunderbare Geduld gehabt haben sollte, mit Leidenschaft Arzt zu sein. Gospodj' Ane selbst war nicht ohne wissenschaftliche Ansprüche. Sie las Pavle den Ariost vor, sie wußte eine Menge Poesieen auswendig, von denen sie uns besonders gern die illyrischen vorsagte, die wir nicht verstanden. Sie war ziemlich gut von den ältern und jetzigen Gebräuchen ihrer Vaterstadt unterrichtet, und schrieb sowohl slavisch wie italienisch, was in Ragusa, wo es noch so viele Frauen gibt, die gar nicht schreiben können, nicht gering anzuschlagen war.

In ihrer Art zu sein war sie unglaublich abwechselnd. Bisweilen sahen wir uns acht oder vierzehn Tage lang mit Allem versorgt und selbst mit Aufmerksamkeiten über-

schüttet, und dann wieder kamen Wochen, während welcher Niemand nach uns fragte, Niemand daran dachte, daß wir irgend etwas brauchen könnten, wo wir uns Wasser und Teller allein holen mußten und uns überall lieber befunden hätten, als in Casa Budmani. Ich hätte dann von unserer Padrona sagen mögen, was sie immer von ihrer Magd sagte: e' lunatica — ha la sua luna, „sie ist mondsüchtig, sie hat ihren Mond," ein Ausdruck, den ich außer in Ragusa noch nie gehört habe. Man gebraucht ihn, wenn eine Person sich plötzlich ganz anders zeigt, als man sie zu sehen gewohnt ist. Jede Sonderbarkeit, jede Laune, jede Unliebenswürdigkeit, jede Unfreundlichkeit glaubt man erklärt zu haben, wenn man gesagt hat: „ha la sua luna."

Bei Gospodj' Ane waren die Monde wenigstens nur kalt, aber bei Jela, der Magd, waren sie stürmisch. Es war unglaublich, was das lange, schwere und ungeschickte, aber dabei nicht häßliche Geschöpf unerträglich sein konnte, wenn es „seinen Mond hatte". Entweder es schrie und rebellirte unaufhörlich, machte jeden Augenblick Skandal und stürzte im nächsten auf die Kniee, oder es streckte alle Gliedmassen von sich, erklärte sich für leidend, und ließ die Frau kochen und sich bedienen. Wir hatten eine wahre Aufeinanderfolge von dienstbaren Geistern, welche aushelfen mußten, wenn Jela sich ausruhte. Die Geduld, welche Gospodj' Ane mit diesem ihrem lieben langen Wesen hatte, brachte mich zum Lachen und zur Ungeduld zugleich. Sie antwortete mir jedes Mal, wenn ich Jela durchhechelte:

„Jela kann kochen, wann sie will, waschen, wann sie will, plätten, wann sie will.“ — „Ja, aber wann will sie denn ein Mal?“ rief ich. — „Was wollen Sie?“ antwortete Gospodj' Ane: „ha la sua luna.“

Jela mit sammt ihrem Mond war übrigens verliebt und zwar in einen Bombardier, der seit einigen Monaten nach Cattaro gekommen war. Es war eine leidenschaftliche Liebe, die sich mündlich auf Böhmisch und Illyrisch so ziemlich verständigt hatte, jetzt aber auf dem schriftlichen Wege manche Schwierigkeiten fand. Der Bombardier konnte nur deutsch schreiben, Jela weder lesen noch schreiben und natürlich kein Wort deutsch. Sie ging also mit ihren deutschen Briefen zu einem Kameraden des Geliebten, und ließ sich die Liebesseufzer des Bombardiers in das Illyrische und wiederum ihre Gefühle für ihn in das Deutsche übersetzen. Dadurch erfuhr sie dann allerdings, was ihr Einziger in Cattaro machte, aber der Dolmetscher zwischen diesen beiden Herzen ließ sich seinen Dienst jedesmal mit fünfzehn Kreuzern bezahlen, und so verliebt Jela auch war, das schien ihr doch etwas theuer. Daher bekam ich, als ich kaum zwei Tage im Hause war, eine demüthige Bitte von Seiten Jela's, ihr künftighin ihre Briefe zu lesen und zu schreiben. Die ersten Male that ich's; die Sache war neu und die Episteln des Bombardiers zu lesen, höchst erbaulich. Nie fing eine anders an, als: „Ellena, Geliebte meines Herzens!“ oder: „Ellena, Theuerste meiner Seele!“ der Inhalt sank gegen den Anfang nicht, sondern erhielt sich auf

gleicher Höhe der Schwärmerei. Aepfel, welche Jela dem tiefliebenden Bombardier geschickt, hatte er geküßt, als ob er seine Ellena küsse. Eine Wachskerze, welche er beim Begräbniß des Bischofs von Cattaro bekommen hatte, schickte er seinerseits als Liebesgabe. Er hatte sie für Jela aufgehoben; jetzt sollte Jela sie für ihn aufheben, und wenn er zurückkäme, wollten sie beide sie gemeinschaftlich „zum Andenken an den Bischof“ aufheben. Ich that mein Möglichstes, um in gleichem Style zu antworten. Der Bombardier war „mein unaussprechlich geliebter Johann, mein Einziges und mein Höchstes, das Licht meiner Nächte und der Gedanke meiner Tage.“ Ich lamentirte über seine Abwesenheit, daß es die Felsen hätte erbarmen mögen; ich rief ihn mit einer Sehnsucht, die vor sich selbst verstummte, und ich schwor ihm nicht hundert Mal, sondern hunderttausend Mal Treue. Indessen wurden wie alle Dummheiten auch diese bald schal und Jela gegen uns immer „lunatischer“. So bedeutete ich ihr denn, sie möchte sich ändern, oder es hätte mit der Liebesbriefschreiberei ein Ende. Sie mochte wissen, daß sie sich nicht ändern könne. Sie trug resignirt ihre Episteln wieder zu dem Dolmetscher für fünfzehn Kreuzer, und ich hörte nur von Zeit zu Zeit noch etwas Halbes über den „drago, den Theuern“, und vergaß ihn endlich ganz.

Außer Jela und Gospodj' Ane befanden sich im Hause noch zwei Katzen, ein Hund und ein Sohn.

Die Katzen hatten gestutzte Schwänze, trabten unauf-

hörlich hinter Jela her und naschten alles fort, was man sich etwa aufheben wollte. Ich fürchte nur, zwei Katzen waren hier eine Magd.

Der Hund, Wopp, war braun und in seiner Art eben so trampelig und tolpatschig wie Jela in der ihrigen. Jedoch nicht lunativ, im Gegentheil von einer Beständigkeit, die zur Verzweiflung bringen konnte. Ich sagte öfter: Eine Leidenschaft hätte ich in Ragusa eingeflößt — Wopp zeigte sie mir auf eine Weise, die mich buchstäblich bisweilen aus dem Gleichgewichte brachte. Wo ich war, da war auch er: vor dem Café, auf dem Casino, in den Häusern wo ich Besuche machte. Die Marchesa Bona sagte mir, wenn sie mich einlud, schon immer im Voraus: „Wenn es sein kann, so lassen Sie den Wopp zu Hause." — „Aber wenn es nicht sein kann?" antwortete ich. — „So kommen Sie lieber mit dem Wopp, als nicht." — Es konnte nicht sein. Eine Nacht hatte ich eines furchtbaren Regens wegen die Gastfreundschaft der Marchesa annehmen müssen, der Salon wurde mein improvisirtes Schlafgemach. Um sieben Uhr Morgens pocht es — die Marchesa öffnet — wer kommt an? Wopp. Man mußte sich darein ergeben, obgleich es nicht immer ohne Gefahr war; denn erstens warf, wie schon angedeutet, Wopp auch fast alle fünf Minuten beinah um, und dann war er krakehlerig und konnte keinem Hunde, besonders keinem großen, in die Nähe kommen, ohne erst wie ein Löwe zu knurren und dann loszufahren. Leider hatte er dabei nicht die Stärke des Löwen, kam regelmäßig mit

einem hinkenden Beine oder einem blutenden Ohr aus der Baruffa zurück und verkroch sich dann entweder unter mein Kleid oder unter meinen Stuhl, so daß ich zum Mittelpunkte der ihn verfolgenden Köter wurde. Indessen für eine Leidenschaft, die man einflößt, muß man auch etwas leiden, und so suchte ich den Wopp möglichst zu schützen.

Der Sohn, Piero oder Pero, war siebzehn Jahr alt und ein Stolz von Ragusa. Tüchtiger Mathematiker, guter Lateiner und Grieche, hatte er fast ganz für sich allein Französisch, Englisch und Deutsch gelernt und zwar so, daß man in diesen Sprachen mit ihm reden konnte. Er verstand Einen sogar, daß es ein Wunder war; keine, auch nicht die leiseste Anspielung, kein halbes Wort, kein noch so flüchtig hingeworfener Scherz ging für ihn verloren; nur Antworten war nicht gerade seine Sache. Brachte man ihn zu einer Conversation, so mißhandelte er seine armen Hände und Haare ohne Erbarmen, schnitt Gesichter und gab seine, sowohl gescheite wie originelle Meinung immer nur in abgebrochenen Sätzen von sich. Dabei war es ein seelenguter Junge, der die Mutter, den Hund und gelegentlich auch die Katzen schor, die Steinstufen nie wie ein Mensch, sondern immer wie ein Hagelwetter hinunterfuhr, Bücher ebenso schnell verschlang, wie ich, was mir bisher noch nie vorgekommen, sehr ungern fastete, und gegen Jedermann artig und bescheiden war.

Noch waren wir kaum eine Woche im Hause, so passirte etwas so Wichtiges, daß ganz Ragusa sich damit

beschäftigte: Der Onkel in Ancona starb, und Piero wurde sein Erbe. Ich freute mich — ich hab' es gern, wenn das Geld zum Verstand kommt, aber unsere Gospodj' Ane war höchst unglücklich. Ich hatte noch nie eine Erbschaft so melancholisch aufnehmen sehen. Nicht daß Gospodj' Ane dieselbe nicht haben wollte, aber sie hätte sie ihrem Manne gegönnt, oder ihrem Aeltesten, dem der Vater, als er sich zur Ruhe gesetzt, das Schiff übergeben hatte, der in Brasilien war, poveretto, dem der Reis verdarb, der die Masten kappen mußte, wenn zu großer Sturm war, den sie am tiefsten im Herzen trug. Daß der Nichts haben sollte und Piero Alles, das bekümmerte sie unsäglich. Umsonst suchte ich sie damit zu trösten, daß Piero nun gewiß seinen Antheil am väterlichen Erbe dem Bruder überlassen werde, Gospodj' Ane war ganz mißtrauisch gegen Piero geworden, seit Piero reich war. Er würde jetzt nicht mehr studiren, er würde nicht das und nicht dies bleiben, er würde sich verheiraten und Vater und Mutter verlassen — die Noth war groß. Ich will noch hinzufügen, daß bis zum Abgange des jungen Mannes nach Wien sich keine der Besorgnisse von Gospodj' Ane erfüllte. Piero blieb derselbe schlichte, gute, bescheidene und vernünftige Mensch, welcher mir gleich Anfangs gefallen hatte. Er ließ sich frisiren und trug einen bessern Rock — das war Alles, woran man seine Erbschaft merkte, und die Wahrheit zu sagen: beides konnte ihm nicht schaden. —

Wir hatten uns so gut eingerichtet, wie man in einem

Zimmer, wo man zu Zweien schrieb, zu Dreien aß und weder Sopha noch Lehnstuhl hatte, eingerichtet sein konnte. Es war allerdings ein buchstäblich hartes Leben, denn im ganzen Hause war Alles hart, und obgleich Doktor Cattani mir immerfort versichert hatte: das Harte stärke die Person, so fand ich mich doch für meine Person dadurch nicht nur immer weniger gestärkt, sondern oft geradezu entzweigemacht, und wußte denjenigen, welche mit einem mitleidigen Mustern meiner zerbrechlichen Individualität gutmüthig verwundert fragten: „Aber wie kommen Sie denn eigentlich nach Dalmatien?" nicht anders zu antworten, als durch ein sehr einfältiges: „Ja, eigentlich weiß ich es nicht." Sie hatten Recht: ich mußte inmitten aller der hier herrschenden Kraft und Gesundheit geradewegs ungehörig erscheinen.

Dann hungerte uns oft furchtbar. Die „Krone" hatte eingewilligt, uns für dreißig Gulden monatlich mit Mittag- und Abendessen, Wein und Brod zu versehen. Billiger konnte man nicht gut leben, auch beschwerten wir uns nicht über den Preis. Ebenso war nicht zu wenig da von dem, was da war; aber — was war da? Das war die Frage, die schmerzlich zu beantworten war. Ich kam dazu, Erbsen und Bohnen in Oel zu essen, denn es war doch wenigstens kein Rindfleisch. Sauerkraut mit Zimmt-gewürzten Bratwürsten galt uns für ein Feiertagsgericht. Ein Mal deckte Matteo, der Sklave der „Krone", mit Stolz ein Repphuhn auf, aber dieses Phänomen wiederholte sich nicht. Am zweiten April gab es ein Mal Schweinscoteletten; ich

finde das Datum angemerkt — es muß also etwas ganz Außerordentliches gewesen sein.

Ein Morgengespräch zwischen mir und Otto verdient hier auch eine Stelle, indem es beweist, wohin sonst gescheite Leute gerathen können, wenn sie so recht aus dem Grunde hungrig sind. Otto stand an die ungeheuer hohe Rückenwand meines Bettes gelehnt, ich lag tief unten und blickte kläglich zu ihm in die Höhe. „Ach, Otto!“ seufzte ich, „wenn ich doch jetzt ein Paar Butterbemmen essen könnte!“

„Nein,“ antwortete Otto; „Butterbemmen nicht, aber Butterschnitten!“

„Otto,“ fuhr ich fort, „Brod aus Montreux, Butter aus Genf, Ziegenkäse aus Glion, frische Eier und Eingemachtes —“

„Ja, ein Schweizerfrühstück! Käse aus Gruyères —“

„Ach, vor Allem Ziegenkäse aus Glion, — frischen, duftenden, weißen Ziegenkäse —“

„Ziegenkäse — siehst Du, ich könnte jetzt augenblicklich direkt in die Schweiz fahren, nur um ein einziges Mal dort wieder zu frühstücken!“

Das war kein Humor, keine Uebertreibung, es war absolute physische Sehnsucht, Heimweh des Magens. Ich hätte nie gedacht, daß etwas blos Materielles mir auf die Länge so fehlen könnte, wie Butter und Sahne. Mit dieser hatte ich mir eines Morgens geschmeichelt; man sprach mir von „fior di latte“ vor, sehr gut im Kaffee, sehr

fett. Was konnte das anders sein als Sahne? Ganz hoffnungsvoll lief ich in die Küche, um il fior di latte zu kosten, und was war's? Die Haut von der gekochten Milch, abgeschöpft und kaltgeworden. Selbst Milch, so erbärmlich sie war, konnte man nicht immer bekommen. Butter war allerdings da, aber für uns nur nominell, denn unmöglich konnte ich das halbfeste halbflüssige, gelbweise, verbrühte, und noch dazu mit räucherigem Wasser verbrühte Präparat aus Schafsmilch, welches dafür galt, als wirkliche Butter annehmen.

Marco hatte auch seine Noth — er mußte in die Schule. Es war das gerade nicht seine erste Bekanntschaft mit diesem heilsamen und unangenehmen Institute; die hatte er in Spalato gemacht, wo ein selbstcreirter Schulmeister so und so viele kleine Jungen Wochentags zu allem Guten, Sonn- und Festtags erst in die Messe und dann auf die Marine führte. Dieser Schulmeister war, was man von einem Schulmeister eigentlich erwartet: lang, dünn, blaß, hager, sehr ängstlich besorgt um seine kleine Herde, und gerade befähigt genug, um sie die ersten Laute der Wissenschaft blöken zu lehren. Dabei hieß er Mangiamerende, d. h. Frühstückesser. Es glaubte in ganz Spalato Niemand, daß der wackere Mann den Kleinen wirklich das Frühstück wegäße; aber darum nannte in ganz Spalato nicht minder ihn Niemand anders als Mangiamerende.

Bei Mangiamerende nun hatte Marco zuerst geschmeckt, was es heiße, ein Schuljunge zu sein, aber in Ragusa

lernte er es zum ersten Male regelrecht kennen, denn er kam auf die Stadtschule. Ich kann nicht umhin, den Herren, welche sich dort des kleinen Fremdlings so freundlich angenommen haben, besonders seinem letzten Lehrer, Herrn Gabrielovich, dessen der Kleine sich noch heute mit großer Liebe erinnert, auf diesem Blatte meinen herzlichen Dank zu sagen und zugleich ihre vortreffliche Methode zu rühmen. Der Knabe, welcher bei unserer Ankunft in Ragusa noch kein Wort illyrisch und doch nur noch wenig italienisch verstand, kam ein halbes Jahr später con eminenza in die erste Klasse und konnte, als wir abreisten, in beiden Sprachen lesen, rechnen und schreiben.

Auch Studien in der Civilität machte er. Was die Lokalatmosphäre für Kinder sei, das sah ich nun aus Erfahrung. In dem turbulenten Spalato, wo die Gassenbübchen den unermeßlichen Steinreichthum gewissenhaft dazu benutzten, sich zu ebensovielen kleinen Davids auszubilden, that Marco trotz aller pädagogischen Anstrengungen seiner „gebildeten Eltern" durchaus nichts Anderes, als daß er Spektakel machte, Steine warf und Püffe austheilte. In dem civilen Ragusa dagegen wurde er der höflichste Junge von der Welt, machte nichts als Reverenzen und Visiten, und wurde nur von den vielen, vielen jungen Mädchen etwas zu sehr verhätschelt.

Trotz Allem, was da fehlte, hatten wir, ich wiederhol' es, uns eingerichtet. Das Wetter war besser geworden, unsere Straße kletterbar. Ich hatte Visiten gemacht und

bekommen. In unserer Nähe wohnten zwei Familien: General Auerhammer und Präsident Kirkmayer. Der Erstere war mit einer sehr lieben, freundlichen Ragusäerin, der Zweite mit einer gemüthvollen Traúrinerin verheiratet. Es geschieht häufig, daß Dalmatinerinnen Oesterreicher heiraten und eben so umgekehrt. Ich sage, es ist die beste Art, Dalmatien zu germanisiren und dadurch zu modernisiren. In Ragusa ist das nicht erst nöthig, nämlich das Modernisiren. Es ist modern. Obgleich eingewickelt in die Türkei, doch um Vieles europäischer als Dalmatien. So interessant mir nun auch eben das Uneuropäische in Dalmatien gewesen war, so gern fand ich darum doch in Ragusa Europa wieder. Es war etwas Neues, wieder Französisch sprechen und Romane von Dumas lesen zu können, wieder einmal über Paris, Politik und Literatur zu plaudern, wieder einmal die kleinen Dinge der Geselligkeit zu sehen und zu hören. Genug, wir hatten uns eingerichtet; das Meer brüllte nicht mehr blos, es glänzte auch wieder, es ruhte sogar bisweilen schon; der Himmel war hell, die Mandelbäume begannen zu grünen, die Pfirsichbäume blühten; es war ein süßes, dämmerndes, duftendes Frühlingswerden. Da kam aus Rio-Janeiro die Nachricht, daß der älteste Sohn des Hauses zugleich mit fast der ganzen Mannschaft seines Schiffes dem gelben Fieber erlegen sei. Es war am Abend, als Jela mit dieser Nachricht zu uns hereingeschlichen kam. Gospodj' Ane war bei einem Freunde gewesen, als sie den verhängnißvollen Brief

empfangen hatte; sie kam, begleitet von ihren Verwandtinnen, geräuschlos zurück — es war, als wäre der Tod auf's Haus gefallen.

Ich rief Pero herein. Er gab uns noch genaueren Bescheid, er hatte die Thränen in den Augen und fürchtete für den Vater, der noch immer in Ancona war. Pavle und Luigia richteten sich auf Matratzen bei Gospodj' Ane ein, um die Nacht über zu wachen. Mir ward angst und bang in dem Hause, wo immer eine Todesnachricht auf die andere folgte; denn zwischen dem Onkel und dem Neffen war auch noch eine alte Verwandte an einer schaudervollen Krankheit gestorben, von der uns auch nicht eine Einzelnheit erspart geblieben war. Und nun dieser ernste, tragische Fall! Ich weinte, ich schlief nicht. Am andern Tage bereits fingen die Condolenzvisiten wieder an, welche kaum aufgehört hatten. Aber wenn sie bei den beiden ersten Todesfällen nur störend gewesen waren, jetzt wurde dieses unaufhörliche Wallfahrten von geputzten Frauen zu einem Hause so tiefer Trauer, dieses Ceremoniel in Sammet und Seide förmlich verletzend. Es war unerträglich in dem Putzzimmer, wo Pavla und Luigia die ersten Beileidsbezeigungen empfingen, zwischen den schönen Bildern, den zierlichen Buntdrucken und den eleganten Muschelschränken, womit es geschmückt war, schwatzen und lachen zu hören. Für mich wenigstens. Und es nicht zu hören, war geradezu unmöglich, denn nur ein Saal lag zwischen dem Putzzimmer und dem unsrigen, und die Thüre vom Putzzimmer in den

Saal blieb natürlich immer offen, nicht gerechnet, daß Alles durch diesen mußte, um in jenes zu gelangen. Mir blieb also von keiner einzigen Visite auch nur ein einziges Wort erspart.

Ich wollte daher fort. In ein Haus, wo nicht so viel Tod wäre. Es müßte doch in ganz Ragusa eines mit mehr Leben sein, sagte ich. Und dann in eines auf ebenem Boden. Ich wollte nicht mehr so hoch sein, nicht mehr „über dem Meere", vor Allem nicht mehr in Casa Budmani. Wie Paul Courièr einst von Napoleon sagte: il aspire à descendre, so sagte auch ich jetzt: j'aspire à descendre. Aber Napoleon gelang es, und mir nicht. Ich hatte gut wollen; Andere mußten auch wollen, und Niemand wollte. Der arme, gute Serragli hatte seine Noth. Ich schrieb an Frau von Cattani: „der Serragli klopft an alle Thüren und alle bleiben zu." Serragli versicherte: in diesen Worten sei seine Situation ganz gezeichnet. Auch die unsere war es. Mit einem Worte, ohne Umschweife und Umstände, in ganz Ragusa wollte kein Mensch uns ein Quartier geben. Ein alter Herr hatte Offiziere bei sich und wollte sie behalten, weil sie so lustige Gesellschaft wären. Ein reicher Schiffsherr sah die Möglichkeit voraus, daß er alle vier Wochen ein Mal eine Stunde von Gravosa aus in sein ganz leeres Stadthaus herein kommen könnte. Eine Witwe fürchtete Otto wegen ihrer Töchter.

Endlich wurde uns ein sehr angenehmes, wohnliches und freundliches Quartier angeboten, aber zu spät. Wir

hatten bereits mit Gospodj' Ane auf die Zeit unseres Aufenthaltes abgeschlossen. Abgeschlossen, nicht hinab, sondern noch höher hinauf zu steigen. Bei uns hieß es recht eigentlich: wer sich erniedriget, soll erhöhet werden. Das will sagen: wir zogen in den zweiten Stock. Die Zimmer in ihm waren klein, niedrig und so gut wie gar nicht eingerichtet, aber es waren ihrer doch wenigstens vier, und ich hatte ein Schreibkabinet. Es war nachgerade ganz und gar unleidlich geworden, in einem und demselben Zimmer mit den Mittags- und Abendmahlzeiten zu schreiben. In der Mitte einer Scene pochte es, und es war der Kalbsbraten; in der Mitte eines Liedes trappelte es, und es waren die Maccaroni. Und nun wirkte noch dazu ganz im Gegentheile von der Spalatriner Luft, die schwer und dumpf machte, die von Ragusa heftig anregend auf das Gehirn, und ich hatte keinen Augenblick Ruhe vor Ideen, und besonders vor Liedern. Da war es denn höchst nöthig, daß diese sich nicht länger gleichsam nur hereinzustehlen brauchten, sondern daß ich ein ruhiges Eckchen bekam, um sie empfangen zu können. Ja, es wurde mir sogar die Aussicht auf ein Canapee, und ich träumte es mir äußerst köstlich, den Liedern künftighin, à l'orientale hingestreckt, Audienz ertheilen zu können.

Nicht minder köstlich war die Aussicht aus unsern Fenstern, ja eigentlich ganz unbezahlbar. Wir hatten gerade unter uns Piazza Clauzel und il boschettò, gerade uns gegenüber San Lorenzo. Rechts von diesem war die

Dance, ganz rechts von uns Ilina glavice. Links sahen wir die Berge von Ragusa vecchia, Lacroma auf seinem immergrünen Scoglio, „die Stadt mit ihren Thürmen“, ihren Bastionen, ihren Häusern in der Tiefe, ihren Häusern in der Höh', ihren einzelnen grünen Gartenflecken zwischen den Mauern und den Häusern. Horizont war das Meer, auf welchem wir die Dampfer verfolgten; die Ausfüllung zwischen den näheren Punkten bildeten die Ville, in deren Gärten, auf deren Terrassen, auf deren Dächern, an deren Veranden und Lauben wir den Wein grün werden, die Feigen ausschlagen, die Wäsche trocknen, die Kinder toben, die Papa's in Schlafröcken Gartenarbeit besichtigen, und die Kätzchen spazierenschleichen sahen. Und was war das Alles — Piazza Clauzel, Boschetto, San Lorenzo, Dance, Ilina glavice, Lacroma und Ville?

Rund um Ragusa.

Wir stehen einen Augenblick vor der Dogana still, sehen empor zu ihren schönen Fenstern, schauen hinein in ihren Hof. In ihm ist noch Leben — das Wachs und die Wolle aus Bosnien werden von gebräunten, kräftigen Männern mit dunkelrothen Turbanen herbeigetragen.

Durch das erste Thor gehend, erblicken wir links die Stufen, welche zu der Dominikanerkirche hinaufführen. Wir folgen ihnen. Ein Mönch sieht unter der Wölbung der Klosterpforte hervor; wir grüßen ihn nicht, er grüßt uns nicht, wir treten rechts in die Kirche. Sie hat kahle, grauweiße Mauern und eine flache Balkendecke, Altar neben Altar, alte byzantinische Bilder, Holzstatuen, — sie ist unordentlich geputzt, geschmacklos mit Bizarrerie; der Hauptaltar ist chinesisch bunt, die Kanzel mit den Evangelisten in Dominikanertracht seltsam verziert, — es lohnt sich hineinzugehen, man sieht nicht bald wieder eine so fremdartig bunte Kirche, besonders über Gräbern.

Von der ersten Brücke sehen wir auf den Hafen von

Ragusa, oder auf das, was die Absicht hat, ein Hafen zu sein. Das hohe, schlanke Hafenfort steigt aus den Wassern auf. Vor uns ist ein Bruchstück von Lacroma, links ein Bruchstück der Gegend.

Die große Masse des Revellino lagert sich zur Linken. Aus heiligen Händen empfingen die Ragusäer dieses Bollwerk gegen weltliche Feinde. Von einem Doria wurde ihnen der Baumeister gesandt, welcher das Ostthor befestigte. Wir gingen über die zweite Brücke, wir sind im Freien und in den Plocce, der östlichen Vorstadt von Ragusa. Sie liegt eng zwischen dem Berge und dem Meere, sie ist einsam. Um Sieben schon wird ihr das Thor zur Stadt gesperrt.

Zur Linken steigen einige Stufen empor. Ein kleiner offener Tempel auf sechs Säulen steht vorn. Ein Kiesplatz wird unregelmäßig durch niedrige Steinmauern abgetheilt. Vierecke von Steinen erheben sich. Einige Maulbeerbäume grünen oder grünen nicht, wie sie wollen. In einer freistehenden Nische läuft aus einem Löwenrachen ein dünner Wasserfaden in ein Becken. In diesem Becken wurde früher durch den dünnen Wasserfaden die Pest vom orientalischen Gelde abgespült. Dieser Kiesplatz ist der Bazar.

Wo die Pest gefürchtet wird, errichtet man ihr Häuser. Diese sieht man gewöhnlich etwas scheel an, verbindet nicht die angenehmsten Ideen mit ihnen. In Ragusa, dieser Basis von Civilisation und Humanität, ist selbst das Lazareth civil und human. Man bringt es gar nicht dazu, sich zu grauen, wenn man in den Hof hineinblickt; er sieht

gerade so aus, wie ein jeder andere Hof vor irgend einem beliebigen andern Gebäude.

Wieder zur Linken auf einem kleinem Abhange, wo im Herbst bisamkrautähnliche Blumen mit fahlem Gelb gegen das rothe, bröcklichte Gestein abstechen, ist die frühere Capelle von San Antonio dem Wind und dem Wetter offen. Ich sah den Abhang mit weißen Musselinvorhängen bedeckt, die hier trocknen sollten. Als die Capelle den Antonini den Namen verlieh, hat es schwerlich schon weiße Musselinvorhänge gegeben!

Stehen wir eine Minute vor der nun freien Aussicht.

Wie üppig farbig das Ufer bis zur Spitze Sreberno! Wie duftig lichtblau das Vorgebirge von Alt-Ragusa! Wie gleich einem Mährcheneiland die Klippe Morcana!

Der Strand ist hier mit Aloe gesäumt. Eine etwas stachlichte Garnirung. An ihn angenestelt sahen wir ein anderes braunes Capellendach — die Capelle von San Lazzaro verbirgt sich da unten. Die Lazzarini sind die Sorbonnesen der Cittadini; aber ihre Capelle ist besser erhalten, als die der bürgerlichen Salamanchesen, der Antonini. Der Schlüssel ist beim Bischof, daraus sieht man, daß Wind und Wetter hier nicht absolut freies Quartier haben, sondern sich hinein stehlen müssen. Ein hölzernes Gitterthor läßt eine Waschfrau ein, welche den Raum um die Capelle zu einem kleinen Gemüsegarten benutzt hat, wo im November der Tabak blüht. In einem kleinen Schuppen raucht das Feuer, welches das Waschwasser sieden macht. Zwei

knotige Maulbeerbäume stehen in den Rüben. Die Kaper hängt an der Kirche und hinab die niedrige Mauer, unter welcher an ruhigen Tagen der Felsengrund violettbräunlich durch die lichtgrüne Seichte des Wassers schimmert. Zur Rechten ist die Stadt, fahl vom Gebirge in das Meer tretend, beherrscht vom Donjon des Mincetto, dem zweiten Werke des Ferramolino. Zur Linken springt auf dem gelben Ufervorsprung ein gelbes Haus hervor, und aus einer in die Höhe wallenden Wolke von Oellaub ragt der Rauchfang eines grünen. Gegenüber, ein dunkelgrünes Zelt aufgeschlagen auf der schillernden Ebene des Oceans, ruht Lacroma. Von dort kamen die Venetianer in dunkler Nacht herübergeschifft, um die Stadt zu ersteigen. Dort erbaute Bodin seinen angesichts Ragusa geschlachteten Vettern das prächtige Grabmahl, dort landete vom Sturme verschlagen Richard Löwenherz, dort betrat Juda das Schiff, an dessen Maste er sich die Stirn zerschmettern sollte, dort sind die Ruinen des Benediktinerklosters, dessen Abt am Tage der Reinigung Mariä in der Kathedrale das Hochamt hielt, dort steht in dem Fort auf dem Gipfel ein Denkstein an das Aufhören Ragusa's.

Die Häuser fahren fort, einander am malerischen Strande zu folgen. Sie sind klein und bunt. Nichts Altes oder Steinernes ist an ihnen. Die Plocce wurden mehrhals von den Feinden zerstört.

Zur Linken steigen Terrassen mit losen Steinmauern den Bergato hinan. Die Oelbäume grünen im Winter

wie im Sommer. Im Frühlinge duftet in Fülle die blaue Iris.

Ueber einer Mauer zur Rechten wehen die Blätter einer schönen Palme heraus. Die Palme steht im Garten der Villa Serraca. Wem diese freundlich geöffnet wird, der kann durch sie hinab steigen zur Spilla Bettina, der Höhle des Zauberers, an welcher Goldlack blüht und Myrte wuchert. Hier studirte und experimentirte der merkwürdige Mann, welcher von dem geistlichen Frondeur von Venedig, Fra Paolo Sarpi, ein Engel von Herzen, ein Teufel in der Mathematik genannt wurde. Jetzt ist die Grotte leer, und die Fischer fürchten nicht länger, daß Marino Ghetaldi ihnen die Barken verbrennen könnte.

Wir kehren von hier aus zurück bis an den Bazar. Diesen rechts lassend steigen wir empor und kommen zum alten Kirchhof der Juden. Wunderbar, daß die Israeliten immer so poetische Kirchhöfe haben. Wie ist der in Prag mit seinen losen Steinhaufen an den Grabsteinen und seinen wenigen verkrüppelten Bäumen! Wie der wiesenblumenvolle auf dem Lido von Venedig zwischen dem Meer und der Lagune! Und auch hier wieder der in Ragusa. Er liegt dicht hinter der Stadt, so daß die Thürme ihrer Mauern unmittelbar zur Rechten aufsteigen. Der Platz ist klein, der Gräbersteine sind wenig. Ziegen klettern dazwischen herum, die Kinder, die sie hüten, sitzen auf den Steinen, Blumen sprießen hier und da, eine Aloehecke blinkt, der Sergio steigt zur Linken empor.

Der Sergio beherrscht Ragusa. Der Heilige, nach welchem er genannt wurde, hilft die Stadt nicht länger beschützen, aber er, der hohe bekannte Berg, welcher Fort Imperiale als Mauerkrone trägt, beschützt sie noch. Beschützt sie, oder bedroht sie? Wenn die Erde von Ragusa bebt, bebt er mit. Wird er einst stürzen und Ragusa bedecken? Welch ein großer Grabstein wäre das!

Jetzt steht er noch und steigt mit hundert Terrassen hinab bis an die Marine. Diese Terrassen sind vielfach eingetheilt. Unmittelbar unter der kahlen Region des Berges beginnt der obere Aquädukt. Er empfängt sein Wasser aus dem Thale von Gionchetto, welches quellen- und baumreich, geliebt von den Ragusäern und gepriesen von ihren Dichtern auf der andern Seite des Sergio liegt. Unter dem obern Aquädukt zieht sich der untere hin und zwischen diesem und der Ville ist man izmedju vertah, d. h. inmitten der Gärten. Die Ville fassen zu beiden Seiten die Straße nach Gravosa ein.

Frägt man mich, was in den Ville anders ist, als „inmitten der Gärten“, und wie der untere Aquädukt sich vom obern unterscheidet, so muß ich zugeben, daß die Verschiedenheiten nur gering sind, und auf den ersten Augenblick gar nicht wahrgenommen werden können. Oben, unten und in der Mitte sind Hausthüren, welche sich auf Weingänge öffnen, Weingänge, welche zu Terrassen führen, Terrassen, welche auf Gartenbeete herabsehen, Gartenbeete, welche an epheubedeckten Mauern aufhören. Die Mauern

gehen in allen möglichen geraden und schiefen Linien, die Oelbäume quellen zu allen Seiten über die Mauern hinaus, die Rosen sprießen aus allen Spalten hervor, die Kaper hängt in allen Ritzen, der Lorbeer wächst bis tief auf das Gras hinab, in welchem die Blumen unserer Gärten wild leuchten und duften, die Mimose breitet ihre feinen Blätterfächer aus, der Oleander trägt seine rosigen Blüthengirandolen, die Aloe blitzt über den blitzenden Disteln, die Granate funkelt mit ihrem purpurglacirten Laube, die Cypresse steigt herrlich in die Höhe, Korn, Bohnen und Kupus wachsen um die großen, einsamen Paläste her, welche von den Montenegrinern verbrannt wurden, und zwischen das Alles sind allenthalben kleine Capellen eingestreut, wie Gebete in die täglichen Geschäfte des Lebens.

Das ist die Gleichheit. Sehen wir jetzt die Verschiedenheiten. In den Pille ist die Prosa. Die Straße staubt, das Handwerk lärmt, das Militär macht seinen rechtmäßigen Tumult, die Gesellschaft spaziert in Toilette, was von Gassenjugend da ist, schreit. Die Häuser sind aneinandergeschoben, die Gärten klein, an manchen Häusern selbst gar keine. Der bunte Anstrich herrscht vor, die Luft ist beengt, und man weiß nicht, wo das Meer ist. „Inmitten der Gärten" sind diese schon größer, wenn auch noch nicht sehr malerisch, man genirt sich auch schon weniger, man trägt alte Kleider und hängt Wäsche auf, und man cultivirt mit großer Zärtlichkeit die Hühner. Am untern Aquädukt werden die Gärten noch größer und die Häuser um

vieles kleiner, sie sind sogar hier und da ärmlich; dagegen entfalten die Oelbäume einen köstlichen Reichthum. Am obern Aquädukt endlich sind die Einfriedigungen zerfallen, und fast nur zerstörte Paläste. Die Cypressen erheben sich in Massen, die Iris schießt stolzer in die Höhe als anderswo. Es ist die Gegend der Romantik.

Herab vom obern Aquädukt blicken wir erst nieder auf die italienische Schönheit von Gravosa, auf die Schroffheit der Primorje, auf die malerische Verwirrung der Scoglien, dann steigen wir den steilen, durch rollende Kiesel unsichern Pfad herab in das Thal Jesevice. Nirgends sind mehr verödete Paläste, nirgends sind sie größer, patrizischer, melancholischer. Irgend eine Gärtnerfamilie oder ein alter Custode bewohnt sie, der Epheu webt Gehänge um sie her, zwischen den gefallenen Steinen starren abgestorbene Bäume, die Brunnen haben kein Wasser, einzelne mächtige Aloepflanzen durchbrechen diese Verwirrung von dunklem Grün und bleichem Mauerwerke. Am Abend, um die Dämmerung, ist's hier wie in einer Geisterwelt.

Wir aber wollen in das Leben, wir wollen auf die Straße von Ragusa nach Gravosa. Dieses bleibt uns in der Tiefe zur Rechten, wir steigen zur Linken hinan und kommen an die Bella-vista oder i tre mari. Wir treten an die Brüstung, welche zugleich mit einer Steinbank den Platz einfaßt. Gerade unter uns ist blaues, seichtes Wasser am braunen Strand, vor uns das unbegrenzte Meer. Zur Rechten die mit Pinien bedeckte Berggruppe, an welcher

über Gravosa Lapad liegt, Lapad, die einsamste Gegend „rund um Ragusa", wo Eichen immer grünen und Oelschatten auf weiße Steine fallen, wo Braut in Haaren und Feuermohn unter den Maulbeerbäumen blühen, wo eine weiße Kirche ist, die ich nicht besucht habe, und Landhäuser sind, in denen wir schöne Einsiedlerinnen besucht haben. Die Berge heißen der kleine und der große Petka und der Bierna. Der große Petka bildet die Spitze der Gruppe, und das Alles ist zur Rechten der Bella-vista oder der Bucht von „den drei Meeren".

Zur Linken ist der lange Hügelrücken der Dance, welcher, abermals mit Villen, leeren Palästen und Gärten bedeckt, parallel mit der Straße nach Ragusa hinläuft. Wir lassen ihn oben fortgehen und gehen unten auf der Straße. Bald schließen von beiden Seiten die Häuser uns ein, es wird heiß — gut, daß es bergab geht. Villen sind über uns, Rosengarben hängen an ihren weißen Mauern herunter, und was für schöne Weingänge! Und jetzt sind wir vor der Stadt, in den Pille, welche nach der vielen Salbei so heißen, die früher hier wuchs.

Wohin nun? O vor den Café, vor den Café Birimiscia, wo ich meine erste Limonade in Ragusa trank, wo alle Welt Limonade trinkt, alle Welt Eis nimmt, wenn welches zu haben ist, alle Welt am Sonntagnachmittag sich versammelt, um die Banda zu hören, wenn eine da ist, wo des Abends unter den dunklen Bäumen so leise „conversirt" wird, daß man glaubt, es handle sich um eine

Staatsverschwörung, wo die älteren Patrizier aus ihren Pfeifen mit den kleinen, rothen Köpfen aus Sarajevo echten türkischen Tabak rauchen, wo endlich im Winter d'rinnen Billard und im Sommer draußen Schach gespielt wird. Der Platz vor Birimiscia war früher der Waffenplatz der jungen Patrizier: noch jetzt heißt er Versaglio. Der sandige Exerzierplatz breitet sich jenseits der Straße zur Rechten aus. Der Eliashügel, dieser krummrunde, kieselbestreute, mit Aloe gespickte und mit einzelnen Häusern und Oelbäumen besetzte Vorsprung des Sergio blickt ebenfalls von rechts herüber. Es ist, als sagte er höflich: gebt Euch die Mühe, mich zu ersteigen — es ist mühsam, aber der Mühe werth. Und in der That hat man von seinem grauen Scheitel einen wundervollen Blick über die Stadt nach Morcana. Ihm gegenüber dehnt sich die bunte und fahle Dance aus. Eine Mauer läuft auf ihrem Rücken dahin, in der Mauer ist ein Thor, durch welches man das Meer blinken sieht. Dieses Thor hat etwas Geheimnißvolles — man frägt sich, wohin es führen dürfte. Es führt auf einen kahlen Abhang über dem Meere, welches unten zwischen röthlichen Felsenblöcken spült. Links ist das Fort San Lorenzo auf seinem Felsen, an dessen Fuß die Wellen nie rasten, San Lorenzo, welches ein ganzes Jahr lang meinem Fenster gegenüber ragte und welches anzusehen ich nie müde wurde, obwohl das ganze Bild nur aus einer dunkelgrauen Klippenmasse, einem röthlichgrauen Thurme, einigen Rasenflächen und einem weißen Wege besteht. Zur Rechten

ist Calamota, der Petka, und unten dicht am Stran
Kloster von Laienschwestern. Sie waschen für Geld —
das Kloster schlagen beim Scirocco die Wellen; pr
Beschäftigung an poetischem Orte. Neben dem Klost
schließt eine weiße, viereckige Mauer den Kirchho
nein — das Leichenmagazin von Ragusa. Er ist nic
von republikanischer, er ist von communistischer Gle
So und so viel Gruben — Todtenkeller möchte
nennen — sind eine dicht neben der andern in de
gehauen. Auf jeder liegt ein Deckel von Stein, auf
Deckel steht, was für Todte in diese Grube gehören
habe mich nie des tiefsten Grauens erwehren können,
ich einen schwarzen Zug die Dance hinaufgehen und
das Thor verschwinden sah. Denn das ist die Bestim
dieses geheimnißvollen Thores — es führt zu den
Stätten von Ragusa.

April.

„Wilder Frühling!“ schrieb ich an einem Abende im April, und ein wilder Frühling war's. Wir hatten Bora und das Meer so blau wie die ersten Iris am Bergato. Wir hatten Sturmregen oder Regenstürme aus Osten, während aus dem grünen, glänzenden, mit Purpur glacirten Wogen des Meeres bis fern am Horizont im grauen Dunst weiße Wellenflammen auf- und hin- und herzuckten, und aus allen Gärten das Grün in die Höhe quoll. Wir hatten Tramontana und Schnee auf den Bergen, wir hatten mächtigen Nebel, in welchem die Berge und die Scoglien verschwanden, als wären sie wie Coulissen hinweggezogen worden, wir hatten alle mögliche Ost- und Westwinde, den Scirocco gar nicht erst gerechnet, wir hatten aber auch Abende von einer Süßigkeit und einer Stille, wie man sie eben nur im Frühling des Südens athmen darf. Die Mandelbäume waren voll belaubt, an den Feigenbäumen standen bereits die dunklen Früchte zwischen den lichten kleinen Blättern, der Rasen war mit Kamille wie gepudert, und inmitten der

Aloe und des Epheu blühte hier und da ein heimatlicher Obstbaum.

Das Kanapee war auch gekommen, aus dem Landhaus im Thal von Breno, und zwar war es ein literarhistorisches von dem lexikographischen Stulli. Ob es deswegen war, oder weil das Kanapee vom Lande kam, genug, es war wo möglich noch härter als die übrigen Kanapee's im Hause. Lag ich eine Viertelstunde darauf, so thaten mir alle Glieder weh. Konnte ich irgend, so kletterte ich hinauf zum Aquädukt — auf irgend einer Mauer saß ich da wahrhaftig noch bequemer.

Am liebsten kroch ich durch die zerstörten Paläste. Sie sahen in der grünen, funkelnden Frühlingsluft noch phantastischer und romantischer aus als vorher. Ich phantasirte in mehr als einen eine romantische Einrichtung hinein. Ich wäre gern da oben zwischen Oelbäumen und Meeransichten gleich sitzen geblieben. Ja, wenn ich nichts zu thun, keine Bücher zu schreiben gehabt, keine Bücher zu lesen, nichts nach der Kritik oder der Unkritik zu fragen gebraucht hätte! Jede Vocation ist ein Halseisen, an welchem man immer da fortgezogen wird, wo man bleiben möchte, und dahin gezerrt wird, wo es einem durchaus nicht gefallen will.

Wenn wir anstatt wie Einsiedlervagabonden um die ragusäischen Ruinen herumzustreichen, wie vernünftige Menschen auf die Straße nach Gravosa hinunterstiegen, so fanden wir im Casino, vor Birimiscia, oder auch auf der Straße selbst immer einen oder den andern unserer Be-

kannten. Eigentlich hätte man denken können, man müßte in solchem kleinen Ort wie Ragusa binnen dreier Monate die sämmtliche Gesellschaft kennen lernen, aber das war keineswegs der Fall, vielmehr sahen wir bis zum letzten Tage unsers Aufenthaltes, das will sagen, nach zwölf Monaten, noch immer größtentheils unbekannte Gesichter. Man kann zwölf Jahre in Ragusa bleiben, und außer den Personen, an welche man empfohlen gewesen ist oder die man ganz speciell kennen gelernt hat, redet einen während dieser ganzen zwölf Jahre auch nicht eine lebendige Seele an, besonders im Freien. Was noch irgend mittheilsam ist an den Ragusäern, das scheut vor der freien Luft auf das Aengstlichste zurück. Sie ziehen, um spazieren zu gehen, auch moralisch Handschuhe an.

Indessen wir waren nicht allein da, wir hatten Bekannte, wenn auch nicht viel, so doch genug. Serragli, unser erster, war auch unser genauester. Er war im besten Sinne „un uomo colto“, modern, innerlich lebendig, äußerlich ruhig, etwas Idealist in der Politik, etwas Theoretiker im Allgemeinen, im Besondern ragusäisch spottsüchtig. Er verbarg, was er an Gemüth besaß, so sorgfältig, wie andere Leute es zur Schau tragen. Ich nannte ihn: Ser Railleur; nämlich, wenn er es gar zu arg machte. Am ärgsten zog er über das arme Ragusa her. Er hatte zwei fixe Ideen: die absolute Unmöglichkeit, sich in Ragusa zu gefallen, und die feuchte Luft von Ragusa. Alle Stimmungen, die man haben, jede Verstimmung, welche aus der Unbequemlichkeit

des täglichen Lebens entspringen, jeder Verdruß, welcher einem, Gott weiß woher, brieflich über den Hals kommen mochte, Alles wurde von Serragli gelassen auf die feuchte Luft geschoben. Nun hatte ich die ganzen beiden ersten Monate nicht eine Flocke Nebel geschehen — „thut Nichts," sagte Serragli, „die Luft ist doch feucht, und darum sind wir Alle melancholisch." Später im Winter, als ich beim Scirocco Alles, was ich anfaßte, feucht fand, sah ich ein, daß Serragli Recht gehabt hatte. In seiner Jugend hatte er vortreffliche Liebeslieder geschrieben, jetzt schreibt er mir von Zeit zu Zeit vortreffliche Briefe, in denen die kleinen Vorfälle des Tages durch seine Art sie zu drehen zu den geistreichsten Dingen werden.

Noch größer, noch schlanker und noch origineller als Serragli war Doktor Giovanni Kaznacich. Eine der originellsten Menschenlängen, welche je in die Luft emporgeragt haben. In verschollenen Zeiten Redakteur verschollener Journale, in der Gegenwart illyrischer und italienischer Poet und Doktor wider Willen, hätte er sehr viel thun können, that aber am liebsten nichts. Ich bin jetzt über zwei Jahre fort aus Ragusa und habe noch keinen Brief von Kaznacich. Natürlich, er hat von seiner unnützen Zeit keine übrig, er muß mit sehr langen Schritten „in piazza" einhergehen oder stundenlang vor Brimiscia sitzen und Dinge, welche sonst keinem Menschen einfallen, auf eine Art, wie sonst kein Mensch sie sagt, und mit einer Stimme vorbringen, welche man unter Hunderten heraushört, so

voll, so weich und so melodisch ist sie zugleich. An Bosheiten wird er es auch nicht ermangeln lassen. Er hat auch dazu ein ungewöhnliches Talent. Ich erfuhr es gleich zu Anfang. Er hatte mir versichert, Ragusa sei eine wahre Fundgrube, für einen Romancier aber wirklich eine Goldmine. Begebnisse und Geheimnisse, Charaktere und Leidenschaften — nichts fehle. Ich spitzte die Ohren, um kein Wort zu verlieren von den Wunderdingen, die ich etwa erfahren könnte. Ich erfuhr für den Augenblick nichts, aber der Doktor versprach mir für künftighin alles Mögliche und Unmögliche. „Gut,“ sagte ich, „dann mache ich einen Roman, und die Baronin S. wird meine Heldin.“ Der Doktor wanderte auf dem Stradon umher, saß vor dem Café und sagte: „Die Baronessa“ — so hieß ich in Ragusa, so gut wie in ganz Dalmatien — „die Baronessa wird einen Roman von Ragusa schreiben.“ Er wurde zu der Baronin S. gerufen und benützte es, um ihr zu versichern, sie werde meine Heldin werden. Die Baronin S. machte ihre schwarzen Augen noch größer auf, als sie sonst gewöhnlich waren, und antwortete: sie wisse durchaus nicht, wie sie dazu komme. Was sollte ich machen? Ich wollte den socialen Roman wirklich schreiben — wenn auch die Versprechungen des Doktors nur Versprechungen blieben, so errieth ich doch schon jetzt, daß ich genug errathen und studiren können würde, um mir ohne ihn zu helfen. — Ich wollte also den socialen Roman in allem Ernst schreiben und zwar mit wirklichen Ragusäern. Was nun machen, da der Doktor so heillos aus der Schule schwatzte?

Wenn nun meine Modelle Furcht bekämen und nicht sitzen wollten? Hätte ich geläugnet, man hätte erst recht geglaubt, daß ich sogleich mit meinem Romane über Ragusa herfallen wolle. Ich sagte daher die Wahrheit, und nun dachte die ersten Monate hindurch Niemand daran, daß ich im Ernst spreche. Später freilich hörte man auf, mir zu trauen.

Giovanni Gagliuffi war nicht groß, nicht schlank, nicht satyrisch und nicht wunderlich, aber ein Poet so gut wie die beiden andern und dazu ein poetisches Gemüth in ganzer Reinheit. Unermeßlich beschäftigt als einer der Direktoren der Opera pia, eines Wohlthätigkeitsinstitutes im größten Style, welches noch unter der Republik gegründet wurde, sah man ihn viel seltener, als man wünschen konnte; aber wenn man ihn brauchte, war er da. Hatte er gerade keinen Freund, der ihn brauchte, so machte er sich einen Feierabend, gab seiner Frau den Arm und führte sie nach der Bella-vista. Seine Frau war sein Stolz und seine Anbetung, sein Roman und seine Schöpfung. Tochter eines armen Steuermannes, war sie bis zu dessen Tode schlank und biegsam an der Küste aufgewachsen und dann in ein Haus in Ragusa gekommen, wo sie halb diente, halb den Töchtern Gesellschaft leistete. Dort sah sie Gagliuffi, der nie die Absicht gehabt hatte, sich zu verheiraten. Wie denn das so ist — die Poeten glauben gern an Bestimmung, Sympathie u. s. w. — Gagliuffi wenigstens glaubte daran, heiratete das arme Seemannskind, ließ es erziehen, war Vater von drei Kindern, worunter ein Mädchen mit

wahren Fragezeichen in den Augen, und nannte sich beato, indem er eine Donna angelica, angelica gefunden habe. Diese kleine, liebliche Geschichte, welche er selbst uns erzählte, erinnerte mich an die Elbweinbergsibylle von meinem Moritz Retzsch. An die Weinbergshäuser erinnerte mich das niedliche Häuschen, in welchem ich der Gräfin Gozze-Bassegli, einer Engländerin, Pariserin durch Erziehung, Ragusäerin durch Heirat, und liebenswürdigen Frau ganz und gar, meinen Besuch machte. Die Lage, die engen, aber zierlichen Stübchen, der kleine Garten mit den bunten Beeten, Alles war wie bei einer der Sommerwohnungen in Loschwitz.

In der Stadt hatten wir unsern ersten Besuch beim russischen Consul gemacht, von dessen Familie Neigebaur, als er aus Dalmatien kam, ganz voll gewesen war. Ich bat ihn damals um einen Brief — er sah mich bedenklich an und sprach: „Soll ich es Ihnen gestehen? Die Familie kenn' ich vortrefflich, aber den Namen hab' ich vergessen.“ Zum Glück war in Klagenfurt die Schwiegermutter der Baronin S., der ältesten Tochter, eben der, welche ich mir zu meiner Heldin ausersehen. Sie gab uns einen Brief an die junge Frau mit, welche, seit sie Witwe geworden, wieder in Ragusa bei den Eltern lebte. Der arme Brief hatte alle Zeit, gelb zu werden, denn statt im September kamen wir im Februar nach Ragusa. Indessen er öffnete uns doch noch das Haus, welches ein altpatrizisches war und mehrere gutmöblirte Salons enthielt. Die Familie bestand

aus den Eltern, zwei Töchtern und dem Manne der jüngsten, dem Grafen G., der Gräfin G. Diese war eine schlanke, blasse, freundliche, schüchterne Frau von zwanzig Jahren, mit aller Anlage zur höchsten gesellschaftlichen Eleganz und dem köstlichen Namen Ljubica. Die Baronin war kleiner, dunkler, leidenschaftlicher, capriciöser und interessanter. Die Mutter, Bosnierin von Familie, eine üppige, schöne Frau; der Consul ein schon alter Mann, der vortrefflich deutsch sprach, seine Frau gebildet und seine Töchter erzogen hatte, und mit Recht auf alle drei eitel war. Ich würde also von der Einladung, die wir ein- für allemal zum Thee erhielten, gern öfter Gebrauch gemacht haben, aber die Damen machten, als ich das erste Mal ungemeldet kam, erst Toilette, und das störte mich. Allerdings war sie so reich ausgefallen, wie man sie nur in einer Wiener Soirée verlangen konnte, indessen ich würde lieber weniger schöne Kleider gesehen und keine Störung verursacht haben, und so kam es, daß ich bald von Anfang an lieber zur Marchesa Bona ging, welche immer schon des Morgens angezogen und bis zu Mittag, und Abends wieder von acht Uhr an bereit war, Besuche zu empfangen. Bei ihr war der eigentliche Salon von Ragusa; der Abendcirkel bei der Generalin Auerhammer bestimmter und beschränkter. In beiden Häusern war das Deutsche Conversationssprache; die Marchesa selbst war Ungarin, ihre Gesellschaft zum größten Theile deutsch. Der General Desimon von Sternfels, der Commandeur der dortigen Brigade, fehlte selten. Von den Fenstern der

Marchesa aus sahen wir auch die Huldigung mit Fackeln und Musik an, welche ihm von den Jägern bei Gelegenheit des Ordens dargebracht wurde, den er sich durch seine militärische Diplomatie in Montenero erworben hatte.

Montenero — war ich je mit etwas geplagt worden, so war es in diesem Frühling mit Montenero. Ich hörte so unaufhörlich davon. Nicht in Dalmatien oder selbst in Ragusa, da war man sehr gelassen über die lieben Nachbarn. Einige Truppenmärsche, einige Reisen des Gouverneurs, einige zum hundertsten Male aufgewärmte Gerüchte über die ewige orientalische Frage, und die Hungersnoth in Lesina — das und nicht mehr wurden wir vom „Kriege" in Montenero gewahr. Aber in den wenigen Briefen, welche ich aus Deutschland bekam, war dafür auch von nichts Anderem die Rede. Man wollte wissen, welchen Verlauf der Heldenkampf nähme, man drängte mich, über den Heldenkampf Zeitungsberichte zu liefern, man wünschte mir Glück, daß ich mich in der Nähe dieses Heldenkampfes befinde — ich wurde der Montenegriner wo möglich noch überdrüssiger als der Morlacchen. Das Langweiligste war, daß ich alle diese Entzückungen und Glückwünsche anhören und annehmen mußte. Hätte ich meinen lieben Landsleuten meiner Meinung nach geantwortet, sie hätten mich als eine schrecklich prosaische Person geringgeschätzt, die es gar nicht werth sei, in der Nähe des Heldenkampfes zu leben. Die Montenegriner haben in Norddeutschland nun einmal einen romantischen Ruf, man betrachtet sie als die Guerilla des

Christenthumes. Daß die Guerilla am besten und am liebsten hinter Felsen hervorschießt, daß sie von ihren nächtlichen Razzien außer Türkenköpfen auch Hammelleichen mit zurückbringt, ja daß, um so zu sagen, alles Hammelfleisch in Montenero türkisch ist, daran zu denken würde man bei uns verschmähen — es ist nicht poetisch genug für Montenegriner. In Oesterreich denkt man darüber anders, aber in Oesterreich ist man auch um Vieles positiver und realistischer und will durchaus nichts von edlen Räubern und kopfabsäbelnden Helden wissen.

Wenn indessen die Montenegriner nach Ragusa oder Triest kommen, so schneiden sie keine Köpfe ab und entführen keine Hammel, sondern gehaben sich wie andere civilisirte Leute. Der erste, welchen ich kennen lernte, ein Vetter des Gospodar, war mir sogar allzu civilisirt, trug einen mit Pelz besetzten Ueberrock, einen grauen Filzhut mit einem schwarzen Flor darum und hatte die sanfteste Stimme, die man sich vorstellen kann. Doktor Kaznacich beruhigte mich indessen, — der Montenegriner war cernogorisch genug. Erstens hatte er eine Wunde bekommen und zwei oder drei Köpfe abgeschnitten, und dann war er auch in Ragusa nicht so zahm wie er aussah. Bei seinem ersten Aufenthalte z. B. ging Doktor Kaznacich einst mit ihm nach Gravosa und machte ihn unter Anderem auch auf die zerstörten Landhäuser aufmerksam. „Das haben Eure Landsleute gethan," sagte er, „gesteht ein, daß es eine Barbarei ist." Stiepan Petrovich, so hieß der junge

Bergsohn, betrachtete die Ruinen, seine Augen entzündeten sich, er wandte sich zum Doktor und fragte scharf: „Warum haben sie die andern nicht auch zerstört?“ Wenig Tage darauf kam er zum Doktor, um mit ihm und seiner Frau, einer hohen, schlanken Gestalt mit einem bleichen Cameenprofil, auf den Ball zu gehen. Die junge Frau war bereits im Ballkostüm, aber Stiepan frug sie sehr ernsthaft: wann sie sich denn anziehen werde? Verwundert antwortete sie: „Mir scheint, daß ich angezogen bin.“ — „Wie, so mit bloßen Armen, wie unsere Weiber waschen, wollt Ihr auf den Ball gehen? Und Eure Brust — so unbedeckt — schämt Ihr Euch nicht?“ Vergeblich suchten der Doktor und seine Frau ihm begreiflich zu machen, daß die Ballsitte es so verlange. „Nein, ich will nicht mit Euch gehen — ich würde mich schämen, mit einer Frau zu gehen, die nicht angekleidet wäre!“ Er ging wirklich allein und beruhigte sich über die Signora Kaznacich nicht früher, als bis er auf dem Balle nichts als „unangekleidete“ Frauen sah. Später mochte er in Belgrad und in Wien, wohin sein Onkel, der verstorbene Vladika, ihn gesandt hatte, um seine Erziehung zu vollenden oder eigentlich zu erhalten, diese etwas gar zu urschwarzen Ideen abgelegt haben, denn als ich ihn sah, konnte er für einen ganz eleganten jungen Mann gelten, wenn auch noch ein wenig schwarz schattirt. Daß er im Grunde noch eben dasselbe schwarze Urgestein war, bewies sein Testament, welches er niederschrieb, bevor der Krieg ausbrach. „Im Namen des Vaters, des Sohnes

und des heiligen Geistes, Amen" so lautete das Dokument, „vermache ich meine Seele dem Teufel, meinen Körper der Erde und meinen Namen der Schande." Als Doktor Kaznacich ihn frug: „Wenn Ihr Eure Seele dem Teufel hinterlaßt, warum thut Ihr es da im Namen der Dreieinigkeit?" antwortete er wild vergnügt: „Damit nach meinem Tode wegen mir ein Prozeß zwischen Himmel und Hölle entstehe." Ich frug ihn: ob er es auch mit der Rache halte? Er sah mich aus seinen kohlschwarzen Augen sehr cernogorisch an. „Ich werde Niemand etwas thun, aber wenn Jemand mir etwas thut, so thu' ich ihm das Doppelte." — „Aber die Türken — die brauchen nicht erst etwas zu thun?" fuhr ich fort. — „O, die Türken, das sind — die Türken!"

Er sprach italienisch, deutsch und französisch und war eben dabei, englisch zu lernen, um Byron lesen zu können. Ich bat ihn um einige seiner Poesieen und zwar um Liebespoesieen. „Andere mach' ich gar nicht," antwortete er kurz. Im nächsten Winter macht er eine kleine Verschwörung gegen seinen „lieben Vetter". Danilo spaßt bekanntlich nicht, und Stiepan kam als verunglückter Verschwörer nach Ragusa, wo er sicher war. Doktor Kaznacich beschwor ihn, nicht wieder nach Montenero zurückzukehren und sich vergiften zu lassen. „Es wäre Schade um Stiepan," setzte er hinzu, „er repräsentirt den intelligenten Theil der Bevölkerung von Montenero — er kann lesen." Stiepan willigte ein, sich für sein Vaterland zu erhalten, nur hatte er zugleich

mit seiner Senatorschaft seine Renten oben gelassen, und ohne Renten konnte der „intelligente Theil der Bevölkerung von Montenero“ doch nicht gut in der civilisirten Welt leben. In Wien fand sich Abhilfe. Als wir bei Vuk Stephanovich nach Stiepan frugen, erfuhren wir, daß der Kaiser ihm viertausend Zwanziger jährlich ausgesetzt habe, damit er in Neustadt die Kriegswissenschaften studiren möge. Ob er es noch thut, ob er noch lebt? Er litt an der Brust, hatte in Belgrad und Wien etwas zu hastig vom Leben getrunken. Ob die fremde Luft ihm besser gethan haben wird, als die rauhe heimatliche? ob in ihm vielleicht für Montenero ein künftiger Fürst heranreift, energisch und „intelligent“ zugleich, ein wahrer Nachfolger des Vladika? Wer kann es wissen? — Ich hatte seitdem keine Nachricht mehr von meinem „ersten Montenegriner“.

Vom ersten Mai bis zu Johanni.

Von der Spilla Bettina an gruppiren sich auch links am Berge Häuser und Gärten. Die Landschaft drängt sich zum geschlossenen Gemälde zusammen. Gerade aus, rechts unterhalb der Straße nach Breno, welche emporsteigt, um sich hinter dem Gebirge zu verlieren, ruht auf einem bräunlichfahlen Gesteingrund San Giacomo.

Dieses Kloster gehörte so gut wie das von Lacroma zur melitensischen Congregation. Der berühmteste von den Aebten derselben, der Giorgi, welcher Conte und Literat, Jesuit und Benediktiner war, zugleich Magdalena reuig seufzen und Marunko melitensisch lachen ließ, Ignazio Giorgi, ist hier begraben. Und jetzt wohnt hier eine ländliche Familie, welche Ziegen hält und die Kirche aufschließt, wenn sie durch Zufall irgend wer zu sehen wünscht.

Die Klöster in Dalmatien sind einfach gebaut. Sie haben keine ausgemeißelten Pfortenwölbungen, keine feindurchbrochenen Spitzfenster, keine poetisch schlanken Thürme. Sie haben glatte, lichte Wände, alltägliche Thüren und

Fenster, kurze viereckige Thürme. So ist auch San Giacomo. Aber schöner liegen könnte auch nicht die schönste Prachtruine der gothischen Baukunst. Der Berg, der hier ganz an das Meer tritt, umfaßt es unmittelbar, nur ein ganz schmaler Gang ist zwischen dem Oelhain, der seinen Abhang bedeckt, und den Gebäuden des Klosters. Von diesen steigt bis dicht zum braunen Strandgeklipp der Garten hinab. Die schönste seiner drei Palmen ist von der letzten ungewöhnlichen Kälte gestorben, in herkömmlichen Wintern jedoch ist er sicher vor allem Frost. Früh im Jahre schon schmücken die Klippen, die ihn tragen, sich mit der dunkeln, hohlen Levkoje und mit den mächtigen Kugelsträußen der Euphorbie, und so geschmückt erwarten sie den ersten Mai. Kömmt er, und kömmt er wie er kommen soll, in Blau und Gold, zwischen Feuerwerken von duftenden Irisflammen und Bienenschwärmen von funkelnder Ginsterblüthe, so geht am Nachmittag so gut wie ganz Ragusa nach San Giacomo, denn dann wird im Hofe der Abtei von den Brenuesen die Poskotschnitza getanzt.

Wir gingen nicht hin, aber wir stiegen im Hafen, den ich mit seinen hohen alten Bauwerken ebenso schön fände, wie er klein ist, in eine Barke und fuhren auf einer hohen Maretta Angesichts der Plocce und sämmtlicher Fußwanderer auf der schönen, heißen Straße bis hart an die schwärzlichen Klippen unter dem Kloster. Das Landen war etwas schwierig, besonders da Wopp sich natürlich nicht hatte bewegen lassen, am festen Lande zu bleiben; indessen

wir kamen doch glücklich auf die Felsen und auch glücklich über sie hinweg und auf die vernünftige Stiege, welche höher oben zum Kloster führt. In den Kreuzgang zu gelangen war ebenfalls nicht leicht, unter den Bogen der Galerie drängten sich schwarze Hüte, bunte Hüte, Soldatenmützen und griechische Kappen, der Turbane gar nicht zu gedenken. Wir kamen aber doch hinein und hörten zum ersten Male die Guzle und sahen zum ersten Male den südslavischen Tanz. Eine wilde Musik, ein wilder Tanz — war Maß in ihm? war Maß in ihr? Ich konnte es nicht unterscheiden. Der Ton der Guzle, dieser Grille unter den musikalischen Instrumenten, schien mir ein leidenschaftliches Wimmern, der Tanz ein Durcheinanderzucken von Irrwischen oder Derwischen. Die Paare springen und zittern vor einander, schnippen mit den Fingern in die Luft, fassen und schwenken sich, und das Alles im Kreise, ohne Aufhören und Ausruhen, als hätten sie Springfedern unter den Sohlen, und so ernsthaft und so leidenschaftlich zugleich! Auch der Guzlespieler geigte, als wäre es um sein Leben, und die dichtgedrängten Zuschauer waren für die zu ihrer eigenen Lust Arbeitenden gar nicht da. Was die Scene noch bewegter machte, war die viele reiche Farbe, welche in's Spiel kam; die Brennesinnen haben Alles, Rock, Schürze, Tuch und Jacke, so bunt wie möglich, und Schuhe und Kopfbänder scharlachroth — die Brennesen sind fast so reich gekleidet wie die Lastträger. Es war, als tanzte ein lebendig gewordenes Blumenbeet einen Planetentanz.

Draußen unter den Oelschatten an den Abhängen saßen Landleute zu Zweien und zu Dreien und rauchten in der Frühlingsluft ihre türkischen Pfeifen. Hier und da wurde gesungen, aber kein Tumult fand statt, kein Streit, kein Stoßen. Es waren zwar Gend'armen anwesend, aber sie gingen nur spazieren, wie alle übrigen Menschen — weiter hatten sie nichts zu thun. Die Ragusäer sind immer noch das Volk, von welchem in der Zeit der Nichtregierung Einer zum Andern sagte: „Wenn wir nur eine Regierung hätten, da wollt' ich Dir schon eins versetzen."

Der Mai entwickelte sich nicht seinem glänzenden Anfange gemäß. Er war unsicher, gleichsam befangen. Er zögerte. Ich wußte mich nicht in ihn hineinzufinden. Ich hätte ihn leidenschaftlicher, duftreicher erwartet.

In den Salons ließen wir die Tische rücken. Sie blieben lange eigensinnig, endlich entschloß einer bei der Marchesa sich nach einigem Schwanken dazu, uns unter den Händen fortzurasseln, und nun nur einer erst das Beispiel gegeben hatte, folgten immer mehrere nach. In Casa Budmani wollte ich auch einige Experimente organisiren, aber sie mißglückten. Die jungen Mädchen, welche agiren sollten, schüttelten so viel ihre dunkeln Köpfe, und auf ihren blühenden Gesichtern lag so viel weise Ungläubigkeit, daß sie keine Stecknadel bewegt hätten, geschweige denn einen Tisch. Sie zeigten sich in diesem Skepticismus als echte Ragusäerinnen, denn in Ragusa zweifelt man zehn Mal, ehe man ein Mal glaubt.

Woran ich bald und gleich gründlich glauben sollte, das war an das mir, trotz meiner energischen Protestationen von Serragli verheißene Erdbeben. Am 24. Mai saßen wir bei der Marchesa, hielten gemüthlich unsere Theetassen und schwatzten in aller Unschuld, da krachte es auf ein Mal wie ein Kanonenschuß, das ganze, feste Haus schütterte und der Bediente fuhr mit der Meldung herein, es sei ein Stück Gartenmauer eingestürzt.

Ich war von der neuen und doch immer höchst unerwarteten Erfahrung gelind verblüfft, sah die Marchesa mit großen Augen an und bin nicht sicher, nicht auch den Mund aufgemacht zu haben. Die Marchesa gab mir die Hand und sagte gelassen und liebreich: „Ja, das war ein Erdstoß, aber Sie sehen, es ist nichts.“ Dann führte sie uns an das Fenster, vermuthlich, damit wir bei einer möglichen Wiederholung, welche bei gleicher Stärke gefährlich gewesen wäre, so viel es ginge, sicher sein möchten. Draußen rührte sich kein Lüftchen, aber ängstliches, verworrenes Rufen durchschallte die sonst so stillen Straßen. Wir für unser Theil richteten uns wieder ein und plauderten weiter. Es war mir wohl der Ruhe der Marchesa gegenüber. Ich kann die Frauen nicht leiden, welche bei solchen Gelegenheiten in Ohnmacht fallen oder auch nur Riechfläschchen brauchen. Der Graf Carlo Natali kam bald nachher; dieser liebenswürdige sechsundachtzigjährige Patrizier war mit den Erdstößen zu vertraut, um sich von ihnen noch aus der Fassung bringen zu lassen. Er scherzte, als hätte die Erde nicht

gebebt. Aber die Bevölkerung im Allgemeinen war gänzlich aus der Fassung. Als wir beim Nachhausegehen vor Biramiscia noch ein Sorbet nahmen, fanden wir den Platz und die ganze Promenade gedrängt voll von verstörten Gesichtern. Am liebsten wären die Erschrockensten die ganze Nacht spazieren gegangen. In unserem Hause war es am ärgsten mit der Angst. Da versammelte die ganze Familie, Schwestern, Schwäger, Nichten und Cousinen, sich allabendlich um das Bett des Capitäns, welcher aus Ancona nur zurückgekommen war, um sich bei offenen Thüren hinzulegen und ein Fieber zu bekommen, von welchem man nicht recht wußte, was es für eines war, welches aber ein sehr gefährliches und hartnäckiges sein mußte, indem Blutigel, Senfpflaster, spanische Fliegen und Aderlässe ohne Unterschied und ohne Aufhören angewandt wurden, ein oder zwei Dutzend Medicinen gar nicht gerechnet. Ich hatte meinen Antheil an diesem neuen Unglücke in Casa Budmani, denn da die Thür des Krankenzimmers, wie schon gesagt, sorgfältig offen stand, so hörte ich jedesmal, wenn der Capitän hustete, und da er eben so oft hustete, wie er ungeduldig wurde, und alle fünf Minuten ein Mal ungeduldig wurde, so hörte ich ihn Tag und Nacht unaufhörlich husten und konnte während der ganzen Dauer seiner Krankheit so gut wie gar nicht schlafen. Und nun mußte gar das Erdbeben kommen! Der Mann fing an zu deliriren. Die Bestürzung war größer als je. Ich faßte mich in einer stillen, verzweifelnden Resignation, ich sah den Capitän

schon todt. — Wer konnte im Hause Budmani leben bleiben?

Man versicherte mir um die Wette: seit dreiundvierzig habe es noch keinen so heftigen Stoß gegeben. Ich glaubte es gern — ich wußte, gleich als ich nach Ragusa gekommen war, daß die Erde für mich ein Uebriges thun würde. Ueberall hatte ich bisher noch die Ehre von Extraordinäritäten gehabt. Und dann — ich hatte mir es immer als eines von den störendsten Dingen vorgestellt, sich auf einem Boden zu befinden, der an Nervenzuckungen litte, meine Sehnsucht nach Neapel sogar war deswegen immer eine sehr gemäßigte geblieben; mußte ich daher nicht gerade auf solche klassische Erde wie in Ragusa? Eigentlich war die Zeit der Frühlingsstöße vorüber, denn gewöhnlich finden sie nur im April Statt, aber dieses Jahr hatten wir den April im Mai, folglich auch die Erd-Emotionen und Commotionen. Und dabei war die süßeste, laueste Stille, das Meer silbern, der Himmel durchsichtig, alle Sterne daran, der Vollmond im Aufgehen und Duft allenthalben.

Am nächsten Tage färbte der Scirocco das Meer bleigrau. Plötzlich, kurz vor dem Ave Maria, hielt er inne, sämmtliche Hunde in der Ville machten ein gräuliches Concert, und der Berg stieß wieder. Man hatte mir immer gesagt, in den Vorstädten fühle man es weniger. Das konnte ich nicht bestätigen: das Haus bebte von der Sohle bis zum Scheitel. Der arme Capitän fing augenblicklich noch heftiger an zu deliriren, und die Familie, welche aber-

mals die Luft in seiner glühenden und pechschwarzen Stube verderben half, saß mit noch bleicheren Gesichtern um sein Bett her.

Ich habe immer gefunden, daß sich mit der Gefahr vertraut machen das Beste ist, und so setzte ich mich, während Meer und Wind wieder um die Wette zu brausen begannen, entschloßen zu einigen Schriften nieder, welche Nachrichten über das furchtbare Erdbeben von 1667 enthielten. Es fand am 6. April, am Ostermittwoch, bei verschleierter, von leisem Scirocco bewegter Luft Statt, und kein einziger von allen den Gräueln, welche den Hofstaat eines solchen Unheils bilden, fehlte ihm. Ueberall Bruchstücke von Menschenleibern zwischen Bruchstücken von Steinen, Wimmern der Lebendigbegrabenen, Hilferufen der Verwundeten, Versiegen der Cisternen, Verdunklung der Luft durch Wolken Staubes, Zurückweichen des Meeres, Aneinanderkrachen und Zerschmettern der Schiffe, und endlich Räubereien, zu denen Landleute der Umgegend sich mit Morlacchen vereinigten, welche ihre Waaren aus dem Orient gebracht hatten. Ich wiederhole es: Nichts fehlte. Doch auch nicht das Große, nicht die edelste Kraft des Menschen. Nicolò Bona wurde, unterstützt von Maroiza Caboga, der Retter Ragusa's. Er sammelte die Senatoren, welche den Tag des Unterganges überlebt hatten, er hielt mit Bitten die Einwohner auf dem Ruinenboden der Vaterstadt fest, welchen sie auf immer verlassen wollten, er brachte in Sicherheit, was von dem öffentlichen Schatze noch aufge-

funden werden konnte, er schrieb, da die Gesetze alle verloren gegangen waren, mitten in der Verwirrung der Verwüstung ein neues Gesetzbuch, er verjagte die Räuber, er that vermittels einer geistvollen Beschreibung des Unglücks eine Bitte um Abhilfe dagegen an Alle, welche damals in Europa lesen und fühlen konnten. Ragusa erstand aus dem Schutt, der Bona war sein neuer Baumeister, wie er später sein Regulus werden sollte.

Von den Tagen der Erdstöße an wurde es heißer, und der Frühling blühte üppig in den Sommer hinüber. Die Mauern waren mit Rosenguirlanden eingefaßt, in welche das Löwenmaul, der Feuermohn, die Wicke und die Malve sich mischten. Die Pelargonien und die Fuchsien funkelten im Garten des Feldmarschall-Lieutenant Baron von Gerlitzi, dem einzigen Garten in Ragusa, wo es wirklich etwas wie Gemüsecivilisation gab. Nämlich unten an der Straße, oben an den Dance, zu welchen der Garten mit schönen Steinstufen von Terrasse zu Terrasse hinanstieg, war noch völlige Ragusäer Wildniß: Oelschatten, Blumenbrand, Epheu und Fels.

Etwas später, Anfang Juni, hatten wir Granaten- und Palmblüthe. Und noch etwas Anderes: die Pocken.

Die Pocken — es starben acht Menschen an ihnen. Acht Todesfälle auf siebentausend Seelen — was für eine Epidemie! Auch war Ragusa buchstäblich außer sich. Die Aerzte versicherten: eine solche unvernünftige Furcht und einen solchen Widerstand gegen den ärztlichen Rath könne

man unmöglich noch irgend anderswo zusammenfinden. Sie wußten buchstäblich nicht, was sie anfangen sollten. Der eine war hauptsächlich desperat und impfte außer der ganzen Stadt sich selbst binnen acht Tagen nicht weniger als drei Mal ein. Wir betrachteten diese allgemeine Angst neugierig wie ein Phänomen. Wir begriffen nicht, wie eine ganze Stadt sich so fürchten könne. Und man versicherte uns: es wäre nicht nur dieses Mal so, bei der kleinsten Veranlassung geriethe man unfehlbar in eine ähnliche Verzweiflung. Warum waren die Ragusäer, so wacker zur See, so furchtsam auf dem Lande? Hatten sie zu wenig davon? Oder war es der immerwährende Scirocco, welcher Nerven und Gehirn so erschlaffte, daß jene zitterten und dieses schwankte? Wir frugen uns das, ohne Aufschluß zu bekommen; genug, die Thatsache war da. Es kamen Fälle vor, daß der Arzt zu irgend Jemand gerufen wurde, der zugedeckt bis an's Kinn im Bett lag. „Ach, Doktor, die Pocken!“ — „Die Pocken? warum glauben Sie denn die Pocken zu haben?“ — „Ich weiß, daß ich sie noch nicht habe, aber es wäre doch möglich, daß ich sie bekommen könnte.“ — „Und darum liegen Sie schon pränumerando im Bette?“ — „Ja, Doktor; es ist doch immer besser, sich in Acht zu nehmen.“

Indessen, Alles hat seine Zeit. Die Pockenepidemie ging glücklich vorüber, und der Sommer, der Glanzaugenblick des Pflanzenthums kam. Die Rebenblüthe duftete und verduftete, im Casinogarten trank man unter den köstlichsten

weißen Oleandern Bier, die rothen fingen an zu blühen. Die Hecken waren goldgeb von rhamnus zisiphus und bläulichrosig von Brombeerblüthe, die Steine bedeckt mit phlomis frutticosa, deren gelbe Blume gleich der Lupine duftete, die Mauern noch reicher durch Passionsblume, Granatengesträuch, Kapernfestons und die wehenden rosenfarbigen Zweige des cendranthus rubeus.

An der Vigilie von St. Johanni hatten wir Feuer. Viermal außerdem werden sie angezündet: zu St. Georg, zu St. Veit, zu St. Peter und Paul, und zu St. Elias. An St. Veit hatten wir indessen nur ein einziges bemerkt, während der Johannisabend ganz hell von ihnen war. Auf Piazza Clauzel, vor Birimiscia, auf dem Eliashügel, inmitten der Gärten, am Aquädukt, überall flammten sie und beleuchteten mit flüchtigen aber glänzenden Lichtern bald die Festungsmauern, bald die Felsen. Das, welches uns am nächsten war, brannte vor der kleinen Capelle von St. Johann, die um einige Gärten höher als unser Haus stand. Die Oelzweige wehten vor dem Feuer hin und her; die Cypresse neben der Capelle, der Sergio hinter ihr, standen deutlich schattirt in den Launen des Flackerns. Wir hörten: „Im Namen Gottes und St. Johannes für Gospods'a Mare, oder die Signora Annetta!“ So oft ein solcher Ruf gethan wird, springt der Rufende über das Feuer. „Für Jemand durch's Feuer gehen“ ist also hier keine bloße Redensart. Blumen im Haar sind dabei ein unerläßlicher Schmuck, welchen die Männer überhaupt gern

tragen. Die Lastträger stecken den Strauß auf den Turban, die Landleute hinter das Ohr. Ueber dieses werden gelegentlich auch noch einige Kirschen gehängt und dann nach und nach mit dem größten Ernst heruntergenommen und verspeist.

Der Johannitag war der letzte der Frühlingscapricen, abwechselnd voll Regen und voll Sonne. Das Meer war bald düsterblau, bald himmelähnlich. Die Berge und die Scogli leuchteten jeden Augenblick in einem andern Schmelz. Unter uns wogte, gleichfalls in allen nur möglichen Tönen des Grüns wechselnd, das Laub der Feigen, des Weins und der Mimosen. Eine kleine Palme blickte aus einem der Gärten zu uns empor, im südlichen Grün ein morgenländischer Fremdling, schwer erzogen, leicht getödtet. Die Palmen brauchen den stillen Brand der Wüste, sie können nicht daheim werden in dem Wechselklima von Ragusa.

Ragusa vecchia.

Es liegt die Höhe hinan und schaut auf das Meer.

Zuerst auf die drei kleinen Scoglien, Supetar, Mercana und Bobara, und dann auf das unbegrenzte, hohe Meer.

Epidauro, sagen gern die neuen Ragusäer, wenn sie vom alten Ragusa reden. Aber Ragusa vecchia ist nicht Epidaurus.

Epidaurus war groß, reich und stark, Epidaurus war die Stadt der Enchelier, und die Enchelier saßen von den Bocche bis Stagno.

Ragusa vecchia ist klein, bescheiden und ländlich. „Wir gehen auf's Land," sagen die Ragusäer, wenn sie nach Ragusa vecchia fahren. Vielleicht, weil sie von da aus nach Canale gehen.

Als Ragusa noch Väter hatte, war es auch schon so. Die Väter hatten Häuser hier, in denen ruhten sie aus, und dann begaben sie sich weiterhin, wo sie ebenfalls wieder Häuser hatten; die Väter von Ragusa hatten überall Häuser.

Wer in Ragusa ein Haus hatte und zugleich Schulden, die er eben nicht bezahlen konnte, der schloß sich in sein

Haus ein und wurde betrachtet, als säße er im Gefängniß. Wer kein Haus hatte und dabei auch Schulden, die er nicht bezahlen konnte, der würde in's Gefängniß geführt worden sein, wäre er nicht nach Ragusa vecchia gegangen. Dort war er seiner Freiheit sicher, mit so vielen Schulden, wie es immer sein mochte. Einmal des Jahres, acht Tage vor und acht Tage nach dem Feste San Biagio's, dieses heiligen Arztes der Leiber und der Seelen, war der arme Schuldner auch in Ragusa seiner Freiheit sicher, doch außer diesen zwei Mal acht Tagen nur in Ragusa vecchia.

Jetzt ist das anders. Ragusa vecchia ist nicht länger ein Zufluchtsort, Ragusa vecchia gilt als Land, obgleich es eine Prätur ist, und Ragusa vecchia sendet keine Piraten mehr aus, sondern begnügt sich friedlich die Höhe hinan zu liegen und auf das blaue, große Meer zu schauen.

Ueber das Meer kam Kadmus, der Phönizier, der Bruder der weißen Europa, der Säer der Drachenzähne. Verjagt aus Theben, welches er gegründet, aus Böotien, welches er beherrscht, kam er mit Hermione, der Gattin, der Tochter des Mars und der Venus, und wurde Herrscher von Enchelien.

Dann wurden beide zu Schlangen und wohnten in einer Höhle, aus welcher die Stadt das Wasser schöpfte. Aber sie thaten den Menschen nichts zu Leide.

Ein Drache, welcher späterhin dieselbe Wohnung bezogen hatte, verfuhr anders. Er verschlang so Menschen wie Vieh, recht nach Drachenart.

Da war eben St. Hilarion in Epidaurus. Und St. Hilarion ließ dreitausendfünfhundert Schritte von der Höhle einen Scheiterhaufen errichten und gebot dem Drachen, aus der Höhle hervor und nach dem Scheiterhaufen hinzukriechen. Und der Drache that's, begab sich auf den Scheiterhaufen und ließ sich verbrennen. Einen solchen Drachen habe ich noch nicht erlebt, in Sage und Lied nämlich. Zweifler wollen behaupten, daß der Drache bloß ein Drachenbild gewesen sei, etwa die alte Schlange des Aesculap; aber ich halte es mit dem lebendigen Drachen und seinem schönen Gehorsam.

Epidaurus hatte eine besondere Vorliebe für Drachen, Schlangen und solches Gezücht. Sie krabbeln in seiner Gegend und in seiner Geschichte allenthalben herum. Auf der östlichen Seite des Schneeberges öffnete sich eine andere Grotte. Appendini, dieser Ahnherr der Panslavisten, der eben so geistreiche wie langweilige Appendini stieg hinunter. Vier Säulen, aufgewachsen aus dem Felsenboden, trugen ein verdämmerndes Gewölb. Was sichtbar war, glich einer blendend weißen Wolke, zu den Füßen schien ein Pflaster von Alabaster zu flimmern. Die Tropfen fielen leise, ein See war bis zur Höhe eines Mannes vom klarsten und kältesten Wasser voll. Wer es trank, der konnte nicht den dritten Zug thun, ohne Athem zu holen, aber hatte er das böse Fieber, so verlor er's. In einer Kufe von Tropfstein war auch kaltes und klares Wasser, und in diesem lagen drei Münzen. Der gelehrte Pater wollte sie sich an-

eignen, seine Führer und Fakelträger ließen es nicht zu. Diese drei Münzen mußten in „der Kufe der Nymphe" liegen bleiben. Wer sie hineingethan, das wußte man nicht, aber darinnen bleiben mußten sie, das wußte man, denn Einer hatte sie einst auch aus der Grotte nehmen wollen, da hatte diese sich plötzlich vor ihm geschlossen und eine furchtbare Schlange ihn verschlungen. Wieder die Schlange.

Dann haben wir auch den Bembel. Unter diesem eigenthümlichen Namen präsidirte Silen den Bacchanalien von Epidaurus. Als keine Bacchanalien und überhaupt keine Feste mehr in Epidaurus gefeiert wurden, emigrirte der Bembel nach Ragusa. Am lustigen ersten Mai, wenn die jungen Edlen den Maibaum vor San Biagio aufpflanzten und als Castellani und Nicoloti Scheinkämpfe aufführten, erschien der Bembel in der Quadrille der Schuhmacher. Sein langes, weißes Gewand war gestickt mit Kräutern und Blumen, aus dem grünen Kranz auf seinem Haupte ringelten sich gezähmte Schlangen, eine hielt er in der Hand — der Bembel war specifisch epidauritanisch.

Noch drei Masken außer ihm hatten die neuen Ragusäer sich aus der Göttervergangenheit von Epidaurus genommen: Turizza oder Mars mit Pferdekinnbacken und Eberzähnen, Zoroje oder Bachus mit Weinlaubkranz und Thyrsus, Vila oder Diana mit einem Bogen aus Blumen.

Ein Gott jedoch wurde in Epidaurus noch mehr verehrt, als diese drei Gottheiten zusammen, und das war Aesculap, der Gott mit der Schlange.

Als die Ragusäer sich zum Palaste ihrer Rettoren die Säulen aus Epidaurus holten, da brachten sie an der einen aus dem Tempel Aesculap's sein Bildniß mit. Es wollen ihn Profane für einen Alchymisten halten, wie jenen Drachen für ein Drachenbild; aber es ist Aesculap, und in der Inschrift, die ehemals an der Säule stand, war er sogar ein Eingeborner von Ragusa.

Auf dem Gipfel des Schneeberges, dem Kadmusberg des Alterthums, liegen Trümmer, verkalkte Knochen umher. Gräberstätte nennen ihn die Landleute. Heilkräuter bedecken ihn wie keinen andern Berg.

Die Trümmer sollen die vom Tempel Aesculap's, die Höhle am Schneeberg soll die Höhle seiner Schlange gewesen sein.

Wie kam dieser Cultus nach Epidaurus? Aus Aegypten? Durch die Parthenier aus Lakonien?

Den Namen wenigstens brachten sie der alten Stadt. Und auch Asclepitaner hießen die Epidauritaner.

Als römische Consuln nach Dalmatien kamen, ergab Epidaurus freiwillig sich dem großen Rom.

Treu Cäsar wurde es von Oktavius für Pompejus belagert, von Vatinius, der aus Brindisi kam, entsetzt.

Unter Augustus kamen Römer hin, um sich niederzulassen, und Epidaurus wurde so römisch, daß es wider die Dalmatier kämpfte, als sie gegen Rom kämpften.

Es war reich, mächtig und blühend. Damals hätte es heißen sollen, wie die Slaven es nennen: Zaptat, das Blühende.

Aber es blühte nicht da fort, wo es zuerst Wurzel gefaßt hatte.

Es stand auf einer Insel. Ein Erdbeben schleuderte es aus dem Meere an das Land, wie ein Schiff, welches strandet.

St. Hilarion hatte damals noch nicht am Ufer gestanden.

Als er in Epidaurus war, schwoll das Meer einst auf, vom Erdbeben empört, mit Untergang drohend auf die Stadt ein. Der Heilige zeichnete drei Kreuze in den Sand, und das Meer wich zurück.

Das Meer wollte im Ganzen den Epidauritanern wohl. Sie durchkreuzten es als kühne Segler, ebenso wie sie als kühne Reiter über die Erde flogen.

Sie waren klug und scharf. Sie aßen und tranken viel. Wer wenig trank, in dem glaubte man keine Kraft zu Thaten.

Aber so muthig sie auch tranken, gegen die Zugwinde der Völkerwanderung konnten sie sich doch nicht stemmen.

Die Gothen kamen über sie, dann die Avaren, dann die Slaven. Endlich schifften die Saracenen von Rhodus herüber, und ihre Verbündeten, die Slaven, zogen noch einmal vom Lande aus an — . . . .

Da war Epidaurus gewesen.

Heute liegt Ragusa vecchia die Höhe hinan und schaut auf das unbegrenzte, blaue Meer.

Sommer.

Die Sterne waren wie Silberfunken über den östlichen Himmel gestreut. Der Abendstern war am silbernsten aufgeblinkt, während unter ihm der Granatenbaum im Nachbargarten hin und her wehte. Auf dem durchsichtigen Meer- und Himmelsgrunde hingen ungeheure Spinnen in den Strahlen ihrer Netze, welche sich von Säule zu Esse und von Brüstung zu Baum zogen. Dann fingen die Lichter in den Pille wie riesige Leuchtwürmer an zu funkeln. Es war der 28. Juni, die Vigilie von Sft. Peter und Paul, es hatten wieder Feuer gebrannt. Von einem links unter uns wirbelte der Rauch röthlich in die Höhe und gerade auf uns zu, so daß wir in heißem aromatischem Nebel standen. Von dem letzten, welches brannte, am Fuße von San Lorenzo, wurden Fels und Feste phantastisch umdunstet und umleuchtet. In der Stadt war Zapfenstreich und Amt bei den Franziskanern. Nach Gravosa zu knallten Schüsse. Unten an der Straße wurde ein Ständchen geklimpert. Es war ein Abend wirr von Glanz und Rauch,

Getön und Geräusch, ein echter südlicher Sommerabend. Der uns verkündete Sommer, welcher mit regelmäßigen Winden, aber ohne den Schlag eines Gewitters und ohne einen Tropfen Regen glänzend einförmig drei Monate lang währen sollte, schien seit vier Tagen eingetreten. Die Mücken, besonders die kleinen, weißlich gallertartigen, speciell ragusäischen, waren in den Nächten geradezu unerträglich. Ich mußte mich zu der wilden Wermuth entschließen, die als Pulver angezündet, sie vertreibt, und viel nach Alexandrien ausgeführt wird. Als „persisches Insektenpulver" soll es von dort aus bis nach Deutschland kommen und die Schachtel einen Gulden kosten; in Ragusa zahlte man zwölf Kreuzer für eine, und verbrannte fünf Finger voll davon im dunklen Zimmer. Sobald dieses hinreichend mit dem herb riechenden Dunst angefüllt war, machte man den Mücken das Fenster auf, und sie zogen mit unwilligem Singsang von dannen. Oft aber waren sie auch nur betäubt, kehrten nach einigen Stunden mit erneuter Bosheit zum Angriff zurück, und dann stand es um die Nachtruhe freilich übel. Im Ganzen wäre der Sommer in Ragusa angenehmer, wenn es etwas weniger Mücken gäbe. Auch die übrige Insektenwelt beehrte uns mit der größten Vertraulichkeit. Zwar hatten wir nicht wie zu Spalato in Casa Carminati Scorpione an den Wänden der Zimmer, wohl aber verpuppten die Raupen sich zahllos an denen des Hauses. Die Schmetterlinge legten Eier in die Kleidungsstücke, die Tausendfüße spazierten mit ihren unabsehbaren Beinen ge-

wissenhaft über Alles hinweg, die Wanzen bissen uns eifriger als je, und die Flöhe sprangen, wenn man schrieb, Einem geradeweges vom Papier in's Gesicht und waren dabei so gescheit und geschwind im Entweichen, daß man nicht anders konnte, als sich eingestehen, man habe noch keine Flöhe intelligenter gefunden, als die ragusäischen.

Alle Gärten waren bunt. Es blühten die weiße Rose, die Bouquetrose, die Wunderblume, die Winde, der Jasmin, immer noch die Granate und der Oleander und ganz neu die Mimose und die Jujube oder Brustbeere. Diese sah ich auch zum ersten Male; es war ein zierlicher Baum, hatte den Glanz der Caruben, die Helligkeit des Rhamnus, gefiederte Blätter und ganz kleine grüne Blüthchen.

Unter den Mimosen saßen und schwirrten den lieben langen Tag über und wohl auch die liebe lange Nacht durch unaufhörlich, unermüdlich und unveränderlich die Grillen. Ich dachte, wenn ich ihnen während der langen heißen Stunden dumpf und still zuhörte: Die Morlacchen könnten ihren Tremulirgesang wohl von der Grille gelernt haben.

Mehr und mehr Früchte reiften; wir hatten bei den letzten Kirschen zugleich die ersten Aepfel und Aprikosen. Aber alle hatten etwas wahrhaft Liliputanisches, ausgenommen die Petersfeigen, welche nach St. Peter und Paul so hießen und prächtig groß waren. Gleichen Umfang und großen Wohlgeschmack hatten die Gurken, die Zucche und die Bohnen.

Im Meere spiegelte sich die Milchstraße, deren Be-

nennung hier von den übrigen slavischen abwich, um sich der türkischen und persischen anzuschließen. Sie hieß nämlich „Gevatterstroh“. Wenn ein Gevatter den andern bestiehlt, gilt das als eine große Sünde, und ist das gestohlene Gut Stroh, so wird es als Warnung und als Zeichen am Himmel verstreut und hilft die Milchstraße bilden. Wenn man nun diese in ihrer Fülle glänzen sah, so konnte man sich des Gedankens nicht erwehren, die Gevattersleute müßten einander häufig Stroh stehlen.

In den Pille wurde gebaut; ich glaube wahrhaftig, alle Häuser sollten größer gemacht werden. Da war denn Hoffnung für die, welche im nächsten Jahre Quartiere brauchen würden. Einstweilen hatte ich das Benefiz des Hammerns. Dicht hinter und über uns wurde ein Haus, welches die Montenegriner auch mit ausgebrannt hatten, wieder in Stand gesetzt. Die Steine dazu mußten Stück für Stück von Maulthieren heraufgetragen werden, immer zwei von einem Thier; mit Stricken waren sie festgeschlungen. Man kann sich denken, wie oft so und so viel Maulthiere unsere Straße heraufklimmen mußten. Ein jedes von ihnen klingelte, ein jeder Führer sang Marco Kraljeviče. Dazu wurde auf dem Exercierplatz meistens den ganzen Nachmittag trompetet, getrommelt und kommandirt und auf den Danca einige Stunden lang geschossen. Man merkt, es war so eine Art gelinden Sabbaths, der tagtäglich los war, und das in der vollkommensten Saphirstille des Himmels und des Meeres.

Im Hause war denn auch die unvermeidliche Noth. Der Capitän war allerdings wieder hergestellt, machte den Liebenswürdigen, quälte sich mit mir an ragusäischen Gedichten, die nicht zu verstehen ich mich tröstete, wenn ich sah, daß er als Ragusäer sie auch nicht verstand, und ließ auf das Rohrdach über der Terrasse Schilfmatten decken, damit ich ein wenig im Schatten sitzen könne. Aber Jela war lunatischer als je, und ich hatte wieder eine Brazzanerin.

Vice, so hieß sie, war ebenso gut wie Dome erstens nie zu halten, zweitens permanent ungehorsam und drittens unüberwindlich eigensinnig; das waren aber nur ihre Haupteigenschaften. Nebeneigenschaften, wie Lügen, Faulheit, Grobheit und ein nicht zu stopfender Mund verstanden sich von selbst. Da es in Dalmatien lauter Typen gibt, glaub' ich meine beiden Brazzanerinnen als Vorbilder Aller vorstellen zu können und rathe daher Jedem, der gezwungen sein sollte, in Dalmatien ein Haus zu halten, auf das dringendste von einer Brazzanerin ab. Vice hatte nur noch die beiden speciellen Vorzüge, daß sie wüthend auf das Militär war, nämlich wüthend vor Zärtlichkeit, und daß sie noch unfehlbarer als Jela's Katzen Alles aß und trank, was man für sich selbst bestimmt hatte. Und es wurde immer schwerer, etwas zu bekommen! So trank ich z. B. die beiden einzigen Flaschen Himbeersaft aus, die in sämmtlichen Café's aufzutreiben gewesen waren.

Hätte ich nur hinuntergekonnt! Aber von St. Peter und Paul bis zum 15. Juli kam ich nicht mehr in die Pille,

nur noch bis auf unsere Terrasse. Da setzte ich mich, wenn der Abendstern über dem Granatenbaume entschimmerte, zwischen das Mimosen- und Feigenlaub auf die Steinbank. Bisweilen stieg einer unserer Freunde oder meine liebe Marchesa die Straße herauf und läutete an unserer Thür. Oefter aber waren wir allein. Dann las ich in Freiligrath's Sammlung englischer Dichter, oder ich sah der Nacht entgegen, wie sie dunkelblau über Ragusa vecchia heraufkam. Lichtblau war das Meer, perlenweiß der Himmel, Rosenduft die Luft. Es waren wunderbare Mächte — man lebte anders als gewöhnlich in ihnen.

Ich veränderte mich überhaupt. „Ich bin in der größten Gefahr, wieder an die Romantik zu glauben," schrieb ich an Tschabuschnigg, „die Leute sind hier so de sang-froid romantisch, poetisch und originell, so von Gottes Gnaden antispießbürgerlich."

Vom 15. Juli an hatte ich gar auf drei Wochen Stubengefangenschaft. Während dieser Zeit vertrocknete das Gras, und die Granaten und die Rosen hörten auf zu blühen. Aber die Mimosen, die Oleander und die Kapern thaten es freudig fort. Sie waren die echten Kinder dieses echten Südens. Denn hier war er der echte Süden. Bisher hatte ich ihn noch nicht gekannt, jetzt lernte ich ihn kennen. Ihn und die Hitze. Auf Stunden war ich wirklich vernichtet, konnte nicht denken, kaum leben.

Wer nicht blos auf Stunden, sondern gleich für den ganzen Tag vernichtet war, das war der Capitän. Die

ganze Melancholie des ragusäischen Sommers und Ragusa's überhaupt war in dieser starken Gestalt, in diesem vollen Gesichte personificirt. Ich hatte noch nie einen dicken Mann melancholisch gesehen; es ängstigt von einem solchen noch weit mehr als von einem magern. Von dem erwartet man es sich nicht besser; aber von einem dicken scheint es ein solcher contre sens! Der Capitän machte mich ganz unglücklich. Ihn dermaßen von der Hitze mitgenommen zu sehen, machte, daß man selbst sie gleichsam doppelt empfand. Er hatte uns von einem Mittaggeist erzählt, durch dessen gedrohtes Erscheinen man die Kinder verhindere, in der Mittagshitze herumzulaufen. Wenn nun der Capitän, ganz weiß angethan, ganz regungslos, ganz aufgelöst auf den Steinstufen lag, welche unter dem Seitenfenster meines Schreibkabinets am Hause heraufgingen, wenn er dalag und aus dem Kufereimer neben sich Glas auf Glas von dem lauen Cisternenwasser trank, dem es so ganz unmöglich war, auch nur den bescheidensten Durst zu löschen, so kam er mir ganz und gar vor wie der Mittaggeist.

Nachts machte er mir ein anderes Vergnügen. Bis um Eins oft wanderte er unter der Veranda auf und ab und rauchte. Es war unmöglich ein Fenster aufzumachen, es war ebenso unmöglich zu schlafen. Ging er endlich auch wirklich zu Bette, so war er doch um vier Uhr früh schon wieder wach und schloß die Hausthür ebenso hörbar auf, wie er sie um Eins eben erst zugeschlossen hatte. Ein ruheloser Mann war der arme Capitän im Sommer und wer

den Vortheil seiner Nähe genoß, konnte nicht anders als mit ihm diese Ruhelosigkeit theilen.

Zwei junge Studirende, ein Berliner und ein Schlesier, dieser mein Verwandter, den ich in Schlesien nicht hatte kennen lernen und nun in Ragusa kennen lernte, hatten gegen die Hitze mehr Muth. Obgleich fast die meisten Pflanzen wie die Aepfel von Sodom bei der leisesten Berührung in Staub zerfielen, botanisirten sie doch unverdroßen an Allem, was noch nicht bis zur Asche verbrannt war. Dabei gingen sie als echte Deutsche meistens zu Fuß und trugen auch ihr leichtes Gepäck selbst. Das that den Dalmatiern dann unendlich leid. — „Povera gente miserabile“, hieß es theilnehmend, „sie haben nicht ein Mal genug, um sich einen Esel zu miethen, der ihnen il bagaglio trage!“ In Cattaro waren sie besonders „commiserirt“ worden; nur die Tyroler Teppichhändler, unsere Bekannten aus Spalato, die wir zu Ragusa gelegentlich wieder antrafen, wußten, daß „Kräuterklauber“ nie anders reisten. Ich hatte, da die beiden Kinder nach Montenero wollten, sie zum russischen Consul geschickt, um sich von diesem ein Empfehlungsschreiben an den Gospodar geben zu lassen. Aber sie sagten ihm weder ihre Namen, noch ihre Stellung, und so sah der Consul sich ihre einfachen grauen Röcke und ihre bescheidenen Mienen an, und — gab ihnen keinen Brief. Ohne alle Empfehlung waren sie denn in Montenero eben nur geduldet worden. Danilo, der eben Mamula nach Scutari begleitete, hatte ihnen gestattet, ihn begleiten zu dürfen

und ihnen Abends Jedem eine Portion Hammelbraten verabreichen lassen — das war Alles gewesen. Mich belustigte es sehr. Der Schlesier fand, daß sie gut, der Berliner, daß sie gar nicht aufgenommen worden wären. Ebenso war der Schlesier erbaut von der Gastfreundschaft in Montenero und der Berliner meinte: „Ich finde nicht, daß man uns etwas gegeben hat." — „Aber man hat von uns angenommen, und zwar ganz einfach, ohne allen Dank." — „Wenn Dir daran liegt — annehmen thut man überall, nur daß man dankt."

Wir sahen noch einen dritten wandernden Naturalisten, den Professor Christoforo Bellotti, aus Mailand, welcher Landmuscheln suchte. Den bewunderte ich wahrhaft. In Metkowich war er in der größten Hitze länger als acht Tage gewesen, in den Sümpfen von Montenero hatte er im Freien geschlafen, und — was das Fieber war, wußte er nicht. In Cettinje hatten ihn die Türkenköpfe angelockt, die eben ziemlich zahlreich auf dem Thurme steckten. Er benutzte eine stille Nachmittagstunde, stahl zwei, steckte sie in Papier gewickelt zu einem Stück Hammelbraten in die Tasche, machte sie bei nächster Gelegenheit rein und schickte sie nach Mailand. Eine Probe mehr von Enthusiasmus von Fach.

Wir litten um diese Zeit zugleich mit aller Welt an kleinen Beulen im Gesicht, auf den Armen, am Halse. Die zu haben, gehörte zu den Sommervergnügungen von Ragusa. Man hatte Fieber dabei und sah nichts weniger

als schön aus, aber „die Hitze fuhr aus dem Blute" und man fand, daß es außerordentlich gesund sei.

„Wenn nicht diese unglückseligen Matratzen von Schafwolle hier wären, die ebenso viele Laurentiusroste sind," sagte ich einmal, „sondern hübsch vernünftige Pferdehaarmatratzen, auf denen man liegen könnte, ohne zu braten, so würde nicht erst eine solche Hitze in's Blut kommen, die dann durch Beulen wieder herausfahren muß." — „Lieber Gott," wurde mir geantwortet, „im ganzen Orte haben wir ja nur sechs Pferde — wenn wir aus denen sechs Matratzen gemacht haben werden, wer soll uns denn da nach Gravosa fahren?" Ich hätte entgegnen können, daß man die Matratzen nicht aus Pferden, sondern nur aus Pferdehaaren mache, aber freilich, von sechs Pferden konnten die Haare nicht weit reichen, und so war anzunehmen, daß man in Ragusa nach wie vor auf Schafwolle seufzen würde.

Serragli warf mir vor, daß ich Ragusa anbete, wie ein launenhaft Liebender seine Geliebte, d. h. mit unaufhörlichen Entdeckungen von allen nur möglichen Fehlern. Er hatte nicht ganz Unrecht, und doch — es war so schön — so oft ich es sah, liebt' ich es als Dichterin.

Es bereitete sich vor, den Geburtstag des Kaisers zu feiern. Kanonenschüsse von San Lorenzo erschütterten schon am Vorabende unser Haus. Am Morgen abermals. Alle Forts krachten auf das Meer hinaus — Imperiale, Lacroma. Parade, Hochamt, Diner fehlten nicht. Am Abende war

Ball im Casino. Dazu erst stiegen wir hinab. Der Saal war mit Gewinden und Fahnen geschmückt, die Gesellschaft convenable und elegant, aber der brio, der Nerv, der verve, der spirit war nicht vorhanden, und so hielt ich nur zwei Tänze aus und konnte aus nachträglicher Ungeduld über das allzulangsame Tanzen die ganze Nacht nicht schlafen. Ich würde nimmer gedacht haben, daß ich Nordländerin allein lebhafter sein könnte, als die ganze Ragusäer Gesellschaft zusammen. Und doch war es so — ich sah an diesem Abende erst ihre volle Feierlichkeit. So ewig unruhig das ragusäische Meer ist, so unstörbar ruhig ist die ragusäische Gesellschaft. Sie hat etwas von den Felsen, auf denen die Stadt ruht, nur ein Erdbeben kann sie in Bewegung bringen.

Indessen mußte man auch in Anschlag bringen, daß der Ball ein officieller war. Nichtofficielle Bälle mögen anders sein können, wenigstens versicherte man es mir. Und dann — wer weiß, ob bei uns das Leben noch so lebendig sein würde, wie es auf dem Kaisersgeburtstagballe in Ragusa war, wenn das Büffet anstatt mit Champagner und Bowle, auch blos mit Sorbet und Limonade garnirt wäre.

Eine Neuigkeit hatten wir zu diesem Balle, die Bonda, eine der amüsantesten Frauen in Ragusa, dabei ein wenig eine Erscheinung wie aus der Zeit von Louis XV. Nez retroussé, physionomie à la fois piquante et naïve, enbonpoint réjouissant, cou délicieux, ton de voix charmant, bonne humeur inaltérable, avec tout cela pleine d'étonnements candides comme une jeune fille

et audacieusement aristocrate, telle était la Comtesse Marie Bonda, née Bozdari. Und so hübsch gründlich capriciös! Im Frühling sagte sie mir sehr ernsthaft: „Ich mag nicht auf's Land — da ist kein Wasser, kein Schatten, nichts von Blumen — was soll mir ohne das Alles das Land?" Ich gab ihr ganz Recht — vier Wochen später setzte sie sich auf den Gipfel eines hohen und steilen Berges in Canale hin, wo ihr Landhaus steht. Alle Welt sagte: „Gott, wir möchten so gerne die Bonda besuchen, aber wer soll zu ihr hinauf?" Die Bonda blieb unbesucht, aber nichts destoweniger draußen. Die Seidenraupen, der ostensible Vorwand dieser Villeggiatura in der Höhe, waren schon so und so lange zu Cocons geworden, es wurde heiß, es wurde heißer, es wurde fürchterlich heiß — keine Bonda. Ein Todtschlag passirte in der nächsten Campagna auf dem nächsten Berggipfel — die Bonda ließ ihre Nachbarn todtgeschlagen werden und blieb draußen. Auf dem Balle war sie endlich da, noch um Vieles voller geworden durch die Luft und viel weniger weiß durch die Sonne, sehr „depitirt" über beides, aber: „ich geh' doch wieder hinaus!" denn „sie hatte Bäume pflanzen lassen für ihre Nachkommenschaft — die mußten doch begossen werden."

Nun, warum sollte sie nicht eigensinnig und seltsam sein oder scheinen? Eine Ragusäerin hat das Recht dazu, das vollkommene Recht. In diesem unbeschreiblichen Chaos von Kultur und Wildheit, Turbanen und Hüten, Modernität und Roccoco, welches „ragusäisches Leben" heißt, wer

soll da ohne Capricen, Einfälle und Sonderbarkeiten bleiben? Wenn eine elegante Frau wie etwa z. B. die Bonda nach ihrem Landhause will, und um hinzukommen, muß sie sich erst einige Stunden in einer Fischerbarke ballottiren lassen und dann auf einige Stunden mehr einen Quersattel besteigen, der entweder auf einem Maulthiere oder auf einem Esel liegt — disponirt diese Reisemanier etwa zu einem gelassenen, alltäglichen Landaufenthalt? Heißt es einen Besuch in den Regeln machen, wenn man aus einem Garten die Mauer empor auf einer Leiter in den andern klettert? Und das hab' ich gesehen; zwei sehr geputzte Damen ergriffen diesen Ausweg, um nicht genöthigt zu sein, von unserem Hause in das über uns liegende erst eine der schönen Straßen in den Pille hinunter- und eine zweite wieder hinaufzuklimmen. Endlich, wenn man von einem Kammerherrn, welcher an allen möglichen Höfen gelebt hat, eine Karte bekömmt, und diese Karte wird einem von einem jungen Landmanne gebracht, welcher bloße Beine hat, zum Gruß den Turban abnimmt, und einem auf serbisch etwas ausrichtet, was man nicht verstehen kann, soll einem dabei alltäglich gesellschaftlich zu Muthe sein?

Mir wenigstens wurde immer wunderlicher zu Muthe, je länger ich in Ragusa lebte. Ich fühlte mich wie in einem beklemmenden Traume. Wenn wir Abends vor Virimiscia saßen, die Erleuchtung so gut wie gar keine war, San Lorenzo dunkel durch die dunklen Bäume dämmerte, Alles sich so lautlos bewegte und so leise murmelte, dann horchte

ich manchmal auf meine eigene Stimme, um zu wissen, ob ich wache, ob ich, ob die Gesellschaft, ob Alles wirklich da sei. Ein Komet war erschienen, er blitzte bleich im Abendrothe über den piniendunklen Bergen von Lapad, die ganze Stadt pilgerte nach der Bella-vista, um ihn zu sehen, betrachtete ihn mit stummer Ehrfurcht und vielen bösen Ahnungen — er sollte Erdbeben verkünden und in zehn Jahren eine Mißernte, und was sonst noch war — ich lachte, aber — im Stillen sei es gestanden — der Komet machte mir selbst bange, denn — ich war in Ragusa.



Ombla.

Was in Ragusa ganz unbegreiflich schwer war, das war, eine Vergnügungspartie zu machen. So bekam ich im August eines schönen Nachmittags den Einfall, zur Erholung ein wenig auf dem Meer zu fahren, nicht weit, nur bis Lacroma. Um nicht durch die Stadt gehen zu müssen, ließen wir uns die Barke in das kleine Häfchen unterhalb San Lorenzo kommen und dachten so, es ganz kostbar bequem zu haben.

Kaum jedoch stießen wir von den Steinen ab, welche das Ufer vorstellten, so begann die Barke dermaßen zu steigen und zu fallen, daß ich mich mit aller Anstrengung festklammern mußte, um meinen Sitz zu behaupten. Die Mauern der Stadt sahen von ihrem krausen Felsengrunde mitleidig unerschütterlich auf uns herab — wir wogten und schwankten zwischen dem bleichfahlen, regungslosen Ragusa und dem dunkelstarrgrünen Lacroma, und wurden hin- und hergeworfen, als wären wir nur deswegen ausgefahren, um die Wellen mit uns Ball spielen zu lassen. Ich sah

nicht ein, warum wir ihnen dieses Vergnügen noch länger machen sollten, da es uns so gar keines machte. Ohne in Lacroma gelandet zu sein, fuhren wir, so schnell es ging, nach dem Molo, und ich war von der Sucht, Lustfahrten zu unternehmen, ein für alle Mal gründlich geheilt.

Indessen nach Ombla mußten wir doch. Man versicherte mir, dorthin fahre es sich leicht. Ich glaubte das nicht recht, aber ich entschloß mich doch. Anica kaufte Provisionen, und der Wagen wurde zu Sonntag früh bestellt.

Um zu Anica zu gelangen, muß ich bei einer eigenthümlichen Art anfangen, auf welche wir in Ragusa zum ersten Male unsere Zufriedenheit ausdrückten. Drei Monate lang hatten wir geduldig in der Krone gegessen. Das Rindfleisch war immer hart gewesen, wie der Felsen von San Lorenzo, die tägliche Sauce nie zu genießen, es hatte eine unaufhörliche Abwechselung von Lamm gegeben, viel Fisch, den ich nicht essen konnte, und niemals Gemüse, nach welchem ich immer schmerzlicher verlangte, je mehr der Sommer Sommer wurde. Indessen wir waren „zufrieden“, nur aßen wir nicht mehr recht. Endlich rieth uns die Tochter des Platzkommandanten, Fräulein Amalie von Zamboni, — ein Name, den ich deshalb mit Dankbarkeit schreibe, — es doch ein Mal im Vapore zu versuchen. Wir antworten wie gewöhnlich, daß wir sehr zufrieden mit der Krone seien, indessen der Name Vapore hatte für uns einen guten Klang, wir hatten im venetianischen Vapore so schöne Backhähndl gegessen — wir ließen uns rathen und gingen in den ragu-

säischen. Seitdem bekamen wir Gurken, Bohnen und Zucche beinah' so oft wie wir es wünschten, und frug man uns nach der Krone, so antworteten wir: „O, wir waren sehr zufrieden, aber — wir essen jetzt im Vapore."

Im Vapore nun war Anica Köchin, aber es gefiel ihr nicht länger es zu sein, und als ich Vice fortschickte, bot Anica sich mir an. Ich kann nicht sagen, daß sie mir sehr gefiel, sie war von einer rabenschwarzen Häßlichkeit, hatte eine kranke Hand, kraft deren sie weder waschen noch plätten können wollte, schwatzte sehr viel und schien dümmer als selbst in Dalmatien erlaubt war, indessen die ganze Stadt rühmte sie als Tugendspiegel, sie sollte sehr gut zu Kindern sein, sie kochte leidlich, und ich nahm sie.

Ihr erstes großes Meisterstück in der Kunst, sich angenehm zu machen, lieferte sie à propos oder lieber mal à propos in einer Schildkröte, welche sie gekauft hatte, um sie in weißem Wein zu schmoren. Bis das geschehen konnte, war dem Thier sein Aufenthalt in Marco's Stübchen angewiesen worden. Aus Langerweile oder um zu sehen, wie eine Schildkröte sich in menschlicher Gesellschaft benähme, fing ich an, mich mit ihr zu beschäftigen. Ich goß ihr Wasser hin, sie trank — ich brachte ihr Weinlaub, sie fraß — ich hatte eine Feige, sie nahm sie mir aus der Hand. „Die Schildkröte laß ich nicht schlachten", sagte ich; „Anica, kauf' eine andere." „Aber die ist gerade so fett," wandte Anica ein. — „Thut nichts; lieber als die ess' ich eine, die magerer ist."

Anica ging und kaufte eine andere, trug sie hinauf, holte die fette herunter und zerschnitt sie zur Stuffata. Das Gericht schmeckte nicht schlecht, obgleich ich es gerade nicht unter meinen Lieblingsschüsseln anmerken würde. Nach Tische ging ich, um unser neues Hausthier zu füttern. Lag da zwischen zwei Schalen ein stupides Amphibium, welches nichts aus der Hand nahm und einwärts lief. Anica wurde gerufen, natürlich log sie. Marco trabte herbei — Kinder sind immer die natürlichen Zeugen für die Wahrheit, wenn dieselbe nicht von ihnen selbst gefordert wird. Anica begriff gar nicht, warum eine Schildkröte nicht so gut sein sollte wie eine andere. „Ich werde dir von Bergato vier Stück bringen lassen", sagte sie in dem Tone, in welchem man zu einem eigensinnigen Kinde spricht. Ich schickte sie mit ihren vier Schildkröten und der dummen fünften dazu spazieren, und dann schrieben wir an die genauesten unserer Bekannten Karten, durch welche wir den Trauerfall anzeigten. Am Abend vor Virimiscia empfingen wir Condolenzen die Fülle, aber meine Schildkröte war darum nicht minder geschlachtet.

Ombla ist ein Thal, welches dem Fluß gleichen Namens als Bett dient. Die Ombla hat bis zur Hälfte süßes Wasser, welches bei hohem Stande selbst große Schiffe in ihr holen kommen; dennoch sagt man auch von ihren Ufern: „am Meere". Hier stehen einzelne Villen, die Berge zu beiden Seiten hinan liegen Ortschaften. Die Villen an der Ombla sind vereinzelter als die an der Bucht von Gravosa, aber gleich diesen südlicher, d. h. mehr gegen die

Wärme gebaut, als die in den Pille, in deren regelmäßigen Vierecken man als Opfer des Sonnengottes ausathmet. Jene dagegen haben Galerien und Bogenhallen, man sieht doch die Möglichkeit, im Schatten zu sitzen.

Die Frauen von Ombla haben unter ihren großen Strohhüten viele länglichfeine Gesichter, sehr verschieden von den breiten, materiellen und hochgefärbten der Brenesinnen. Sie sind ohne Zweifel die hübschesten in dem ganzen Kreise von Ragusa, und zugleich gute Ruderer. Wir begegneten ganzen Barken voll, in denen sie Feigen, Trauben, Pfirsiche und die köstlichen Melonen von Ombla auf den Markt in die Stadt gebracht hatten.

Wir nahmen in Gravosa eine Barke mit zwei Marinari, die gleich der schönen Bucht an Italien erinnerten, und fuhren in etwa einer Viertelstunde bis an die Mündung der Ombla. Es kam hohe Flut zum Hafen herein, und trotz des stillen Septembermorgens war die Bucht bewegt. Der Fluß dagegen strömte uns, wenn auch stark, so doch ruhig entgegen.

Bis zu seinem Ursprung sind drei Viertelstunden, wir brauchten eine mehr, weil wir an der Cipressata ausstiegen, welche auf dem linken Ufer zur Villa Markovich führt.

Binsen und lila federbuschartige Blumen bedeckten den Boden unter den Bäumen. Mir fiel der Cypressensumpf aus Sealsfield's Pflanzerleben ein. In der Villa selbst sollte ein Buch mit Bildern von Marko Kraljević sein, aber die Padrona war nicht da, und die Padrona hatte

den Schlüssel. So sahen wir denn nur den trocknen Mais im Winde wehen, Pfirsiche an einem Baume, Rosen an einem Busche. Es ist seltsam und traurig öd' in solcher dalmatischen Villa. Wenn nirgends Gras wächst, so wächst es gewiß zwischen den Steinen ihrer einsamen Veranda, und eine Katze, die ominös irgendwo herausguckt, fehlt nirgends.

Als wir an die Mühlen kamen, frug ich enttäuscht: „Das ist's also?“ Ich hatte gar zu viel von dem Omblathal gehört. Die Capelle, deren Kohl erwähnt, sah ich nicht, sie steckt gar zu sehr d'rinnen. Wir begnügten uns auf einem, leider nicht geruchlosen Wege zwischen den metallisch blauen und gelben Disteln, zwischen Dornen und Myrten hoch genug hinaufzusteigen, und in das stille grüne Wasser blicken zu können. Aus ihm steigt gerade und steil die graue Felswand des Sokola oder Falkenberges empor, unter welchem es geräuschlos und unversieglich hervorquillt. Jenseits ist unmittelbar die Türkei, — daher kommt es aus der Trebičica, dem Flusse von Trebigne. Ich sagte zu unsern Schiffern: „Aber wenn das Wasser aus der Türkei kommt, so ist es ja kein christliches, kein getauftes, wie können denn da Christen es trinken?“ Sie antworteten mir ernsthaft: „Das Wasser ist christlich, die Wache steht bei der Quelle — es darf sich kein Türke darinnen waschen.“ Ich stellte mich beruhigt.

Die Mühlen waren von hier aus ganz durch hohes Schilf verborgen. In einiger Entfernung sah man die blauen

Windungen der Ombla, rechts eine kleine Kirche, links unten im Thal eine andere Cipressata. Als wir hinuntergestiegen, schöpften wir von dem stillen Wasser — es war doch ein Mal ein frischer Trunk.

Darauf fuhren wir zurück und landeten bei einer Besitzung, welche aus der Erbschaft des Patriziers Bozdari an seinen Schwiegersohn, den Baron Gheteldi, übergegangen ist. Der Fattore machte hier den Schenkwirth — wir öffneten unsern Speisekorb und dinirten aus Langerweile volle anderthalb Stunden. Ein umgekehrtes Waschfaß war unser Tisch. Wir hatten eine Serviette und ein Messer. Zwei Hunde bettelten und stahlen abwechselnd. Zwei Morlacchinnen aus der Türkei erhoben unsere Güte bis in den Himmel, weil wir ihnen Feigen und Wein gaben. Sie waren Griechinnen, keine „Christen". Griechen sind für die hiesigen Katholiken nicht besser, wenn nicht gar noch schlimmer als die Türken. Wir sprachen sie an, sie lachten uns zuerst, wie gewöhnlich, aus, dann jedoch geruhten sie ernsthaft zu werden und wirklich zu antworten. Ich untersuchte ihre Kleidung. Hemd, Schürze und Sadak waren wie bei allen Morlacchinnen, die Kopftracht dagegen war anders; die Eine, welche Jurja hieß und verheiratet war, hatte nur die Marama, das weiße Tuch mit gesticktem buntem Saume, die Zweite, noch Mädchen, trug auf der Marama, etwas nach hinten gesetzt, eine Kappe von bräunlich-rothem Merino. Einige gelbe Blumen waren darauf gestickt und ein Tuch, reiner und feiner als die Marama und über und über mit bunten

Sträußen in Kettenstich besä't, fiel hinten davon herab. Schlug das Mädchen den obern Theil dieses Tuches über die Mütze, daß er auf die Stirn fiel, so hatte der Kopfputz viel Graziöses. Das Haar trugen sie in zwei dicken Flechten, welche an den Wangen herabhingen und dann mit den Enden am Hinterkopf befestigt waren. Das Mädchen hatte in jeder Flechte eine Art Gehänge von Ketten und Münzen aus Zinn, eine Kette von gleichem Metall verband sie, und hing auf die Brust herab, diese Gehänge waren gleich der Mütze, ein ausschließlicher Mädchenschmuck. Stane, so hieß das Mädchen, hatte außerdem noch zwei Halsbänder, eines von Glasperlen und Clinquant, das andere von Gewürznelken, Jursa an jedem Finger einen Ring aus Zinn oder Messing. Eine röthliche Erdmuschel, die in den einen gefaßt war, nannte Jursa einen „griechischen Stein“, grčky kamen. Stane hatte einen Liebsten, der Mate hieß, und Matrose in Triest war. Er sollte bald zurückkommen und am Mitrovden, Demetriustage, die Hochzeit sein. Stane war erst siebzehn Jahr, sah aber aus wie fünfundzwanzig. Jursa schien auch kaum mehr jung, obgleich sie erst seit wenigen Jahren verheiratet war. Die Arbeit und — der Schmutz mögen die ursprünglich schönen Züge so entstellen; denn, — schmutzig waren wir. Das Reinlichste an dem ganzen Kostüm war der mit Messingplatten bedeckte Ledergürtel. Sie wunderten sich ungemein, als sie sahen, wie ich mir drei bis vier Mal die Hände wusch, noch mehr aber als ich schrieb.

Eine ruhige Stunde brachten wir in der Cipressata zu, welche wir von oben gesehen. Sie heißt Tharampet und liegt an dem Punkte, wo die Thäler von Ombla und Gioncheto sich berühren. Zwei Alleen der schönen natürlichen Obelisken führen an einem großen und — steinlosen Platze entlang in eine Wildniß, wo immergrüne Eichen, mit Cypressen vermischt, eine kleine Grab-Capelle umschließen. Es mußte auch noch etwas Anderes hier gestanden haben, denn der ganze Hügel war mit Mauerresten wie bedeckt. Wir lagerten uns am Abhang, wo ein Blick auf das Wasser und den Berg war. Hätte man nur ein klein wenig Gras gehabt, um darauf zu sitzen. Auf lauter kleinen Steinen war es kläglich hart. Ein Schütze ging mit dem langen, lustigen Schritte, welcher hier den Landleuten eigenthümlich ist, an uns vorüber, und setzte sich unter eine Eichengruppe, wo er, um gefiedertes Wild zu locken, die mannigfachsten Vogelstimmen nachahmte. Der Wind ging, aber die Cypressen standen still. Um sie zu bewegen, dazu gehört schon ein Sturm. Sie ragen in die blaue Luft empor, als wären sie mit ihr befreundet. Unsere nordische, fast immer voll von Dünsten und Schatten, würde sie erdrücken; sie bedarf, um auszuruhen, stärkerer, breiterer Aeste. Wie zitternd stehen die Birken, sobald es nur einigermaßen düster ist!

Die Villa, zu welcher die Cipressata gehört, ist im Besitze der Familie Bizzarro, und in der kleinen Grab-Capelle ruht der Sohn des Dichters Giovanni Bizzaro,

der Ragusa's Petrark ist. Wie dieser Laura, sah er am Charfreitage zum ersten Male Maria Tarma.

Ah, quel beato giorno
Tu il primo del mio amor.

Warum, sagt er nicht, aber diese Liebe stieß auf große Hindernisse. Während einer Abwesenheit von einigen Monaten verschwanden diese jedoch nach und nach, und bei der Rückkehr nach Venedig, wo die Geliebte wohnte, wurde Giovanni Gatte, leider indessen nur, um nach sechs Monaten Witwer zu werden. Der Widerstand gegen ihre Liebe hatte Maria's Leben zu sehr erschüttert, sie starb, zweiundzwanzig Jahr alt, an der Schwindsucht. Auf das Zureden seiner theilnehmenden Freunde versuchte Bizzaro seinen Schmerz metrisch auszuhauchen. Diese Poesieen füllen einen Band, einen zweiten diejenigen, welche einundsechzig verschiedene Autoren dem Andenken dieser ehelichen Liebe widmeten. Von dem ganzen Werke wurden nur zweihundert fünfzig Exemplare gedruckt, also ist es jedenfalls eine Seltenheit. Es herrscht in ihm, besonders in dem ersten Theile, eine legitime Romantik und eine harmonische elegante Trauer. Bizzarro nennt sich Nivangio, Anagramm von Giovanni, die Gattin Amaritte, Anagramm von Marietta. Am lieblichsten sind die ersten Poesieen, in denen er seine Liebe noch ein Mal durchlebt.

Appena ch'io ti vidi,
Corse a quel caro viso,
Come in suo trono assiso,
L' attonito pensier.

Fermossi al dolce incanto
Del suo novel soggiorno,
Nè sa più far ritorno
Al seggio suo primier.

Auch schön ist eine der letzten Oden:

L' indole egregia e la tua fede santa
Tornanmi in mente: del mio Ben perduto
La minor rimembranza un dardo acuto
In cor mi pianta.

Come con sacra inviolabil fede
I miei pensier, il mio possente affetto,
Teneano dentro al tuo casto petto
Arcana sede.

So dichtete der unglückliche Nivangio-Giovanni, und dann — heiratete er eine zweite Frau und bekam den Sohn, welcher in der Capelle unter den Eichen begraben liegt.

Als wir von unserer Rast auf den kleinen Steinen zurückkehrten, versammelten sich mehrere junge Morlacchen um uns. Einige waren auch aus der Türkei, schöne starke Leute, prächtig gekleidet, die Ramaschen, die Weste, der Gürtel roth. Ein zweiter, lederner, svilaj, war das Behältniß ihrer Bedürfnisse. Eine Hirtenflöte, svirla oder svirala, durfte nicht fehlen. Der Schönste, der einen reizenden Shawl als Turban trug, zeigte uns mit Stolz eine, die er selbst aus Eschenholz gemacht hatte. Ein Anderer blies auf einer eingelegten, die er für dreißig Kreuzer in Canale gekauft, zu meiner besondern Ergötzung die wilde Melodie des Kolo. Ein Dritter streichelte eine Nachtigall, der die Flügel zusammengebunden waren. Ein Vierter rauchte

aus einem sehr langen Rohr mit einem sehr kleinen Kopfe. Ein Fünfter schwatzte uns Weintrauben zu viel höherm Preise auf, als Anica sie vom Markte brachte, und dann bettelte er sich noch einen Kreuzer, um auf unsere Gesundheit zu trinken. Ein Sechster, seines Gewerbes ein Fleischer, der Einzige, welcher italienisch sprach, hatte den ganzen Gürtel voll von Messern, das für den Nacken, das für die Gurgel — der Ochsen, welche oft fünf Tausend jährlich in seinem paese geschlachtet und eingesalzen nach Triest verführt werden. Der blutgewohnte Mensch war sehr heiterer Laune und trieb seinen Scherz mit den Griechinnen. Der junge Raucher erlaubte sich gegen Nane noch etwas mehr, umschlang sie und verlangte: un bacio solo — einen einzigen Kuß! Ich sagte sehr weise mißbilligend: „ništa bacio — Nichts Kuß!" Nane gab ihm einen derben Schlag, und er blieb ohne Kuß und rauchte lachend weiter.

Ich weiß nicht, ob Nane sich später noch „humanisirt" hat, wir fuhren ab und landeten am Franziskanerkloster in Rožat, gegenüber der Villa Markovich. Eine Cypresse und einige Pinien am Ufer, die Kirche noch voll Weihrauch von der Function, im Kreuzgang alte, graue, starke Säulen mit ausgearbeiteten Capitälern, im Hofe ein üppiger Feigenbaum, im Kloster keine Klausur, freie Corridors, deren Fenster auf das blaue Wasser mündeten, verschlossene Zellen; ein wortkarger Mönch — so war's. Und als wir abgestoßen waren, gab das weitläufige Kloster mit den dunklen Bäumen und dem spitzen röthlichen Thurm der Kirche ein schönes Bild.

Als wir wieder an der Villa Markovich vorüberkamen, erinnerten wir uns plötzlich daran, daß sie einst dem Grafen Herzog von Sorgo gehört und sein Schicksal trat uns vor die Seele. Er endete, wie der Patrizier einer untergegangenen Republik enden muß; er verbannte sich selbst und starb auf fremder Erde. Er mag unter den Bäumen der Tuilerien oft an die Cypressen vor seiner Villa in Ombla gedacht haben.

Auf dem rechten Ufer lag Mokoschica, das Fleischerdorf, gerade San Stefano, einem Fischerort, gegenüber, wo „am Meere" braune Netze trockneten. Am linken Ufer nahe der Mündung war die Villa des Grafen Caboga mit ihrem großen Gitter, ihrer kleinen Capelle und ihren Erinnerungen an eine rasche That, eine lange Buße und eine edle Sühne. Auf der Straße kam uns eine Abtheilung Jäger entgegen, die sich nach Curzola einschiffen sollte. Ein uns bekannter Offizier führte sie, wir wünschten ihm möglichst wenig Seekrankheit und möglichst viel Vergnügen, und stiegen bald nachher vor Birimiscia aus, wo die „Gesellschaft" feierlich wie gewöhnlich im Dunkeln lispelte.

Nach Castel nuovo.

In der Nacht vom 11. zum 12. September 1853 träumte ich unaufhörlich von Erdbeben. Der erste Herbststurm dieses Jahres riß wüthend am Dache, an den Thüren, an den Fenstern, kurz am ganzen Hause.

Der Capitän hatte seine Gespensterfaktionen aufgegeben, er lag nicht länger am Tage monumental da, machte um Mitternacht nicht länger die Quadern unter seinem schweren Gange ertönen, er ging Nachts zu polizeilichen Stunden in's Bette und Tags wie ein anderer ragusäer Sterblicher unter einem Regenschirme aus, nämlich auch wenn die Sonne schien. Dann trägt man nämlich in Ragusa entweder den Regenschirm oder den Fächer. Dieser nimmt sich in einer Männerhand seltsam genug aus, indessen verstehen die Ragusäer sich seiner mit Grazie zu bedienen, weit mehr als die Ragusäerinnen.

Wir hätten, da der Capitän sich den gewöhnlichen Bedingungen des civilisirten Daseins bequemt hatte, nun etwas mehr Ruhe haben können, wäre Marco nicht krank

geworden. Der Meinung des Arztes nach war es nichts weiter als ein abermaliger Hitzfriesel, die calori oder wie der Junge es nannte, die colari, aber im Grunde waren es die Masern. Gutartig und leicht vorübergehend, aber uns doch wiederum in Anspruch nehmend. Und was das Schlimmste war — ich steckte mich an, fühlte es förmlich, wie bei der Berührung der kleinen fiebernden Hand die Krankheit mir die Adern hinaufstieg und sich in das Gehirn drängte. Otto aber, der bei mir Alles für nervös hält, bürdete auch dieses Mal meine Angst, meine Ueberreizung und meine Schlaflosigkeit sämmtlich den unglücklichen Nerven auf, und führte, um sie zu beruhigen, mich unaufhörlich spazieren. Nie war ich so viel und so hoch gestiegen, und nie war es mit Blei in den Füßen und der völligsten Ermattung mir noch so schwer geworden. War ich oben, so beschwichtigte die Luft mich auf kurze Stunden. Sie war jetzt immer warm und still und köstlich durchsichtig. In sie hinein ragten braun und trocken die Aloeblüthen, die ich nun einmal durchaus nicht frisch zu sehen bekommen sollte. Ueber ihnen machte der schönen, rothen, verschwindenden Sonne gegenüber der Mond weiße, weise Gesichter. Eines Abends sahen wir, bevor er noch kam, das Regiment Heß abziehen, nachdem zwei Tage vorher das Regiment Hohenlohe angekommen war. Es war ein Tausch zwischen Ragusa und Mailand; hier war Eintönigkeit und Sicherheit, dort erhöhter Sold und die Möglichkeit von Dolchstichen — was mochte besser sein? Dem abziehenden Re-

gimente flossen viele Thränen — wir, die wir keine zu weinen hatten, saßen philosophisch gelassen auf Steinen an dem Wege, der südlich von der Straße und höher als sie nach Gravosa führt. Rechts war die Stadt in ihrem fahlen gelblichweißen Abendton, vor uns der Aquädukt mit glänzenden Farben wie auf Glas gemalt. Links unten in der Bucht rauchten zwei Dampfer. Ein Kanonenschuß fiel, und der Eine der Dampfer ließ los vom Ankergrund, und trug so und so viele Menschen neuen Schicksalen entgegen. Der Andere qualmte, als wär' er ungeduldig. Und wir standen auf und wanderten zurück, sahen von der Veranda aus den Mond zu unserer Linken aufsteigen, aßen und schliefen, und frugen so wenig nach den Abgefahrenen, wie man nach uns gefragt haben würde, wären wir abgefahren.

Einige Tage später bereiteten auch wir uns wirklich zu einer Abfahrt. Otto behauptete, ich bedürfe der Luftveränderung, und wir müßten die letzten guten Herbstwochen noch benutzen, um Cattaro zu sehen. Demgemäß warteten wir um sieben Uhr am Morgen der Tag- und Nachtgleiche vor Viriniscia auf den Wagen.

Der Carossiere von Ragusa war ein Despot, welcher die Stadt ärger tyrannisirte, als Damiani Juda, der Einzige, der es hier mit der Autokratie versuchte, je gethan haben konnte. Wen er fahren wollte, der kam fort, wen er nicht fahren wollte, der blieb sitzen. Wir schienen an diesem Morgen sitzen bleiben zu sollen. Obgleich der Wagen über und über bestellt worden war, hatte der Absolute ihn dennoch

fortgeschickt. Er würde gleich wieder kommen, hieß es, er kam aber nicht wieder, denn die Wagen machten es mit dem Carossiere so, wie der Carossiere es mit den Unglücklichen machte, die des Transportirtwerdens harrten. Gefiel es den Wagen wiederzukommen, so kamen sie, gefiel es ihnen nicht, so blieben sie wo sie waren. Dem, der eben in Gravosa war, gefiel es, vorläufig dort zu bleiben. Der Andere stand da, jedoch ohne sich zu rühren, denn er mußte auf die Post warten. Und so warteten wir denn auch.

Ein eigenthümlich schrillender Gesang erhob sich in einiger Entfernung. Es war ein Mal nicht das Lied von Marco Kraljević. Das machte mich aufmerksam — ich spähte nach dem Sänger umher. Bald zeigte er sich. In Hosen, die ursprünglich schwarz gewesen waren, gleicher Jacke und gleicher Mütze wanderte er heran, und suchte sich unter den Tischen Cigarrenstümpfchen auf. Dazwischen blieb er stehen und lachte uns an, oder zeigte auf das Meer und rief gellend: „pet! pet!“ — „Er will sagen, daß er fünf Boote sieht,“ sprach erläuternd der Camerière, und sagte dann zu dem Blödsinnigen: „Marco, geh' fort.“ So war das also der zerlumpte Marco, der Aerger unsers kleinen, nicht zerlumpten. Schon mehrmals hatte der kleine Wicht sich bei mir über diese Namensbrüderschaft beschwert; ich sah jetzt, daß es ihm nicht zu verdenken war — sein Namensbruder bildete eine scharf ausgeprägte Vermittlung zwischen Straßenlump und Strafgefangenen.

Daß man sich übrigens nicht wundere, wenn man

gleich mir die Bekanntschaft Marco's des Zerlumpten vor Birimiscia macht. Darin geht es in Ragusa noch ganz republikanisch her; vor Birimiscia ist ebenso gut Alles, wie auf dem Stradon. Ich glaube, selbst Adam vor dem Sündenfalle wäre hier promenadenfähig gewesen, die Verrückten wenigstens waren es. Wir hatten zwei Prachtexemplare, die man zu jeder Stunde bewundern konnte; das eine war ein ältlicher langer Mann, der gravitätisch in einem vollständigen schneeweißen Nachtkostüm einherging, einen flachen, grauen Filzhut von seinem Großvater aufhatte, stets den Regenschirm unter dem Arme trug und sich einbildete, Kaiser Josef II. zu sein. Das zweite war weiblichen Geschlechtes. Der Kopf prädominirte, die Augen starrten und stachen, die Haut war ganz gelb und hatte einen unnatürlichen Glanz, das schwarze Haar war leuchtend gestriegelt und mit einer Blume geschmückt. Die ganze hölzernmagere und fischbeinsteife Person hielt sich unwandelbar gerade, wie im Bewußtsein einer ungemeinen Schönheitswürde, war entweder roth oder gelb angezogen, ging fortwährend sich fächernd spazieren und umarmte Alle, die ihr gefielen. Einem jungen Engländer, welcher bei den Jägern stand, widerfuhr dieses Glück auch. Er fand es „scandalous", daß man einem solchen Wesen die Straße frei gebe, und ich war völlig seiner Meinung: Verrückte gehören nicht in die Oeffentlichkeit.

Alle diese Bemerkungen zu machen, hatte ich vollkommen Zeit, denn der Wagen kam noch immer nicht. Dagegen kam die Post, d. h. der Lieutenant dell' Acquilla,

des Adlers, und mit ihm Herr Decarneau, der Agent des Lloyd. Guter Rath war theuer, zum Glück indessen erbarmten die Herren sich unserer, und wir kamen mit den Autoritäten glücklich an Bord. Wir hätten uns nicht so zu eilen gebraucht — der Adler rechtfertigte vollkommen seinen Ruf als „prudente“. Anderthalb Stunden brachte er noch damit hin, sich mit Kohlen zu versehen; es wird ihm auf seiner Weiterfahrt nach Albanien wenigstens nicht an Kohlen gefehlt haben. Außer dieser Vorsicht hatte er noch das Verdienst, einen sehr liebenswürdigen Capitän und einen sehr artigen Lieutenant zu besitzen.

Als er endlich fertig war, setzte er sich in Bewegung, und als er nur erst in Bewegung gekommen war, kam er auch vorwärts, wenn gleich immer nur „con prudenza“. Die kleine Klippe Daxa mit ihrer Befestigung blieb zuerst hinter uns. Früher trug sie statt dieser ein Franziskanerkloster. In der Stadt hinter San Salvador lag zu derselben Zeit Santa Chiara, ein Kloster von adeligen Jungfrauen. Eine derselben hörte plötzlich auf, es zu sein, und zwar war dieses Unglück über allen Zweifel erwiesen. Der Senat suchte in höchster Entrüstung nach dem Urheber des Frevels. Eine Dienerin gab an, es sei ein Franziskaner. Das Mädchen wurde irgendwo an einem Fenster versteckt, durch welches sie in den Rathssaal sehen konnte, und dann beschied der Senat sämmtliche Franziskaner der ganzen Stadt, augenblicklich vor ihm zu erscheinen. Zufällig war an diesem Morgen ein Frate aus Daxa hereingekommen, hörte von

dem Befehl des Senates und ging neugierig mit. Franziskaner auf Franziskaner wurde eingeführt und von der Dienerin in geheimen Augenschein genommen und in keinem konnte sie den Thäter erkennen. Endlich kam als der letzte der arme Unschuldige aus Daxa, und um doch einen zu nennen, sagte sie: der ist's. Ohne Weiteres schlug man ihm den Kopf ab; der heilige Vater vermerkte die Sache indessen übel, und ein Interdikt erfolgte. Nach einiger Zeit wurde das jedoch wieder aufgehoben und um das Unglück so viel wie möglich ganz vergessen zu machen, verbrannte man die Dokumente darüber.

Das Meer hinter der Stadt wogte selbst diesen Morgen bei der vollkommensten Bonaccia höchst energisch. Das ragusäische Meer kann nicht anders als tückisch sein — it is not in him, wie im Nickleby Squeers von Smike sagt. Ragusa lag auf seinen Klippen so klein und unscheinlich da, daß man sich frug: „sind das dort die mächtigen Mauern?" Dagegen breitete Lacroma sich so hoch und ansehnlich aus, daß ich mich ein Mal mehr wunderte, warum die Flüchtigen von Epidaurus sich nicht lieber hier niedergelassen, als auf Lavve. Als wir an Breno vorüberfuhren, dachte ich über die Meinung nach, welcher gemäß die Epidauritaner sich zuerst in die festen Schlösser von Breno zurückgezogen und erst zwanzig Jahr später diese mit Lavve vertauscht hätten. Mir schien es am glaublichsten, daß sie sich gleichzeitig sowohl nach Lavve, wie nach Spilna und Grad geflüchtet haben möchten, die furchtsameren Gemüther hinter

die Mauern der Schlösser, die kühneren Familien auf die offene Klippe. Erst als später Ragusa von Paulimir mit dem Castell versehen worden und sich auch selbst befestigt hatte, kamen zusammen mit dem Bischof die Furchtsamen aus Breno auf die Insel, welche jetzt sicherer war, als die Schlösser in dem vom Feinde stets zuerst überschwemmten Thale.

Das Brenothal soll sehr schön sein — vom Schiffe aus bemerkte man davon wenig; da schien es eine Gegend mit etwas Wein, vieler Helligkeit und gar keinem Relief. Die ganze Küste war eintönig gleichfarbig und gleichförmig, man sah nichts an den Bergen von Ragusa vecchia, welche von Ragusa aus Abends so schön im Veilchendufte schwammen, man sah eben so wenig an der Marcana und den andern Klippen, welche immer so feenhaft rosig aus dem Meere herüberleuchteten, man sah endlich noch weniger an Epidaurus selbst. O die Nähe, diese Entzauberin! General Desimon, der mit uns fuhr, philosophirte darüber, daß eine so große Stadt so geringe Spuren hinterlassen. Mein Gott, lassen doch Weltuntergänge oft keine andere zurück, als die eines halben undeutlichen Namens! Und kaum den. Es heißt: dort, sagt man, sei einst ein mächtiges Reich gewesen, und das ist Alles.

Gegen die Punta von Malonta grande hin wurde die Uferansicht etwas interessanter. Links hoch und fern zeigte der General mir Bergato; das Schneegebirg sah über den Hügelrücken her, welcher zwischen dem Meer und Canali

hinläuft, und rechts senkten lichtblau im Sonnennebel die Berge von Budua sich in's Meer.

Dann kam Punta d' Ostro, in der vollen Thätigkeit des Befestigtwerdens. Um die Arbeiter an der nackten Spitze auf- und absteigen zu sehen, trug ich mir das Dessert auf's Verdeck. Der General versicherte mir zwar: ich sei eine schlechte Reisende, weil ich, anstatt mir etwas anzusehen, Käse äße; indessen man kann Käse essen, und sich dabei doch Alles ansehen. Ich that es und sah gleich links vor uns Punta Kobila und den Berg, auf welchem hier die türkische Grenze ist. Man weiß, daß die Ragusäer sich absichtlich auf beiden Seiten von der Türkei einzwickeln ließen — sie trauten den Ungläubigen mehr, als den christlichen Venetianern. Dieses Vertrauen in die Loyalität der Türken besteht heute noch. Brutalitäten, die an den Grenzen wohl vorfallen, legt man keinesweges der Regierung zur Last, sondern hält sie einfach für unvermeidlich. Auch in der ewigen orientalischen Frage haben die Ragusäer ihre Sympathieen sämmtlich für den Halbmond, Rußland dagegen hassen sie en amateurs. Sie müssen es noch nicht vergessen können, daß Katharina einst böse auf sie wurde und ihnen durch Orloff die Schiffe wegnehmen lassen wollte; oder es sind die Häuser in Gravosa und Jesevice, zerstört von den Czernogoren, die mit den Russen gekommen; oder es ist der Verdruß darüber, daß Ragusa nicht, wie es vernünftig gewesen wäre, sich Rußland ergeben, sondern thörichter Weise die Franzosen eingelassen

hat. Was es auch sei, ihr Haß gegen Rußland ist ein gründlicher.

Punta d' Ostro gegenüber liegt Punta d' Arza. Auch sie wird befestigt, eben so der zwischen beiden befindliche Scoglio Rondomi. Oesterreich scheinen die Bocche gegen alle nächste Möglichkeiten hermetisch schließen zu wollen.

Für uns waren sie hell und glänzend offen. Castel nuovo schimmerte uns von links her entgegen. Aber der Dampfer fuhr nicht bis hin, sondern legte bei Meligne an, wo Dogane und Lazareth sind. Wir mußten in Barken — ich hatte den General geplagt, uns mit in die seinige zu nehmen, damit ich unter kaiserlicher Flagge fahren könnte, doch nur unser Gepäck kam zu dieser Ehre, wir selbst, so wie der General fuhren in einer ganz alltäglichen Barke. Der Hügelzug, an welchem Castel nuovo liegt, war reizend grün — hinter ihm blinkten die weißen Kuppen des Monte Dobrastizza hervor. Als wir näher kamen, sahen wir mit Erstaunen und Freude die Stadt. So ruinirt und so malerisch! Gleich vorn hing ein halbrunder Zinnenthurm dermaßen zerspalten vom Ufer in das Wasser, daß man nicht begreifen konnte, wie er nicht jeden Augenblick gänzlich hineinfiel. Etwas höher oben waren andere Ruinen, Mauern wanden sich durch Gärten, Fort di mare stieg aus den schwarzen Blöcken in die Höhe, welche die Rhede bilden, Fort Spagnuolo beherrschte von dem Hügelrücken herab die Stadt. Diese hatte sich zwischen den Mauern, Forts und Ruinen untergebracht, so gut sie konnte — viel Raum war

ihr nicht geblieben — Castel nuovo ist in Castel nuovo Nebensache. Hier und da sah man ein zierliches Haus, aber eben so oft ein zerstörtes. Eines von diesen war geradezu wie ein Gebäude aus Epheu und hatte zwei Fenster mit dem blauen Glase der Luft. Thürme von Kirchen gab es gar nicht, nur die der Forts — das Kriegerische trat entschieden überwiegend hervor. Nacheinander haben Bosnier, Türken, Spanier, Barbaresken und Venetianer Castel nuovo befestigt und blokirt, vertheidigt und genommen — die Geschichte dieser Kämpfe steht mit grauer Lapidarschrift allenthalben hingeschrieben.

Wir landeten an einer kleinen Treppe und stiegen in die Höhe, während immer ein Offizier nach dem andern erschien, um den General zu begrüßen. Jeden der Herren fragte der General, ob bei der Frau Straußin die Stube leer sei; keiner wußte es, und unser Unterkommen war daher noch sehr zweifelhaft, indem es in ganz Castel nuovo für Fremde kein anderes Quartier gibt, als die Stube bei der Frau Straußin. Endlich konnte der Platzmajor die Antwort geben, die glückselige Stube sei leer, der General führte uns über einen Platz an ein kleines Häuschen und rief eine kleine Treppe hinauf: „Frau Straußin!" Eine unglaublich dicke Gestalt wackelte oben hervor, schüttelte ihren Kopf und war gar nicht geneigt, uns aufzunehmen, aber Noth kennt kein Gebot, und Frau Straußin oder Frau Stane mochte wollen oder nicht, wir quartierten uns in ihre Stube ein.

Sie hatte die prachtvollste Aussicht, nämlich die Stube. Vor sich sah man den Abhang mit den Gärten und Ruinen, und dann das große Becken von Castel nuovo, gegenüber Lustizza mit Porto Rosa, links tiefer drinnen die Spitzen des Vermaz, welche am Abend wundervoll erglühten. Auch im Wasser war Purpur, den Tag hindurch lag ein blitzender Sonnenduft über dem ganzen Bilde. Des Nachts hatten wir den Mond; den Augen fehlte also Nichts, die Ohren hatten sogar zu viel, denn hinter der „Stube" war die Küche und neben ihr der Speisesaal. Alles Gute, was bereitet wurde, hörten wir folglich machen, und war es gemacht, essen. Ebenso hörten wir, wenn gleich sehr wider Willen, sämmtliche Gefühle und Geheimnisse der Offiziere von der Garnison. Ein junger Lieutenant insbesondere, der am Stradon in Ragusa eine leidenschaftliche Anbeterin zurückgelassen hatte, war äußerst mittheilsam über sich und hatte immer äußerst viel mitzutheilen. Er moralisirte, philosophirte und docirte unaufhörlich. Es lag ihm eine wahre Masse von Dingen ganz ungemein am Herzen und keines vermochte er gleichgiltig im Ton eines gewöhnlichen Gespräches abzuhandeln, über jedes sprach er seine Meinung mit starker, schallender Stimme nachdrücklichst aus, und hatte er sie ein Mal so ausgesprochen, so sprach er sie zum zweiten Male noch stärker, schallender und nachdrücklicher aus, und man konnte zufrieden sein, wenn er sich nicht veranlaßt fühlte, sie noch ein drittes Mal auszusprechen. Ihm gegenüber saß der Arzt, Adrian mit Namen,

— wenn ich dieser Adrian gewesen wäre, ich fürchte, ich hätte der Versuchung nicht widerstanden, dem Lieutenant von Zeit zu Zeit einige harmlose Pillen einzugeben, die ihn verhindert hätten, zu Tische zu kommen. Aller fünf Minuten hieß es: „Sie, Doktor! Sie, medico! Sie, Adrian!“ und jede dieser Anrufungen leitete eine angenehme und wohlthuende Anrede ein. Vorzüglich wurde Adrian's Wirken im „Marodehause“ hervorgehoben, eine Version von Lazareth, die gar nicht übel ist. Wenn das „Marodehaus“ ausgestorben sein würde, wollte der Lieutenant eine Tafel dort setzen und darauf schreiben: „Hier wirkte Adrian.“ Wie gesagt: war ich Adrian, bekam der Lieutenant Pillen.

Die Gegend bei Castel nuovo ist die schönste von Dalmatien. Ein Weg versetzte mich in wahres Entzücken, obwohl ich mich sehr matt fühlte, als ich ihn ging. Man stieg zuerst nach Fort Spagnuolo hinauf, und wanderte dann längs des Hügelrückens hin. Zur Rechten ging der Abhang zum Meere hinab, immergrüne Eichen, dick mit Epheu umwunden, und baumartige Hecken bedeckten ihn. Aehnlich bewaldet war das Thal, welches zur Linken bis an den Dobrastizza wellenförmig hinfloß. Dieses Gebirg erinnerte mich ebenso an die Mythen bei Schwyz, wie die Aussicht von unserm Fenster mich an Fluelen erinnert hatte. Der ganze grüne und schattige Weg war in dem kahlen Dalmatien ein wahres Wunder.

Man konnte auf ihm bis Meligne wandern; wir benutzten ihn jedoch blos, um nach dem griechischen Kloster

Santa Savina zu gelangen, welches uns bereits beim Heranfahren zu sich in die Höhe gezogen hatte. Es steht in einer parkähnlichen Lichtung mitten in der frischen, duftigen Waldung. Wir bewunderten eine riesige Cypresse und einen prächtigen mehrstämmigen Pomeranzenbaum, besahen die kleine alte und die große neue Kirche und wurden von den beiden Calugeri, welche allein das Kloster bewohnten, mit würziger Anisata bewirthet. Der Kaiser hatte kürzlich sein Bild hierher geschenkt, die Calugeri waren nicht wenig stolz darauf. Sie waren auch freundlich und heiter, und es konnte einem in dem einsamen Kloster wohl gefallen. Der Platz vor den Kirchen war gegen den Abhang zu durch eine Brüstung geschlossen, diese entlang ging eine Bank, auf der saßen wir und blickten hinab nach einem Granatenbaume, welcher seine großen purpurbraunen Früchte einer niederlangenden Hand gleichsam entgegenreichte. Das Meer wallte in der Mündung der Bocche, die Corvette, auf welcher der Erzherzog Maximilian eben ein launisches Wasserleben führte, lag bei Meligne vor Anker, das Gebirg zu beiden Seiten war dunkel und duftig, ach, und grün die Nähe! Gesegnet das Laubgrün! Wie lange hatten wir es nicht in solcher Fülle genossen, seine Gesundheit, seinen Balsam nicht geathmet! Für Kranke könnte ich in Dalmatien nur Castel nuova rathen.

Freilich, Geselligkeit ist nicht da. Ich sah, so lange ich dort war, nicht eine einzige Frau. Die wenigen Offiziersdamen, von denen man mir erzählt hatte, mußten sich völlig

zu Hause halten. Außerhalb des einen Thores war eine kurze Allee, die allenfalls für eine Promenade gelten konnte, aber promeniren sah ich dort Niemand. Der General, die Offiziere, einige Herren vom Civil gingen und standen um die Dunkelstunde vor dem Café, welches gleich der Hauptwache an der völlig ländlichen Piazza lag. Aber frische, gesunde Bäume sind die beste Gesellschaft für Kranke.

Und dann ist in Castel nuovo Milch zu haben und nicht nur Milch, sondern auch Butter, wirkliche und wahrhaftige Butter, die man mit Genuß zum Brod essen konnte. Ich hatte das schon immer gehört und nie glauben wollen — jetzt bekam ich den Glauben auf die Zunge.

Dank dieser Butter kochte denn unsere Frau Straußin auch so gut, wie wir seit lange nicht gegessen hatten. Frau Straußin war überhaupt eine Seele von einer Person, nur machte ihre Beleibtheit ihr viel zu schaffen. Sie trug nichts als ein Hemd und einen Rock, aber doch noch zu schwer, d. h. an sich selbst. Man wäre Abends gar zu müde, wenn man so viel Fett zu schleppen hätte, meinte sie. In der That war sie dick bis an die äußersten Grenzen der Möglichkeit, dabei aber doch rührig und thätig den ganzen Tag über. Wir haben einen Ausdruck, der eine solche allgegenwärtige Hausfrauenschaft bezeichnet: herumschappern. Frau Stane schapperte herum bis zehn Uhr. Dann jedoch mußten „die Herren Militärs" fort — Frau Stane litt sie nicht mehr. Es sei Zeit, schlafen zu gehen, antwortete sie auf alle Einwendungen, und fort mußten sie und Frau Stane ging schlafen.

Am Mittwoch waren wir in Castel nuovo angekommen, am Freitag wollten wir weiter über Rizano nach Cattaro. Vorher machten wir noch einen Spaziergang auf die Riva unterhalb des Fort di mare. Der Stechapfel entfaltete Kelch an Kelch, die Pomeranzenbäume glänzten dunkel, sambucus officinalis hing seine Trauben aus, welche mit ihren schwarzen Beeren, ihren rothen Stielen, ihrem ganzen reinlichen Glanz wie aus Glas gegossen schienen. Wir wären gern noch länger in diesem Labyrinth von Trümmern und Pflanzen umhergeklettert, aber die Sonne wurde heißer; die Barke wartete, und wir verließen Castel nuovo.

Ueber Rizano.

Ich hatte mir trotz aller Beschreibungen vor dem Sehen von den Bocche di Cattaro einen gänzlich falschen Begriff gemacht. Man spricht immer vom Canal, und so stellte ich mir denn von der Mündung bis Cattaro einen geraden breiten Wasserweg vor, der sich nur bisweilen etwas verenge, um den Kastanienzweigen zu erlauben, sich über ihn hin mit den Blättern zu berühren. Aber die Bocche von Cattaro bestehen aus vier Becken, die vermittelst kurzer Engen mit einander zusammenhängen, und auf der Karte eine phantastische Zeichnung bilden, in welcher man eben so gut eine riesige Lippenblume, wie den Mund irgend eines fabelhaften Meerthieres entdecken kann. Das erste dieser Becken ist dasjenige, in welchem man vom Meere aus einfährt — es geht bis zur Spitze Kobila. Am zweiten liegt Castel nuovo. In das dritte, größte, fuhren wir jetzt ein. Die Halbinsel Lustizza scheidet es nach Süden zu vom Meere. Sie blieb uns rechts. Vor uns lag der Vermaz mit den Ortschaften Trovo, Lastua und Lepetane. Am linken, nörd-

lichen Ufer fuhren wir hin. Das griechische Kloster von Cutti lag da, wo der Dobrastizza sich senkt und ein laubiges Gebirg beginnt, welches die Schiffer Seleniko nannten. Es endete in der Spitze Kombur. An dieser war krystallene moirirte Seichte, im Becken blaues, wundervoll stilles, lichtüberzittertes Wasser, welches wie zerflossener Türkis an den silberduftigen Bergen vor uns wallte. Kleine Kiesdünen, meistens vor den Häusern, ließen es hier doch möglich erscheinen, daß man sich baden könne. Hinter Punta Kombur verschwand Castel nuovo, hinter Gionovich der türkische Grenzberg. In Baucich stiegen wir aus und schöpften Wasser am Röhrbrunnen, welcher hier aus dem Berge in den Meerbusen murmelt, denn so kann man dieses Becken wohl nennen. Ein Mädchen kniete auf dem Kies und hatte dem Wasserstrahl ihre Wäsche untergelegt. Das Gebirg, die Monti Devetiglie, war voll von Oel, Feigen und Wein, am üppigsten grün über der Bianca, einem Uferstrich mit vielen Landhäusern. Ganz im Laube verbarg sich das Kloster Santa Domenica, gegenüber am Ufer von Trodo war ein alter Thurm, die ehemalige Klostermühle. Hier verengt sich das Becken zur Bocca von Lepetane. An ihrem Ende sieht man rechts le catene, dieses alte Schloß, von welchem aus früher der Canal mit einer Kette gesperrt wurde. Auf einer kleinen Insel liegt die Madonna dell Scarpello, auf einer zweiten noch kleineren San Giorgio, einst Abtei, jetzt Fort. Gerade vor uns jenseits des Wassers erhob sich Perasto am Fuße seines starren Berges, Monte Casone. Wir ließen

es rechts und fuhren geradeaus in das westliche Dreieck des vierten Beckens. Links hatten wir in einer Bucht voll blauer Gebirgsschatten Morigno und Castagnizza, schwimmend in der geheimnißvollen Unbestimmtheit des heißen vollen Mittags. Das Ufer, an welchem wir hier hinfuhren, war wie ein grüner Saum am starren Mantel des Gebirgs. Ganz im Grunde liegt Rizano, wo wir um zwei Uhr landeten. Es war weder sehr malerisch, noch sehr fremdartig; mit kleinen Steindämmen trat es aus seiner schmalen Campagna in das Becken hinein. Oben, jenseits des Grebben hat es die Krivoschianer, zur Seite die Montenegriner — „schlimme Nachbarn", sagen die Rizanoten. Dagegen sagen die Oesterreicher von den Rizanoten: „Verbündete der Montenegriner, Hehler für Alles, was Jene raubten." Ein hochgestellter Beamter in Cattaro äußerte: „Sie finden in Rizano schöne Menschen, schöne Kleider und schöne Waffen, aber keine Treue."

Wir fanden die ehemaligen Seeräuber im friedfertigsten Mittagsschlendern in piazza, denn, wie es schien, gab es eine Piazza. Unsere Ankunft erregte natürlich Aufsehen, umsomehr, da wir gleich nach Speise und Trank herumzulaufen begannen. Das ist beim Reisen in Dalmatien das Angenehme, man weiß fast nie, ob man zu Mittag essen wird. Uns war es bisher noch immer geglückt, irgend etwas zu finden; auch hier entschloß die Wirthin einer Osteria sich, für uns zu kochen, „wenn sie Reis bekäme", setzte sie bedenklich hinzu. Während wir noch mit ihr ver-

handelten, kam ein schlanker, bildhübscher Mensch herein. Er trug die Alltagstracht der Rizanoten: schwarzseidene kurze Hosen, blaue Strümpfe, Holzpantoffeln mit hohen Absätzen, schwarze gekreuzte Weste, schwarzes Jäckchen von Serge, rundes schwarzes Mützchen mit einem in Goldfaden gestickten Kreuz auf dem kleinen Deckel. Er ging höchst leicht und zierlich und redete uns auf deutsch an; er war viel auswärts gewesen, und hatte, glaub' ich, sogar in der österreichischen Marine gedient. Ich frug ihn, wie ich wohl die Feiertagstracht zu sehen bekommen könne. Die Antwort war ein Anerbieten, sich in dieselbe zu kleiden, und uns dann in sein Haus rufen zu lassen. Dankbar nahm ich seinen Vorschlag an; er stieg mit seinen langen, elastischen Schritten überall im Orte herum, denn er mußte doch verkünden, was er vorhabe. Als er das gethan, kam er noch ein Mal zu mir, sagte geheimnißvoll: „ich gehe", und entfernte sich eiligst.

Der Reis war inzwischen gekocht, und die gute Frau deckte auf den Tisch im Hintergrunde der Osteria ein Tischtuch. Vergebens protestirte ich gegen dieses Gewebe, welches seit seiner Entstehung schwerlich das Wasser gesehen hatte — ein Tischtuch mußte doch sein. Als es lag, wie es sollte, kam in einer mächtigen Schüssel die Reisbrühe, die für mich, leider, viel zu stark nach Hammelfett schmeckte. Das Hammelfleisch folgte, Sardellen wurden aus dem Fasse genommen, aus irdenen Krügen goßen wir uns den Wein in die Gläser, denn die hatten wir, ebenso Gabeln und Löffel,

aber nur ein Messer. Da unser Mahl um Vieles zu reichlich ausgefallen war, luden wir unsere Schiffer dazu ein. Sie wollten sich auf zwei Tonnen setzen, ich nöthigte sie jedoch an den Tisch, und sie betrachteten das schmutzige Tischtuch offenbar als eine Ehre, deren sie sich durch Bescheidenheit und Anstand würdig zu beweisen hätten.

Eben hatten wir abgegessen, als ein Abgeordneter unsers jungen Mannes erschien, und uns längs des Ufers in eines der dort einzeln stehenden Gehöfte geleitete. Es war ganz von einer hohen Mauer umschlossen, in welche eine einzige kleine Thür ging. Diese wurde auf das Klopfen unsers Führers von innen aufgezogen, die des Hauses öffnete er. Kaum hatte ich den Fuß auf die erste Treppe gesetzt, welche unmittelbar von der Thür aus aufwärts ging, so fuhr, ich kann es nicht anders nennen, farbig und blitzend wie ein Meteor, der junge Rizanot herab, hielt vor uns an, neigte sich und lud uns mit einer graziösen Handbewegung zum Emporsteigen ein. Die Treppe mündete, ohne Thür, unmittelbar in das große Gemach, welches den ganzen ersten Stock des Hauses ausmachte. Wir fanden hier die Mutter, Maria Kunovich, und ihre Schwiegertochter Adriana, unser junger Bekannter war der zweite Sohn und hieß Mitr, sein Verwandter, unser Führer, ein kleiner Mann mit einer feinen, listigen Physiognomie, Todore Paprenza. Den Vater und den ältesten Sohn sahen wir nicht — sie waren „in piazza."

Man hat mir später gesagt, es gäbe in Rizano noch

schönere junge Leute mit noch reicheren Kostümen als Mitr Kumovich, indessen ich bin ganz zufrieden, daß ich wenigstens ihn gesehen habe. Ich schrieb über ihn an Tschabuschnigg: „Er sah aus wie der Kriegsgott auf bocchesisch, und zwar wie der Kriegsgott in seiner guten Zeit, als er noch der Galan der Liebesgöttin war.“ Er selbst fühlte sich schön; mit der naiven Eitelkeit eines jungen Pfau's, welcher in der Sonne sein Rad schlägt, ging er vor uns hin und her. Auch sein Kostüm war prächtig. Er trug ein feines, künstlich genähtes Hemd mit Perlmutterknöpfen und einem Anker als Busennadel. Die Weste, von rother Seide und vorn schräg offen, hatte eine Einfassung von vergoldeten Silberstücken. Ein Waffenrock, Dolama, vom feinsten grünen Tuch, ging bis an die Kniee und war an den Rändern und den enganliegenden Aermeln roth eingefaßt und reich mit Goldtressen und Goldknöpfen verziert. Der rothseidene pas, die Schärpe, umschloß ihn, unter der Schärpe steckten im rolan, einem breiten, starken Ledergürtel, nebst dem Messer die ganz silbernen Pistolen. Auch ein rothseidenes Foulard fand hier seinen Platz, wähend das Putzschnupftuch, an den Ecken mit Gold und bunter Seide gestickt, in einer Tasche des Dolama prangte. An der rechten Seite hing der gleichfalls buntgestickte Tabaksbeutel von rother Seide. Das Gehenk des massiv vergoldeten Säbels war gleich dem Täschchen zu den Cartouchen von silberbeschlagenem Leder. Die Hosen, gaće, von schwarzer Seide, reichten weit und faltig bis an die Kniee, wo goldene Bänder, gatici, sie festhielten.

Die Kamaschen, dokolnice, gingen, reich mit Gold besetzt, bis an den Fuß. Die Strümpfe waren blendend weiß, die Schuhe von schwarzem Glanzleder ebenfalls mit Gold besetzt. Ein buntseidenes Halstuch, leicht umgeschlungen, eine jačerma oder ärmellose Jacke von rothem Sammet mit Gold, offen über dem Dolama getragen, endlich eine gleichfalls rothsammetne Mütze, kappa, mit starker Goldquaste, vollendete den Anzug.

Um sich ganz als Mann zu zeigen, denn ein Mann ohne Pfeife ist hier nur ein halber, ließ Mitr sich von der Dienerin Feuer bringen. Diese Dienerin trug über einem gestickten Hemde einen weißwollenen Sabak, eine bunte Schürze, ein weißes Kopftuch und eine Ueberfülle von Halsketten.

Von Zeit zu Zeit ging sie in einen Verschlag, der beinahe so lang war wie eine Seite des Zimmers, und dann hörte man das Marcolied, diesen allgemeinen Wiegengesang der dalmatischen Wärterinnen. Ich ging ihr ein Mal nach — in einer weißbedeckten Wiege schlief ein Knabe von drei Monaten, dicht und fest gewickelt wie ein Zuckerkind auf unsern Jahrmärkten. Der Kopf erschien dadurch unförmlich groß, aber schlafen that der Bube mit seinen festgeschnürten kleinen Gliedmassen wie ein Seliger.

Dieser Verschlag war die Schlafstelle des ältesten Sohnes und seiner jungen Frau, in einem zweiten entkleidete Mitr sich seines Schmuckes. Das Bett der Eltern, schön zugedeckt, stand im Zimmer. An der Wand des ersten

Verschlages hing das Arsenal des Hauses. An der Seite gegenüber waren die Treppen, von denen die zweite hinauf in die Küche führte. Die beiden andern Wände hatten Fenster. An der, wo Mitr's Verschlag war, befand sich auch die Ikona, verschiedene Heiligenbilder in einem großen Rahmen. Hier brennt alle Nacht eine Lampe, hier betet der Hausvater vor und nach jeder Mahlzeit, hier liest er aus der mit kirchenslavischen Lettern gedruckten Bibel vor, welche aufgeschlagen dasteht. Kommt er von einer Reise heim, so ist sein erster Gang zur Ikona, und auch Besuchende gehen zuerst hierher, ehe sie die Familie begrüßen.

Einige Tische, Stühle und Kasten machten die übrigen Geräthschaften des Zimmers aus, in welchem eine musterhafte Reinlichkeit herrschte. In einer schwarzen, sehr kunstvoll geschnitzten Truhe hatte Maria ihre Ausstattung in's Haus gebracht. Adriana, die junge, blasse, lächelnde Frau mit den großen, schönen dunklen Augen, verwahrte die ihrige mehr modern in einer Kommode, welche unter der Ikona stand. Sie konnte, da sie in Trauer um ihren Vater war, ihre Festtagskleider nicht anlegen, aber sie kleidete zum Scherz mich hinein.

Eine weiße Chemisette, košulja ožira, eingefaßt mit rothem Band und Goldspitze, kam zuerst, darüber die kamišola, das Jäckchen von rothem Sammet, an den engen Aermeln aufgeschlitzt und mit goldenen Filigranknöpfen besetzt. Der Rock, brano, von rother Seide mit breiter Goldspitze, war auf die Art gefaltet, wie die Saya der

Limanerinnen uns beschrieben wird. Achselbänder von Goldborten hielten ihn fest. Die Schürze, traversal, war ebenfalls roth und mit Goldspitzen besetzt. Eine sehr breite Goldborte, svěza, bildete den Gürtel im Rücken, vorn bestand er aus massivem Gold mit Juwelen und hieß djemer. Die ombrelle waren breite, flache Goldplatten, welche, eine an die andere gehäkelt, an jeder Seite von der Achsel über die Brust bis in den Gürtel gingen. Dazu kamen die gestickten weißen Manschetten, casvade, das goldene Messer, britva, mit der silbernen Kette, sinčir, die goldene Broche, sdrase, die aus Gold und feinen Perlen reizend gearbeiteten Ohrgehänge, welche mit stumpfen Nadeln in die Ohren gesteckt werden, die Goldkette mit der schöngefaßten Dublone daran, und endlich an allen Fingern Ringe. Der Kopfputz heißt kokulica, und besteht aus einer Masse von goldenen und silbernen Nadeln, igli, welche am Hinterkopfe in Form eines Helmes so dicht in das Haar gesteckt werden, daß ihre Köpfe dasselbe ganz verbergen. Vorn wird das Haar an den Schläfen in zwei Flechten zusammengerollt, an der linken Seite stecken zwei Nadeln, eine silberne Blume, cvět, und ein goldenes Schwert, spadun. Ueber die Kokulica wird der zendalin von Seide und das Musselintuch, fazzulet, mit Stickerei und Goldspitzen gehangen — Beides weiß.

Der Kopfputz blieb mir erspart — er kostet mehrere Stunden. Als ich auch aus den Kleidern wieder herausgeschält war, brachte Adriana zuerst vortrefflichen Cyper und

dann mußten wir auch noch auf den Kaffee warten. Mitr erschien wieder als Alltagsmensch immer noch hübsch genug, aber nicht länger der Kriegsgott auf bocchesisch. Eine allerliebste Antwort gab er mir, als ich ihn fragte: ob auch er verheiratet sei? „No, signora, io non ho la madonna.“ Nein, Signora, ich habe keine Madonna.

Nach dem Kaffee durften wir Abschied nehmen. Maria küßte mich, Adriana begnügte sich damit, mir die Hand zu reichen. Todoro und Mitr begleiteten uns an die Marine.

Es war schon gegen Abend. Durch goldenen Dunst schien rechts über Morigno und Castagnizza mit schrägen Strahlen die Sonne. In dem ruhigen Wasser spiegelten sich die Madonna del Scarpello und San Giorgio. In tiefen blauen Schatten ruhte schon Stolivo.

Perasto hingegen war noch hell erleuchtet. Es liegt im Halbkreis um das Bergufer her, unmittelbar hinter ihm ist Alles steile, fast senkrecht aufsteigende Starrheit. Der Ort hatte, im Vorüberfahren gesehen, viel Stattliches: große alte Häuser, seltsame alterthümliche Kirchen, Gärten, in denen prachtvolle Oleander funkelten. Der hohe Thurm von San Nicolò beherrschte Alles. Fast vor allen Häusern auf der Marine wurde Wein gepreßt. Wir erinnerten uns an Vevay, wo wir auch zur Kelterzeit ankamen.

Auf Perasto folgte Dobrota, welches das ganze noch übrige östliche Ufer bis Cattaro einnahm. Wir näherten uns jetzt mehr dem westlichen. Zum ersten Male in Dalmatien kam zwischen den Kastanien von Stolivo der Oel-

baum mir fahl vor. In dem hier dunklen Wasser schwamm in großer Anzahl ein Polyp, der ganz einem moosfarbigen Pilze glich. Ich ließ eine der Creaturen hereinnehmen. Sie war sehr quabbelig, hatte Fühlfäden wie bunte Büschel am Leibe hängen und verdiente, ci tout prendre, vollkommen ihren illyrischen Namen, welcher durch den kräftigsten deutschen Ausdruck für Schmutz übersetzt werden muß.

Obgleich es immer abendlicher wurde, sahen wir doch auch von Persagno noch genug. Es war am wenigsten eigenthümlich. Gärten gab es nicht, die Häuser standen alle dicht am Ufer, und überall saßen die Bewohner an der Marine, die Männer rauchten auf den Steinen der kleinen Moli, die Frauen strickten und Alle waren all' italiana, wie man hier das europäische Kostüm nennt. Das Gespräch war laut, ein lebhafter Charakter schien vorzuwalten.

Le tre sorelle, drei alte Häuser, die vereinigt ein Gebäude bildeten, fielen mir auf. Oben lag die Madonna della Saluta.

Aber wo war Cattaro! Vor uns war dunkles Gebirg und die beginnende Nacht. Doch Cattaro? Kein Licht verrieth es. Wir landeten, wir waren da, und ich frug noch immer: „Aber wo ist Cattaro?"



Cattaro.

Wo ist Cattaro? So wird jeder Fremde fragen, wenn er an das Ende der Bocche gelangt ist. Cattaro, nach welchem die Bocche heißen, das weiße Cottor aus den slavischen Liedern, Cattaro unter dem schwarzen Berge, Cattaro, der goldene Traum des schwarzen Berges, denn Ivan Cernojevich wacht auf, wenn Cattaro montenegrinisch geworden ist? Wo ist Cattaro, die Stadt von San Trifon, dem jugendlichen Heiligen, der nur gelebt, um Wunder zu thun und das Martyrium zu erdulden, dessen Körper in Silber, dessen Haupt in Gold ruht, dessen Leben künstlerisch gemeißelt, naiv gemalt und toskanisch gedichtet ist? Seine Stadt, die fromme Stadt Cattaro, wo ist sie?

Das Meerwasser, welches uns bis hierher getragen, trägt uns nicht weiter. Dort rechts versickert es im Schilf, und eine niedrige Brücke ist hoch genug, um über seine Seichte zu führen. Wo das Meer aufhört, muß Cattaro sein, aber — wo ist Cattaro?

Eine Pappelreihe weht vor uns, dicht am Strande. Ein halbgrüner Vorberg steigt dahinter empor — ein Fort krönt ihn — es ist San Giovanni, die österreichische Grenzfestung. Auf sie, auf die Pappelreihe, auf das Wasser, auf uns schaut drohend das starrste aller starren Gebirge — Montenero. Am Fuße von Montenero liegt Cattaro, das wissen auch die, welche von Dalmatien sonst nichts wissen; aber wo liegt Cattaro?

Die Barke fährt fort, landwärts zu fahren. Die runde Bastion, an welcher die Pappelreihe aufhört, bleibt links. Da liegt eine freie Marine mit Maulbeerbäumen. Da sind Mauern, da zeigen sich hinter den Mauern einige Thürme. Es sind die Mauern und die Thürme von Cattaro.

Wir steigen aus. Ein Gedränge umgibt uns, ein Gedränge, welches unsere Gegenwart magnetisch angezogen hat. Die Cattariner haben ein wahres Genie, sich zu gruppiren. Ein Fremder darf nicht die allerunschuldigste Neugier äußern, darf nicht eine Glockenblume oder einen Montenegriner ansehen, nicht nach dem Preis einer Strukka oder eines Paares von Dekolnice fragen, oder er ist seinerseits augenblicklich der Mittelpunkt einer so ungeheuern und so völlig ungenirten Neugierde, daß schon eine ziemliche Dosis Kühle dazu gehört, um sie gelassen auszuhalten. Alles Flaniren ist deshalb in Cattaro völlig verpönt. Ein Dalmatier wollte einmal auf der Marine stehen bleiben, um einem Bettler zuzuhören, der zu seinem Volkslied auf der Gusle geigte. „Ich bitte Euch," sagte ernstlich ein Cattariner, „wer

bleibt denn hier stehen und hört so etwas an?" Der Dalmatier schämte sich und spazierte mit dem Cattariner weiter nach Mulla.

Wir nehmen an, daß wir den nothwendigen Knäuel hinter uns gelassen haben, daß wir die Marine hinaufgegangen sind, und uns dem Meerthor nähern. Da ist über dem massiven Bogen der geflügelte Löwe.

„Man liest in den alten Schriften dieser Stadt, daß im Jahr 950 zwei Schiffe an die Mündung der Bocche kamen, von denen eines den Körper des Evangelisten Markus, das andere den San Trifon's trug. Dieses fuhr in die Bocche ein und hielt an der Stelle an, wo jetzt der San Trifon geweihte Dom steht. Als der Erzbischof von Cattaro das erfuhr, kam er mit dem ganzen Clerus und holte den Körper in die alte Stadt, die damals da war. Aber wunderbarer Weise kehrte der Sarg, in welchem der heilige Körper lag, an die Stelle zurück, wo jetzt die Kirche steht. Es war nimmer möglich, ihn fortzubringen, und die Cattariner begannen die neue Stadt zu bauen." So berichtet mit bewunderungswürdiger Genauigkeit ein Giustinian, der vom venetianischen Senat ausdrücklich nach Dalmatien geschickt worden war, um Berichte zu schreiben, und die alte Stadt ist Ascrivium, welches südwärts von Cattaro am Berg lag, und von den Assieriern aus Sicilien, von trojanischen Flüchtlingen, von Colchiern, vom Gefolge Teuta's, der berühmten illyrischen Königin, und endlich von Ueberbleibseln aus dem Heere des Pompejus gegründet worden sein soll.

„Einst war an den Bocche die mächtige Stadt Rizano, nach welcher die Bucht Sinus Rezzonicus hieß. Aber Rizano sank in's Meer, und da wurde bei einer Schafhürde eine neue Stadt gegründet und Kotora genannt.“ So erzählen die Rizanoten, die Nebenbuhler von Cattaro.

„Im Felsen über Kotor ist ein großes Loch wie eine Höhle, das wollte der mächtige Car Stephan weiter ausgraben und darein die Stadt Kotor bauen. Aber die Vila kam und sagte zu ihm: „Thue das nicht, denn in dieser steilen Höhe ist weder ein Ankerplatz für das Schiff, noch ein Tummelplatz für das Pferd; baue die Stadt lieber unten am Meerbusen.“ Der Car that das, die Stadt wurde fertig, und der Car lud nebst vielen Damen auch die Vila zu einem herrlichen Gastmahl ein. Als sie dabei saßen, rühmte er sich immer fort, was für eine schöne Stadt er gebaut hätte. Endlich sagte die Vila: „Ohne meinen Rath hättest Du es nicht gekonnt.“ Der Car wurde böse und schlug die Vila in's Gesicht. Die Vila rächte sich, vergiftete alle Brunnen der Stadt und machte alle Gäste des Caren wahnsinnig. Als der Car all' das Unglück sah, legte er sich demüthig auf's Bitten und erweichte die Vila so weit, daß sie ihm die Gäste wieder gesund machte und eine Quelle, südlich von der Stadt, wieder vom Gifte reinigte. Die andern Brunnen blieben vergiftet, und darum haben sie noch jetzt, besonders im Sommer, alle salziges und ungesundes Wasser.“ So erzählt die Volkssage aus Cattaro.

Die Geschichte sagt, daß die Ascrivier nach der Zer-

störung ihrer Stadt erst ein Castell am Berge gebaut und dann unter ihm eine neue gegründet haben. Eine Thatsache steht fest: gegründet und erbaut ist Cattaro worden, denn es ist da.

Es war da und die Saracenen verbrannten es und es wurde wieder aufgebaut, und die Bulgaren verbrannten es zum zweiten Male und es wurde abermals aufgebaut, und es wurde griechisch, und es kam zu Rascia, und es wurde noch ein Mal verbrannt und es kam zu Ungarn, und es wurde von den Venetianern genommen, weil es zu Ungarn gehörte, und es wurde noch ein Mal slavisch, und es vertrieb die bosnischen Statthalter, und es wollte sich unabhängig regieren und konnte nicht, und so unterwarf es sich Venedig. Und darum ist noch heute über dem Meerthor der geflügelte Löwe.

Der Giustinian ist nicht zufrieden mit dem Geiste der Cattariner gegen San Marco. Sie siegelten mit grünem Wachs, sie unterschrieben sich gleich Ragusa als Republik, und wenn sie den Sopracomito zu ihrer Galeere erwählten, so legten sie ihm auf, sobald er sich der Stadt nähere, die Flagge von San Marco abzunehmen und die von San Trifon aufzuziehen. Mit einem Worte, der würdige Patrizier, der die Chronologie so gründlich inne hat, ist gar nicht mit seinen Standesgenossen in Cattaro zufrieden.

Mir aber dünkt, Cattaro war Venedig treu und war tapfer in seiner Treue. Es blieb Venedig's bis Venedig fiel. Der Senat konnte seine Verbannten nach Cattaro sterben

schicken, ohne fürchten zu müssen, daß ein Aufstand in Cattaro sie frei machen würde. Cattaro war treu und tapfer in seiner Treue, das bezeugt der Geschichtschreiber von Ragusa, wo er in kurzen Worten die Thaten der Bizanti aufschreibt.

Die ganze Geschichte Cattaro's nimmt, seit der geflügelte Löwe es trägt, einen ritterlichen Schwung und zwar einen religiösritterlichen. Die Cattariner treten unter die Vorposten des Christenthumes. Drei prachtvolle Vertheidigungen gegen den Türken lesen sich wie arabisch-spanische Romanzen, wie Minstrellieder von Kreuzfahrern und Saracenen.

Der Adel ist voran — hat er Uebermuth, hat er auch Muth, will er die Ehren des Friedens, nimmt er auch die Ehre der Gefahr in Anspruch. „Sie hauen mit dem Säbel wie die Ungarn, sie schießen mit den Flinten wie die Cernogorci, sie sind Helden wie die Stotarci, sie sind schnell wie die Herzegovinci, schmuck wie die Engländer, reich wie die Holländer, klug wie die Italiener, hoch wie die Bosnier," so sagt Kačić von den „jungen Kriegern der Bocche, von den Kavalieren und Knezen, Kačić, der Romancero Dalmatien's, den die Dienstmagd wie der Gelehrte weiß, der überall ist, in der Bibliothek, wo Tausende von Büchern zu Hause sind, wie in dem Hause, wo er die ganze Bibliothek ausmacht. Und dann setzt er hinzu: „Ei, Kotor, du Falkennest, zusammengebogen auf der hohen Tanne."

Das Falkennest ist noch da, aber wo sind die Falken? Francesco Maria Appendini schrieb von den berühmten

Männern von Cattaro — wir wollen durch das Meerthor auf die piazza delle armi, und von ihr aus umherwandern in Cattaro.

Wir haben Raum. Die Straßen sind für ein Falkennest recht anständig breit. Sie sind freilich nicht lang und laufen wunderlich nach allen Richtungen auseinander, aber — wir sind in einem Falkennest. Die Häuser sind oft recht adelich groß und fest — einige werden stattlicher ausgesehen haben, als sie noch Dächer hatten, als Glockenblumen und Epheuranke noch nicht aus ihren offenen Fenstern wehten, als die Thore noch nicht mit Steinen zugesetzt waren, aber was thun einige? Die meisten haben Dächer, die Fenster sind zu und die Thüren offen und statt der Glockenblume und der Epheuranke hängen an ihnen Balkone mit duftendem Jasmin und schnatternden Papageien.

Straßen führen zu Plätzen, wo welche sind — in Cattaro sind ihrer viele, alle seltsam unregelmäßig und darum luxuriös malerisch, und alle liegen vor Kirchen.

Setzen wir uns einen Augenblick auf dem Domplatze nieder, und essen wir Sorbetti, zu denen Montenegriner auf der Schulter in Stangen mit Zweigen umhüllt das Eis gebracht haben. Eigentlich darf eine Frau hier nicht sitzen und schlechte Sorbetti essen, aber eine Fremde darf es allenfalls wagen, wenigstens wagt sie's. Da steht seitwärts die Kathedrale Andreazzo; ein Patrizier Cattaro's erbaute sie für den Heiligen, welchen er den Venetianern abgekauft. Die beiden Thürme an ihrer Vorderseite waren

einst schöner — das Erdbeben zerschellte sie. Um sie wieder emporsteigen zu lassen, hinterließ Marian Bizanti tausend Zechinen. Sein Testament war schon geschrieben und versiegelt; dem Sohne Nicolò sagte er, wozu er jenes Gold bestimmt. Er starb in der Nacht. Am Morgen erschien Nicolò vor dem öffentlichen Amte und bekannte sich gegen die Kathedrale als Schuldner der tausend Zechinen. Auf dem Platze stand die Säule, von welcher herab der Knabe, begleitet von der Pfeife, die Lodi auf den Dogen hersagte. Der Bischof, der Rettore, die beiden Richter wurden hier von dem funkelnden Rundtanze der Marinerezza umschlungen. Der heilige Pàtron wurde von hier aus mit offiziellen Wachskerzen durch die Stadt geleitet.

Wenden wir uns nach dem Platze der Griechen, denen der Machtspruch eines fremden Eroberers hier endlich eine Kirche gewährte, nachdem sie so lange Zeit nur einen Altar gehabt. Ehe sie noch ihnen gehörte, drohte aus ihr die Flamme der Zwietracht durch Cattaro zu schlagen. Eine Bürgerin kniete auf dem Platze einer Edeldame, diese schalt, jene schalt noch besser. Die Edeldame schlug ein Mal, die Bürgerin drei Mal. Die Schwerter der Edeln blitzten, die der Bürger blieben nicht in der Scheide, und schon war der Platz ein flimmernd und brüllend Gemenge, wie das Meer, wenn zugleich Sonnenschein und Sturm ist, da schleuderte der Bischof den Fluch, und der Kampf wurde still, und Cattaro war gerettet.

Gehen wir nach der Collegiata. Ist das ein Platz

Uns scheint es kaum ein Winkel. Dennoch stand auch hier eine Säule und auf dieser der Knabe mit den Lodi, und um sie herum zog auch dreimal die Marinerezza, ehe sie Wappen und Standarte in die Kathedrale führte.

Wer wandert gleich uns durch die Straßen von Cattaro, steht auf seinen Plätzen und — denkt nicht seiner geschichtlichen Erinnerungen? Weißwollene Kittel, in denen entweder Montenegriner oder Montenegrinerinnen stecken; prangt über dem Kittel eine rothsammtne Pelzjacke, so steckt ein Senatòr von Montenero drinnen.

Ein junger Engländer war nach Cattaro gekommen, um nach Montenero zu reiten, denn das arme Cattaro wird selten um seiner selbst willen besucht, sondern meistens nur, weil man in ihm Pferde nach Montenero findet. Der Engländer saß sieben Wochen in Cattaro, und konnte nicht nach Montenero, denn es regnete unaufhörlich. Endlich verlor er die Geduld und fuhr nach der Levante, wo er die Sonne wiederzusehen hoffte. Nach einem Jahre traf er in London einen Capitän aus den Bocche. „Oh!“ rief er ihm lebhaft entgegen, „sagt mir, regnet es noch immer in Cattaro?“

Wenn ein Cattariner das hört, wird er böse, denn er will nicht, daß es in Cattaro mehr regnen soll, als im übrigen Dalmatien. Aber es ist doch so. Es regnet in Cattaro viel, viel mehr; es wird später Tag und früher Nacht, später Frühling und früher Herbst, es ist im Sommer heißer und im Winter kälter, als im übrigen Dal-

matien, es ist eine Luft, welche mit dumpfer Schwere auf die Nerven fällt, und von jedem Fremden einen Krankheitszoll fordert. Cattaro kann nichts dafür — es ist sein Alp, sein Verhängniß, es ist Montenero.

Wenn man in Cattaro aus irgend einem Fenster sieht, so stößt man mit der Nase an Montenero. Wenn man nach dem Wetter ausschaut, so sieht man nicht das Wetter, sondern Montenero. Will man zum Himmel aufblicken, so erblickt man nicht ihn, sondern nur Montenero. Wie der Geist in arabischen Märchen auf den Schultern eines gewissen Unglücklichen, so lastet Montenero auf dem Nacken von Cattaro. Auch liebt Cattaro Montenero, wie man das Unvermeidliche liebt. Montenero verproviantirt Cattaro allerdings mit Castradina, Kartoffeln und Reisigbündeln, Montenero hat Cattaro auch eine Heilige geschenkt, und Cattaro hält viel auf Heilige; aber Cattaro findet doch, daß eine einzige Heilige, selbst wenn sie von so und so viel Castradina, Kartoffeln und Reisigbündeln begleitet wird, nicht die ewige Gegenwart von Montenero vergütigen kann.

Cattaro hat Recht, wäre es auch nur des Regens wegen, denn der Cattariner Regen kommt ganz allein aus Montenero. In Cattaro regnet es nie weder von dieser, noch von jener Seite, sondern immer senkrecht herunter, und dieses Senkrechtherunter ist aus Montenero.

Und dann erinnert Cattaro sich noch der Bomben, welche Montenero ihm von Vermaz aus zuschickte, als Cattaro, welches eben französisch war, durchaus wieder

russisch werden sollte, und durchaus wieder österreichisch werden wollte, und Cattaro fragt wie die junge Dame in einem deutschen Lustspiel: Hätte ich zu fürchten, vor Liebe aufgegessen zu werden? Genug, Cattaro fühlte sich ruhiger und behaglicher, wenn Montenero ihm nicht so unverschämt jeden Augenblick in alle Straßen guckte.

Und Cattaro wäre mehr mit sich selbst zufrieden, hätte es je auf irgend eine Art zu etwas gelangen können, was einer öffentlichen Erziehungsanstalt geglichen hätte, aber dazu sollte es nicht gelangen. Papst und Senat interessirten sich dafür. Bischöfe und Patrizier thaten Alles, was sterbliche Bischöfe und Patrizier zu thun vermochten, sechsmal wurden Gelder angewiesen und Collekten gesammelt, und sechsmal kam weder ein Collegium noch ein Seminarium zu Stande.

Cattaro mag sich indessen darüber trösten, — es hat auch ohne Collegium und Seminarium sehr bedeutende Männer hervorgebracht. Wer nicht in Cattaro studiren konnte, der studirte in Padua. Cattaro mag sich also über seine fehlgeschlagenen Collegien und Seminarien trösten. Aber worüber Cattaro sich nicht trösten sollte, das sind seine abscheulichen salzigen Brunnen. Eine einzige süße Quelle ist wenig für eine ganze durstige Stadt. Wäre ich Cattaro, ich utilisirte meinen Regen und baute Cisternen.

In Cattaro.

Ich habe die Poesie von Cattaro geschildert, jetzt kommt die Prosa.

Graf Paulovich, der Kreisphysikus von Cattaro, mit welchem General Desimon uns am ersten Abend in Castel nuovo bekannt gemacht hatte, erwartete uns auf der Marine. Er hatte versprochen, uns eine Wohnung zu besorgen und sein Versprechen erfüllt. Nachdem wir in der Dogana auf der piazza delle armi der späten Stunde wegen rasch abgefertigt worden waren, führte er uns durch einige stockdunkle Straßen in ein stockdunkles Haus, rief eine stockdunkle Treppe hinauf: „Niko!“ empfahl sich uns und ließ uns stehen.

Das Individuum, welches Niko gerufen worden war, erschien in der Gestalt des allervollkommensten Lieberjahns. Ein offenes schmutziges Hemde, ein gänzlich zerrissener Rock, Hosen item, nie gekämmtes schwarzes Struppelhaar, die Absicht einer Mütze, ein ursprünglich hübsches, aber miserabel vertrunkenes Gesicht, so leuchtete Niko uns in den ersten Stock hinauf.

Dort empfingen uns die Signore Annetta und Marietta Milatovich, Mutter und Tochter. Sie waren freundlich und wollten, dem „Herrn Doktor“ zu Liebe, gern ihr Bestes thun, aber sie fürchteten, daß wir gerade nicht besonders fahren würden. Sie waren eben ohne Dienstmagd, hatten die ihrige fortgeschickt und noch keine neue, und wußten nicht recht, wer uns bedienen sollte.

„Der Niko müßte denn“ — sagte die Tochter.

Der Niko war nicht ein Bedienter, wie man ihn wünschen konnte. Indessen da keine Wahl blieb, nahmen wir den Niko.

Unser Zimmer war nicht eben heimlich, aber doch groß und mit viel mehr Comfort eingerichtet, als wir zu erwarten berechtigt gewesen waren. Unsere Wirthinnen schienen die Bereitwilligkeit und die Gutmüthigkeit selbst. Wir waren also ganz zufrieden, wollten ungefähr vier bis fünf Tage in Cattaro bleiben, dann nach Montenero, dann nach Budua, von dort direkt zurück nach Ragusa — unsere Pläne waren in bester Ordnung.

Kohl hat in seiner Schilderung von Cattaro so unendlich ausführlich die Gewässer und die Montenegriner beschrieben, daß man fast meinen sollte, es gäbe in Cattaro nichts Anderes als Montenegriner und Wasser. Seine Notizen über die Fiumera und den Gorbicchio, die Wirbelquelle, nach welcher das südliche Thor heißt, sind lesens- und schätzenswerth, die Montenegriner dagegen hat auch er durch das norddeutsch-idealische Vergrößerungsglas angesehen. In Cat-

taro werden sie womöglich mit noch mehr Mißwollen angesehen als in Ragusa. Allgemein hörte ich bestätigen, was man mir in Ragusa schon vielfach versichert hatte: Montenero habe seine Weiterexistenz einzig dem Umstande zu verdanken, daß der österreichische Internuntius noch zu rechter Zeit in Constantinopel angelangt sei. Sich selbst überlassen, wäre es seinem Ende sehr nahe gewesen. Die Montenegriner hätten dieses Mal gar keine Lust zum Heldenkampfe gehabt. Ueberhaupt kämpften sie nie dem allgemeinen Begriff nach. Gute Schützen, wie ich schon bemerkt, hinter dem Felsen hervor, und sturmähnlich im ersten Anlauf, das war aller Ruhm, den man ihnen zugestand. Völker, oder vielmehr Stämme wie sie, werden nie anders kämpfen, können's kaum. Und dann, glaub' ich, ist Cattaro das Capua der Montenegriner geworden. Sie haben die Civilisation geschmeckt. Sie sollen sich sehr gern unten einrichten, Cattarinerinnen heiraten, mit einem Worte feinbürgerlich werden. Kohl sagt das Gegentheil, ich sage, was ich von den Cattarinern hörte. Gern unten sind sie jedenfalls. Cattaro ist für sie Paris, London oder Wien, die Stadt, die Welt. Sie flaniren d'rinnen. Es stört sie durchaus nicht, daß sie keine Waffen tragen dürfen, sie spazieren ohne diesen ihren „höchsten Schmuck“ ebenso vergnügt herum, als wenn sie ihn hätten.

Ich sah sie zuerst auf dem Bazar an der Fiumera, gleich am Morgen nach unserer Ankunft. Es war eben Sonnabend, Markttag und — es regnete nicht. Wir gingen

durch das Thor der Fiumera und über eine bedeckte Brücke. Der Bazar besteht aus einem Kiesplatz mit Maulbeerbäumen, ganz wie der Bazar der Morlacchen in Spalato. Man sieht natürlich Montenero. In langen Zügen steigen bepackte Pferde den Zickzackweg herab. San Giovanni sieht sehr martialisch herunter. In einem offenen Schuppen hütet eine Wache die abgelegten Gewehre. Die zum Frieden gezwungenen Montenegriner drängen sich durcheinander, wie alltägliche Landleute auf irgend einem Wochenmarkte. Sie tragen zu ihren weißen Kitteln kurze blaue Faltenhosen, Gürtel und Kappen schwarz oder roth. Sie tragen, oder nicht, die gekreuzte Weste. Die Elegants tragen, mehr oder minder reich, die jačerma. Der Schlag ist schön und kräftig, doch sind sie weder mit den Morlacchen in Spalato, noch mit den Lastträgern in Ragusa zu vergleichen. Aller höhere Ausdruck geht ihnen ab, der einzige Ausdruck der Physiognomie ist Verschlagenheit. Die Weiber, viel weniger hübsch als die Männer, sehen gutmüthig oder grämlich aus, die kleinen Mädchen meistens sehr großpersonenhaft und herausfordernd. Gekleidet sind sie wie die Dienerin in Rizano. Die Frauen tragen ein blaues Kopftuch, die Mädchen haben ein weißes oder buntes und darunter eine Kappe, welche einen schwarzseidenen Rand und einen rothseidenen Teller hat. Die ganze Kleidung ist auf das Höchste ungeschickt, es sieht immer aus, als hingen die einzelnen Stücke nur so zur Noth am Körper und könnten jeden Augenblick von allen Seiten herunterfallen. Man kann sich kaum eine

Tracht denken, die weniger kleidsam wäre, dennoch sah ich ein Mädchen, welches in ihr wunderschön war, und voll von Grazie und Feuer mit einem ebenfalls ungewöhnlich schönen jungen Manne sprach. Das Mädchen hatte blaue blitzende Augen, der junge Mann funkelnde schwarze, sie tauschten Blicke und Lächeln ebenso lebhaft wie Worte — es war eine griechische Gruppe in montenegrinischer Verkleidung.

Beinahe vierzehn Tage später besuchten wir den Bazar auf der Marine, mit einer prächtigen Aussicht auf Scagliari, links am Berge, auf Mulla und Persagno gegenüber, und rechtshin auf den Canal bis nach Perasto. Auf diesem Bazar mischten sich die Bocchesentrachten mit der montenegrinischen. Es war ein buntes lebendiges Gewimmel. Barken kamen von überallher, Fische wurden verkauft. Da es schon kühl war, trugen die Montenegriner sämmtlich ihre grobe Strukka, eine Zugabe, welche die Viereckigkeit der Weiber noch vermehrte.

Vom Bazar der Fiumera geht über eine Brücke rechtshin der Landweg nach Dobrota. Von der Marine linkshin geht es ebenfalls über eine Brücke linkshin bergan nach Scagliari, nach Fort Santa Trinità, nach Budua, nach Albanien, rechtshin auf ebner Straße fort nach Mulla und Persagno, und dann weiter nach Stolivo und nach Legetane.

Die Straße nach Budua hoffte ich dahinzuziehen, und es sollte nimmer sein. Und auch nach Montenero sollten wir nicht kommen, und doch wäre ich gern hinaufgeritten,

Hat Montenero auch seine poetisch-ritterliche Rolle ausgespielt, so hat es mehr denn je eine politisch-interessante Position, und die hätte ich mir gern mit eigenen weisen Augen beschaut, denn der arme Gospodar — man muß ihn so nennen, wenn man die Cattariner über ihn herziehen hört — er ist buchstäblich ihre bête noire. Sie verzeihen es ihm nicht, daß er in ihrer Stadt ein kleiner Schulknabe gewesen ist, und nun auf ein Mal sogenannt unabhängiger Fürst von Montenero geworden ist. Jeder weiß etwas von ihm und nie etwas Gutes. Ich habe den unabänderlichen Grundsatz, sowohl bei sehr gepriesenen, wie bei sehr angefochtenen Persönlichkeiten von Allem, was ich höre, die Hälfte zu löschen. Es ist kaum möglich, daß Danilo eine solche Totalität sein kann, wie sie aus der Summirung aller einzelnen Worte über ihn sich ergäbe. Ich bin überzeugt, sein größtes Unrecht besteht darin, der Nachfolger seines Onkels zu sein. Von dem sprach man noch immer alles Gute, ebenso von Stiepan Petrovich. Aber auch den Gospodar würden wir gewiß nicht so schlimm gefunden haben. Wir hatten an ihn einen Brief vom russischen Consul. Ritter von Gaguctsch, der Consul, rieth uns, wir sollten den Brief vorausschicken. Das thaten wir auch, aber — wir sollten ihm nicht nachfolgen.

Am zweiten Tage nach unserer Ankunft waren wir in der Kathedrale, um das Reliquarium zu sehen.

Die Kathedrale mit ihren beiden Thürmen erinnerte mich an einige alte Dome am Rhein. Aber das war auch

die einzige Erinnerung an den schönsten Theil meines Vaterlandes. Der Winter ist nicht verschiedener vom vollen Frühling, als es die mächtigen schwarzen Berge, welche den Hintergrund der Piazza und der Kathedrale bilden, von den lieblichen Höhen am grünen Rhein sind.

Das Innere der Kirche ist einfach, aber von guten Verhältnissen. Auf sechs Säulen aus orientalischem Marmor ruhen sechs große Bogen. Das Tabernakel ist aus Metall von Corinth, der Baldachin darüber aus vergoldetem Marmor. Ich muß bekennen, daß ich ihn ganz ehrlich für Holz hielt.

Zum Reliquarium führt eine Thür links. Man steigt eine weiße Treppe hinan. Auf ihrem Absatz halten vier Engel Wacht, die aus einem Kloster hierher geflüchtet wurden. Die Treppe mündet in einer Rotonde, in welcher zwischen sechs Marmorsäulen fünf Nischen sind. Vier derselben enthalten in silbernen Armen und Beinen so und so viel Reliquien von allen möglichen Heiligen, in der fünften, mittelsten, ist das Grabmal des heiligen Trifon. In weißem Marmor ist er zwischen zwei knieenden Engeln betend dargestellt. In einem prachtvollen Goldgefäße wird sein Haupt hingehalten, damit die Gläubigen es zuerst mit der Stirn und dann mit den Lippen berühren. Unter seinem Sarge sieht ein armer, vernachläßigter Schädel melancholisch auf die Verehrer des heiligen Trifon hin — es ist der des heiligen Grisogono, des Patrons von Zara. Sein Körper ist in Zara, sein Haupt in Cattaro. Ein Zaratiner Priester,

welcher mit uns zugleich die heiligen Herrlichkeiten bewunderte, erklärte sehr lebhaft, Cattaro müsse diesen Kopf durchaus an Zara abtreten. Die anwesenden Cattariner verneinten das mit gleicher Lebhaftigkeit. Dann wurde erzählt, der kürzlich verstorbene Bischof von Cattaro, der, zu dessen Erinnerung Jela's Drago die Wachskerze aufgehoben haben wollte, habe umsonst versucht, aus dem Gebiß des heiligen Crisogono einen Zahn herauszubrechen. Seine Absicht bei diesem Versuch wurde besprochen. „Er wollte ihn (den Zahn) für sich," sagte der Priester, welcher uns das Reliquarium zeigte. „Für sich?" frug erstaunt der Zaratiner. „Für sich," bestätigten die übrigen Cattariner. Dadurch schien für den Zaratiner der Widerstand des heiligen Zahnes vollkommen begründet und erläutert, aber zugleich zog er aus der Möglichkeit solcher Attentate die Folgerung der Nothwendigkeit, daß der heilige Kopf sich wieder mit dem heiligen Körper in Zara vereinigen müsse; „denn," sagte er mit einem sehr feinen Lächeln, „diesem ist es nicht gelungen, aber, wer weiß, einem, der würdiger wäre, könnte es gelingen, und nicht einmal ein Zahn darf in Cattaro bleiben."

Mich interessirte dieses Gespräch ungemein; ich hatte noch kein ähnliches mit angehört. Bei einem andern heiligen Gegenstande, bei einem Tuche, welches die benedeite Osanna aus Montenero in Kettenstich genäht hat, erlaubte ich meinerseits mir die bescheidene Bemerkung, daß es nöthig sein dürfte, diese Erinnerung einmal zu waschen.

Und thut man es nicht, so wird man sie nicht mehr lange zeigen können, denn sie war verhängnißvoll gelb und hatte einige Löcher, welche nicht viel Hoffnung für ihre weitere Dauer ließen.

Wahrhaft sehenswerth sind die unter den vier Seitennischen befindlichen acht Hauptreliefs von Marmor, welche die verschiedenen Martyriumsstadien des heiligen Trifon vorstellen. Dieser Heilige begann seinen Wunderweg als Kind und endete ihn mit kaum achtzehn Jahren. Die Grazie, mit welcher die Jugend leidet, ist in seinen feinen Formen, in seinem geneigten Haupte mit dem langwallenden Haare sehr glücklich veranschaulicht. Leider weiß man nicht, wer so meisterhaft in Marmor arbeitete, was Monsignore Antonio Basich in Cattaro in vortrefflichem Italienisch geschrieben hat. Auch noch in zwei andern Darstellungen ist diese Legende zu sehen, doch nicht so leicht wie im Reliquarium. Uns glückte es, daß wir Zutritt zu der Sammlung cattarinischer Dokumente erhielten, welche der verstorbene Advokat Urban Rafaelli zusammengebracht und seinem Schwager, dem Herrn Giovanni Catelano hinterlassen hat. Diese Sammlung umfaßt Alles, was über Cattaro schriftlich vorhanden ist, und ihre Hauptschätze sind drei Manuskripte, welche sämmtlich von dem jugendlichen Lieblingsheiligen der Cattariner handeln.

Das erste davon ist ein italienisches Gedicht in achtzeiligen Stanzen und vierundzwanzig Büchern, 1660 verfaßt von Giovanni Bolizza — das machte ich respektvoll

auf und respektvoll wieder zu. Giovanni Bolizza war Oratore in Venedig. Gleich andern dalmatischen Städten hatte auch Cattaro die Auszeichnung, daß seine Gesandten bei der Republik von San Marco diesen tönenden Namen trugen. Also Bolizza trug ihn, stand in hoher Gunst bei Clemens XI., stiftete den Hochaltar in Santa Chiara, wo er auch begraben liegt, hinterließ das Geld zum Bau des Reliquariums, war berühmt als Gelehrter, ist folglich noch jetzt nach beinahe hundertfünfzig Jahren äußerst kennens- und schätzenswerth, aber das konnte er doch nicht verlangen, daß ich sein episches Gedicht in achtzeiligen Stanzen und vierundzwanzig Büchern lesen sollte.

Sehr unterhielten mich dagegen die beiden Legenden in Prosa, von denen die älteste 1466 geschrieben und gemalt wurde. Die Bilder sind mit Feinheit und Phantasie ausgeführt und stellen zuerst die sieben Todsünden, dann die vier geistlichen Tugenden und endlich den heiligen Trifon vom Wunderkinde bis zum Märtyrer vor. Die zweite Legende ist dem Texte nach nur eine Abschrift der ersten, aber ihre Bilder sind Originale, bunt mit der Feder gezeichnet und noch frischer und naiver als die gemalten in der ersten. Trifon begann mit neun Jahren die Kranken zu heilen und die Geister aus den Besessenen auszutreiben. Dergleichen Wunder sieht man nun mehrere, und der kleine Heilige ist dabei höchst komisch würdevoll, und das Teufelszeug, welches regelmäßig durch den Mund ausfährt, mit dem keckſten Humor behandelt.

Noch ein Manuskript ist in der Sammlung, aber das ist ein weltliches, die Poesie volgari des Lodovico Pasquali. Drei alte Familien sind in Cattaro noch nicht ausgestorben — die der Pasquali ist eine von ihnen. Lodovico hatte, gleich Cervantes, das Schicksal, Gefangener der Ungläubigen zu sein. Befreit und in sein Vaterland zurückgekehrt, schrieb er lateinische und toskanische Verse und widmete die letzteren der Signora Marcia Grisogono, Edeldame aus Zara. Ich brachte zu diesem Manuskripte den besten Willen mit, aber die unmögliche Schrift vereitelte ihn. Wer mehr von diesen cattarinisch-petrarkischen Versen wissen will, der kann sie sich verschaffen — sie wurden 1549 in Venedig, dem allgemeinen Stapelplatze für dalmatische Geisteserzeugnisse, gedruckt.

Von San Trifon, der doch nun einmal die Hauptperson in Cattaro ist, habe ich bereits gesagt, daß er durch die Venetianer hergebracht wurde. Doch nicht mit ihrem Willen. Sie hatten ihn aus seinem Geburts- und Begräbnißort, dem Flecken Campsade nahe bei der Stadt Apamen in Bithynien in der Absicht fortgeführt, ihn nach Venedig zu bringen. Ein Sturm brach los, ein Sturm, welcher in Bolizza's Epos den Inhalt des neunten Gesanges ausmacht. Das venetianische Schiff flüchtete in die Bocche und ankerte vor Cattaro. Am nächsten Tage war der Himmel wieder heiter, und die Venetianer wollten die Segel aufspannen; aber trotz des günstigen Windes ging das Schiff nicht von der Stelle. Ich habe immer bemerkt,

daß die Heiligen, wenn sie an irgend einem besondern Ort bleiben wollen, einen unbezwinglichen Eigensinn zeigen. Die Venetianer hatten keine Lust, in Ewigkeit vor Cattaro liegen zu bleiben, sie gaben dem Willen des heiligen Jünglings nach und überließen seinen Körper auf die Vorstellungen eines sehr frommen Bürgers, Andreuzio, für immer dem glücklichen Cattaro. Als der Sarg vom Schiffe fortgetragen wurde, ließ der venetianische Capitän sich in herben Beschwerden gegen den Heiligen aus. Augenblicklich fuhr sein Mund auf beiden Seiten bis zu den Ohren, und erst auf die dringendsten Gebete aller Umstehenden zog die unglückliche Oeffnung sich wieder in ihr natürliches Verhältniß zusammen. Dieses Wunder trug den heiligen Trifon gleich in der ersten Stunde auf den Gipfel der Verehrung, den er noch heute inne hat. Nicht weniger als fünf Tage werden ihm zu Ehren feierlich begangen: der zehnte November, sein Geburtstag, wie bei den Heiligen der Tag des Martyriums heißt, der vierzehnte Januar, der Tag, an welchem die Stadt den Körper erwarb, der zwanzigste November, der Erinnerungstag an die Auffindung des Kopfes, der dritte Sonntag nach Pfingsten, wo das Patronat des Heiligen gefeiert wird, und endlich der dritte Februar, das Hauptfest, an welchem der Körper im silbernen Sarge und der Kopf im goldenen Gefäße prozessionell durch die Straßen getragen werden, nachdem sie seit dem Abende vorher inmitten der hauptsächlichsten Reliquien auf dem Hauptaltare der Kathedrale aufgestellt gewesen.

Früher, als Cattaro noch Cattaro war, d. h. eine Stadt mit übermüthigem Adel und reicher Bürgerschaft, mit gelegentlichen Vertheidigungen gegen den oder jenen Pascha und gelegentlichen Kriegen mit diesen oder jenen Nachbarn, wurde der dritte Februar auch weltlich gefeiert und zwar durch die Marinerezza, welche auch der Tanz von San Trifon hieß.

Der bestimmte Ursprung dieses Festes ist noch unermittelt, der Name wurde vom Corps der Marinari abgeleitet. Daß ihnen diese Auszeichnung zu Theil wurde, ist leicht zu erklären; sie waren es, welche Cattaro's Ehre am meisten glänzen machten, seit Cattaro der Republik von San Marco, welcher es sich 1410 unterworfen hatte, von 1431 an eine Galea unter einem adelichen Sopracomito stellen mußte.

Mehrere Erlasse beweisen die Wichtigkeit des Festes. Einer davon gewährt allen Schuldnern und Geflüchteten, sowie allen Verurtheilten, welche nicht gerade die Todesstrafe verdient, die Freiheit drei Tage vor und drei Tage nach dem Feste ungefahndet in der Stadt ein- und ausgehen zu können. Ein anderer befiehlt dem Conte oder Rettore, beiden Stadtrichtern, sämmtlichen Räthen, Notaren, Aerzten, Apothekern u. A. am Festtage eine Wachskerze zu opfern, mit derselben die testa santa durch die Stadt zu begleiten und sie nach der Prozession in der Kathedrale zu lassen. Das Gewicht der Kerzen war nach dem verschiedenen Stande der Träger bestimmt, und wer keine brachte, mußte eine Geldstrafe bezahlen.

Auch Ducali beschäftigen sich mit der Marinerezza. Eine bewilligt Cattaro das Privilegium, an San Trifon um eine Prämie von 20 Dukaten zu turnieren, andere weisen Staatsgelder zur Bestreitung der Kosten an.

Der Verlauf des Festes war wie folgt.

Am dreizehnten Januar, dem Tage, an welchem das Schiff mit dem Heiligen vor Cattaro angekommen, versammelte sich das Offizierkorps der Marine bei seinem Chef und wählte die Chargen für's nächste Jahr. Sie bestanden in einem Major, einem Lieutenant und sechs niedrigen Offizieren, von denen drei anziguardie und drei retroguardie hießen, der Chef oder Admiral wurde vom venetianischen Senat ernannt und zwar auf Lebenszeit. Ein Bankett bei ihm schloß die Wahlen, welche die nahen Festlichkeiten gewissermaßen einleiteten.

Auf dem Domplatze stand, wie ich bereits bemerkt, eine Säule, und vor der Kirche Santa Maria de Fiumera, gewöhnlich Collegiata genannt, befand sich eine zweite. Auf jede derselben ließ am 27. Januar das Offizierkorps einen zierlich geputzten Knaben steigen, der von der Höhe aus Danksagungen an den Heiligen und Lobsprüche auf den Dogen herzusagen hatte. Waren die Knaben fertig, so wurden auf den Säulen zwei Standarten aufgezogen und nicht früher als acht Tage nach dem Trifonsfeste wieder heruntergenommen.

Am ersten Februar versammelte sich die Marinerezza, theilte sich in drei Geschwader und begab sich zum Rettore,

wo sie das Wappenschild und die Standarte der Republik, so wie das Schwert und den Stab des Rettore in Empfang nahm. Diese beiden Insignien behielt der Admiral, in dessen Haus auch die von der carica estraordinaria geholten Stadtschlüssel bewahrt wurden, Wappenschild und Standarte dagegen wurden in die Kathedrale gebracht, nachdem zuerst die Marinerezza dreimal damit um jede Säule herumgezogen war. Mit der Nacht begab jedes der drei Geschwader sich an eines der Stadtthore und wachte, von Freunden reichlich mit guten Dingen versehen, für die öffentliche Sicherheit.

Am Morgen des zweiten Februar begab die Marinerezza sich in die Collegiata zur Messe. Nachmittag fand die Ausstellung der Reliquien statt, und zwar nicht nur der aus dem Reliquarium, sondern auch aller derer, welche von den verschiedenen Brüderschaften und aus den verschiedenen Klöstern in Prozession nach der Kathedrale gebracht wurden. Der Bischof, der Rettore und die beiden Richter kamen zur Vesper. Bevor sie die Kathedrale betraten, umschlang die Marinerezza sie mit einem lustigen, lebhaften Rundtanze, und das ist der Tanz von San Trifon.

Während der Vesper und der bis zur einbrechenden Nacht fortwährend gesungenen Metten standen zu beiden Seiten des Hochaltars in Galatracht sechs Edelleute und sechs Cittadini und räucherten den Reliquien. Die Marinerezza begleitete inzwischen die testa santa zu den Kranken und zu den Nonnen der drei Klöster, und dann zog durch

die Hauptstraßen eine Prozession mit Kerzen und den Fahnen der Gewerke, aber ohne Gesang, weßhalb sie die stumme Prozession, la prozessione muta hieß.

Am dritten Februar wurde vor der großen Messe der Tanz und nach derselben die Prozession wiederholt, aber diese war keine muta. Der Capitän des Contado erschien auf weißem Rosse und führte zahlreiche Compagnien von bewaffneten Landleuten an. Dann fanden beim Rettore, bei den Richtern und bei den Offizieren der Marinerezza prachtvolle Gastmähler statt. Eines wunderlichen Vorrechtes genoß der Chef des Corps. Er konnte nach Beendigung der Gastmähler an jeder Tafel erscheinen, um sie herumtanzen und sie dann gänzlich abräumen. Von einem Theile der köstlichen Dinge, welche ihm dadurch zufielen, that er sich einige Tage lang gütlich, die größere Hälfte verkaufte er und wandte den Erlös zur Erwerbung von irgend einem reichen Geräth für eine Kirche oder ein Kloster an. Ein Vorrecht der gesammten Marinerezza war ernster und schöner: es bestand nämlich in der Begnadigung eines zum Tode Verurtheilten, dessen Verbrechen jedoch weder Hochverrath noch Kassendiebstahl sein durfte. Einst wurde die grazia der Marinerezza aus Staatsrücksichten abgeschlagen. Da sandte sie ein eigenes Schiff mit Abgeordneten an den Senat, und so lange bis es nicht die grazia zurückgebracht hatte, weigerte die Marinerezza sich, die Standarten auf den Säulen zu streichen und das Fest für beendigt zu erklären. Im Ganzen wurde das Fest nah an tausend Jahr gefeiert;

1809 war das Jahr seines Endes. Man hat seitdem mehrmals Wiederbelebungsversuche gemacht, aber man gelangte mit aller Mühe nur dahin, es zwei oder drei Mal zu galvanisiren.

Ich hoffe, die Cattariner werden wenigstens mir nicht vorwerfen, was ein junger Priester mit einem geistreichen Gesicht, welcher den Zaratiner in das Reliquarium begleitet hatte, allen Fremden, die nach Cattaro kamen, ohne Unterschied vorwarf: „Sie bleiben zwei Stunden und schreiben dann orrori von Cattaro.“ Er sah mich überredend und einschmeichelnd an. „Wir würden demjenigen so dankbar sein, der Gutes von unserer Stadt sagte. Man klagt immer, es regne hier bei uns so. Es regnet nicht mehr, als anderswo, das kann ich Ihnen versichern.“ Die übrigen Herren stimmten ihm eifrig bei. Ich sah bescheiden hinaus — der Regen goß eben im Strömen. „O das ist heute ein Ausnahmstag, ein Tag, wie er überall kommt,“ lautete die allgemeine Versicherung.

Die Cattariner sind darin wie die Schweizer, welche auch nicht wollen, daß man auf dem Rigi nur fünf Mal des Jahres die Sonne aufgehen und die übrigen dreihundertsechzig Tage nichts als Nebel sehen soll. Ich bekam nach Ragusa durch einen Freund von einer jungen Zürcherin einen ironischen Dank für den Rigiartikel in meinem „Aus der Schweiz.“ Mein Freund fügte hinzu: ich glaube selbst, daß Sie dem Rigi zu viel thaten. Allerdings hatte auch ich oben Regen, aber —

Aber es kann doch auch die Sonne scheinen? Gewiß; auf dem Rigi sowohl, wie in Cattaro. Ich kann es bezeugen, daß ich sie in Cattaro gesehen habe. Sie kam um neun und ging um fünf, aber sie schien. Von den siebzehn Tagen, die wir in Cattaro zubrachten, hab' ich zehn mit Sonne gezählt. Es war nicht immer ganz klare und bestimmte Sonne, aber doch Sonne.

Siebzehn Tage? Ja, siebzehn, volle lange Tage, mit allen vierundzwanzig Stunden sind wir in Cattaro gewesen. Es ist schrecklich, aber wahr. Wir mochten wollen oder nicht, wir mußten. Am Nachmittage des Ausnahmetages goß es noch immer „ausnahmsweise" vom Himmel und von den Dächern, und wir hatten beide die allerschönsten Masern.

Nach drei Tagen hörte der Regen auf, aber unsere Masern waren noch in voller Stärke. Dio, was für eine himmlische Vergnügungspartie war doch diese Fahrt nach Cattaro! Eine dunkle und beim Regen kellerhafte Stube. Kindergeschrei allenthalben — denn ich sagte es schon, in Dalmatien haben die Kinder unbeschränkte Lungenfreiheit — groß oder klein — was schreien will, schreit. Jetzt Bora. Dann wieder Donnerwetter über Donnerwetter. Saures Brod, salziges Wasser, bitterer Wein. Eine Locanda, die eine furchtbare Leidenschaft für Sellerie und Pfeffer hatte. Keine Bücher, und die Masern. Und den Niko!

O der Niko machte sich Ehre und uns Vergnügen! Wenn wir ihm des Morgens zu lange schliefen, pochte er

uns heraus. Wenn er uns Wasser holen sollte, setzte er uns säuberlich die leere Flasche vor die Thür. Wenn wir nicht essen konnten, bestellte er unermeßliche Portionen vom Allerbesten und aß sie großmüthig für uns auf. Mit einem Worte, er war angenehm.

Endlich fiel es ihm ein, zwei Teller der Padrona fortzutragen. Die Frau verlangte ihre Teller, Niko versicherte, sie wären in unserm Zimmer. Hier gesucht und nicht gefunden, wurden sie abermals von Niko verlangt. Nun wußte er zuerst durchaus gar nichts von ihnen, dann waren sie bei seiner Mutter, dann in der Locanda, zuletzt in einer Osteria. Niko wurde gescholten, Niko nahm das übel, Niko tragirte eine Scene, Niko kündigte uns den Dienst und Niko verlangte seinen Lohn für seine zahlreichen Dienste und seine große Zeitversäumniß, denn Niko hatte den ganzen Tag auf den Straßen herumzurennen, unerhört viel Nichts zu thun — das mußte ihm vergütigt werden. Im Hause war unterdessen die dümmste aller dummen Katrinen in Dalmatien eingepassirt — ein Offiziersbursche, Friauler, war mit Hohenlohe gekommen, Niko konnte sehr gut entbehrt werden. Wir waren also eines Sinnes, nur daß er einen halben Gulden für jeden Tag verlangte, während wir die Teller haben wollten.

Niko resolvirte sich endlich und brachte die Teller. Aber nun bezahlt auch! Sehr gern; nach Abzug dessen, was er in der Locanda auf unsere Rechnung verzehrt hatte, blieben ihm, außer dem bereits empfangenen Lohn, noch einige

Kreuzer. Dieses „zu wenig" war unserm Niko zu viel, — er lief zur Polizei. Die Polizei, die unwillkürliche Schutzheilige vieler Lumpen, kam direkt uns molestiren. Uns blieb keine Zuflucht als der Kreishauptmann, die höchste Person der Stadt. Niko erschien vor dem „Circolo", wie mit Weglassung des Capitano der Kreishauptmann genannt wurde. Er soll frappant ausgesehen haben wie Nante Strumpf seligen Angedenkens. Vor dem Circolo hatte er endlich Respekt; bei uns im Hause hatte er die unschicklichsten Manieren gezeigt, vor dem Circolo brachte er ein wirkliches Schnupftuch zum Vorschein, trappelte heulend im Zimmer herum und bekannte sich als Lügner. „Warum lügst du denn?" frug der Circolo. Niko heulte und war „una povera creatura", und das Forttragen der Teller war „un accidente infelice", genug, Niko war eigentlich ein Martyrer. Seine Verzweiflung ging hauptsächlich dahin, daß er ein Mal ehrlich gewesen war und die Teller wiedergebracht hatte. Der Circolo drohte ihm mit Einstecken, wenn er uns ferner noch belästige, und so hatten wir die letzten Tage wenigstens Ruhe vor ihm.

Aber so lange wir noch mit ihm zu thun hatten, wären wir ohne die Signora Annetta Milatovich verloren gewesen. Die Signora Annetta war seelengut, so gut, daß ich es nie vergessen werde. Sie that was möglich war, sie pflegte uns, die Fremden, die wir nur in ihr Haus gekommen zu sein schienen, um krank zu werden, als gehörten wir zu den Ihrigen. Sie kochte uns Brühe ohne Sellerie und schöne

Kartoffeln, die wir mit Salz speisten. Das Einzige, was ich an ihr weggewünscht hätte, war die Kunst, mit welcher sie zu allen Hochzeiten und Kindtaufen in die Bocche vortreffliche Torten buck, denn die dumme Katrine mußte zu besagten Torten unaufhörlich Zucker und Mandeln stampfen, und ich mußte sie stampfen hören.

Die drei Söhne der Familie waren sämmtlich in Californien. Der jüngste war vor einem Jahre zum Besuche daheim gewesen, aber schon wieder dort. Am Laden unsers einzigen Fensters stand: V. Milatovich, bound for California, never to return home. Während unserer Anwesenheit kam ein Brief von ihm mit Geld und einem Brillantringe für die Mutter. Ich las den Brief und fand zu meinem Erstaunen, daß der junge Mann, der so concis Englisch schrieb, sich in seiner Muttersprache wie ein Schüler ausdrückte. Auch die Handschrift war unsicher, die englische dagegen rein und fest.

Eine Tochter war verheiratet, Marietta das einzige Kind, welches noch im Elternhause war.

Ein liebes Geschöpf, Alles an ihr fein organisirt und blaß gefärbt, eben so viel Nerven- wie Gefühlsreizbarkeit. Sie sagte von sich selbst: Sono molto amante, und sie hatte Recht — Vater und Mutter, die Schwester und deren kleines Mädchen, und vorzüglich die armen drei fernen Brüder, alle beschäftigten und bedrängten ihr weiches Herz.

Der Vater war ein Mann mit weißem Haar und mit einem Wesen voll großer, guter Stille. Die Pfeife und der

Rosenkranz beschäftigten ihn abwechselnd. Die Mutter, weltlich, rührig, wie sie war, ging sich doch auch nie genug in die Messe und seufzte unaufhörlich: Santa fede! oder: Misericordia dell' anima mia! Man ist in Cattaro frömmer als sonst in Dalmatien. Was soll man auch anders thun als beten? Unter den Lebenden ist so wenig Verkehr — man muß sich an die Todten, an die Heiligen wenden.

Es ist Schade, daß es in Cattaro so wenig Gelegenheit zur Geselligkeit gibt. Die Cattariner hätten das Talent dazu. Sie sind freundlich, offen, mittheilsam. Wir haben ihnen für großes Entgegenkommen zu danken. Im zweiten Stock unsers Hauses wohnte die Majorin Angermayer, in Cattaro als Tochter aus dem alten gräflichen Hause Burovich allgemein die Gräfin Bianca genannt. Sobald sie hörte, daß ich krank sei, kam sie ohne alle Ceremonie. Herr Catelano brachte mir ebenfalls seine Frau. Anerbietungen, uns mit Familien bekannt zu machen, kamen von allen Seiten. Die Signora Petranovich sah ich nicht viel, sie war ebenfalls krank. So oft sie kam, begleitete sie ihr Mann, der eben an seiner illyrischen Literaturgeschichte schrieb, gut deutsch verstand und uns viele wichtige Fingerzeige gab. Ich versprach ihm, dankbarer dafür zu sein, als unser Landsmann und Vorreisender Kohl gewesen war; dem hatte Herr Petranovich noch viel mehr geholfen, und Kohl hatte nicht ein Mal seines Namens erwähnt.

Der Circolo, Herr von Doimo, dessen auch Marmier in seiner Reise nach Montenero als eines höchst

liebenswürdigen Mannes gedenkt, kam ebenfalls zu mir; ein Brief von der Marchese Bona hatte uns ihm empfohlen. Er suchte mich zu überreden, noch eine Woche länger zu bleiben und nun ich gesund wäre, Cattaro erst zu genießen. Aber mir war Angst und bange in Cattaro; sobald ich konnte, wollte ich fort. „Und komme ich jemals wieder freiwillig her," sagte ich zu Herrn von Doimo, „so geb' ich Jedem die Erlaubniß, mich mitten auf dem Platze aufzuknüpfen.

An den Bocche.

Ich wollte also um jeden Preis fort von Cattaro, aber einige Tage fehlten noch bis zur Ankunft des nächsten Dampfers, und diese Tage wollten wir noch möglichst benutzen.

Budua hatten wir natürlich aufgegeben — wie hätte ich, die ich mich kaum auf den Füßen halten konnte, so und so viele Stunden reiten können? Ebenso unmöglich war Montenero — ich hatte an den Gospodar, der uns erwartete, schon längst eine Entschuldigung geschrieben. Aber Dobrota und Perasto waren erreichbar, selbst für mich.

Es war Freitag den 7. Oktober, daß wir nach Dobrota fuhren. Wir hatten zwei Briefe von der Gräfin Bianca mit, einen an den Grafen Ivanovich, den andern an den Capitän Radimiri.

Ich finde Dobrota mit seinen einzelnen Häusern, welche in ihre Gärten zurückgezogen sind, viel hübscher als das gegenüberliegende Persagno, welches gänzlich von seinem grünen Hintergrunde getrennt ist.

Besonders malerisch ist die erste Dobrotschaner Kirche, San Matteo. Unmittelbar vom Wasser aus führt an jeder Seite eine Rampe empor zu dem freien Platze, auf dem sie steht. Die Rampen sind fest gemauert, die Kirche ist's auch; sie mußte im Nothfalle vertheidigt werden können. Inwendig ist sie alterthümlich und dunkel. Das kleine Tabernakel vom reinsten weißen Marmor blinkt im Schatten wie ein Lilienstrauß. Hinter der Kirche gehen glatte Wege in üppige Baumpracht hinein, auf den Bänken des Platzes sitzen am Sonntag die schwarzgekleideten Dobrotschaner, und rauchen aus ihren langen Pfeifen.

Die Dobrotschaner sagen, da sie nur unter sich heiraten, wären alle Familien miteinander verwandt, und darum hätte fast Alles immer Trauer. Ich muthmaße indessen noch einen Grund für die schwarze Tracht, eine geheime Liebhaberei, die, da die Eitelkeit bei ihr so gut ihre Nahrung findet, vollkommen erklärt und gerechtfertigt ist.

Das Haus des Capitäns war das erste auf unserm Wege. Weiß, mit hohen Balkonfenstern und grünen Persiennen, sah es friedlich und elegant aus. Auch das Innere versprach elegant zu werden. Bei unserm Besuch fanden wir es, leider, noch in dem Durcheinander, in welches so und so viel Handwerker ein Haus zu bringen pflegen, wenn sie es zu einer Hochzeit schmücken sollen. Der junge Capitän wollte sich nächstens verheiraten, und wir kamen ihm inmitten seiner Arbeiter gewiß so ungelegen wie möglich.

Dennoch empfing er uns so artig wie möglich, und

wir waren nicht wenig überrascht, in einem Schiffscapitän aus Dobrota einen jungen Mann zu finden, der in jedem Salon an seiner Stelle gewesen wäre. Er hatte nebenbei den Takt, einen schlanken hohen Wuchs und ein feines und bedeutendes Gesicht zu haben und in seinem Dobrotschaner Kostüm sehr gut auszusehen.

Dieses bestand aus kurzen seidenen Beinkleidern, Strümpfen und glanzledernen Schuhen, Kreuzweste mit vergoldeten Silberknöpfen und Goldbesatz, Jäckchen mit Seidenstickereien und kleiner seidener Kappe, alles schwarz bis auf den violetten Gürtel, denn der Vater des Capitäns war vor mehreren Jahren gestorben und so trauerte der Sohn noch bis zur Hochzeit. Die Kleider zu dieser waren noch nicht aus Triest gekommen, aber der Capitän hatte die Gefälligkeit sie mir zu beschreiben. Die Beinkleider von chokoladefarbenem Seidenstoff, weißseidene Strümpfe, schwarze Schuhe, Jatscherma von weißseidenem Damast, Knöpfe und Stickereien von Gold, schwarzsammetne Dolama ebenfalls mit Gold verziert, weißseidene Schärpe, vorn der čemer, die violettsammetne Tasche für die silbernen Pistolen, an der Seite das silberne Messer, die in Silber getriebene češe für die Cartouchen und den goldausgelegten Säbel in grünsammtner Scheide. Gewiß ein prächtiger Bräutigamsanzug, der nur durch etwas verdorben werden sollte: durch einen alltäglichen schwarzen seidenen Hut. Die Braut sollte zwar auch nicht den nationellen Kopfputz, sondern den Kranz von weißen Rosen tragen; indessen ein weißer Rosenkranz, das läßt sich allenfalls hören.

Aber ein schwarzer Hut! — ich war erschrocken und sagte es dem Capitän. Er gab mir ganz Recht und — wird den schwarzen Hut doch aufgesetzt haben. Dobrota fängt an, dem civilisirten Europa Complimente zu machen. Bis jetzt hatte es sich dieser großen Souveränität gegenüber in der würdevollen Stellung einer zwar hunderttausend Mal kleineren, aber nicht weniger unabhängigen Macht erhalten. Die Frauen lebten abgeschieden wie Orientalinnen. Die Grafen Ivanovich führten in Venedig ein vollkommen modern-vornehmes Leben, kaum zurück in Dobrota waren sie Dobrotschaner durch und durch. Der frühere Kreishauptmann pflegte jährlich ein Mal der Mittagsgast des einen Ivanovich zu sein; aber so oft er es war, erschien nie die Gräfin mit ihren Töchtern bei der Tafel. Eines Tages befragte er endlich seinen Wirth um die Ursache dieser Zurückgezogenheit. „Wäret Ihr in Venedig mein Gast," antwortete Graf Ivanovich, „so würde meine Frau mit uns sein. Hier in Dobrota ist es nicht Sitte, daß die Frauen mit am Tische essen, wenn Fremde da sind, und ich mag nicht der Erste sein, welcher die Sitten der Väter antastet." Aber jetzt, wie schon gesagt, wird das anders werden; Dobrota machte Europa Concession auf Concession. Der Capitän Radal Radimiri wollte zur Trauung einen schwarzen Hut aufsetzen, seine Braut, in Triest erzogen, obgleich sie aus altem Dobrotschaner Geschlecht war, kleidete sich ganz auf italienisch, sämmtliche junge Mädchen, die Ansprüche auf Aristokratie machten, thaten dasselbe. Alla nazionale trugen sich von

den reichen Frauen nur noch die älteren. Die Mutter unsers jungen Wirthes zeigte mir ihre frühern Festkleider: das rothdamastene Mieder oder giupet, welches an der Brust in einer Spitze mit Goldtressen in die Höhe ging, die gelbseidene Schürze, das rothsammetne mit Gold verbrämte Kamisol. Sie hob sie auf, wie man unnütze Dinge aufhebt; früher vererbten sich dergleichen Stücke, aber die Schwiegertochter trug dergleichen „Uniform" nicht.

Frau Agnese borgte sie armen Mädchen zum Hochzeitsstaat. Sie selbst trug auf immer Wittwentracht. Die Aermel ihres Kamisols waren fast bis zur Hälfte aufgeschlitzt und mit Silberknöpfen wieder zugemacht. Um den Hals hatte sie ein feines weißes Tuch, über dem Kopfe ein zweites, welches sich dicht an die Wangen anlegte und auf dem Scheitel mit einer kostbaren Nadel an die kleine weiße Kappe festgesteckt war, die das Haar verbarg. In dieser Kleidung habe ich alle Dobrotschanerinnen gesehen, denn ich sah nur ältere Frauen; die jungen Mädchen blieben unsichtbar. Ob sie hübsch sein mochten? Die Frauen waren groß, schlank, ernst von Haltung und Wesen, die Gesichter lang, fein, weiß, bleich. Sie machten den Eindruck von geistlichen Schwestern. Vielleicht gibt die Nothwendigkeit des kalten Heldenmuthes ihnen diesen eigenthümlichen festen und strengen Ausdruck, denn die Dobrotschanerinnen mußten bis jetzt Heldinnen sein. Die Montenegriner zwangen sie dazu. Nach' 1848 hatte ein junges Mädchen aus Glinta — Davinovich war ihr Familienname — sich mit Erfolg gegen

eine ziemlich große Anzahl der Falken vom schwarzen Berge vertheidigt. Glinta ist das letzte der drei Kirchspiele von Dobrota.

Auch das Haus Radimiri war angegriffen worden und zwar gleich durch einige Hundert. Die Dobrotschaner bezahlen in Montenero Spione, einer von diesen brachte dem jungen Capitän zeitlich genug Nachricht von dem beabsichtigten Ueberfalle. Nadal Radimiri bat in Cattaro um zwölf Jäger, versammelte einige Nachbarn, und mit dieser kleinen Besatzung schoß er die Angreifer zurück. Frau Agnese, die so freundlich neben mir saß und uns so liebreich allerlei gute Dinge aufnöthigte, hatte tapfer mitgeschossen. Der Capitän führte uns auf die kleine Terrasse oben am Hause — von hier aus hatten die Belagerten sich vertheidigt. Eine Masse Bienenkörbe stand hier in der Sonne, die Bienen schwärmten um uns her und flogen hinab in den kleinen Garten, um aus Oleander und Jasmin Honig zu holen; durch die Schießscharten in der Mauer lugten wir hinauf nach Montenero, der angenehmen Nachbarschaft. Nicht weit vom Hause stand ein kleines Fort angefangen; der Vater des Capitäns hatte es für sechsunddreißig Geschütze bauen wollen, zum Schutz für Dobrota gegen die Montenegriner, aber die Regierung hatte es nicht gestattet, weil ein Fort im Besitz eines Privatmannes nicht „conveniente“ sei. So mußte man sich denn nach wie vor im Hause vertheidigen so gut es ging, und es war im Hause Radimiri gut gegangen.

Erinnerungen weniger kriegerischer Art waren ein Brief des Ministers Brandy an den Großvater des Capitäns, den Cavaliere Nadal Radimiri, der sich als Capovilla von Dobrota bei der Uebergabe der Bocche an die Oesterreicher sehr verdient gemacht hatte, dann zwei Porzellanvasen und eine Büste des Kaisers Franz, Geschenke der verstorbenen Majestät an den Vater unsers Wirthes, Antonio Radimiri, welcher ihr mehrere seltene Vasen zu Füßen gelegt hatte. Alle diese Reliquien der Loyalität wurden mit Ehrfurcht gehegt, der Brief des Ministers unter Glas und Rahmen: Auch das Bild des alten Cavaliere war da, und abermals sah man darauf den Brief.

Nun kam noch ein persönlicher Schatz des jungen Capitäns zum Vorschein, der mit Gold und Perlen gestickte rothsammetne Tabaksbeutel, den seine Braut ihm bei dem ersten Besuche nach der erfolgreichen Werbung dem Gebrauch gemäß verehrt hatte. Der Bräutigam erwiedert dieses Geschenk durch das eines Halsbandes oder eines ähnlichen Schmuckgegenstandes.

Bei der Hochzeit speisen die Verwandten des Bräutigams in seinem Hause, die der Braut in dem ihrer Eltern. Die Männer essen allein und die Frauen auch; für die Braut und den Kum wird im Schlafzimmer ganz besonders gedeckt. Bevor man in die Kirche geht, tritt man in jedem der beiden Häuser an die sogenannte „weiße Tafel“, einen Tisch mit einem reinen Tischtuch, auf welchen Wein und Brod gesetzt wird. Man trinkt die Gesundheit des Braut-

paares und der Familie, das Brod läßt man sein, das liegt nur als Symbol da — man speist Süßigkeiten. Nach der Hochzeit haben die jungen Eheleute für einige Monate das Recht, in bunten Kleidern zu gehen, selbst wenn in der Familie Trauer ist, doch darf diese nur um entferntere Verwandte sein.

Die wahre Gastfreundschaft in Dalmatien findet man an der Riviera der Castella und an den Bocche. Frau Agnese wollte uns nicht nur gleich zu Mittag da behalten; sie wollte auch, daß wir zur Hochzeit ihres Sohnes wiederkommen sollten. Beides war uns unmöglich, doch waren wir so dankbar, als hätten wir Alles genossen. Wir nahmen herzlich Abschied, Frau Agnese küßte mich, der Capitän begleitete uns bis nach San Eustachio, wo seine Braut wohnte. Ich bemerkte nicht ohne stille Belustigung, daß er sich zu diesem Bräutigambesuche nicht anschickte, ohne seine Pfeife und seinen Tabaksbeutel mitgenommen zu haben.

Die Kirche von San Eustachio, dem zweiten Kirchspiel von Dobrota, steht nahe dem Gebirg. Früher stand sie dicht am Wasser, ein Kreuz zeigt noch jetzt die Stelle an. Neuer, größer und reicher im Innern als die von San Matteo, ist sie im Aeußern lange nicht so malerisch. Die Gemeinde hat sie aus eigenen Mitteln erbaut — zum Glockenthurm hatt' es nicht gereicht, die drei schwarzen Glocken hingen in einem gemauerten Gestelle und zwar so niedrig, daß man sie mit der Hand erreichen konnte. Indessen war hier doch blos der Thurm nicht fertig geworden, in Persagno stand

eine ganze große Kirche angefangen und nicht vollendet da. Und wenn man an den Ufern der Bocche hinfährt, so findet man auch mehr als einen Palast, mit dem es beim Willen geblieben ist. Ein Capitän hat so und so viel Schiffe auf dem Meere, er sieht sich bereits als reichen Mann, er fängt ein Haus zu bauen an, zu welchem so und so viel Gold in Steine verwandelt werden muß; die Schiffe gehen unter, der Capitän entläßt die Maurer, und das Haus ist von Anfang an eine Ruine, wie manche Menschen von Jugend auf Greise sind.

Es war schon so spät geworden, daß wir zu meinem Leidwesen nicht mehr das Haus Ivanovich besuchen konnten. Ich hätt' es gern gesehen; es ist das Haus eines Helden, mit welchem, dem englischen Ausdruck nach, die Sage geschäftig gewesen ist. Im Kačić steht die Geschichte in Versen, hier ist sie in Prosa.

Ein Ivanovich hatte im vorigen Jahrhundert einen Seeräuber, der ihn angegriffen, glänzend zurückgeschlagen. Um diesen Schimpf zu rächen, lief 1736 ein Schambeck von hundertzehn Fuß Länge, mit vierzig schweren Geschützen und dreihundertsechzig der entschlossensten Teufel an Bord, von Tripolis aus und segelte nach dem Piräus, wo eben Giuseppe Ivanovich um Oel zu laden vor Anker lag. Seine Tartana hatte nur neun Kanonen und sechsundvierzig Mann, aber diese waren lauter Bocchesen, und die Bocchesen sind kampfgewohnt zu Wasser, wie zu Lande. Außerdem kam auf die Kunde von dem nahenden Korsaren Marco Ivanovich, seinem

Bruder Giuseppe mit sechs Matrosen zu Hilfe, und zwei jüngere Brüder waren ebenfalls an Bord der Tartana. So erwartete denn Giuseppe Ivanovich am 15. April 1756 an der Nordseite des Hafens in der Nähe der Dogane entschlossen den Schambeck, dessen Ankunft von einem Posten auf der Höhe des alten Minervatempels signalisirt worden war.

Sechs Stunden währte der Kampf. Schon der erste Angriff kostete dem Korsaren vierzig Todte. Der Capitän fiel. Sein Nachfolger wollte noch ein Mal zu entern versuchen, er gab eine Seite des Schambeck Preis, sie wurde von neun Schüssen durchbohrt. Das Krosarenschiff sank und faßte zugleich Feuer. Was von der Bemannung noch übrig war, warf sich in die Boote, die Tartana rettete die Sklaven und führte sie nach Venedig, wo Giuseppe dem Senat die Flagge des Tripolitaners überreichte. Der Senat zog bei dem französischen Consul in Athen, welcher von seiner Wohnung aus den Kampf mit angesehen, genaue Erkundigungen ein, und als so der Heldenmuth der Bocchesen officiell bestätigt worden war, erfolgten die Belohnungen. Die Familie Ivanovich erhielt den Grafentitel, Giuseppe die Ritterwürde, seine Brüder, Rafael und Matteo, jeder eine goldene Medaille im Werth von vierzig Zechinen. Außer Marco Ivanovich waren noch neun Bocchesen geblieben — ihre Familien empfingen eine jährliche Unterstützung. Und wie ich's schon sagte, Kačić besang die That der Ivanovich.

Nach Perasto fuhren wir am letzten Sonntage. Dorthin

waren wir von der Autorität an die Autorität, vom Kreishauptmann an den Podestà empfohlen.

Es war ein Tag, der zwischen Wolken und Sonne getheilt war. Die Wolken hatten das Uebergewicht. Montenero war bisweilen ganz verborgen von ihnen. Der Himmel im Norden war schwarzblau. Die beiden Gewässer, der Sobot bei Rizano und die Gliuta in Dobrota, schoßen weißschäumend aus den dunklen Bergen in die dunklen Wogen des Golfes. Die Gliuta brüllte dermaßen, daß man sie bis Persagno hörte. Der Wind war so heftig, daß vier Ruderer aus Mulla, die besten an den Bocche, nur mit der höchsten Anstrengung einigermaßen vorwärts kamen. Und doch war es nöthig, rasch vorwärts zu kommen, denn der Regen hing drohend über uns, und wir waren im offenen Boote.

Endlich langten wir undurchnäßt beim Podestà an. Hastiger sind wir noch nie in ein Haus hinein und wieder hinaus gekommen. Es handelte sich nämlich um den Schlüssel zur Madonna dello Scarpello, den wollten wir, sonst nichts. Der Podestà hatte den guten Takt, uns nicht einen Augenblick länger aufzuhalten, als es bedurfte, um den Schlüssel holen zu lassen.

Perasto wollte ich indessen doch sehen, und da erfuhr ich eine unerwartete Enttäuschung. Es ist eine Stadt wie ein Sodomsapfel. Glanz von außen, inwendig nichts. Die Paläste am Ufer sind wie ein Schirm, hinter welchem die Armseligkeit des Ortes verborgen liegt. Eine einzige, ganz enge Straße windet sich um den Berg, was rechts von ihr noch an Gebäuden liegt, ist der Erwähnung gar nicht

werth. Auf dem Platz von San Niccolò suchte ich den Platz von San Niccolò, dabei schien der ganze Berg sich in Quellen auflösen zu wollen, so heftig rauschte überall das Wasser herab. Alle Häuser am Ufer hatten Wölbungen, um es durchzulassen; es war etwas unsäglich Unheimliches in diesem lauten, hastigen Strömen. Die Straße schwamm denn auch. Der Podestà bot mir den Arm, ich zeigte ihm, daß ich beide Hände mit meinem Kleide voll hätte. So wanderten wir durch Perasto, Veranlassung zur Verwunderung und selbst verwundert; ich für mein Theil war sogar etwas verblüfft. Ich konnte mir kaum einreden, daß ich in demselben Perasto sei, welches ich vor vierzehn Tagen in der Sonne gesehen hatte. Mir war immer, als müßte es noch ein anderes Perasto, das wirkliche geben, und wir wären durch Irrthum in das falsche gekommen.

Im Offiz des Podestà befanden sich zwei Bilder, von denen das eine merkwürdig genug war. Es stellte einen Perastiner, Marco Martinovich, aus einer jetzt ausgestorbenen Familie, nebst drei jungen Russen vor. Diese gehörten zu einer Zahl von sechzehn jungen Edelleuten, welche Peter der Große nach Venedig gesandt und dem dortigen Senat empfohlen hatte, damit sie die Schifffahrt wissenschaftlich erlernen möchten. Der Senat wählte Martinovich zu ihrem Lehrer. Dieser unterrichtete sie erst einige Jahre in Venedig, machte dann mit ihnen auf einem eigens dazu bestimmten Schiffe eine Ueberfahrt, hielt darauf in seiner Vaterstadt den letzten Cursus, und führte sie endlich als

fertige Seeleute nach Venedig zurück. Auf dem Bilde sind oben sämmtliche Titel des Czaren, und zu beiden Seiten die Namen der Schüler zu lesen. Unten ist der russische Adler.

Das zweite Bild war das des Malers, der die Bilder in der Madonna dello Scarpello gemalt hat. Er hieß Cocoglia und war ebenfalls ein Perastiner. Anderswo dürften kaum Werke von ihm vorhanden sein. Wir hatten weder Muße noch Licht genug, um seine Bilder genau zu betrachten, wir begnügten uns mit einer allgemeinen Anschauung des Oratoriums. Ich hatte in ganz Dalmatien noch nichts so Italienisches gesehen. An den Wänden Bilder oben und unten, Silberplatten in der Mitte. An der Decke Bilder in Feldern, der Fußboden und der Altar Marmor. Ueberall Schmuck, nirgends Ueberladung, höchstens graziöse Verhältnisse. Ein kleines architektonisches Kunstwerk auf ödem Felsengrund, denn nicht ein Grashalm wächst auf dem Inselchen. Das Oratorium, daran stoßend das Haus des Pfarrers, ein Café, welches zur Fiéra am 15. August geöffnet wird, Quadern als Boden — das heilige Bild hat sich eine kahle Stätte gewählt. Vielleicht um die Gedanken mit nichts zu theilen, selbst nicht mit einem Grashalm.

Uebrigens wird es nicht nur hier verehrt. Jedes Jahr am ersten Sonntag im Mai holt eine Prozession von Barken die Madonna vom Scoglio nach Perasto, wo sie in San Niccolò verehrt wird. Am 15. Mai ist feierlicher Umzug durch die Straßen der Stadt. Durch „die Straßen?“ Ja, so steht es in der Beschreibung, welche der Bruder unsers

artigen Podestà, D. Vincenzo Ballovich, von den Wundern des Inselchens und seiner heiligen Bewohnerin geschrieben hat. Und warum nicht? Es ist eben nur ein Wunder mehr, daß die Prozession durch „die Straßen" von Perasto ziehen kann.

Am 27. Juni wird das Bild mit gleichem Gepränge, wie es geholt worden, nach dem Scoglio zurückgebracht, und bleibt die übrigen zehn Monate in seiner mystischen Einsamkeit. Als wir es besuchten, wurde es von einem großen Montenegriner Hunde bewacht. Man konnte keine zärtlichere Bestie sehen.

Unsere Padrona, die mit uns gefahren war, und mit großer Andacht gebetet hatte, bestand auf dem Rückwege darauf, ihre Schwester in Stolivo zu besuchen. So stiegen wir denn einen Augenblick dort aus, aber ich fürchte, ich werde in der freundlichen Familie, welche eine Unzahl von Nichten unserer Signora Annetta enthielt, keinen besonders günstigen Eindruck hinterlassen haben. Der Wind und die anstrengende Fahrt hatten mich todtmüde und obenein wieder krank gemacht, und so war ich denn so ungeduldig und ungeberdig wie möglich.

Beim Landen in Cattaro war meine erste Frage nach dem Dalmata, welcher um fünf Uhr hatte eintreffen sollen. Er war noch nicht da und auch noch nicht am nächsten Morgen. Sollten wir gezwungen sein, noch eine halbe Woche in Cattaro zu bleiben?

Endlich um drei Uhr hieß es: er ist da, fährt aber

in zwei Stunden schon wieder fort. Unsertwegen hätte er schon nach einer Stunde wieder fortgekonnt, wir waren noch vor vier an Bord. Das wackere kleine Schiff hatte am Tage vorher bei Ragusa vecchia Schaden gelitten und nach Gravosa zurückkehren müssen, um ihn erst wieder gutzumachen.

Mit einer unsäglichen Befriedigung sahen wir die Stadt der salzigen Brunnen hinter ihrem Pappelvorhang verschwinden. Der Abend war schön, wenn auch kühl, der Mond schien und rosenfarbner Duft streifte den leuchtend-durchsichtigen Himmel.

Es war noch hell, als wir bei Meligne still lagen und Castel nuovo herüberschimmern sahen. Wir grüßten es von Weitem, und wünschten uns ein Abendmahl bei der guten Frau Straußin, denn kaum aus Cattaro heraus hatten wir einen gründlichen Appetit. Um ihn einigermaßen zu befriedigen, bestellten wir das größtmöglichste Beefsteak. Wir hatten gehört, der Capitän wolle die Nacht über vor Meligne liegen bleiben, und hofften auf eine erquickende Nachtruhe nach einem stärkenden Abendmahl.

Aber der Capitän hatte sich eines Andern besonnen — ich habe nicht den Muth zu sagen: eines Bessern. Der Wind war eben günstig, wer konnte wissen, was der Morgen brachte? Und so fing, während wir im Salon unsern Thee tranken und auf unser Beefsteak warteten, das Schiff an, merkwürdig auf- und abzuwogen. „Sonderbar," sagte ich, „man sollte denken, wir führen." — „Wir fahren auch," antwortete man mir, „wir sind auf dem Wege nach Punta d'Ostro."

Da blieb denn nichts übrig, als das Beefsteak abzubestellen und sich still auf ein Sopha in der zum Glück ganz freien Damenkajüte zu legen. Die nächsten drei Stunden hatte nun der Scirocco sein Vergnügen mit uns; ich könnte nicht sagen, daß ich's an ihm gehabt hätte. Vor Ragusa besonders tanzten wir wunderschön. Um eilf Uhr landeten wir in Gravosa. Natürlich war kein Wagen da, zum Gehen war ich zu matt, wir warteten also, gingen in der kühlen Nacht langsam auf der Marine hin und her und sahen den Mond hinter dem großen Petka verschwinden. Es war wieder einmal unfreiwillige Romantik.

Wir machten wenigstens einige Versuche, unsern Hunger zu stillen, aber Alles, was wir bekommen konnten, indem wir sowohl Café wie Osteria alarmirten, war Kaffee, saurer Wein, harte Wurst und alter Käse. Damit konnte man beim besten Willen nicht satt, sondern nur krank werden.

Um zwei Uhr stiegen wir in den Wagen, um halbdrei läuteten wir mit vieler Mühe Jela aus dem Schlaf. Unser Ungethüm Anica mußten wir höchsteigenhändig herausschütteln. So endete unsere Vergnügungsfahrt nach Cattaro.



Herbst.

Der Herbst ist in Ragusa die Zeit der Rückkehr, ganz wie in großen Städten. Die Bonda kam von ihrem Berggipfel in Canale zurück, die Familie Auerhammer aus Kroatien, der Feldmarschall Gerlitzi aus Ungarn. Seine Rückkehr war uns Frauen doppelt angenehm, ein Mal, weil er liebenswürdig war, dann weil er uns Handschuhe aus Wien mitbrachte. In Ragusa waren keine tragbare zu bekommen und auch nicht zu verlangen, der galante Feldmarschall hatte sich daher mit einem ganzen halben Dutzend Maßhandschuhe beladen, nach deren jedem er in Wien ein ganzes Dutzend Paare aussuchen ließ. Wenn ich nun noch hinzufüge, daß er eine Menge neuer Bücher mitbrachte, welche er mit der höchsten Liberalität rechts und links verborgte, so wird man ermessen können, was für ein wichtiges Ereigniß seine Rückkehr war.

Es ist in Ragusa Sitte, daß die Zurückgekehrten sogleich besucht werden. Auch zu uns kamen unsere näheren Bekannten. Sie konnten sich bei dem Anblick unserer jammer-

vollen Physiognomieen nicht ganz des Lachens enthalten, indessen muß ich ihnen doch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie möglichst viel Mitgefühl für uns zeigten.

Unter den ersten Besuchen war Graf Luca Sorgo. Er saß noch im Senate, trug noch die Perrücke, das Kleid und die Schärpe, und war beim Einmarsch der Franzosen Conte in Stagno. Jetzt beschäftigte er sich mit Literatur, hatte mehrere vaterländische Stoffe dramatisch behandelt und schrieb besonders gut und gern Epigramme, von denen eines auch mir zu Theil geworden war. In dem Augenblick seines Besuches bei uns war er eben in rabbia über Tommaseo, der, wie in Italien bekannt und in Deutschland nicht bekannt ist, den philosophischen Dichter Stay des Hobbesiasmus angeklagt und von dem Epigrammatiker Cunich: „Duro, ma puro“ gesagt hat. Diese Verunglimpfung zweier der berühmtesten Ragusäer verzieh Graf Luca Sorgo dem „Dalmatier“ Tommaseo nicht. Er hatte einen Brief geschrieben, der dem Tommaseo in Corfu zukommen sollte, die Ragusäer jedoch hatten diesen Brief heimlich confiscirt. „Was würde denn Tommaseo sagen?“ frugen sie, und in der That wäre dieser modernste aller „Dalmatier“ gewiß nicht wenig über den plötzlichen Angriff erstaunt gewesen, den altragusäischer Enthusiasmus auf ihn unternommen. Auch uns revolutionären Kindern der gesetzlosen literarischen Gegenwart dünkte die Loyalität des alten Legitimisten in der Literatur seltsam genug. Man wird sich vielleicht fragen, warum Luca Sorgo den ehrfurchtslosen „Dalmatier“ nicht früher herausgefordert

habe? Lieber Himmel, weil ihm die „certe prose d'un certa Tommaseo“ erst im vorigen Jahre durch einen reinen Zufall in die Hände gefallen waren. In solchen kleinen Zügen offenbart sich eine ganze Kulturepoche.

Wenn man in der Ombla frägt, wem die Villa gehöre, vor welcher die einzige Palme im ganzen Thale ihren Blätterstrauß entfaltet, so lautet die Antwort: „all' anima fiera e nobile.“ Unter diesem Namen ist in ganz Ragusa der Graf Ladislav oder Blasche Gozze bekannt, und man könnte ihn nicht besser und treffender genannt haben. Wir hatten ihn vor dem Café kennen gelernt, er sandte uns ein Buch, Otto machte ihm einen Besuch, Graf Blasche war bereits auf seiner Villa mit der Palme. Von dort aus schrieb er uns einen Brief, der ein wahres Muster von patrizisch-gedämpfter würdevoller Artigkeit war und die feinste aller Einladungen enthielt. Bevor wir sie jedoch benutzen konnten, war der Graf schon wieder zurück und erschien eines Mittags bei uns, als wir eben an unserm weißhölzernen Tisch unser sehr bescheidenes Diner speisten. Ohne sich stören zu lassen und ohne uns zu stören, setzte er sich neben mich auf die blauen Leinwandkisten der Rohrbank, welche unser Sopha vorstellte, und so plauderten wir. Er sprach französisch; ich wollte ihn eben fragen, wie lange er in Paris gewesen, als er mir sagte: er sei nie über den Cirkel von Ragusa hinausgekommen. Ragusa erzog seine Patrizier gut; Graf Blasche war zu sehr Mann von Welt, um den Bescheidenen zu spielen, er gab selbst zu, daß sie

keiner andern Schule bedurft hätten. „Was Sie jetzt noch von uns sehen," sagte er, „das ist wie dort die Krumen Ihres Diners." — „Aber an den Krumen sieht man, wie gut das Diner gewesen ist," antwortete ich. Und so war es auch. Ich habe damals oft gesagt, mir würde dreierlei fehlen, wenn ich von Ragusa fortginge: das Meer, die Lastträger und die Charaktere.

Eine neue Ankunft war die des Baron Biagio Ghetaldi, welcher seinen ältesten Sohn in Venedig verloren hatte und deshalb nicht länger dort wohnen mochte. Der Sohn war der junge Mann, welcher sich am Bord des Dalmata so herzlich gelangweilt hatte, der Vater ein sehr guter lateinischer Dichter, welcher selbst sein Tagebuch in Distichen schrieb. Er that mir, ebenso wie Graf Sorgo, die Ehre eines Epigramms an. Gewiß gehört es nicht unter die geringsten Merkwürdigkeiten von Ragusa, daß dort eine Frau noch heutigen Tages lateinisch besungen werden kann.

Während alle Uebrigen zurück= oder ankamen, ging Piero nach Wien und die übrige Familie nach Breno, um dort in einem Hause, welches nur zwei Zimmer und keinen Brunnen hatte, die Freuden des Landlebens zu genießen.

Wenn ich sage: die übrige Familie, so muß ich die ersten Wochen hindurch den Capitän ausnehmen. Der arme Mann konnte sich lange nicht entschließen, uns das Haus anzuvertrauen und quälte sich, ungepflegt von Ane und Jela, in den dunklen Zimmern, wo alle Persiennen geschlossen waren, ganz kläglich herum. Endlich faßte er

sich doch ein Herz. Er sah, daß wir eigentlich ganz schrecklich solide Leute waren. Er schloß außer den Persiennen noch die Fenster und dann sämmtliche Thüren zu, sogar die des Speisesaales. Wir hätten doch irgend einmal hineingehen, vielleicht gar einen Abend dort essen können! Genug, der Speisesaal wurde besonders sorgfältig barricadirt, die Küche, die Cisterne, die Hofthür, die Hausthür und die Gartenthür unserer lieben Anica zehn Mal auf das dringendste anempfohlen und dann der Rest des Hauses uns überlassen.

Doch nicht gänzlich, das wäre doch zu bedenklich gewesen. Nein, von acht Tagen zu acht Tagen kam der Capitän herein, um nach dem Rechten zu sehen, und ein oder zwei Mal kam selbst Gospodj' Ane.

Wer am häufigsten kam, das war Wopp. Das Thier hatte durchaus keinen Geschmack für's Landleben. Aller Augenblicke winselte es an der grünen Thür. Wir fütterten es jedes Mal einige Tage lang und schickten es dann, sobald wir eines bunten Brennesen habhaft werden konnten, nach dem Landhause ohne Brunnen zurück, um es in kürzester Zeit wieder an der grünen Thür winseln zu hören. Da wurde, wie man sagte, ein Hund in Ragusa toll. Es hatte ihn Niemand gesehen, aber die ganze Welt sprach von ihm, und sämmtliche Hunde wurden auf das Strengste consignirt. Ein Spaziergang lieferte sie ohne Barmherzigkeit in die Schlinge des Mazzocani Paolo. Wopp kam natürlich an und fiel ebenso natürlich in die Schlinge. Nur durch die Dazwischenkunft eines Freundes vom Hause wurde er ge-

rettet. Seitdem legte man ihn in Breno an die Kette der Sicherheit, und wir hatten Ruhe vor seinen Wiederkünften.

Es war nun schon im Spätherbste, aber oft noch sehr schön. Bisweilen nur hatten wir Sturm. Feigen und Mimosen ließen allmälig ihre Blätter fallen, aber die Winden blühten noch immer, die Rosen fingen frisch und fröhlich wieder an, und der Iberis machte sich eigentlich erst an's Weißwerden.

Marco war con eminenza oder wie er sich ausdrückte co minenza in die erste Classe gekommen und langweilte sich nun zur Belohnung in den Ferien. Wir unsererseits saßen so viel wie möglich zu Hause, um das seltene Glück des Alleinseins zu genießen. Nur bisweilen rafften wir uns zu irgend einer ungewöhnlichen Anstrengung auf. So besuchten wir eines Abends das Theater, wo eine gar nicht schlechte Truppe ganz erträglich ein Stück von Goldoni gab, dann geriethen wir eines Nachmittags in die alte griechische Kirche. Sie liegt hinter der Stadt im Grunde eines großen Gemüse- und Obstgartens und sieht eigentlich mehr einem Hause gleich. Da sie es dem Ursprung nach war, ist dabei nichts Außerordentliches. Ihre Geschichte hängt mit der des Griechenthums in Ragusa zusammen und ist eine von den wunderlichen Verwandlungen. Wir fanden in einem Gemache, das an sie anstößt, die griechischen Kinder, welche von Herrn Nikolajevich, dem griechischen Priester, unterrichtet wurden. Einige junge Bosnier, die an dem Aufstande in Montenero theilgenommen und sich nach seiner Beendigung auf öster-

reichisches Gebiet geflüchtet hatten, benutzten ihr Exil und die zehn Kreuzer, welche Oesterreich ihnen täglich gab, um Lesen und Schreiben zu lernen. Sie saßen zwischen den kleinen Knaben und Mädchen vergnügt und emsig auf dem Boden, ganz wie im Morgenlande. Auch Herr Nikolajevich konnte in seinem langen dunkelblauen Gewande für eine morgenländische Erscheinung gelten. Wir hatten ihn zuerst auf der Ueberfahrt von Triest nach Zara gesehen und in Ragusa unsere Bekanntschaft erneuert. Später kam er mehrere Male zu uns, um mir bei der Uebersetzung einiger besonders schwerer Poesieen zu helfen. Er war der Einzige in Dalmatien sowohl wie in Ragusa, welcher diese Geduld hatte — unsere andern lieben Freunde wollten wohl, daß wir das Illyrische lernen sollten, aber sie wollten es uns nicht lehren. Ich nehme diese Gelegenheit wahr, um meiner Erfahrung nach der Meinung zu widersprechen, welche die dalmatischen Griechen als unfreundlich bezeichnet. Es ist wahr, daß sie sich noch mehr abschließen, als die Katholiken, und daß es, glaub' ich, so gut wie unmöglich ist, als Fremder zu irgend einer Familienfestlichkeit zugelassen zu werden; aber wie soll es anders sein, wenn der Name Grieche noch immer ein Schimpfwort ist? Wir haben die griechischen Kaufleute immer ebenso artig wie solid gefunden, und sind ihnen für mehrere Bücher verpflichtet, die wir ohne ihre Freundlichkeit nicht bekommen hätten. Vom Gorski venac z. B., dem Hauptwerk des Vladika, sind so wenig Exemplare gedruckt worden, daß selbst in Danilo's Biblio-

thek nur ein einziges sein soll. Herr Alexis in Ragusa lieh uns das seine erst, und dann bat er uns, es zu behalten. Herr Vilatinovich, der Consul von Montenero in Cattaro, schenkte uns augenblicklich Stiepan mali, ein anderes Drama des Vladika. Und Herr Nikolajevich endlich hat sich uns, wie gesagt, so hilfreich und bereitwillig bewiesen, wie man es nur sein kann.

Was wir in dieser Zeit auch zu sehen bekamen, das war eine sprava. Diese Ragusa ausschließlich eigenthümliche Feierlichkeit findet statt, wenn eine Dienerin eine bestimmte Anzahl von Jahren in einer Familie gewesen ist. Während dieser Zeit erhält sie Kleidung und hier und da ein Trinkgeld, aber der Lohn wird gesammelt und ihr erst nach Ablauf der Dienstzeit auf ein Mal ausgezahlt. Je nachdem sie sich nun besser oder weniger gut aufgeführt, erhält sie außer dem Lohn noch mehr oder minder reiche Geschenke, zu denen auch die Freundinnen des Hauses, von der Herrin desselben feierlich eingeladen, mit größeren oder kleineren Summen beitragen.

Seitdem das Verhältniß zwischen Herrschaft und Dienerschaft sich modernisirt, d. h. auf das Aeußerste verschlechtert hat, ist eine sprava höchst selten geworden, und ich betrachtete es daher als eine bonne fortune, als Anica mir meldete, bei der Signora Drobaz werde eine ganz herrliche gefeiert werden. Die Signora Drobaz wohnte unmittelbar unter uns und war eine der hübschesten Frauen von Ragusa. Ich schickte Anica und ließ fragen. Die Antwort fiel aus,

wie ich erwartet, und gegen fünf Uhr gingen wir hinab in unser Nachbarhaus.

Im Hausflur standen zwei Körbe, welche mit Oelzweigen besteckt und mit Tüchern, Bändern und Kattunstücken festonnirt waren. Diese roba war aus Botteghen entlehnt und mußte nach Beendigung der Schaustellung wieder zurückgebracht werden. — Vertrauen von der einen, Ehrlichkeit von der andern Seite. In den Körben hatte die Familie des Mädchens der Familie der Herrin Geschenke gebracht. Sie bestanden in einem ganz gebratenen Ferkel, einem dito Hammel, einem Schinken, zwei Krügen mit saurer Milch, die in Ragusa ebenso wie bei uns mit Zucker und geriebenem Brod gegessen wird, weiter in einer großen Flasche mit Malvasia, einer kleineren mit Branntwein, einem mächtigen Brode, kolačić, und endlich aus Mantela, eine große Seltenheit in dem traubenarmen Jahre.

Oben im Zimmer war ein Durcheinander von Damen und Dienstmädchen. Die Damen waren uneingeladen gekommen, denn die Signora Drobaz war nicht zufrieden genug mit dem Mädchen gewesen, um die sprava mit Feierlichkeit zu begehen. Das Uebereinkommen hatte auf zehn Jahre gelautet, das Mädchen aber sich so unleidlich gemacht, daß die Familie die sprava ein ganzes Jahr früher veranstaltet hatte, um das Geschöpf nur loszuwerden. Diese besondern Umstände störten ein wenig.

Der Lohn des Mädchens, im Betrage von 130 Gulden, steckte in lauter Zwanzigern in zwei vergoldeten Wachsköpfen,

welche ungefähr die Form eines halben Kürbis hatten. In einem kleineren steckte ein Oelzweig, an welchem ein Halsband, ein Paar Ohrringe aus Korallen, ein silberner Fingerhut und ein gleiches Medaillon mit dem Bilde der Madonna hingen. Auf einem Tische lagen Stoffe, Tücher, Strümpfe u. s. w., in Aepfeln steckten die Geldgaben der besuchenden Damen. Nachdem die Geschenke alle zusammengetragen, und die Zwanziger in mehrere Düten gethan worden waren, erschien das Mädchen, und kniete vor der Mutter des Hauses nieder. Die alte Dame tauchte einen Olivenzweig in geweihtes Wasser, besprengte die Geschenke und die Knieende, und gab dieser nebst einigen guten Lehren ihren Segen. Der Vater des Mädchens, ein Landmann von der Primorsa, saß während der Ceremonie steif und gerade neben seiner Schwester, die eine Pinzochera aus der Madonna delle Dance war. Seine Tracht war fast ganz die der Morlacchen; blaue, kurze Faltenhosen, dunkle Kreuzweste, braune, buntgestickte Jacke. Nur war die rothe Kappe spitz und blos am Saum mit einem ganz dünnen Shawl umwunden. Die Schwester der spravljenica trug die bunte Kleidung, das weiße Halstuch und die rothdurchflochtenen Zöpfe der Brennesinnen, nur daß die Nadeln, welche eine Art Glorie um diese Flechten bilden, anders gearbeitet waren, und eine schmale Abtheilung des Vorderhaares kurz abgeschnitten und ganz wie wir es zu Venedig in San Jacopo di Rialto gesehen hatten, in einer Franze auf die Stirn gekämmt war.

Unter der Republik durfte ein Mädchen nirgends anders in Dienst treten, als bei dem Herrn, auf dessen Gütern die Eltern Bauern waren; es wimmelte daher in den vornehmen Ragusäer Häusern förmlich von Mädchen, Jedes hatte nur ein Geschäft, aber freilich, der Lohn betrug auch nicht mehr, als drei Ragusäer Dukaten, noch nicht fünf Zwanziger, und was das Mädchen etwa an Trinkgeldern empfing, mußte es gleichfalls der Herrschaft zum Aufheben geben. Ebenso wenig durfte es andere Kleider tragen, als die, welche die Herrschaft ihm gab, und wenn es auch nur einen Tag vor der sprava sich eines schweren Fehlers schuldig machte, oder das Haus auch nur eine Stunde früher verließ, als die festgesetzte Frist abgelaufen war, so verlor es die sprava und erhielt nur den Lohn.

Die sprava fand stets an einem Sonnabend statt. Den Tag zuvor wurde die spravljenica von ihrer Herrin zu allen verwandten und bekannten Damen geschickt, um sie einzuladen — die sprava war nämlich ausschließlich ein Frauenfest. Eine jede der Geladenen schickte der spravljenica am Sonnabend Morgen wenigstens drei Zwanziger in Silber, oft auch noch Leinwand, Zwirn und andere Dinge. Zu Mittag kam die Verwandtschaft des Mädchens an, eine Leier oder ein Dudelsack zog vorneweg, zwei geputzte Mädchen trugen die Körbe. Der Zug ging über den Platz, damit die Herrlichkeit gesehen würde. Lag das Haus der Herrschaft in der Vorstadt, so wurden bei der Ankunft davor Schüsse gethan. Nach dem Segen wurde die spravljenica von allen

Damen beglückwünscht, die Gesellschaft mit Kaffee, Backwerk, Rosoglio und Bonbons bewirthet, und dann der Nachmittag lustig mit Tanzen zugebracht.

Was ich weiß, daß bei mir keine sprava gefeiert werden würde, und wenn ich hundert Jahr in Ragusa bleiben müßte. Auch Anica und wir trennten uns mit gegenseitiger Uebereinstimmung und mit jener eminent drolligen Vermengelung von Geschrei und Freundlichkeit, Grobheit und Unterwürfigkeit, welche sowohl in Ragusa, wie in Dalmatien bei einem Abzug unvermeidlich zu sein schien. Wir blieben zwar ganz allein im großen und abgeschiedenen Hause, mußten zwei Tage lang Teller und Tassen aufwaschen, und bekamen nur mit Mühe ein Holzbündel in Frauenkleidern, welches täglich zwei Mal zu uns kam; indessen es war Alles immer noch besser als Anica. Sie war gar zu dramatisch. Alle Tage stürzte sie mit einem mehr oder minder großen Knochen, welcher das Rindfleisch vorstellen sollte, verzweiflungsvoll in meine Studien hinein. „Eccu!“ schrie sie mit hohler Stimme. „Sun stada due ure in beccheria, pianseva, come mai in vita mia nun pianseva, e altro nun ho trovado.“ Glücklich noch, wenn sie einen Knochen brachte, oft brachte sie gar nichts und war darum doch nicht minder due ure a piansere in beccheria. Sagte man ihr etwas, so schrie sie wie besessen: Mi non voglio divenir matta, mi non voglio piu preparar niente, mi vado via, mi vado via. So absurd es klingt, ich fürchtete mich vor diesem Wesen, der

jeden Tag versicherte, die ganze Welt müsse Hungers sterben. Anica demoralisirte und dominirte mich völlig, ich versteckte mich bisweilen, wenn ich sie kommen hörte. Sie ihrerseits fand, daß sie geopfert und gemartert werde — zu Mittag kochen und auch noch Abends, es erschütterte und rührte sie — sie weinte heiße Thränen über sich, poveretta, die sich ihr Brod so schwer verdienen müsse. So ließen wir sie denn zu einem Pfarrer ziehen, dem sie als praktische Uebung in der evangelischen Geduld dienen sollte, und kehrten zu unserer Krone zurück. Seit Anica sich im Vapore evaporirt hatte, gab es dort mehr vapor als Substanz.

Ich will nicht gerade sagen, daß die Krone uns jetzt besser gespeist hätte, als früher. O nein, wir hungerten wieder recht herzlich. Aber wir hatten uns nun hineingeschickt und hungerten mit Geduld.

Und mit einer stillen Hoffnung — mit der auf Austern aus Stagno.

Sie kamen lange nicht, endlich aber kamen sie doch, und da waren sie exquisit, so, wie man sie in der Eleganz des civilisirten Lebens nie zu essen, ja, nicht einmal zu sehen bekommt.

Das sind keine Austern, die Gallertschatten in offnen Schalen, die eine reinliche Toilette und vorher eine moderne Tour mit Eisenbahn oder Dampfschiff gemacht haben. Aber die Kreaturen in den schmutzigen triefenden Schalentrauben, an denen schwarze Muscheln sitzen und Korallenanfänge flimmern, die das Seegras haarig und der Phosphor schwef-

lichtblau leuchten macht, die Kreaturen, welche ihr Domicil mit rothen Seespinnen theilen und mit den Blättern der Myrten bestreut sind, von deren Wurzeln sie losgebrochen wurden, die aus dem Netz in das Boot, aus dem Boot auf den Fischmarkt, vom Fischmarkt in den Korb und aus dem Korb auf den Tisch kommen, aus denen das ganze frische, salzige Meer durch das Zimmer duftet, das sind Austern.

Und zu diesen Austern eine Flasche Malvasia von neunundbreißig, wie der Capitän uns eine schenkte, eine Malvasia wie Rheinwein mit Feuer darunter, das war eine colazione, wie man sie eben nur in Ragusa zu schmecken bekommt. Leider wurde die Malvasia bald alle, Austern gab es auch nicht immer und in den ersten Tagen des Dezembers war das Landleben in Breno zu Ende, und ich hatte abermals das Stillsitzen über Lärm und Bewegung, welches eben so langweilig ist, wie Stillsitzen über Stille behaglich.

Das Hospital und die Narenta.

Ein französischer Marschall äußerte beim Ueberblick Ragusa's vom Imperiale aus: „Mir ist, als sähe ich Jerusalem."

Auch ich wollte Ragusa von der Höhe aus sehen. Imperiale war allzuhoch für mich — ich begnügte mich damit, an der Meerseite hinaufzusteigen, wo die Felsen, auf denen zuerst etwas von Ragusa stand, noch den ersten Namen Lavve tragen. Es ist wüst da oben an den Mauern. Um mehrere Jahrhunderte zurück. Eine verwunderte Bevölkerung stand in den Thüren, um uns anzugaffen, wie wir mühselig die endlosen Treppenstraßen emporgeklimmt kamen.

An der Stelle der alten Paulimir'schen Burg, wo jetzt das Kloster Santa Maria di Castello als Kaserne dient, schöpften wir Athem, wandten uns um und blickten hinunter auf die Stadt. Reihe für Reihe kamen die Häuser von der Höhe gegenüber herab in die ebene Tiefe und durch diese herauf zu uns. In der untergehenden Sonne wie eine goldene Mauer glänzend schien der Sergio unmittelbar hinter

dem Mincetto zu stehen. Wir horchten — nicht das leiseste Geräusch drang empor, — die ganze fahle Stadt in ihrer Felsenmulde war still.

Wir wanderten die Mauern entlang weiter. Hinaus auf das Meer, welches wir nicht sehen konnten, schaute das Fort Margarita. Unter ihm ist die Kirche gleichen Namens, erbaut und getauft von einer Königin. In einer Krankheit gelobte Stephan, König von Croatien und Bosnien, eine Pilgerschaft nach Ragusa, um dort seinen heiligen Namensbruder zu verehren. Prächtig nahmen die Ragusäer ihn auf, prächtig beschenkte er sie mit Breno auf der einen, mit der Primorja von Gravosa bis Valdinoce auf der andern Seite. Nach seinem Tode kam seine Gemalin Margarethe ganz nach Ragusa. Ihr Neffe und Feind Boguslav zog mit zwanzigtausend Mann vor die Stadt und forderte die Königin. Ragusa that, was seines Amtes war — es weigerte sich der Forderung und schlug den Forderer. Margarethe schnitt sich in heiligem Frieden das Haar ab, weihte sich frommen Werken und bereitete sich ihr Grabmal in der zierlichen Kirche, welche sie ihrer Schutzpatronin errichtete und in welcher jetzt die Leichen aus dem Militärhospital secirt werden.

Das Militärhospital war früher das Jesuitenkollegium. Im geschmacklosen Geschmack des vorigen Jahrhunderts gebaut, imponirt es trotzdem durch Massenhaftigkeit. Von der Terrasse sahen aus grauen Mänteln bleiche Gestalten auf uns herab — es waren die Opfer der Narenta.

Die Narenta stürzt sich nicht über Felsen nieder wie die Kerka und die Cettina, sie tritt nicht plötzlich aus dem Gebirg hervor, wie die Ombla und die Fiumera, sie fließt breit und träge, trüb und tückisch daher aus der Herzegovina, welche eben so gut dalmatisch sein könnte, wie sie türkisch ist.

Mostar ist einer der Namen, die das südslavische Volkslied in allen seinen Zungen am liebsten erklingen läßt. Auch von der Brücke von Mostar, welche die Geschichte fälschlich eine römische nennt, weiß das Volkslied zu sagen, wie sie eigentlich gebaut wurde. Sie sollte gebaut werden, es fehlte nur an einem Baumeister. Da ward von den Türken ein gewisser Rade gefangen genommen, und nun hatten sie was sie brauchten. Er sollte die Brücke bauen oder das Leben verlieren. Vier Jahr baute er, da stürzte eine Lavine Alles danieder. Er stand und klagte, die Vila rief ihm zu: „So baust Du die Brücke nicht. Aber gehe umher in Mostar und suche einen Liebenden mit seiner Liebsten, und beide maure ein." In der südslavischen Poesie wird das menschliche Leben öfter zu Kitt für Mauern genommen, auch Rade thut es. Als er es jedoch gethan, erbarmt es ihn. Darüber ergrimmt die Vila und haut auf dem Berge Porim Tannen ab, welche sie in den Strom schleudert. Das Wasser wird wild und treibt die Bäume gegen die Brücke, welche bis in den Grund erzittert. Rade schreit: „Ich Aermster jetzt bis zur Ewigkeit!" und nun ist es die Vila, die sich erbarmt. „Rufe alle Taucher und Schwimmer aus Mostar zusammen, und lasse den Bäumen die Aeste abhauen," ist

ihr neuer Befehl. Auch der wird befolgt, aber schwarzes Blut fließt da heraus, wohin die Aexte treffen. Die Vila gebietet Einhalt und verspricht der Brücke ewigen Bestand. Rade, der slavische Icarus, macht sich zwei Flügel von Holz und entflieht in die Wolken. Das ist die Sage der Brücke von Mostar, und unter der Brücke von Mostar fließt trübe und träge die Narenta hindurch.

Dort, wo sie die Berge verläßt, wird auf dem Bazar von Unka von den Turbanträgern beider Nationen und beider Religionen mit dem weißen Salz von Stagno und mit den Erzeugnissen der Gegend gehandelt. Mit allem, ausgenommen mit den Blutigeln und den Pelikanen. Diese, die ersteren lebendig, die letzteren ausgestopft, sind narentinische Ausfuhrartikel. Ich vergaß die Aale — die bilden den dritten. Es könnte deren viele, viele andere geben. Die Dalmatier werden nicht müde zu wiederholen, was es an der Narenta Alles geben könnte. Die Maulbeerbäume sollen eine ganz ungewöhnliche Wachskraft haben, die Oelbäume wunderbar gedeihen. Die Narenta ist der dalmatische Nil, ihr Thal war einst die Kornkammer der ganzen Küste. Jetzt liegen dort die pontinischen Sümpfe Dalmatiens. Das Gespenst der Mal=aria schwebt über den Wassern, welche bei Fort Opus sich theilen, um dem romantischen und unbekannten Sabioncelle gegenüber durch zwölf Mündungen in den Canal der Narenta zu fließen. Die Terzana haucht in der Luft der Seeen, welche in der Niederung zu beiden Seiten des Stromes sich ausbreiten, und im Sommer

fast zu Land werden, in den Dünsten der Paludi, wo das Vieh, verwahrlost wie man es läßt, bei dem üppigsten Futter klein und elend bleibt. Wenn in Ragusa die Mücken so schlimm sind, daß sie die ganze Nacht hindurch mit ihren Stichen gegen den Schlaf zu Felde ziehen, so weiß man, sie sind mit dem Landwind von der Narenta hergekommen. Eine einzige Nacht auf ihrem heimatlichen Gebiet im Freien zugebracht, soll genügen, um den Brand des heftigsten Fiebers zu erzeugen. Wie überall, wo Sümpfe qualmen, ist das Blau des Sommers mehr vergiftet, als das Grau des Winters. Ich sah einen Jäger zurückkehren, welcher die heißen Monate hindurch dort auf Commando gelegen hatte. Zwischen zweien seiner Kameraden schwankte er dem Thor von Ragusa zu, um weiter dem Hospitale zuzuschwanken. Seine Farbe war die einer lebendigen Leiche. Noch wenige Tage, und die Wassersucht blähte ihn auf, noch wenige Wochen, und er wurde aus dem Hospital nach dem Kirchhof getragen. Wenn ich die Musik der Jäger vor dem Casino oder beim Zapfenstreich lebensmuthig erklingen hörte, so dachte ich daran, wie oft ich sie den Trauermarsch hatte blasen hören, mit welchem sie vor den Leichen einherzog. Das Bataillon wurde mehr als decimirt — im Dezember war bereits der achte Mann gestorben.

Wie soll in solcher Gegend eine Bevölkerung leben, d. h. mit Kraft, mit Muth und mit Thätigkeit leben? Die Narentiner sterben nicht — das ist Alles, was sie thun können. Aber sie bauen wenig ihr Land, bauen kaum ihre

Häuser. Sie tragen, wie die Schildkröten ihre Schalen, so die flachen Mulden ihrer Boote auf dem Rücken von Gewässer zu Gewässer, um ihre Binsen zu schneiden, ihre Fische zu fangen und ihre Enten zu schießen. Sie sind ungastlich und ungesellig, — sie sind die neuen Narentiner.

Die alten Narentiner — wer hat nicht von ihnen, den kühnsten Piraten des adriatischen Meeres, gehört? Von ihnen, den feindgewesenen Freunden Ragusa's, von ihnen, den nie freundgewordenen Feinden Venedig's? Sie waren keine verächtlichen Feinde. Es gab eine Zeit, wo Venedig ihnen Tribut zahlte. Erst Pietro Orseolo machte diesem Schimpf ein Ende. Die Narentiner hatten für vierzig der Vornehmsten von den Ihrigen zu zittern, welche auf der Rückfahrt aus Apulien bei Curzola durch die Venetianer gefangen worden waren. Sie harrten in Traú, während Orseolo Lissa, Lesina, Curzola, Meleda und Lagosta den Narentinern entriß und sein siegreiches Banner vor den Mündungen der Narenta entfaltete. Diese Banner hier, die Gefangenen dort — die Narentiner baten um Frieden und um ihre Erniedrigung zugleich, denn aus Herren des Meeres wurden sie von jetzt an untergeordnete Freibeuter desselben.

Dann wurde durch den Ban von Zaculmien unter Koloman der Staat, durch Mahmud II. bei der Eroberung von Bosnien die Stadt der Narentiner vernichtet.

Die Römer hatten sich an der Narenta mit Narona eingeschrieben, dem Namen einer Stadt, welche nur allmälig gegen Salona zurücktrat. Als die Slaven in das

Land kamen, fanden sie dieselbe von den Avaren zerstört. Sie bauten eine neue dort und nannten sie nach dem Gotte Viddo. Bei ihrer Bekehrung zum Christenthum verwandelte Viddo sich in den heiligen Vitus, der Name der Stadt blieb jedoch. Jetzt hat Viddo vierhunderteinundsiebenzig Seelen. Die Türken verstehen nichts von der Kultur. Sie erhielten die Dämme nicht, sie pflanzten keine neuen Bäume an den Abhängen, die Ueberschwemmungen führten das Erdreich mit sich fort. Die Venetianer dachten auch mehr daran, das Thal gegen die Türken zu befestigen, als daran, es wieder blühend und fruchtbar zu machen. Sie bauten Fort Opus, aber nicht den Boden. So ward es, was es jetzt ist, und die Narenta kam unter die verrufenen Stätten. Der Reisende, welcher hin will, wird gewarnt, der Offizier, welcher hin muß, bereitet sich auf die Terzana, der Soldat höchst wahrscheinlich hoffnungslos auf den Tod vor. Die Erdbeben machen das gezeichnete Thal erzittern, bei Sonnenaufgang und Sonnenuntergang durchbrüllen es Stimmen wie von unterirdischen Stieren. Entschieden gibt es glücklichere Gegenden.

Weihnachten.

Wir haben zwei Mal das Weihnachtsfest in Dalmatien gefeiert: das erste Mal in Spalato, das zweite Mal in Ragusa.

In Spalato war das Wetter wunderschön. Wenn wir auf den weißen Steinen unter den Oelgesträuchen saßen, sahen wir alle Raine voll von Ringelblumen und alle wilden Rosenranken voll frischer grüner Blätter.

Für Marco zündete ich in meinem blauen Zimmer einen über und über knospenden Lorbeerbaum an.

Die andern Kinder hatten kein Fest. Zu ihnen war am 12. Dezember, am Vorabend der heiligen Lucia, diese Heilige, das dalmatische Christkind, durch den Rauchfang gekommen und hatte Näschereien und Früchte theils in Strümpfe, die sie vor das Fenster hing, theils in Schuhe verborgen, die sie irgendwo in eine Ecke steckte. Zum Neujahr hatten die Kinder Aepfel, in denen Kreuzer steckten, und die Leute von der servitù Zwanziger oder Sechser zu erwarten, damit waren die Bescherungen zu Ende.

Aber Freunde und Verwandte schickten sich gegenseitig süße Weine, Rosoglio's und feine Backwerke zu, nur die Coloni brachten ihren Padroni und die Clienten ihren Advokaten Truthühner, Lämmer, Schinken, Wildpret, Eier und Gemüse, und bekamen dafür einige Buzolaji und einige Paprenjaks.

Die Buzolaji waren Kringel von Teig, in Oel gebacken und herzlich schlecht, die Paprenjaks Kringel von Pfefferkuchen, mit weißen Buckeln ungefähr so bedeckt wie die Ledergürtel der Zaratiner Morlacchinnen mit Nägeln, und ebenfalls herzlich schlecht. Ein drittes kringelförmiges Gebäck von Butterteig, strudelartig mit Aepfeln, Pignoli und Rosinen gefüllt, hieß Presnitza oder Prosnitza und war um Vieles genießbarer. Mit Kaffee oder süßem Wein macht es in den meisten Häusern das Mittagmahl aus, allenfalls ißt man noch eine Fastensuppe. Dagegen setzt man sich gleich nach Sonnenuntergange zur Abendmahlzeit nieder, bei welcher Aal ebensowenig fehlen darf, wie in Venedig.

Eigentlich muß er geröstet oder in Brodetto sein, d. h. mit Petersilie und Zwiebeln in Oel gedämpft, aber ich hatte es von Dome erreicht, daß wir ihn gesotten erhielten, indem ich ihn in bruglietto, wie sie es aussprach, durchaus nicht vertragen konnte. Ebenso buk sie für uns die Frittole, nämlich die Klößchen aus Mehl, welches mit Wasser, Rum und Rosinen angemacht war, allergnädigst in Butter, für sich aber in Oel; denn Butter am Weihnachtsabend —

das wäre eine schwere Sünde gewesen. Selbst Milch hatte Dome am Morgen nicht getrunken und schon den ganzen Advent über jeden Mittwoch, Freitag und Sonnabend gefastet, eine fromme Uebung, welche vielleicht dem Zustand ihrer Seele, aber keineswegs dem ihrer Laune förderlich war.

Bei dem „Manne, der die Watte machte", wurde das eigentliche Weihnachtsmahl eingenommen: Suppe von Nudeln, Reis in Oel, Aal in Brodetto und geröstet, gesottene Fische verschiedener Art, gesottenes Kraut, Frittole und endlich Rosoglio und Mandolato. Dieses war ein längliches Gebäck von Mandeln, die schlechtere Sorte mit Honig, die bessere mit Zucker und Zitrone, und für mich so wie so ungenießbar.

Vom Schlafen war in dieser Nacht keine Rede. Kaum war man in ganz Spalato satt, so ging von allen Seiten ein Läuten und Schießen los, daß die Luft förmlich vibrirte. Um Mitternacht begann unser Kloster abermals zu bimmeln und fuhr damit fort bis zur alba. Nur Dome schlief. Sie hatte die heroische Absicht gehabt, sämmtliche drei Nachtmessen mit anzuhören, sich aber dann eines Bessern oder wenigstens eines Andern besonnen und ihr Bett gesucht. Ich war sehr zufrieden damit, denn nun sahen wir sie den Weihnachtstag über doch nicht mehr gähnen, als andere Tage, und mit möglichst wenigem Brummen briet sie für uns den unerläßlichen Truthahn und bereitete einen Pudding aus Truthahnblut, geriebenem Brod, Rosinen und Pignoli für die Familie des Wattemachers.

Ich aber las mir aus verschiedenen Büchern zusammen, wie Weihnachtsabend und Weihnachtstag in der Morlachei, überhaupt außerhalb der Städte gefeiert werden.

Klotzabend und Klotztag heißen sie, denn ein großer Klotz von Steineiche oder Weißbuche im Gebirg, von Oelbaumholz an der Küste spielt die Hauptrolle bei der Festlichkeit. Er wird schon am Morgen im Walde zurechtgehauen und dann vor das Gehöft geführt, wo er bis zum Eintritt der Nacht liegen bleibt. Sobald es dunkel wird, trägt der Hausherr ihn in's Haus, ist er zu schwer, mit Unterstützung Anderer. Der Klotz wird auf's Feuer gelegt, der Hausherr nimmt die Mütze ab, sagt: „Willkommen, o Klotz! möge Gott dich behüten!“ und besprengt ihn dabei kreuzweis mit Wein. Dann bestreut er ihn mit Weizen, Mais, Erbsen und trocknen Trauben und ruft Gedeihen auf alle anwesenden und entfernten Familienglieder und Glück zu allen häuslichen Unternehmungen herab. Die Uebrigen antworten darauf: „Also sei es“, und sagen Einer zum Andern: „Glücklich sei Dir der Klotztag!“ Nachdem sie nun noch vor der Thür ihre Gewehre abgeschossen, setzen sie sich zum Essen. In der Mitte des Tisches brennen, in einem großen Brode steckend, drei gewundene Lichter zu Ehren der Dreieinigkeit. Von jeder Speise müssen einige Bissen auf den Klotz geworfen werden.

Es werden auch zwei Klötze angezündet, einer für den Hausherrn und einer für die Zukunft — auch drei, der größte rechts für den Vater, der zweite links für den Sohn,

der kleinste in der Mitte für den heiligen Geist, endlich auch so viel Klötze, wie männliche Köpfe im Hause sind.

In Rizano, wo Alles schön und farbig ist, umwinden die Mädchen die Klötze mit Golddraht, mit rother Seide, mit Bändern, Lorbeer und Blumen, und zünden, wenn er hereingetragen wird, Lichter an der Thür an. In Montenegro kommt man dem Klotz mit einem Leibe Brod und einem Kruge Wein entgegen, trinkt ihm zu und begießt ihn, und dann trinken alle Hausgenossen aus demselben Becher zur Ehre Gottes.

Ein Stück vom Klotz wird bis zum Neujahr aufgehoben, um das Licht daran anzuzünden, oder es wird auch auf das Feld getragen, um dieses vor Hagelschlag zu schützen.

Die Weihnachtlichter brennen am Neujahr wieder. Der Hausherr wünscht den Seinen Glück, segnet sie, trinkt drei Mal und gießt dann „im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes“ Wein auf die Lichter. Bleibt eines trotzdem brennen, so bedeutet es langes Leben für den, vor welchem es sich befindet.

Am Christtage in der Frühe wird erst geschossen und dann gebetet, wobei Jeder eine Kerze in der Hand hält. Nachdem sie darauf unter den Worten: „Friede Gottes! Jesus Christus ist geboren — neigen wir uns vor ihm!“ einander die Weihnachtsküsse gegeben, sammelt der Hausherr sämmtliche Kerzen und steckt sie mit den brennenden Enden in ein Gefäß, welches mit allen möglichen Getreidesorten gefüllt ist. Dieses Getreide geben dann die Frauen den Hühnern, damit sie recht viele Eier legen.

Für unglückbringend gilt es, wenn am Christtage ein Bettler der Erste ist, welcher das Haus betritt, und so wird denn ein förmlicher Weihnachtsbesucher bestellt. Dieser kommt mit dem Morgengrauen, wirft Korn in das Haus und sagt dabei: „Christus ist geboren." Jemand aus dem Hause antwortet: „Er ist in Wahrheit geboren, und darum ist der Klotz da." Ist bei diesen Worten der Weihnachtsbesucher seinerseits mit Korn bestreut worden, so tritt er an den Herd, schürt das Feuer an und schlägt mit der Zange so stark an den Klotz, daß die Funken sprühen. So oft das geschieht, sagt er: „So viel Schafe, so viel Kühe, Ziegen, Ferkel u. s. w., so viel Glück und Fortgang," und endlich wirft er einige kleine Münzen in die Asche.

Auch wer am Morgen zuerst nach Wasser geht, nimmt Korn mit sich und wirft es in den Brunnen oder in den Bach. Mit dem zurückgebrachten Wasser wird das ungesäuerte Weihnachtsbrod geknetet, in welches ein Stück Geld kommt. Bei Mittag wird das Brod in so viel Stücke zerschnitten, wie Personen zu Tische sind; wer in seinem Stück Kuchen das Stück Geld findet, darf sich ein vorzugsweise glückliches Jahr erwarten.

Ich erwartete mir in Ragusa einen stillen Weihnachten.

Es war das so ziemlich mein einziger Trost in der ersten Hälfte unsers zweiten dalmatischen Winters.

Sie wurde mir etwas lang diese zweite Hälfte.

Es kam kaum Jemand je in unser Exil hinaufgestiegen, als bisweilen der gute Serragli. Wir unsererseits stiegen

fast nie mehr hinab, ich wenigstens. Mir schien es, als sei unsere Straße auf einmal viel länger und viel steiler geworden. Dann wußt' ich nicht wohin gehen oder wollt' es nicht wissen. Bei der Bona würde geheizt und gespielt, sagte ich mir, und in den andern Häusern, sagte ich mir weiter, könnte ich nur Visiten machen und Visiten machen. Wenn es zu sonst nichts führe, als eben wieder nur zum Visitenmachen, das sei, gestand ich mir ein, nicht meine Sache — dazu sei ich zu faul. Wohnten wir unten, tröstete ich bisweilen meine Eigenliebe, die sich mit dem Alleinsitzen nicht so recht aussöhnen wollte, und ich hätte eine nur einigermaßen presentable Stube, in welcher sechs bis sieben Leute sitzen könnten, so würde es mir, glaubte ich, nicht schwer werden, einen kleinen, aber ausgesuchten Salon zu bilden; doch ich hatte keine presentable Stube und saß oben, und so — sahen wir es regnen und übersetzten aus dem Serbischen oder studirten dalmatisch. Rechts hatte ich die Dalmazia, links ein Manuscript, auf dem Bette aufgeschlagen lag der Lucio über Traù, das Kanapee war voll von Solitro und kroatischen Liedern, und serbische Lieder gab es überall, wo Platz war oder auch, wo keiner war. So war mein intérieur und quant à l'extérieur, so regnete es vor dem Scirocco. In den Intervallen war es Frühlingswarm, an den Wänden des Hauses krochen unzählige Raupen, unten an der Gartenmauer blühten die Tazetten. Nichts macht weichmüthiger, als der Scirocco, wir waren daher unendlich kläglich gestimmt, und zugleich

unermeßlich abgespannt, so sehr, daß wir nicht nur zu keinem Weihnachtsbaume für Marco kamen, sondern selbst zu träge waren, um über dieses große „Malöhr" eines echtdeutschen Elternpaares sentimental zu werden. Aber inmitten von diesem Allen hatte ich immer den einen lebendigen Trost: es wird zu Weihnachten doch wenigstens nicht geschossen werden.

Eitler Trost! Das civilisirte Ragusa knallte noch viel toller, als das halbmorlacchische Spalato. Es fing am Weihnachtsabend mit der ersten Dämmerung an und hörte erst am zweiten Feiertagsabend wieder auf. Unter, über und neben uns, aus allen Höfen, von allen Seiten — ich wußte nicht wohin. Die Kinder sogar schossen — ich glaube, es war ihre Belohnung, wenn sie artig gewesen waren. Man zweifelte daran, daß man sich in Ragusa befand, man hätte sich in Montenero, in Krivoschje, in einem Heiduckenlager glauben sollen. Alles, was an slavischen und türkischen Elementen unter der italienischen Kultur verborgen liegt, emancipirte sich und knallte. Es war le revers de la médaille, auf welcher die Worte des Sorgo stehen: une oasis de civilisation. Und bis vor wenigen Jahren hatte man sich nicht einmal damit begnügt, in den Vorstädten zu schießen, sondern man hatte in der Stadt selbst aus allen Fenstern geschossen. Erst da wurde dieses Vergnügen verboten, als einer aus dem Volke, der mit einem Soldaten in Liebesrivalität war, diese Gelegenheit zu benutzen gedachte, eine Kugel in sein Gewehr lud und im Ernste schoß. Zum Unglück täuschte er sich, erschoß einen

ganz unschuldigen Corporal, der nie daran gedacht hatte, ihm in die Quer zu kommen, und seitdem — kann man nur noch in den Vorstädten todtgeschossen werden.

Von andern Festlichkeiten war nicht viel die Rede, die schon ohnedies so geschlossenen Familien schloßen sich noch enger als gewöhnlich um kleine Abendmahle her, und drei Buben, die jämmerlich falsch quäckten, zogen in unserer Straße von Haus zu Haus, um zu kolendati, d. h. Kolenden zu singen — das war Alles.

Die Kolenden waren ursprünglich Gratulationsgedichte, welche an den Abenden vor Weihnachten, Neujahr, Dreikönigen, Sankt Nikolaus und Sankt Andreas, oft auch am Vorabend des Namenfestes vor den Häusern gesungen wurden. Die Sänger bekamen Wein und Feigen; ich habe eine sehr populäre vor mir, in welcher sie sich auch noch Granatäpfel und Melonen erbitten. Da ein ewiges Gratuliren auf die Länge langweilig wird, und die gescheiten Ragusäer nichts so fürchten, wie die Langeweile, so entschloß sich die Kolenda kurz und wurde lustig und satyrisch und gleichsam die poesia volgare von Ragusa. Gescheite Köpfe verschmähten nicht, in ihr Bosheit und Humor auszulassen. Noch jetzt lebt ein sehr bekannter Kolendendichter, der Advokat Dr. Anton Kaznačich, und mehrere geistvoll personelle Kolenden von Bruyère, einem nicht nur Ragusäer, sondern sogar Ragusäer Dichter gewordenen Franzosen, sind im dritten Bande der Dubrovnik mitgetheilt.

Ein Thee auf einer Terrasse.

Als wir in Sebenico waren, fragte Herr Tecilosich uns, ob wir einen Brief an den Grafen Orsato Pozza in Ragusa haben wollten? Wir nahmen alle Briefe, die man uns darbot, mit großem Dank an, folglich auch diesen.

In Ragusa frugen wir nach dem Grafen Orsato Pozza. „Der ist nicht hier," antwortete Serragli, „der ist bald in Moskau und bald in Florenz, bald in Paris und bald in Neapel, genug, immer unterweges und überall, aber fast nie hier." — „Ainsi le juif errant de Raguse," sagte ich.

„Der Orsat kommt diesen Sommer," sagte Kaznačich einige Wochen später. „Ich freue mich, daß wir den Grafen Orsat diesen Sommer haben werden," sagte ich zu einigen Damen.

„Da werden Sie wenig haben," antworteten mir die Damen. „Der Orsat Pozza ist der allerhochmüthigste Mensch, der sich gar nichts aus der Gesellschaft macht, und sein älterer Bruder, der Niko, ist, wo möglich, noch ein größerer Bär."

Man sieht, die beiden Grafen Pozza waren mir recom-

mandirt. Etwa „im schönen Monat Mai, wo alle Knospen sprangen", sagte Otto mir eines Tages: „Ich habe auch heute den Grafen Nikola Pozza auf dem Casino kennen gelernt."

„Nun, ist's so ein Bär?"

„Keineswegs; ein sehr artiger und unterrichteter Mann."

Ich ging auch bisweilen auf's Casino. Meistens waren wir allein, bis auf einige Herren, die uns ebensowenig störten, wie wir sie. Nur wenn Serragli oder Kaznačich kam, wurde, anstatt zu lesen, geplaudert.

Einige Tage später also saß ich und las in der „Revue des deux Mondes" einen ihrer monoton-geistreichen Leitartikel, als ein großer Mann von einigen dreißig Jahren hereinkam und bei meinem Anblicke mitten im Saal stehen blieb. Otto stand auf, begrüßte ihn und sagte: „Graf Nikola Pozza."

Graf Nikola war offenbar unschlüssig, ob er bleiben oder gehen sollte. Er blieb und setzte sich heldenmüthig zu mir. Der Artikel, den ich las, bezog sich auf Irland, ich benutzte ihn, um das Gespräch daran zu knüpfen, und wir unterhielten uns über eine Stunde lang sehr ernsthaft von den Irländern, welche wir zu unserer gegenseitigen Zufriedenheit sammt und sonders nach Amerika beförderten.

Am nächsten Tage machte Graf Nikola mir seinen Besuch. Er mußte mich nicht als Frau, sondern als ein vernünftiges menschliches Wesen betrachten.

Im Juli kam Graf Orsat. Ich war gerade nicht besuchbar. Als ich es wieder wurde, begleiteten Graf Nikola

und Kaznačich ihn in unsern sieben Schritte langen Salon „über dem Meere“. Ich hatte mir in ihm einen Salon-elegant gedacht, er war es nicht — er war einfach, unbefangen, verbindlich, bescheiden, der echte vornehme Italiener. Man ist nicht weniger Geck, nicht natürlicher und bequemer, als die Männer aus der wirklich guten italienischen Gesellschaft. Sie müssen eine Kokette zur Verzweiflung bringen können.

Da ich keine bin, brachte Graf Orsat mich durchaus nicht zur Verzweiflung, im Gegentheil, er war mir einer unserer angenehmsten Besuche. Im Anfange kam er allerdings nur äußerst selten, allmälig aber immer öfter, und als ich später Trost und Zerstreuung bedurfte, da sah ich die beiden Brüder häufiger, als meine andern Freunde. Nur kamen sie zu verschiedenen Zeiten, Graf Orsat nach Tische und immer mit Kaznačich, Graf Nikola Abends und allein. Mit Graf Orsat plauderte ich ragusäisch, d. h. italienisch, französisch, englisch, deutsch und slavisch durcheinander, mit Graf Nikola las ich serbische Poesieen, oder recitirte ihm deutsche Gedichte. Er hatte für einen Ausländer, der nie in Deutschland gewesen war, merkwürdig viel von unserer Literatur gelesen, und was noch mehr war, durch und durch verstanden. Ich wünschte mir nie einen bessern Leser, als Nikola Pozza, er las mit einer wahren Meisterschaft des Verständnisses.

Graf Orsat hatte ich von Anfang an prophezeit, daß er nicht länger le juif errant bleiben, sondern ein fixirter Ragusäer werden würde. Und so geschah es. Ein Haus

auf dem Eliashügel sollte zum Narrenhause eingerichtet werden. Graf Orsat fand, daß es seiner Lage nach besser für einen vernünftigen Mann passe, der mit gesunden Sinnen die unvergleichliche Aussicht zu genießen verstehe. Mit Hilfe zweier Onkels — liebenswürdige Onkels die ragusäischen — brachte er die in Schutt liegende Domäne an sich, und Graf Nikola kam, um mit nicht geringer Selbstzufriedenheit seinen Liebling als propriétaire zu melden.

„Das Haus muß ich sehen,“ sagte ich.

„Sobald wir den Schlüssel haben, holen wir Sie ab,“ antwortete Graf Nikola.

Wir hatten den ganzen Winter hindurch Scherz mit dem dritten Bande der „Dubrovnik“ gehabt. Unter diesem Titel beabsichtigte nämlich Herr Martecchini nach und nach die noch nicht veröffentlichten Werke der früheren ragusäischen Dichter herauszugeben. Graf Orsat ordnete und leitete den Druck, und das Unternehmen war im besten Gange, als Herr Martecchini in einem allzustarken Anfall von Vorsicht von seinem Redacteur verlangte, es solle ihm dieser alle Kosten nicht nur garantiren, sondern sogar vorauszahlen; dazu wollte Graf Orsat sich nicht verstehen, es gab einmal mehr Krieg zwischen einem Autor und einem Verleger, und die Dubrovnik wanderte nach Agram aus, von woher sie bereits im Spätsommer in ihrer Heimat erwartet wurde. Aber was da kam, war wohl der Spätsommer, der Herbst und endlich sogar der Winter, doch nicht der dritte Band der Dubrovnik. Wo wir nur mit einem der

Pozza oder mit Kaznačich zusammenkamen, wurde von uns nach dem terzo Dubrovnik gefragt, und von Jenen auf tragische, fast desperate Weise geantwortet: „oh, questo terzo Dubrovnik!“ Endlich Mitte Januar kam Graf Orsat eines Nachmittags triumphirend zu uns heraufgeeilt, gefolgt von seinem hohen Schatten Káznačich. „Madame, il terzo Dubrovnik!“ rief er und überreichte mir das Buch leibhaftig.

Im terzo Dubrovnik nun waren in den Anmerkungen zu der einen Kolenda die Lieblingsspeisen der Ragusäer genannt und beschrieben. Diese Beschreibungen bedurften, um für uns verständlich zu sein, noch einiger Erklärungen, welche wir den Grafen Orsat uns zu geben baten, als er zum ersten Mal in seiner neuen Würde als Eigenthümer bei uns erschien.

„Am leichtesten werden sie erklärt, wenn man sie ißt,“ sagte er lächelnd, und dann setzte er hinzu: „wollen Sie in meinem neuen Hause den Thee mit mir trinken? Ich werde morgen den Schlüssel haben — wollen Sie übermorgen kommen? In's Haus freilich nicht, denn das hat kein Dach, aber auf die Terrasse?“

Ein Thee auf der Terrasse eines zerstörten Hauses, und zwar an einem Morgen Anfang Februar, das war neu, ich nahm es mit Dank an. Es war am Dienstag.

Am Mittwoch Abend hatten wir Scirocco, Regenstürze, Hagelwetter, Gewitter und einen kräftigen Erdstoß. „Schade,“ sagte ich, „da fällt der Thee in's Wasser.“

Am Donnerstag Morgen war das Meer himmelblau

und der Himmel sonnengolden. Um eilf Uhr kam Graf Orsat, und wir kletterten in der schönsten Hitze tapfer auf den Eliashügel.

Die Gesellschaft bestand außer uns aus der Familie Pozza, die beiden liebenswürdigen Onkels mit inbegriffen, aus Kaznačich, dem Abbate Vodopich und dem Abbate Casale.

Gleich im Anfange unserer Ragusäer Zeit kam Serragli eines schönen Tages mit einem Geistlichen an. „Ich kann es nicht unterlassen, Ihnen den Abbate Casale vorzustellen. Sie müssen ihn als eine unserer Sommitäten kennen lernen." Und er zählte her, wegen welcher Vorzüge der Abbate zu den Sommitäten gehöre.

„Er ist sehr tief in der deutschen Philosophie."

„Ach Gott!"

„Vortrefflicher Uebersetzer Byron'scher Poesieen in's Illyrische."

„Altro!"

„Außerdem slavischer Etymolog wie Einer."

„Ebenfalls höchst preiswürdig."

„Aber das Alles ist nur für drei Tage, denn der Abbate Casale ist Pfarrer auf Meleda, wohin er zum Sonntag zurück muß, um zu predigen."

„Hören Sie, daß ist gerade, als ob man einem eine Schüssel vorsetzt, um sie ihm im nächsten Augenblicke wieder wegzunehmen."

Der Abbate Casale kam indessen aus seiner Verbannung auf Meleda so oft er konnte nach Ragusa, und fast jedesmal

zu uns. Ich fürchte sehr, die kleine rosenrothe Stube mit der bunten Decke und dem einzigen Fenster wird nie wieder so viel geniales Geplauder hören, wie in den letzten Monaten, daß wir sie bewohnten. Der Abbate Casale war von den vielen originellen Köpfen in Ragusa einer der originellsten. Ein Mal forderte er mit großer Vehemenz vom Grafen Orsat ein Stückchen Papier, auf welchem er mit Bleistift eine unleserliche Inschrift in einer unbekannten Sprache kopirt hatte, die auf einem an der Straße nach Gravosa aufgegrabenen und jetzt wieder verlorengegangenen Stein entdeckt worden war. Dieses unschätzbare Dokument ragusäischer Alterthumskunde wollte er seinem Freunde Orsat anvertraut haben. Graf Orsat sah mich an und sagte: „Wo soll ich nach zwei Jahren ein Stückchen Papier finden!“ — „Was, zwei Jahre?“ rief der Abbate. „Drei Jahre sind's!“ —

Bei einem Besuche, den er uns mit dem Grafen Nikola machte, wollte er mir durchaus „das letzte Glas Wein des Armen vor seinem Hungertode“ vorlesen. „Die Signora will keine socialistischen Poesieen,“ sagte Graf Nikola. — „Wohl, dann Liebespoesieen!“ — „Haben Sie als Priester denn Liebespoesieen gemacht?“ fragte ich. Er sah mich an. „Ob ich welche gemacht habe!“

Als er zum letzten Male bei uns war, sagte ich: „stiate bene.“ — „A Meleda! Non ci manca che la maledizione di Dio, tutte le altre maledizioni vi sono.“ — „Ebbene, allora stiate male.“ — „Procurerò.“

Der Abbate Bodopich war Pfarrer zu Grubbe in Canali, und wenngleich weniger originell, so doch nicht minder unterrichtet als sein College. Er gab uns viele Notizen über die Canalesen, und war eben damit beschäftigt, die Sitten des Thales in einem kleinen Romane: „Maria“ zu schildern.

Kaznačich kennt man bereits. Ich begnüge mich daher zu sagen, daß er die glänzendste seiner Feuerwerkslaunen mitgebracht hatte. Die Familie Pozza war, was die gute Gesellschaft überall ist: einfach liebenswürdig.

Die Tafel erwartete uns auf der höchsten der beiden Terrassen, welche auf der einen Seite nach Gravosa, auf der andern über die Marcana blicken ließ. Der Thee, welchen unser Wirth vortrefflich bereitete, eröffnete die echt-ragusäische Collation. Sie bestand aus Zunge und Caviar-schnitten, kaltem Blumenkohl mit Eiern, saurer geschlagener Milch, Mantela, Quittenmuß in flachen, festen Scheiben, köstlicher Melone und dreierlei Backwerk, Marzipantorte, die man nur in Königsberg besser essen dürfte, Weichseltorte und Linguados. Diese gleich der Marzipantorte orientalisch mit Gold verziert, sind durch die Juden aus Spanien mitgebracht worden und werden noch jetzt ausschließlich von ihnen bereitet. Sie haben die Form rundlänglicher Dreiblätter, der Teig ist marzipanähnlich, gemischt mit Chokolade, Citronat und Rosenwasser. Die Weichseltorte besteht aus einem Compott von gebackenen Pflaumen, Pfirsichen und Weichselkirschen, welches mit Pignoli gemischt

auf einen Boden von Teig gethan und mit einem Netz von Teig bedeckt wird.

Nachdem wir diesen guten Dingen Gerechtigkeit widerfahren lassen und Malvasia und pečeno, d. h. Prosecco von 1823, getrunken hatten, führte Graf Orsat uns in seiner zukünftigen Wohnung herum, und schenkte uns weder Pferdestall noch Kaninchenloch. Wir pflanzten im Garten Palmen und Granaten, Lorbeer und Myrte, Rosen und Jasmin, bauten eine haushohe Halle, einen Thurm zum Beherrschen der Stadt und ein Glashaus, und richteten Alles à l'orientale ein. Zum Schluß lud Graf Orsat uns zum Diner, „wenn er erst ein Dach über dem Kopfe haben würde," und ich nahm die Einladung an, „wenn ich das nächste Mal nach Ragusa käme."

„Und machen Sie uns vier Dichter berühmt, indem Sie etwas von uns übersetzen," sagte Graf Orsat auch noch. Ich antwortete ihm lachend, zuerst wolle ich nur daran arbeiten, mich berühmt zu machen, was ich indessen für sie thun könne, gerne thun. Demnach findet man auf den nächsten Blättern einige Dichtungen von Orsat Pozza, Kaznačich, Bodopich und Casale.

Biežte, biežte, moji barzi dani.

Fliehet, fliehet, meine schnellen Tage!
Nicht will euer Schwinden ich beweinen;
Und du, unerbetner Morgen, tage,
Welcher als der letzte mir wird scheinen.

Schone du des Vaters, der mit Plage
Und mit Mühe Brod erwirbt den Seinen,
Und der Braut, die bis zum Hochzeitstage
Fleckenlos bewahrt sich für den Einen.

Schone Jener, denen süß das Leben,
Welche dein nicht denken, weil sie lieben,
Schone ihrer, welche ohne Sorgen.

Doch zu mir, dem Armen, dessen Leben
Ohne Frucht für mich und And're blieben,
Komm du ungehindert, dunkler Morgen.

Često brodar pomujivi.

Aufmerksam der Schiffer oft,
Wenn er schiffet auf dem See,
Auf das Abendläuten horcht,
Welches läutet aus der Höh'.
Daß der Seinen er gedacht,
Hat der heil'ge Klang gemacht,
Und das Herz bedrückt vom Heimwärtssehnen,
Weint der Schiffer heiße, bitt're Thränen.

So, Du wunderschöne Frau,
Wenn Du auf gen Himmel blickst,
Und empor den süßen Sang
Aus der weißen Kehle schickst,
Wandelt uns'rer Seele Eis
Sich in Flammen wild und heiß,
Und entfaltend heimwärts ihre Schwingen,
Kann zurück in's Paradies sie bringen.

Orsat Pozza.

Tražih davnim u knjigama znanje.

In den alten Büchern sucht' ich Wissen
Und ich lernte Zweifel, Weh' und Hohn —
„Eh' Du lerntest, wußtest mehr Du schon,
Lernend wird die Ruhe Dir entrissen."

Leise in des Herzens Finsternissen
Hör' ich einer innern Stimme Ton:
„Nur Verwirrung ist der Mühe Lohn,
Und nur Lüge alles Menschenwissen.

Mehr wird Deine Seele Dir genesen
Von dem Lächeln eines lieben Blickes,
Als von allen Büchern, die geschrieben.

Gib der Liebe hin Dein ganzes Wesen,
Das ist die Bestimmung des Geschickes:
Tod im Wissen, Leben ist im Lieben.

Mili brate, mnozo prodje doba.

Lieber Bruder, viele Zeit entwich,
Seit noch jung geschieden uns das Leben,
Träume sah'n wir viele uns entschweben,
Denn von Träumen nährt die Jugend sich.

Wie mein Dasein hingeht, frägst Du mich?
Es vergiftet hat's der Bosheit Streben;
Blumen, die ein wüstes Grab umgeben,
Kann vergleichen meine Freuden ich.

Ist inmitten einer dunklen Nacht
Es genug an eines Sterns Geflimmer,
Das nicht leiten kann den Wandersmann?

Hat ein Tropfen Thau zu tränken Macht
Welkes Gras? Ist's eines Funkens Schimmer,
Der erstorbne Glieder wärmen kann?

Ive Kaznačich.

Djevoičice, znuzočice.

Süßes Mädchen, Morgendämmern,
Denkest Du an mich?
Diese Deine Stirn so reine,
Neige sie für mich.

Schönes Mädchen, Sonnenrose,
Schauest Du auf mich?
Deine Augen, Strahlen des Aufgangs,
Wende her auf mich.

Holdes Mädchen, Goldorange,
Hast Du mich denn lieb?
Deiner Wangen Aepfelprangen,
Deine Wangen mir gib.

Liebes Mädchen, liebes Täubchen,
Bin ich theuer Dir?
Von den frischen Rosenlippen
Schenk' ein Küßchen mir.

Herzig Mädchen, herzig Veilchen,
Sage, liebst Du mich?
Deines Busens Blumenfluren
Decke sie auf für mich.

Einzig Mädchen, Turteltäubchen,
Willst Du umhalsen mich?
Mit den weißen Händen, den heißen,
Komm, umfasse mich.

Mich umfangend, mich versengend,
Lasse selig mich
In Deinem Schooße, Liebesrose,
Bis vergangen ich.

Matteo Vodopich.

An Duscha.

Duscha mein, noch blüht die Blume, die Du mir gegeben,
  Und in ihr der Hoffnung Zeichen, und der Liebe Zeichen.
Und mit ihr sechs lange Jahre schienst mir Du zu leben,
  Die sie sä'te, die sie pflückte, um sie mir zu reichen.

Noch ist um sie her die Anmuth Deines Angesichtes,
  Deiner Lippen reizend Lächeln um sie her noch immer.
Noch erglänzt mit einer Fülle süßen Liebeslichtes
  Ueber ihr, ein Stern am Himmel, Deines Auges Schimmer.

Und der Zauber Deiner Stimme, deren sanfte Töne
  Meines Lebens einz'ge Wonne, über Dir noch waltet,
Und die Wärme Deiner Hände, welche ihre Schöne
  Heimlich schützten vor dem Winter, ist noch nicht erkaltet.

Deine Seele, meine Duscha, scheint um sie zu schweben,
  Und ich fühle noch den Athem, den gefühlt ich habe,
Aber eine Handvoll Staubes bist jetzt Du, mein Leben,
  Und ich Armer weine, aber nicht auf Deinem Grabe.

Pasquale Casale.

Maria delle Grazie.

Da, wo der Vierna sich nach der Stadt zu verlängert, um fahl und schroff in die Bucht der tre mari abzufallen, ruht, eingesenkt in ein kleines Thal voll Wein und Oel, die Kirche von Maria delle Grazie. Rosenroth von außen, freundlich geschmückt von innen, arm an Geschichte, reich an Votivbildern, alten und neuen. Auf den alten erscheint über dem sich bäumenden Meere und den preisgegebenen Schiffen im Sturmdunkel oben die Madonna — der Schutz über der Gefahr, auf den neuen ist nur das Meer mit dem Sturm und den Schiffen — die Gefahr ohne den Schutz. Schämt der Glaube sich jetzt zu glauben, der Dank zu danken? Wer sich weder des einen noch des andern schämt, das sind die Canalesen, die wilden Verehrer dieser graziösen Madonna. Barkenweise kommen sie herüber aus ihrem Maisthale und ziehen mit bloßen Füßen durch die Stadt und die Pille, an der Bella-vista vorbei und hinunter den Weg, der sich links hinein in das Thal windet. Zu beiden Seiten desselben wuchert Myrte und

Heide — es ist, als wäre man tief, tief im hohen Gebirg, fern, fern von den Oelgärten von Jeſerice und Gravoſa. Zu den Füßen der Kirche inmitten der Felder und Weingärten, welche ihr gehören, liegt der militäriſche Friedhof. Viele Soldaten finden hier ein Grab, die heiße Luft Dalmatiens ist nicht für die Söhne der grünen öſterreichiſchen Berge. In der Kirche ſelbſt iſt nur ein einziges Grab — das einer Frau, einer Wohlthäterin, einer Bosdari-Bona.

An einem Abend im September ſaß ich mit einer Tochter dieſer Bosdari, mit der Conteſſa Bonda, auf einigen Steinen, welche in einem Halbrund um einen kleinen Platz her lagen. Die Marcheſa war mit uns, Otto lag zu unſern Füßen, Wopp ſpeciell zu den meinigen. Es war die Vigilie der Madonna piccola, ein leiſes Ziehen von Andächtigen ging an uns vorüber nach Maria delle Grazie. Der Petka und der Vierna dunkelten rechts, hinter ihren ſchönen Baumſäumen verlöſchte langſam, Strahl auf Strahl, ein flammender Sonnenuntergang. Der Neumond ſtand weiß über dem dunkelblauen Meere, welches ſich unruhig in die Buchten drängte. Der Sergio glänzte fahl, dunſtig die Gegend hinter Raguſa. Ich blickte lange nieder auf die kleine Kirche in dem ſtillen Thale und wußte nicht, was mich hinunterzog. Dann ſah ich nach der Stadt. Was mich da hinüberzog wußte ich — mein kleines Mädchen wurde dort in einem armen Hauſe unter dem Thurme des Mincetto genährt. Sie war gekommen, als die Grillen unter den Mimoſen ſangen, als die langen, goldnen, heißen Tage zwiſchen dem blauen

Himmel und dem blauen Meere schwebten. In der Stunde ihrer Geburt zog unten auf der Straße die Musik der Jäger mit dem Todtenmarsch vorüber, welcher die armen Soldaten nach Maria delle Grazie geleitete. Sieben Monat später, als unter den Oelbäumen eben die ersten Frühlingsblumen blühten, wurde ein kleiner Sarg auch nach Maria delle Grazie getragen — es war der meines Kindes.

Zora Maria dei dolori war sie getauft worden, Zora Dolores steht auf dem Kreuze, welches aus weißem Marmor von Curzola sich auf ihrem Grabe erhebt. Zora heißt Aurora, Dolores — noch ehe es geboren war, hatte ich mein Kind so getauft. Dolores oder Schmerzenreich — sie war mir's. Aurora — sie sollte keinen Tag haben.

Sie starb, wie Kinder immer sterben sollten — leise, friedlich, schmerzlos. Ihr war Gutes widerfahren. Nicht gesündigt, nicht gelitten haben, geliebt worden sein, beweint werden — was besser? Auf der Erde ringen ist nicht gar so herrlich, daß die, welche vor dem Kampfe zur Ruhe gehen, die beneiden dürften, welche im Kampfe bleiben. Klein-Zora war vom Anfang ihres kleinen Lebens an ernsthaft und nicht sehr thätig gewesen. Die lange Reise, welche die Eltern mit ihr vorhatten, mochte ihr nicht gefallen, sie wollte lieber bleiben, wo sie war. So ging sie denn schlafen, und ihr Pathe, Luigi Serragli, begleitete sie bis zu ihrem kleinen Lager, und Graf Luca Sorgo machte ein Epigramm auf ihren Tod, wie er eines auf ihre Geburt gemacht hatte.

Marco erzählte mir, was eine Frau ihm erzählt: wie schön Zorica gewesen. In der einen Hand eine Kerze mit Blumen, in der andern einen großen Strauß von Rosen und Veilchen, auf dem Köpfchen einen weißen Rosenkranz und sehr, sehr schön geputzt in einem weißen, rosa gefutterten Kleide. Sie war Ragusäerin gewesen, dunque alla Ragusea.

Drei Tage später empfing ich die Nachricht vom Tode meiner Mutter, welche sieben Tage vor Zorica gestorben war. Noch sieben Tage, und wir hatten einen dritten Todten: Carrara. Kaum im Herbst nach Venedig gekommen, wohin seit Jahren alle seine Bestrebungen gerichtet gewesen waren, kaum im Besitz einer neuen Heimat und einer neuen Unabhängigkeit, die er mit Mutter und Schwester zu theilen hoffte, starb er der Schwester und der Mutter, fern vom Vaterlande, wo er so vielfach verläumdet wurde, während er es so innig liebte. Ueber ihn hatte ich in Dalmatien das Schlechteste gehört, von ihm über seine Landsleute nie auch nur das geringste Ueble. Selbst von seinen Feinden sprach er ohne Erbitterung. „Dura cosa è l'esilio volontario," schrieb er mir nach Spalato, „ma dolce compenso ricambiare l'odio con amore. Ami, amica mia, la sventurata Dalmazia. Dall' anima del Bajamonti argomenti alle altre." Als Bajamonti mir schrieb, um von mir ein Gedicht auf Carrara zu erbitten, erinnerte ich mich jener Worte und schrieb:

Drei Todte.

Aus der Stadt der dunklen Säulen
Nach der Klippenstadt am Meer,
Kommt zu mir ein Brief vom Freunde
Eines todten Freundes her.
Und ich les' ihn, ach, mit Augen,
Die schon voll von Thränen sind,
Denn ich traure um die Mutter,
Und ich traure um mein Kind.

In der Heimat schläft die Mutter,
In Ragusa schläft mein Kind,
In Venedig ruht Carrara —
Ob genug der Todten sind?
Greis die Mutter, zart die Kleine,
Er in voller Manneskraft,
Alle hat in einem Monde
Mir der Tod hinweggerafft.

Dichten soll ich? dichten möcht' ich,
Aber dichten kann ich nicht,
Statt des Liedes sei die Thräne,
Die mir aus den Augen bricht.
Ruhe wohl, Du Vielgeprüfter,
Falsch geschmäht und viel verkannt,
Der, gehaßt, vergab und liebte,
Schlafe fern vom Vaterland.

Für Zora dichtete ich noch mehr. Ich hüllte mein süßes Kind in Lieder, wie in Blumen. Ich hätte sie damit zudecken mögen. Ich hatte, wenn der Sturm so kalt wehte, immer die Angst, es könnte ihr kalt sein in der Erde.

Und nun — es ist zwei Jahre und länger, daß sie daheim ist. Und ich? Es gibt Schmerzen, welche bleiben, sie sind in den Grund des Herzens eingesenkt.

S Bogom, Zoro! Lepa, draga, mila!

Abschied von Ragusa.

Wie schwer es sei, mit Krankheit und Trauer im Hause von Andern auszuhalten, das fühlte ich wieder einmal recht bitter, ja, vielleicht bitterer als noch je. Kaum acht Tage war meine Kleine todt, da kam der Capitän auf den Einfall, gerade unter meinem Fenster eine Cisterne ausgraben zu lassen. Es war durchaus nicht die Jahreszeit zu solcher Arbeit, aber der Mann hatte sich diese fantasia, wie die höflichen Ragusäer es nannten, in den Kopf gesetzt, und so mußte sie ausgeführt werden. Den ganzen Tag hörte ich nun das Fallen der Hacke auf den spröden, widerspenstigen Boden. Es ist dies ein Ton, welchen ich nie recht aushalten kann, selbst in gesunden Tagen; jetzt, wo er mich unaufhörlich an das Grabscheit erinnerte, welches meiner Kleinen ihr Erdbettchen gegraben, war er mir furchtbar. Ich habe schwerlich je mehr gelitten, als in diesen letzten Wochen zu Ragusa, und das blos wegen der unglücklichen Fantasia des Capitäns. Umsonst bat Reinsberg ihn nur um acht Tage Einhalt, er antwortete, was

von einem Ragusäer ganz unerhört ist, geradezu unhöflich. Nach neun Monaten Höflichkeit schlug er im zehnten in Unhöflichkeit um — weshalb? Wie er auf die Vorstellungen unserer Freunde antwortete: um uns aus dem Hause zu bringen. Aber das glaubte ich ihm nicht. Er würde dazu doch nicht gerade den Augenblick gewählt haben, wo ich so entzweigebrochen war. Er verleumdete sich selbst, es war eine Fantasia gewesen, die sich nachher zum Eigensinn krystallisirt hatte.

Ich sah jetzt erst, wie viel freundliche Gesinnung für mich da war. Gagliuffi kam angelaufen und erklärte: in solchem Wetter dürften nur Kosaken reisen — er werde und müsse ein Haus für uns finden und es auch möbliren. Graf Niko Pozza suchte uns eines am Acquädukt, die gute Bona kam, mir ihr Landhaus in Gravosa anbieten, wo ich am Tage unserer Ankunft Rosen gepflückt hatte. Aber ich dankte Allen und hielt den Entschluß des Abreisens fest. Es war mir Angst in Ragusa, und ich konnte den Tod der Kleinen nicht überwinden, so lange ich da blieb, wo ich sie verloren. Und dann hatte sich in Folge der unaufhörlichen Nervenerschütterungen eine solche Furcht vor dem Erdbeben bei mir entwickelt, daß ich oft mitten im Schreiben mißtrauisch zur Decke hinaufsah, ob sie mir nicht etwa auf den Kopf fallen würde. Der Winter war sehr reich an Stößen gewesen, oft waren wir mitten im Schlaf durch die Oscillationen unserer Bettstellen geweckt worden. Das Alles fühlte ich nun mit einer unüberwindlichen Angst nach.

Es war eine große Schwäche, aber ich war eben nicht stark. Sonst ist es meine Art nicht, der Furcht nachzugeben, sie ist's, die vor mir weichen muß. Aber in dieser Zeit hatte ich keinen Muth zu irgend einem Kampf mehr, und so wollte ich fort.

Wir besuchten noch die Räume des Palastes und einige übriggebliebene Kerker. Ich kann nicht sagen, daß wir eigentlich etwas gesehen hätten. Es war ein Besuch bei der Vergänglichkeit.

Die Kathedrale und das Reliquiarium zeigte uns Monsignore Rocci, Kämmerer des Papstes und Militär-Caplan. Das Reliquiarium ist eine elegante Capelle, welche ihre Schätze auf rothem Sammet sehen läßt. San Biagio's Kopf ist in einer prächtigen Kapsel von byzantinischer Goldarbeit enthalten, ein Arm in einem ähnlichen Futteral, der andere in einem von Silberarbeit. In einem schönen silbernen Kasten, der bei Prozessionen von vier Männern getragen wird, befinden sich Windeln vom Heiland. Der alte Bischofsstab, ganz von Silber, ist auch noch vorhanden und ebenso schön wie schwer. Der Schatz der Madonna dei Porti, welche über einem Altar im Dom ist, enthält prächtig große Perlen. Der von der Madonna del Carmine ist weniger reich, aber noch hübscher angeordnet. Die größten Merkwürdigkeiten dürften die Kanne und das Becken sein, aus welchen Ragusa Sigismund von Ungarn bedienen ließ. Man erstaunt, wenn man sieht, mit welcher Grazie und welcher Phantasie schon zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts hier

in Gold gearbeitet wurde. Blätter, Wasserthierchen, Eidechsen, Grashalme — daraus bestehen die Verzierungen an diesen beiden Stücken. Nichts könnte einfacher und poetischer zugleich sein, nichts mit größerer Wahrheit und Naturtreue ausgeführt.

Auf den Kirchhof fuhren wir an einem der letzten Abende. Serragli hatte uns den Schlüssel verschafft. Das arme kleine Grab war noch nackt und bloß. Ich nahm Erde davon mit, das Einzige, was mir von der Kleinen bleiben sollte, die wie ein Traum durch mein Leben geglitten war. Dann umsteckte ich die traurige Stätte mit Lorbeer- und Myrtenzweigen — ich wollte sie doch ein Mal schmücken.

Die Jesuiten, welche den kleinen Convent von Maria delle Grazie bewohnten, sahen uns von oben theilnehmend zu. Wir hatten schon früher Bekanntschaft mit ihnen gemacht und gingen nun hinauf, um ihnen Lebewohl zu sagen. Wir fanden sie verständnißvoll für uns, liebevoll für Marco. Sie müssen die Volkserziehung verstehen.

Die nächsten Tage folgte Abschied auf Abschied. Das ist immer traurig. Dazu heulte die Tramontana, der Todtenwind, über das Gebirg herüber. Ragusa erschien uns zuletzt trübe und farblos.

Am Abend, wo wir es verließen, war Ball. Wir hatten Gospodj' Ane Addio gesagt, bevor sie in die Conversazione ging. Ich dachte damals nicht, daß die noch so lebensfrische Frau in einem Jahre schon todt sein würde. Serragli kam noch — der letzte, wie der erste Ragusäer, der uns die

Hand reichte. Dann setzte ich mich zum letzten Male an einen Tisch im Hause Budmani und schrieb:

Abschied von Ragusa.

Auf deinen hohen Felsen,
Du bleiche und stille Stadt,
In der meine Seele getrauert,
Mein Herz geblutet hat,
Wo meine Kleine gefunden
Die ewige Ruhestatt,
Auf deinen hohen Felsen
Fahr' wohl, du stille Stadt!

Von Flüchtigen einst gegründet
Warst du ein Zufluchtsort,
So fest wie deine Mauern,
So fest war auch dein Wort.
Dein Name steht geschrieben
Auf einem leuchtenden Blatt —
Auf deinen hohen Felsen
Fahr' wohl, du wackre Stadt!

Wie wallt in deinen Buchten
Das Meer so wild und schön!
Wie grünen Oel und Cypresse
Am Abhang deiner Höh'n!
Es werden alle Augen
In dir von Schönheit satt —
Auf deinen hohen Felsen
Fahr' wohl, du schöne Stadt!

Wir haben in dir so lange
Gewohnet und geweilt;
Wir haben mit deinen Söhnen
Das tägliche Leben getheilt —
Wer hier für uns im Herzen
Ein freundlich Gedenken hat —
Auf deinen hohen Felsen
Beschütz' ihn, o Freundesstadt!

Das Meer ist blau und düster,
Der Himmel blau und klar —
Es ist die letzte Stunde,
Vorüber ist ein Jahr.
Im Hafen der Paläste
Athmet der Dampfer hohl —
Auf deinen hohen Felsen,
Ragusa, fahre wohl!

Anmerkungen.

Ragusa.

Ragusa (slavisch Dubrovnik, türkisch Paprovnik), die Hauptstadt des ehemaligen Freistaates und jetzigen Kreises von Ragusa, unter 42° 38′ 18″ nördl. Breite und 35° 44′ 37″ östl. Länge, fast kreisförmig am steilen Abhang des M. Sergio und einer Klippe unmittelbar am Meer gelegen, zählt 990 Häuser mit 5733 Einwohnern, ist der Sitz eines Kreisamtes, Bisthums und Tribunales und hat ein Gymnasium, eine Hauptschule, ein Theater, zwei Spitäler, ein Findelhaus, eine Quarantäneanstalt, zwei Klöster mit trefflichen Bibliotheken, eine von Nonnen geleitete weibliche höhere Erziehungsanstalt und eine Mission der Jesuiten. Sehr hohe, wohlerhaltene Mauern mit Basteien und Thürmen umgeben die Stadt von allen Seiten, der breite Stradone oder Corso, welcher fast im Niveau des Meeres liegt, theilt sie in zwei höher gelegene Theile, die von vielen kleinen Gäßchen und Treppenwegen durchschnitten und verbunden werden. Die Gebäude sind massiv und regelmäßig, aber einförmig; nur der Palazzo, die Sponza oder Dogana und das Militärhospital, das frühere Jesuiten-Colleg, zeichnen sich aus. Von den Kirchen, welche vor dem Erdbeben die Pracht der Stadt ausmachten, sind jetzt nur die Capelle des S. Biagio, des Schutzheiligen von Ragusa, die Kirche der Jesuiten und die der Franziskaner bemerkenswerth. Der Dom enthält das Monument des Boscovich und das überaus reiche Reliquiarium, die Dominikanerkirche die Grabmäler der meisten alten edlen Familien. Zwei Thore, Porta Pille und Plocce, führen in die beiden gleichnamigen Vorstädte, zwei andere, Porta Pescaria und Punta, zu dem auf der Südostseite der Stadt gelegenen Hafen.

Zugleich griechisch, römisch und slavisch. Durch die Abstammung seiner Bewohner war Ragusa ursprünglich rein römisch und bewahrte lange Zeit noch römische Sprache, Literatur, Gesetze und Gebräuche. Der fortwährende Handel mit den Griechen, die vieljährige politische Verbindung mit dem byzantinischen Kaiserreiche und die Erziehung vieler junger Ragusäer auf kaiserlichen Collegien in Byzanz erhielten die Bildung inmitten der ringsum hausenden Barbaren. Das Slavische wurde anfänglich hartnäckig zurückgestoßen. Erst Ende des dreizehnten Jahrhunderts fing das Bewußtsein einer gewissen nationalen Solidarität mit den Slaven an. Es wuchs mit der immer zunehmenden Zahl der slavischen Einwanderer und dem immer lebhafteren Verkehr mit den slavischen Grenzländern, so daß man sich im vierzehnten Jahrhundert wirklich als slavisch betrachtete und slavisch sprach und schrieb. Aber mit der Abnahme des slavischen Landhandels und dem Aufblühen des geistigen, industriellen und commerciellen Verkehrs mit Italien, lebte auch das römische Element wieder auf. Es bekam einen neuen Aufschwung durch die griechischen Gelehrten, welche bei dem Fall Constantinopels 1453 in Ragusa die gastfreieste Aufnahme fanden, und so bildete sich allmälig die Individualität eines eignen Völkchens aus, dessen Sprache slavisch, dessen Bildung römisch-italienisch, welches aber gleichwohl weder rein slavisch, noch rein italienisch ist.

Freundin des Halbmonds und des Kreuzes. Ragusa war nach Ban der erste Staat Europa's, welcher mit den Türken diplomatisch unterhandelte. Kaum wurden diese nämlich etwas bekannter im Abendlande, so schickten die Ragusäer schon Gesandte mit Geschenken an Sultan Orchan nach Brussa, um einen Handelsvertrag mit ihm abzuschließen. Der Sultan, vielleicht geschmeichelt durch diesen ersten Beweis von Achtung Seitens eines europäischen Staates, sicherte den Ragusäern gegen fünfhundert Dukaten jährlich vollkommene Handelsfreiheit in seinem damaligen und zukünftigen Reiche zu. Der Abdruck seiner in Tinte getauchten Hand, die Urform der Tughra, machte die Urkunde zum Heiligthum für alle Türken und bildete die Grundlage der Begünstigungen, welche den Ragusäern seitdem von der Pforte zu Theil wurden. Denn sie erhielten zuerst das Vorrecht der freien Ausübung ihrer Religion, und noch ehe der Gesandte des Allerchristlichsten Königs von Frankreich eine Privatcapelle in seinem

Paläste hatte, öffneten sich schon die Kirchen S. Maria und S. Biagio in Sophia für die Ragusäer, und auf deren Verwenden mit der Zeit auch für die andern Christen. Die Pforte bot noch in der letzten Zeit der Republik dieser die Abtretung des äußerst fruchtbaren Grenzthales von Popovo an, welches hingereicht hätte, das ganze Gebiet von Ragusa für immer vor Hungersnoth zu schützen. Der Sultan allein verwandte sich für die Wiederherstellung der Republik und gebot 1813 seinem Pascha von Bosnien auf das dringendste, Ragusa in Allem zu unterstützen. Die Ragusäer waren dankbar dafür. Sie führten den Türken Munition und alle übrigen Kriegsbedürfnisse zu, und ließen, wie aus Razzi hervorgeht, dem Sultan Alles wissen, was sie von den Absichten der christlichen Staaten erfuhren und ohne Gewissensverletzung sagen zu können glaubten. Aber sie unterrichteten auf gleiche Weise auch den Papst und die italienischen Fürsten von den Bewegungen der Türken, denn sie waren ebenso sehr Freunde des Kreuzes wie des Halbmondes. Sie erwirkten sich, da eine päpstliche Bulle von 1307 den Katholiken allen Handel mit den Ungläubigen verbot, durch die Verwendung des Königs Ludwig I. von Ungarn bei Papst Urban V. die Erlaubniß dieses Handels, ließen sich die neuen, 1365 mit den Beherrschern Egyptens, Syriens und Bithyniens abgeschlossenen Verträge von Papst Gregor XI. selbst bestätigen, und durch ihren Abgesandten, den berühmten Theologen Giovanni Stoico, vom Basler Concil ein Dekret (vom 11. Januar 1433) ausfertigen, welches ihnen die unbedingteste Freiheit zusicherte, mit allen Ländern der Ungläubigen handeln und überall Consuln anstellen zu können. Dieses Dekret, welches Papst Paul II. im Jahre 1468 bestätigte, enthält zugleich die schmeichelhafteste Anerkennung der Verdienste Ragusa's um den römischen Glauben. Aehnliche Zeugnisse stellte ihnen unter Papst Innocenz XI. der Sekretär der Propaganda, Urbano Cerzi, um 1778 der Cardinal Castelli, Präfekt der Propaganda, aus, und Ragusa verdiente sie. Einundvierzig Kirchen, zwei Mönchs- und acht Nonnenklöster bekundeten die Religiosität der Stadt, und wo die Ragusäer nur Handelsfaktoreien in der Türkei besaßen, benutzten sie ihre Privilegien, um Kirchen zu errichten. Sie ließen 1444 zwei eigene Schiffe zur päpstlichen Flotte gegen die Ungläubigen stoßen, erlaubten den Schiffseigenthümern an den spanischen Unternehmungen gegen Algier und Tripolis (1545 und 1555) Theil zu nehmen und erklärten ihre Stadt zum sichern Zufluchtsort für alle

christliche Feinde der Türken. Der Ruf ihres Glaubenseifers war so groß, daß der Erzbischof von Ragusa lange Zeit dem Papst ausschließlich die Candidaten vorschlagen mußte, welche zu Bischöfen im Orient geweiht werden sollten und selbst Karl V. den Ragusäern die Franziskaner anempfahl, welche unter Suleiman II. in Palästina harten Verfolgungen ausgesetzt waren.

Von allen Mächten abhängig und unabhängig. Vermöge seiner Lage und seiner Machtlosigkeit sah sich Ragusa früh genöthigt, den Schutz größerer Mächte nachzusuchen. Gegen sechsunddreißig Goldstücke jährlich erkauften sich die Ragusäer Anfang des neunten Jahrhunderts von den benachbarten Zupanen von Trebunia und Zachulmia den Schutz ihres Handels und Sicherheit ihres Acker- und Weinbaues. Bei der Belagerung der Saracenen 865 baten sie den griechischen Kaiser Basilius den Macedonier um Schutz und Beistand, und als die griechischen Kaiser nicht länger im Stande waren, sie kräftig zur See zu beschützen, wandten sie sich 1082 an Robert Guiswend, den Normannenherzog von Apulien und Calabrien und erneuerten 1173 diesen Schutzvertrag mit König Wilhelm von Sicilien. Dabei suchten sie jedoch, so oft die griechischen Kaiser wieder mächtiger wurden, ihr altes Schutzverhältniß mit ihnen hervor und erkauften sich auch von den slavischen Nachbarfürsten durch Geschenke oder jährliche Geldzahlungen Ruhe und Beschützung auf dem Festlande. Im Jahre 1204 gerieth Ragusa unter Venedig's Hoheit und blieb es mit kurzer Unterbrechung bis 1358, wo König Ludwig I. von Ungarn und Dalmatien gegen fünfhundert Dukaten jährlich den Ragusäern seinen Schutz versprach, und obwohl schon 1359 der Schutzvertrag mit der Pforte abgeschlossen wurde, welcher erst mit dem Ende der Republik aufhörte, so kamen doch die Ragusäer bis zur Schlacht von Mohacz pünktlich ihren eingegangenen Verpflichtungen gegen Ungarn nach und erneuerten dieselben sogar 1684 den 20. August mit Kaiser Leopold I. als König von Ungarn unter der Bedingung, daß dieser Traktat erst in Wirkung treten sollte, wenn Ragusa ganz von der Nachbarschaft der Türken befreit sein würde. Diese Abhängigkeit von so vielen Mächten gab den Venetianern Veranlassung, Ragusa die Siebenstadt, Heptapolis, zu nennen, indem sie die Buchstaben S. B. (San Biagio), welche alle ragusäischen Flaggen unter dem Bilde des Schutzheiligen führten, spottweis sette bandieri, sieben Flaggen, deuteten und be-

haupteten, die Ragusäer zögen nach Umständen eine der Flaggen der sieben Hauptmächte auf.

Trotz aller dieser Schutzverhältnisse verstand es aber Ragusa, nicht blos die innere Unabhängigkeit unangetastet zu bewahren, sondern auch die äußere möglichst zu erhalten. Die benachbarten Slavenfürsten gelüstete es fortwährend nach dem Besitz dieser reichen und ihnen so günstig gelegenen Seestadt. Aber weder ihren offenen Eroberungsversuchen, wie von König Samuel 976, von Bodin 1089 und von Stephan Nemanja 1184, noch ihren verrätherischen Plänen, wie 1235 von Stephan Urosch bei einem scheinbar freundschaftlichen Besuch und 1401 von Ostoja, welcher einige unzufriedene ragusäer Edelleute gewonnen hatte, gelang es, sich Ragusa's zu bemächtigen. Auch die unvorhergesehenen Angriffe der Venetianer 971, 1088 und 1171 scheiterten an dem Muthe und der Vorsicht der Ragusäer, welche selbst zur Zeit der venetianischen Hoheit die härtesten Bedingungen des Vertrags von 1232 geschickt zu umgehen wußten. Sie schloßen trotz der venetianischen Conti ihre Handelsverträge nach wie vor und unterhielten ihre Verbindungen mit den auswärtigen Mächten. Der Versuch Venedig's, sich Ragusa 1340 gänzlich unterthan zu machen, beschleunigte die Auflösung des Abhängigkeitsvertrages mit der Republik von S. Marco, und das Schutzverhältniß mit der Pforte sicherte Ragusa vor allen ferneren Eroberungsplänen Venedig's, während es gleich dem ungarischen der Republik die vollkommenste Freiheit ließ, ihre innern und äußern Angelegenheiten zu ordnen. Zwar verlangten einige Sultane, wie Ahmet 1440, Murat II. 1463 und Muhamet IV. 1677, die völlige Unterwerfung Ragusa's, aber die drohende Gefahr ging stets glücklich vorüber. Auch die Forderung des Königs von Neapel, welcher, gestützt auf die alten Verträge der Republik mit König Wilhelm von Sicilien, 1782 verlangte, Ragusa solle einen Platzkommandanten aus der Armee und im Dienste Neapel's aufnehmen, wurde der Art bewilligt, daß die Unabhängigkeit Ragusa's dadurch ebensowenig beeinträchtigt wurde, wie in frühern Zeiten durch die sicilianische und ungarische Besatzung, welche mitunter Statt gefunden zu haben scheint. Erst mit der Besetzung Ragusa's durch die Franzosen hörte die Unabhängigkeit der Republik gänzlich auf.

Ragusa mit der Kunst des Ja ꝛc. Die Ragusäer setzten die Fürsten ebenso in Bewunderung durch ihre Nachgiebigkeit, wie

durch ihre Beharrlichkeit im Verweigern, wenn irgend ein moralischer Grund sie dazu nöthigte. Als die Königin Barbara die Inseln, welche ihr Gemal, Sigismund von Ungarn, 1413 den Ragusäern überlassen, ihrem Günstling Ladislaus Sachez oder Jaxa, nach Luccari Arosel, einem Narentaner, verschaffen wollte, bewilligte ihr der ragusäische Senat ohne Widerrede die Abtretung derselben. Die Türken erhöhten das Schutzgeld von fünfhundert Dukaten willkürlich nach und nach auf zehntausend Zechinen und die Ragusäer zahlten es ohne Weigerung. Sie suchten selbst die ungerechtesten Forderungen zu befriedigen und zahlten Summen, die sie schon bezahlt, doppelt, blos um Ungelegenheiten zu vermeiden. So 1429 dem Radoslav Pavlovich die Kaufsumme von Canale, deren Empfang er abläugnete, so 1493 dem Renegat Achmet, dem Sohn des Stephan Cosaccia, die einmalhunderttausend Dukaten, über welche er bereits quittirt und welche er noch ein Mal verlangte, indem er die Ragusäer bei seinem Schwiegervater Bajazet beschuldigte, ihn seiner väterlichen Erbschaft beraubt zu haben.

Dagegen waren die Ragusäer unerschütterlich, wo es galt, die Ehre und den Ruf Ragusa's zu schützen, und zogen lieber alle Gefahren und alles Unglück eines Krieges, als einen derartigen Vorwurf auf sich. Weder die Verwüstungen ihres Gebietes durch den König Bogoslav und die siebenjährige Belagerung ihrer Stadt durch den König Bodin, noch die vielen Plackereien des Herzog Dessan und die Drohungen und Versprechungen des Sultan Murat II. konnten Ragusa je bewegen, die einmal bewilligte Gastfreundschaft zu brechen. Erstaunt über diese seltene Festigkeit sagte der Sultan: Ein Volk, dem das Wort so heilig ist, wird nie untergehen.

Nicht erobernd, aber erwerbend. Zu den Besonderheiten Ragusa's gehört die, daß es keine Spanne Landes durch Waffengewalt oder Betrug erlangte, sondern sein ganzes Gebiet durch Schenkung oder Kauf erwarb. Es dauerte über hundert Jahr, ehe die Republik selbst die nahe Insel Lacroma erwarb und bis 1050 beschränkte sich das ganze Gebiet auf den 1½ Miglien langen Küstenstrich von S. Giacomo bis Debele medje. Erst 1050 schenkte König Stephan von Dalmatien und Croatien, nach Engel der Vater Kresimir's, Stephan Boislav von Serbien, den Ragusäern die Astarea oder das Land von Ragusa vecchia bis Valdinoce. Zivana (Siva), die Witwe des Königs Bogoslav und ihr Sohn Sylvester schenkten ihnen 1080 die drei Hirsch-

inseln, König Bodin um 1100 Gionchette. 1160 gewannen sie durch Uebereinkommen die Tscharnovizza, einen Theil des Thales von Canale, welches sie 1419 und 1427 durch Kauf vollends an sich brachten. König Stephan Krapavi (Krapal) von Rascia, nach Engel dessen Nachfolger Radeslav, verkaufte oder schenkte den Ragusäern 1224 Lagosta.

Der serbische Czar Stephan trat ihnen am 22. Jannar 1333 die Halbinsel Rat (Punta), der Czar Stephan Urosch am 10. April 1357 die Insel Meleda ab, welche nach Anderen schon 1141 durch Schenkung des Königs Descha oder Teša an Ragusa kam.

König Ostoja von Bosnien verkaufte ihnen am 15. Jannar 1399 die Primorje von Valdinoce bis Stagno. So erweiterte sich das Gebiet der Republik allmälig auf einen Umfang von 22, nach Cromer 30 Quadratmeilen, und würde ohne die Weisheit des Senats und die Intriguen Venedig's das ganze halbe Küstendalmatien umfaßt haben. Denn laut einer Urkunde vom 18. Dezember 1451 schenkte König Stephan Tomasevich den Ragusäern auch die Sutorina, Morinja, Novi, Risom und den ganzen Landstrich bis zur Grenze von Cattaro. König Siegmund überließ ihnen 1413 die Inseln Curzola, Lesina und Brazza, und die Königin Elisabeth bot ihnen 1440 die Abtretung der Krajna und Almissa's an.

Nicht kriegerisch, aber widerstehend. Die Ragusäer, welche ganz und gar mit Handel und Literatur beschäftigt waren, mußten natürlich den Krieg hassen und sie haben ihn in der That stets zu vermeiden gesucht. Nur wenn sie alle Mittel, die ihnen ihre politische Gewandtheit eingab, vergeblich angewandt hatten, um den Frieden zu erhalten, entschlossen sie sich zu den Waffen, und auch dann zogen sie es häufig vor, lieber ein anderes Volk, welches im Stande war, sie zu beschützen, auf ihre Kosten auszurüsten, als selbst in den Krieg zu ziehen. Gleichwohl waren sie tapfer und was höchst merkwürdig ist, fast überall, wo sie auf dem Schlachtfeld erschienen, siegreich. Ihr erster Krieg zu Lande gegen die benachbarten Slaven von Zachulmien und Trebunien endete 831 ebenso glücklich, als 782 ihre erste Seeschlacht gegen die Seeräuber. Die fünfzehnmonatliche Belagerung der Saracenen blieb 866 ebenso resultatlos für den Feind, wie 1089 die siebenjährige des Königs Bodin. Der Bulgarenkönig Samuel wurde 976 ebenso muthig zurückgeschlagen, wie zu wiederholten Malen die Venetianer. Boric, der Ban von Bosnien, verlor 1160 bei Trebinje die Schlacht und

viertausend Mann an den tapfern Mihalj Bobalić, den Heerführer der Ragusäer und ihren Verbündeten, und der serbische König Nemanja, der erbittertste Feind Ragusa's in jener Zeit, sah sich 1184 trotz zweier Flotten und eines Heeres von dreißigtausend Mann Fußvolk und zwanzigtausend Mann Reitern genöthigt, seine Absichten auf Ragusa aufzugeben. Auch im Dienste fremder Staaten zeichneten sich viele Ragusäer im Kriegsfach aus. Bei der Vertheidigung von Skutari thaten sich Ragusäer so hervor, daß die Pforte ihretwillen das Schutzgeld um zweitausend Zechinen erhöhte. Djoro Djorbjić wurde oberster Befehlshaber der ungarischen Armee. Ivan Horan machte seinen Namen bei der Vertheidigung Belgrads gegen Murat II. unsterblich, Frano Bona Lukarić stand in solchem Ansehen bei Prinz Eugen, daß dieser ihn nie von sich ließ und bei allen seinen Kriegsplänen um Rath fragte, und Frano Gundulić erwarb sich in den Kriegen von Lothringen, Flandern und Holland den Feldmarschallstab, wie in neuester Zeit Bernardo Caboga.

Das illyrische Athen. Keine Stadt hat im Verhältniß zu ihren Kräften und Umständen soviel zur allgemeinen Civilisation der Menschheit beigetragen, als Ragusa. Es würde selbst zu lang sein, blos die Namen aller Ragusäer zu nennen, welche den Wissenschaften und der Literatur lebten und sie mit ihren Werken bereicherten. Denn es gibt fast keine, einigermaßen wohlhabende Familie, welche nicht wenigstens einen bedeutenden Mann zu den Ihrigen zählte. In den Fasti Litterario-Ragusini des P. Sebastiano Dolci (Venedig 1767) finden wir allein von den Gozze fünfzehn, von den Bona zwölf aufgezeichnet, und der Geschichtschreiber Lucari nennt unter andern ausgezeichneten Männern des zehnten Jahrhunderts bereits die Dichter Pietro Monaco und Vitale Gozze. Aber ihre Werke sind verloren gegangen und erst im zwölften Jahrhundert fängt die eigentliche literarische Geschichte Ragusa's an. Meletius beginnt um 1150 die Reihe jener lateinischen Dichter, welche durch ihre Werke die schönste Zeit des Latinismus im alten Rom zurückrufen, ebenso wie, nach Tommaseo's Urtheil, die italienischen Dichter Ragusa's durch ihre Sprache an die höchste Blüthe der italienischen Literatur in Italien erinnern. Die illyrische Literatur reicht nicht über das fünfzehnte Jahrhundert hinaus. Doch beweisen die Gedichte des ersten uns bekannten Dichters Gjore Deržić, welcher um 1480 als Mönch lebte, daß Sprache und Metrik

schon damals einen so hohen Grad von Ausbildung erreicht hatten, wie er nur das Ergebniß langer literarischer Bestrebungen sein kann. Damit stimmt überein, was uns Chronisten berichten, daß nämlich schon vor 1000 n. Chr. ein Knez der Narentiner die Ragusäer gebeten habe, auch sein Volk so durch Lieder zu verherrlichen, wie sie die Thaten serbischer Helden besungen hätten. Noch Zeitgenossen des Deržić oder ihm bald folgend, sind die lyrischen und dramatischen Dichter Nikola Betranić Čavčić, geboren 1482, unter dem Namen P. Mauro, Mönch im Benediktinerkloster auf S. Andrea; Nikola Demitrić, geboren 1493; Andria Čubranović, geboren in den ersten Jahren des sechszehnten Jahrhunderts, Verfasser der berühmten Dichtung Jedjupka (die Zigeunerin); Maroje Deržić, Mönch und Enkel des zuerstgenannten Gjore, welcher acht Comödien in Prosa schrieb und 1580 starb; Nikola Naljesković (starb 1583), zugleich Mathematiker und italienischer Schriftsteller; Sabo Bobale Mišetić, geboren 1530, auch italienischer Dichter; Dinko Ranjina, geboren 1536, welcher sieben Mal Rektor der Republik war, und viel aus dem Lateinischen und Griechischen übersetzte; Miho Bunić Babutinović (Bona), welcher Jokaste übersetzte und 1590 starb; Dominko Zlatarich, der berühmte Rektor der Universität von Padua; sein Sohn Simon, der Verfasser der Idylle Vila ustarena und der Uebersetzer des fünfzigsten Psalmes und ersten Buches der Metamorphosen; Frano Bobalić Kuko, dessen Gedichte Gjorgji gesammelt hat; Savin Gozze, der Uebersetzer der Ariadne und Dalila aus dem Italienischen; Oracji Mažibradić, welcher um 1620 lebte; Frano Lukarić Burina, geboren 1590, der Uebersetzer des Pastor fido von Guarini, und der Atamanta aus dem Griechischen, und der größte Dichter jener Epoche; Ivo Frane Gundulić (Gondola), der Tasso der Slaven, welcher 1638 starb und dessen Meisterwerk, die Osmanide, bis 1826 als Manuscript von Hand zu Hand ging. Von den meisten dieser Dichter hat der gelehrte Slavist Graf Orsato Pozza Proben in seiner Antologia iz rukopisah Dubrovačkih Pjesnikah (Wien 1844) mitgetheilt. Obgleich der Einfluß der alten Classiker unverkennbar ist, so sind doch die Dichter dieser Jahrhunderte origineller, als die der spätern. Besonders in der nationellen Bühne, welche sie schufen, erreichten sie bald eine Höhe, wie wir sie nur bei den gebildetsten Völkern finden können. Junji Palmotić, geboren 1606, der Verfasser der Christiade, schrieb so viel

Dramen und mit solcher Leichtigkeit, daß er sie oft improvisirte. Wir besitzen jedoch nur noch zehn von ihm und eins, **Didona**, von Jakob Palmotić Dionorić, dem Letzten seines Geschlechtes, welcher 1680 starb und sich durch sein **Dubrovnik ponovlen**, das wiedererstandene Ragusa, einen Ehrenplatz unter den illyrischen Dichtern sicherte. Der wachsende Einfluß der italienischen Literatur hemmte die weitere Entwickelung der slavischen. Man dichtete mit italienischem Geschmack und italienischer Denkweise in illyrischer Sprache. Dennoch sind Georgje Palmotić, Giunio's Bruder, der Verfasser der **Galatea**, die drei Bona's, Ivan, Nikolo und Ivo, Vater, Sohn und Enkel, Pasko Primić Latinić, der 1640 starb und 1617 in Venedig seine **Euridica** herausgab, Blaže Jere Minčetić, der Verfasser der **Zorka** und **Radonja**, Stefan Djorbji Giman, der Verfasser der **Dervišlada** (Derwischiade), welche Andere dem Stefano Gozze zuschrieben, und der Uebersetzer von sieben Bußpsalmen (Padua 1686), Ivo Gučetić (Gozze) der Verfasser des Drama's **Ja** (Ich), welches er zuerst italienisch schrieb, Baro Betera, welcher 1712 starb und **Oronta iz Cipra** (Oronta aus Cypern) und fromme Gefühle über die Bußlieder David's verfaßte, und einige Andere als nicht unbedeutende Dichter zu nennen, und Ignaz Gjorgji, der illyrische Ovid, welcher 1737 starb, übertraf durch Kenntniß der Sprache, Eleganz des Styls, Wohlklang der Verse und Originalität die meisten illyrischen Schriftsteller. Nach ihm sank die illyrische Literatur in Ragusa allmälig auf schwache Uebersetzungen herab. Nur wenige Erscheinungen sind noch bemerkenswerth. Lukrecia Bogašinić-Budmani besang den Tobias und schrieb ein Drama: **Žertva Avramova** (das Opfer Abrahams). Anna Boščovich, die älteste Schwester des berühmten Ruggiero, verfaßte ein Hirtengespräch auf die Geburt Christi (**Razgovor Pastirski vrhu Poradènja Isukèrslova**, Venedig 1750) und schrieb selbst, als sie über hundert Jahre alt geworden, noch Lieder. Ivan Sèrković (Sorgo) und Maroje Tudijević (Tudisi) bildeten mit Glück die Comödien Molière's und Goldoni's im ragusäischen Volksdialekt nach. Der Jesuit Bèrnja Žuzerić (Zuzzeri) und der Dominikaner Arkandio Kalić schrieben treffliche Predigten. Pèrko Sèrković ergänzte mit Meisterhand die verloren gegangenen beiden Gesänge der **Osmanide**. Gjuro Higgia, übersetzte die Oden des Horaz und die Aeneide Virgil's, Jozip und Jakob Betondić die Heroide Ovid's. Stèpo Roza verfaßte ein Gedicht über

Peter den Großen und übersetzte das neue Testament, Gjuro Ferić ist bekannter durch seine lateinischen, als durch seine illyrischen Gedichte, Joačim Stulić bearbeitete ein Wörterbuch der illyrischen Sprache, welches das beste ist, was wir besitzen, und Pierko Bona Lukarić hinterließ uns mehr als dreißig Dramen. Aber bei dem Wiederaufleben der südslavischen Sprache wurde auch Ragusa von Neuem ein Mittelpunkt für literarische Bestrebungen. Der P. Sebastiano Frankovich gab die Uebersetzung des Higja, Antonio Rocci die der beiden Betondić (Vater und Sohn) heraus, Matteo Greppanovich schrieb ein Quaresimale, Niccolò Arbanas, der gelehrte Verfasser einer italienischen Geschichte der Kirche Ragusa's, viele Gedichte, und die beiden Kaznačich (Vater und Sohn), Graf Orsato Pozza, Matteo Ban, der eifrige Förderer der Idee einer panslavistischen Schriftsprache, die beiden Geistlichen D. Antonio Casale und D. Matteo Vadopich, Giorgio Nikolajevich und Antonio Rocci, sind ebenso thätige, wie begabte Söhne der ruhmreichen Slavjanska Atena.

Das dalmatische Venedig. Die venetianischen Conti, welche über hundertfünfzig Jahre lang an der Spitze der Regierung standen, trugen allerdings viel zu der frühen Kultur Ragusa's bei, führten aber auch venetianische Art der Verwaltung, venetianische Gesetze, Sitten und Kleidung ein, so daß schon Giovanni di Ravenna, der Chronist des Hartvoje u. a. Schriftsteller Ragusa „Venezia minore" (das kleinere Venedig) nannten.

Stadt der Diplomatie 2c. Im diplomatischen Fach hat Ragusa die meisten großen Männer aufzuweisen, und ihre Tüchtigkeit bezeugt am besten das fast zwölfhundertjährige Bestehen der Republik, welche fortwährend mit den Gefahren des Unterganges zu ringen hatte. Und zwar nicht blos ein stilles, dunkles Vegetiren, sondern ein glänzendes, lebendiges Dasein, leuchtend durch die höchste Gesittung, und reich an politischem Einfluß, besonders unter den Südslaven. Denn Ragusa genoß einer solchen Achtung, daß die benachbarten Slaven häufig die Urtheilssprüche der Ragusäer einholten, um Vergleiche zu schließen, daß ihre Fürsten Ragusäer an ihre Höfe beriefen, um ihnen entweder die Leitung der Politik oder die Erziehung ihrer Söhne anzuvertrauen, oder neue Gesetze von ihnen entwerfen zu lassen, und daß selbst die Herrscher nichtslavischer Staaten gern Ragusäer in ihren Diensten sahen. So bediente sich König Franz I.

von Frankreich eines Ovčarević (Gozze) aus Ragusa zu allen seinen diplomatischen Unterhandlungen mit der Pforte. Blažen Kotrulj war Permierminister des Königs Ferdinand von Neapel. Matko, Perko und Franko Lukarić wurden zur Belohnung ihrer dem ungarischen Hofe geleisteten Dienste in die Banwürde von Slavonien, Croatien, Dalmatien und Banat erhoben. Petar aus Ragusa war 1581 Fürst der Moldau und Jakob Vicekönig in Indien. Bandur war Toskana's Botschafter in Paris und Niko aus Ragusa, Djono Grabić, Dèrkolica und Renjić waren Nuntien der Päpste, in deren Diensten sich auch im siebzehnten Jahrhundert Petar Benesa als Staatssekretär und in neuerer Zeit Bl. Stoić auszeichneten.

Stadt der Mathematik. Die mathematischen Wissenschaften wurden in Ragusa besonders geliebt. Schon im fünfzehnten Jahrhundert gab es dort, wie wir aus einem Briefe des Bischofs und Dichters Janus Pannonius an Gazoli, einem Mathematiker aus Ragusa, ersehen, eine Manufaktur mathematischer und astronomischer Instrumente, und ein katoptrischer Tubus, mit welchem man auf eine Entfernung von 25 bis 30 Miglien die auf dem Meere befindlichen Schiffe so genau sehen konnte, als wären sie im Hafen, soll schon lange vor Newton's Zeit in Ragusa angewendet worden sein. Die Sage schrieb ihn dem Archimedes zu, wie der in Warschau lebende gelehrte Italiener Tito Livio Burattini in einem Briefe an den französischen Astronom Bouilland schreibt. Gazoli, Marino Ghetalde und Ruggiero Bašcovich galten für die ersten Mathematiker ihrer Zeit.

Auch die andern Wissenschaften fanden in Ragusa zahlreiche und ausgezeichnete Beförderer. Benedetto Cotrugli war der erste Schriftsteller des Mittelalters, welcher (1457) ein Werk über den Handel schieb. (Della Mercatura e del Mercante perfetto. Venezia 1573.) Giovanne Stoico, welcher 1450 als Bischof von Argos in Morea starb, galt als der berühmteste Theologe seiner Zeit und einziger Nebenbuhler des Cardinals Nicolo di Cusa. Matteo Francovich, Flaccus Illyricus genannt, wurde hundert Jahr später einer der bedeutendsten Anhänger der Reformation. Giorgio Baglivi, geboren 1668, hatte einen solchen Ruf als Arzt, daß er, obwohl in Rom angesiedelt, selbst aus Arabien und der Türkei Fragen und Dankbriefe erhielt. Georgius Ragusäus, welcher 1622 als Professor in Padua starb, galt als einer der ersten Philosophen seiner Zeit, und Anselmo

Banduri (geboren 1671, gestorben 1742), der Bibliothekar des Regenten von Frankreich, war einer der bedeutendsten Numismatiker und Mitglied der Akademie der Inschriften.

Das Epigramm fand in der Geistesanlage der Ragusäer den günstigsten Boden. Fast alle lateinischen Dichter Ragusa's haben sich in Epigrammen versucht, doch nur Elio Cerva (geboren 1460, gestorben 1520), Piero Palicuccia zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts und besonders Raimondo Cunich (gestorben 1794) und Giunio Resti (geboren 1755), Berühmtheit als epigrammische Dichter erlangt. Vom Letzteren sagt Tommaseo in seinen Studii critici, er habe selbst die altrömischen Satyriker erreicht, wenn nicht übertroffen. Auch jetzt wird noch das Epigramm vom Conte Luca Sorgo mit großer Kunst behandelt.

Hier erstand sie wieder. Ueber das Wie der Entstehung Ragusa's herrschen ebensoviel verschiedene Meinungen, als über das Wann. Einige machen Ragusa zu einer Colonie der gleichnamigen Stadt in Sicilien, Andere zu einer Schöpfung des Slavenfürsten Paulimir, die Meisten zu Neu-Epidaurus. Nur behaupten wiederum die Einen, daß es schon zur Zeit der verschiedenen Plünderungen von Epidaurus durch flüchtige Bewohner dieser Stadt gegründet worden, Andere, daß dies erst nach der gänzlichen Zerstörung von Epidaurus (nach Coleti 639, nach Appendini 656 nach Christo) geschehen sei, und noch Andere nehmen an, daß die dem Untergang entronnenen Epidauritaner sich anfänglich in die festen Schlösser des Thales von Breno geflüchtet und erst achtzehn Jahr nachher sich auf Lavve niedergelassen haben. Am wahrscheinlichsten ist es, daß Ragusa unmittelbar nach dem Falle von Epidaurus erbaut worden ist, und daß bei der Uebersiedlung des Bischofs in die neue Stadt auch die Epidauritaner, welche sich mit ihm schon bei der Annäherung der Feinde in die festen Schlösser gerettet, ihm dorthin gefolgt sind. Möglich jedoch, daß einzelne Familien schon bei den früheren Raubzügen der Barbaren auf der unwirthbaren Klippe Sicherheit gesucht und gefunden haben.

Lausa. Labusaedum bei Gregorius Magnus, Rausium bei Porphyrogenitus, Ragusium bei Tommaso Arcidiacono, Labusa, Labusaedum in den päpstlichen Breven nach 1000, Lavusa bei Tuberone, Rhacusa bei Amaltheus, Serbonati, Tati u. A., Rhagusium, Rachusa und Rhagusa bei Francescus Filelphus in seinen berühmten

Briefen und in den ältesten Urkunden des Archivs, ist durch Verstümmlung aus dem altgriechischen Worte λαῦ λαυς Abgrund, Klippe, entstanden. Noch jetzt wird der an der Meerseite gelegene Fels vom Volk Lavve, Lavvi genannt.

Freistätte für Könige. Ein serbischer König nannte Ragusa eine Zufluchtsstätte unglücklicher Fürsten. Und in der That, wenn in den benachbarten Ländern irgend ein Fürst oder seine Familie eines Aufstands wegen, oder aus Furcht vor Verrätherei oder vor einem siegreichen Feinde fliehen mußte, war stets Ragusa das Ziel der Flucht. Dort fand Alles Schutz und Aufnahme. So um 1050 die Witwe des Königs Bogoslav, der einst Ragusa's Gebiet verwüstet hatte, um die Auslieferung der Witwe seines Onkels Stephan zu erzwingen, mit ihrem Sohn Sylvester; 1092 die Söhne Branislav's vor ihrem Onkel Bodin; 1171 Radoslav und seine Brüder vor den hinterlistigen Plänen Dessan's. 1190 bat Nemania, der Ahnherr des Geschlechts Nemanić, Ragusa, welches er zwanzig Jahr lang bekriegt, um Aufnahme, im Fall die Umstände es nöthig machten, und sie wurde ihm zugesagt. Elizabet, die Witwe des bosnischen Ban Stiepan III. Lini, floh bei den in Bosnien um 1330 ausgebrochenen Unruhen mit ihrem ältesten Sohn Stiepan nach Ragusa, welches es durch seine eifrigen Bemühungen dahin brachte, daß Stiepan als Ban anerkannt wurde. König Siegmund von Ungarn fand 1396 bei seiner Flucht die gastfreieste Aufnahme und die Mittel, in seine Staaten zurückzukehren. Djuradj Branković, der letzte Despot von Serbien, brachte 1440 seine Familie und Schätze nach Ragusa in Sicherheit, und dieses verweigerte seine Auslieferung, obwohl Murat II. dem Senat die Schätze des Georg, Befreiung für immer von allem Schutzgeld und Vermehrung des Landgebiets versprach und im Verneinungsfalle mit der Zerstörung der Stadt drohte. Skanderbeg wurde in den Jahren 1453, 1454 und 1455 drei Mal aufgenommen und von Ragusa aus weiterbefördert, obgleich die Pforte für jeden Besuch desselben das Schutzgeld Ragusa's erhöhte, so daß es von eintausendfünfhundert auf fünftausend Dukaten jährlich stieg. Nach dem Falle Constantinopels und bei dem weitern Vordringen der Türken wurde Ragusa trotz den vielen Ungelegenheiten, welche die Aufnahme der Flüchtlinge nach sich zog, ein wahrer Rendezvousort für Prinzen und Prinzessinen. Helena, die Witwe des Serbenfürsten Lazar, Katharina, die Witwe des bosnischen Königs

Stiepan Tomaš Ostojić, und Katharina, die Tante des letzten Königs von Bosnien und Gemalin Radivoj's, mit ihren Familien und vielen bosnischen Großen, die Familien des Herceg und seiner Söhne, und viele Glieder der griechischen Herrscherfamilien Lascaris, Comneni, Paläologi und Kantakuzeni wurden in den Jahren von 1453 bis 1464 in Ragusa aufgenommen, bewirthet, beschenkt und weiter befördert.

Handelsstadt, welche ohne Hafen ꝛc. Der schmale Küstenstrich wies die Ragusäer auf das Meer, welches sie von allen Seiten umgab, und schon Ende des 8. Jahrhunderts hatten sie Schiffe genug, um das adriatische Meer von den Seeräubern zu reinigen. Ragusäische Schiffe nahmen an den Kreuzzügen Theil, und halfen unter der Führung des berühmten Matteo Giorgi den Genuesern die Venetianer besiegen. Während der großen Seekriege der spanischen Könige von 1584 bis 1654 waren gegen 300 ragusäische Schiffe in den spanischen Flotten, und allein die Ragusäer Petar Ohmućević, Stiepan Tasović und Niko Mašibradić zeichneten sich als Geschwaderführer, Jero Mašibradić als Großadmiral in spanischen Diensten, Pasko Restić als Großadmiral im Dienste Ungarns aus, und bei dem Fall der Republik zählte die ragusäische Marine, welche 1450 über 300 Schiffe stark gewesen war, noch 270 Hochseeschiffe und 80 Küstenfahrer. Zur Expedition Karls V. nach Tunis wurden nicht weniger als 100 Schiffe in Gravosa gebaut, die sämmtlich verloren gingen. Ragusäer Schiffe kämpften 1496 für die spanische Krone in Indien, wirkten 1581 bei der Eroberung Portugals mit, und gingen mit der unüberwindlichen Flotte unter. Ragusäer Matrosen nahmen Theil an der Entdeckung Amerikas durch Columbus.

Gleichwohl kann der Hafen von Ragusa, il Casson, eine kleine Bucht im Osten der Stadt, kaum acht Trabaccoli fassen, und ist noch dazu dem Scirocco ausgesetzt, dem der Eingang zwischen den beiden Molo's zugewendet ist. Um den Hafen zu vergrößern und mehr Schiffen Gelegenheit zum Ausladen zu geben, ward 1485 der Molo erbaut.

Was sie gegründet hatten, befestigte ein Slavenfürst. Der Sage und Erzählung des Presbyter Diocleas nach wurde Radoslav, ein serbischer König, von seinem eignen Sohn Tschalaus oder Gothislaus, wie Tuberone ihn nennt, vom Thron gestoßen und verfolgt. Er floh an's Meer, stürzte sich, um nicht seinen Verfolgern in die Hände zu fallen, hinein, und schwamm bis zu einer Klippe,

die noch jetzt scoglio di Radoslavo heißt. Ein Fahrzeug, das vorüberfuhr, nahm ihn auf und mit nach Italien. Hier erwarb er sich durch seine Kriegsgewandtheit bald eine hohe Stellung im römischen Heere, verheiratete sich wieder, da er Witwer war, und bekam einen Sohn Petroslav, welcher sich jung vermälte und Vater von drei Söhnen wurde, von denen aber zwei zugleich mit ihm an der Pest starben. Der einzig Uebriggebliebene, Paulimir oder Belo, wurde nach dem Tode seines kinderlosen Onkels von den Großen Bosniens auf den Thron gerufen. Er landete mit einem großen Gefolge von Slaven und Römern in dem Hafen von Gravosa, und ward von den Ragusäern begrüßt und aufgenommen. Als Dank erbaute er das Castell, umgab den jetzt Pustjerna genannten Theil der Stadt mit Mauern, und errichtete in der Mitte dieser Einschließung eine Kirche zu Ehren der Heiligen seiner Familie, S. Sergio und Bacco, welche seitdem die Schutzheiligen der Stadt wurden. Die vielen aus Rom mitgebrachten Reliquien dieser und anderer Heiligen, wie von S. Nereus, Achilleus, Pancratius, Santa Petronilla und Domitilla ließ er in der Kirche, deren Aufsicht er einigen seiner Begleiter aus der Familie de Croce übertrug, und mehrere edle Römer aus seinem Gefolge blieben mit seiner Bewilligung in der Stadt zurück, wo sie Sprach- und Stammgenossen gefunden hatten. So kam es, daß Paulimir häufig der Gründer von Ragusa genannt wird. Daß aber seine Ankunft nicht erst im neunten oder zehnten Jahrhundert, sondern schon zu Ende des siebenten stattgefunden hat, beweist Appendini ausführlich im zehnten Kapitel seines zweiten Buches.

Sie zog bald an. Porphyrogenitus führt im neunundzwanzigsten Kapitel einige Salonitaner Familien namentlich auf, welche sich in Ragusa niedergelassen haben. Die fortwährenden Streitigkeiten zwischen den Slavenfürsten, die kirchlichen Verhältnisse und die Verheerungszüge der Seeräuber ließen Viele eine so sichere Zufluchtsstätte suchen, wie Ragusa war.

Aus ihnen nahmen die Ragusäer die Waffen. Die Sage läßt die Ragusäer 782 mit Hilfe des Roland einen glänzenden Sieg über den Seeräuber Spucenta gewinnen, und schreibt der Erinnerung daran die Statue zu, welche einst den Platz zierte, und nach Einigen den Spucenta, nach Anderen, was glaublicher ist, den Roland vorstellen sollte.

Fünfzehn Monate hielt es sie auf. Mit 36 Schiffen lief 865 Saba in's adriatische Meer ein, zerstörte die Städte Budua, Risano und Cattaro, und belagerte Ragusa. Bei der Annäherung der 100 Segel starken griechischen Flotte unter Nicetas hob er aber die Blokade auf und fuhr nach Italien über, wo er bei Bari gänzlich geschlagen wurde.

So selten wie möglich u. s. w. Als die Almissaner fortwährend Ragusäer Schiffe ausplünderten, ließ der Senat vier Galeeren ausrüsten, in Almissa landen, und den Conte von Almissa 1240 zu einem Vertrage zwingen, welcher die Schifffahrt der Ragusäer für immer vor der Seeräuberei der Almissaner schützte.

Während des zweijährigen Krieges, welchen die Ragusäer wegen Salz und anderer Handelsstreitigkeiten 1357 mit den Cattarinern, ihren früheren Verbündeten, führten, sandten sie mehrmals Truppen in das feindliche Gebiet, um es verwüsten, und Galeeren, um die Stadt blokiren zu lassen, bis durch venetianische und serbische Vermittlung der Frieden zu Stande kam.

Die Fürsten wollten ihnen seltsam wohl. Kaiser Otto II. wurde, wie Luccari (pg. 21) erzählt, beinahe von den Griechen gefangen, aber durch einen ragusäer Kaufmann gerettet. Aus Dankbarkeit gelobte er den Ragusäern seinen und seiner Nachkommen kräftigsten Beistand, wo sie dessen bedürften. Kaiser Emanuel verlieh 1170 den Ragusäern das Bürgerrecht in Constantinopel, und ließ viele junge Leute aus Ragusa auf Staatskosten in kaiserlichen Collegien erziehen.

König Sigismund von Ungarn erhob 1396 den damaligen Rettore Marino Resti zum Ritter des goldenen Sporens, schenkte ihm eine goldene Halskette, ein Paar goldene Sporen und einen Säbel, und erklärte, daß die Ritterwürde und sein Geschenk auf alle künftige Rettore übergehen sollte. Starb daher ein Rettore während seiner Amtszeit, so wurden diese Insignien auf die Bahre gelegt. Auch gegestattete er die Prägung von Silbermünzen mit seinem Bildniß, artiluco genannt.

König Wladislaus I. von Polen verlieh 1440 den Rettoren den Titel Arcirettore, welchen sie jedoch laut Senatbeschluß nicht führen durften, wenngleich Mathias Corvinus 1462 den Titel bestätigte. Mathias fügte noch das Recht hinzu, mit rothem Wachs zu siegeln,

und vermehrte 1475 das Wappen der Republik, welches vier gekrümmte Balken enthält, mit einem goldgekrönten Phönix im blauen Felde und dem S. Biagio als Schildhalter.

Die Könige von Frankreich und Spanien verliehen den Ragusäern für immer das Bürgerrecht in ihren Staaten, und England bot noch 1813 den ragusäer Schiffen die Bewilligung der englischen Flagge an.

Die slavischen Fürsten bewiesen ihre Gunst durch vielfache Schenkungen, die Päpste und Sultane durch Privilegien.

Röhrbrunnen war früher viel eleganter als jetzt, und kostete nicht weniger als 3000 Perperi. Wie noch in der Mitte, so standen an jeder der Röhren zwei Säulen, und über diesen wölbte sich eine Marmorkuppel mit Statuen. Säulen und Statuen sind, vielleicht durch das Erdbeben, verloren gegangen. Aber eine Inschrift ist noch zu lesen, die den Namen des Erbauers verewigt, welcher hier unter der Form eines Röhrbrunnens den großen Wasserbehälter für seinen meisterhaften Aquädukt anlegte.

Da nämlich Ragusa während der heftigen Sonnenhitze häufig an Wassermangel litt, so ließ die Republik durch Vermittlung ihrer Agenten in Neapel, Andreuzzo Bulbito und Jacopo Cotrugli, die Königin Giovanna II. von Neapel um die Sendung des damals berühmten neapolitanischen Baumeisters Onofrio von Giordano ersuchen. Er kam 1430 aus Locava, und projektirte eine acht Miglien lange Wasserleitung aus den Quellen von Gionchetto in die Stadt. Auf das dringende Verwenden des Paladino Gondola und Marino Resti wurden vom Senat 8250 Silberdukaten dazu angewiesen, und der Bau 1438 mit großer Kunst und zur gänzlichen Zufriedenheit der Regierung vollendet. Das Wasser ist gut und für die ganze Stadt hinreichend. Ehedem versorgte es einen ähnlichen kleineren, aber noch eleganteren Brunnen, welcher noch zu Giustiniani's Zeit (1553) die Piazza zierte und mit dem großen in einer Richtung lag.

Kirche S. Salvátor, in Folge des Erdbebens vom 4. Mai 1520 errichtet, bei welchem mehrere Straßen einfielen und der M. Bergato schwankte, aber die heilige Jungfrau, wie Viele sahen, mit dem S. Biagio erschien, und den Berg, welcher zu stürzen drohte, durch die aufgehobene Rechte hielt. Deßhalb erbaute man, da gerade Himmelfahrtstag gewesen war, die Kirche S. Salvatore, und ordnete ein jährliches öffentliches Bittgebet an.

Kirche der Franziskaner, nur durch einen schmalen Zugang in's Kloster von S. Salvatore geschieden. Das alte Franziskanerkloster von S. Tomà, welches nach Einigen von S. Francesco selbst, nach Andern erst 1250 gegründet worden, stand in Pille am Jamine, dem heutigen Platze Clanzel, und wurde der Kriegsgefahren wegen mit den übrigen Gebäuden der Vorstadt um 1290 niedergerissen. Savino Ghetaldi schenkte den Mönchen 1291 die Insel Daxa und errichtete das dortige Kloster. Aber ein Senatsbeschluß vom 22. September 1817 genehmigte den Franziskanern den Bau einer neuen Kirche in der Stadt, welche dem Aerar 12.000 Dukaten kostete, und die des Handels wegen in Ragusa wohnenden Holländer halfen ihnen das Kloster bauen. Es wurde zuerst von Conventuali, dann von Conventuali und Osservanti zugleich bewohnt — wie die Sage erzählt wohnten die Einen oben, die Andern unten — und endlich vom Senat den Osservanti überlassen. Anfangs des sechszehnten Jahrhunderts waren so viel Nobili darin, daß auf ihr Anstiften vom Senat bestimmt wurde, nur Patrizier dürften zum Quardian gewählt werden, und da der damalige Provincial diese Bestimmung nicht zulassen wollte, vertrieben ihn die Mönche. Aber die Pest von 1526 raffte nicht weniger als sechsundzwanzig Mönche hinweg, woran noch ein Denkstein im Kreuzgang erinnert, und das Erdbeben von 1667 warf das Kloster mit allen seinen Schätzen an Skulpturen, kostbaren Geräthschaften und Reliquien um. P. Marino Generini stellte die Kirche wieder her, ehe er zum Almosensammeln nach Deutschland ging, und P. Hilario Zarglienkovich befestigte um 1690 den sehr erschütterten Thurm. Die Bibliothek des Klosters ist nicht blos reich an theologischen Werken, sondern auch an Handschriften ragusäer Dichter, und die damit verbundene Büchersammlung des verstorbenen P. Innocenzio Ciulich enthält fast Alles, was über Dalmatien und Ragusa geschrieben und gedruckt worden ist.

Capelle von S. Biagio. Als 971 die Venetianer eine mächtige Flotte sandten, um sich Ragusa's mit Gewalt zu bemächtigen, erschien der heil. Blasius dem Pfarrer Stoico von S. Stefano, und warnte ihn vor der Gefahr, welche der Stadt drohte. Seine Mittheilung rettete Ragusa, und aus Dankbarkeit wurde der Heilige 972 zum Schutzpatron der Republik erwählt, und ihm unfern des Pille-Thores eine Kirche gebaut. Als aber 1348 die Pest so schrecklich wüthete, daß sie binnen sechs Monaten 170 Patrizier, 300 Bürger und

an 7000 Menschen aus der niederen Volksklasse hinwegraffte, daß fast täglich 120 Personen und mehr starben, und daß die tesorieri di S. Maria das Buch der Testamente anlegen mußten, weil sie nicht allen Forderungen nach Abfassung von einzelnen Testamenten genügen konnten, gelobte man dem S. Biagio für das Aufhören der Pest eine neue und schönere Kirche auf dem Platze. Das Gelübde wurde erhört, und binnen sechs Jahren stand die prächtige Kirche, welche durch Größe, Arbeit und Schmuck des Reichthums der Stadt würdig war, und deren Errichtung 40.000 Dukaten kostete. Ein Brand in der Pfingstnacht von 1706 verzehrte diesen kostbaren Bau mit allen seinen Schätzen. Nur die schön gearbeitete Statue des S. Biagio, welche unter mehreren goldenen und silbernen Bildern von Heiligen auf dem Hochaltar stand, war gänzlich unversehrt geblieben und nicht einmal geschwärzt. Zur Erinnerung daran ist eine darauf bezügliche Marmorinschrift an einer Wand der neuen Kirche, welche binnen neun Jahren (1715) auf der Stelle der abgebrannten vollendet wurde und noch steht, angebracht worden.

Beleuchtung ist nicht. Der reiche Kaufmann Matteo Androvich, welcher der Opera pia 200.000 Piaster oder ragusäer Dukaten (damals zu 35¾ Kreuzer, jetzt 31) hinterließ, bestimmte zwar den sechsten Theil von den Zinsen dieser Summe zur Beleuchtung der Stadt, aber es ist nicht ausreichend für das Bedürfniß des unebenen Ragusa.

Der Strabon war einst der Canal. Ob Ragusa anfänglich, wie Appendini behauptet, ganz, oder, wie Tuberone sagt, nur größtentheils vom Meer umflossen gewesen sei, läßt sich schwer entscheiden. Soviel steht fest, daß die Galeere, welche die Körper der drei heiligen Märtyrer: Peter, Lorenz und Andreas 1026 (nach Meletius) oder 1052 (nach einem Mss. in der Bibliothek des Dr. U. Raffaeli) aus Cattaro nach Ragusa brachte, an dem Ort ankerte, wo die diesen Heiligen geweihte Kirche Petrilovrenza stand und jetzt der weiße Palast Sorgo glänzt, und daß die Brücke, welche von der überwölbten Lontscharica (Töpferstraße) dort hinüberführte, wo jetzt die Sponza sich erhebt, erst bei Ausfüllung des Canales zerstört wurde.

Getreu sich selbst, widerstand Ragusa Bodins Verlangen. Nach der Erzählung des Presbyter Diocleas stieß Bodin, der Sohn des Serbenkönigs Michael, seinen Onkel Radoslav vom

Throne, und beschränkte ihn auf Trebunien und einen kleinen Landstrich am Drino, wo nach Radoslav's Tode dessen Söhne Branislav und Gradislav regierten. Um aber ihren Söhnen das Reich zu sichern, trieb Jaquinta, die Gemalin Bodin's, ihn dazu an, Branislav, Gradislav und dessen Sohn Predikna in Skutari bei einem Feste plötzlich ergreifen und unter der Scheinanklage des Hochverraths gefangen setzen zu lassen Nur die Söhne Branislav's und einige andere Verwandte entkamen, ehe sich Bodin ihrer bemächtigen konnte, und flohen nach Ragusa. Bodin verlangte ihre Auslieferung vom Senat, und drohte im Weigerungsfalle mit Vernichtung der Stadt. Aber der Senat blieb fest, und versuchte nur den König mit seinen Verwandten auszusöhnen. Es gelang nicht. Bodin zog 1089 gegen Ragusa, belagerte es aber vergeblich und errichtete, ehe er abzog, das Castell von S. Nicolò, in welchem er eine starke Besatzung zurückließ. Erst nach eilf Jahren gelang es den Ragusäern, dieses Fort durch List und Bestechung zu nehmen. Die Bewohner von Antivari, welche des Handels wegen viel nach Ragusa kamen, aber durch die Besatzung des Castells häufig beim Ausschiffen belästigt wurden, halfen ihnen dabei. Sie verkauften am Ostertage den Leuten der Besatzung eine große Menge Wein zu sehr billigem Preise, und als die Soldaten im besten Zechen waren, griffen die Ragusäer unvermuthet an und drangen in das Castell. Die Commandanten, Vuk Gradich und Mlaskogna, zwei vornehme Slaven, waren schon vorher gewonnen, hatten absichtlich viele ihrer Leute in ihre Heimat beurlaubt, und ließen sich zum Schein gefangen nehmen. Wer von der Besatzung Widerstand leistete, wurde niedergemacht, wer sich ergab, mit dem Schwur, nicht wieder gegen Ragusa zu kämpfen, freigelassen, und die beiden Commandanten wurden dem ihnen gemachten Versprechen gemäß in den Adelstand Ragusa's aufgenommen. Die Familie des Vuk blüht noch heutigen Tages in den Gradi fort.

Das Castell wurde geschleift, wo es stand, eine Kirche zu Ehren des heiligen Nikolaus errichtet, und zur Erinnerung an die glückliche Beendigung des langen Krieges bestimmt, daß jährlich am Ostertage der Rettore mit den Räthen sich nach S. Nicolò begeben und dort vom Pfarrer einen Blumenstrauß bekommen sollte.

Zum Platz geebnet. Der „Platz" war vor dem Erdbeben viel größer, als die heutige Piazza, welche nur den Namen vom

früheren behalten hat. Giustiniani, welcher Ragusa 1553 besuchte, nennt ihn „sehr schön." Ein Brunnen zierte ihn und vor dem Uhrthurm stand das kolossale Marienbild des Orlando mit der Fahne von S. Biagio an der Lanze.

Die Mauern der Stadt wurden abgetragen. Schon bis zu Porphyrogenitus Zeit war die Umfangsmauer Ragusa's vier Mal verändert worden. 782 befestigten die Ragusäer ihre Stadt durch große Bastionen und 972 bauten sie, ängstlich geworden durch den Ueberrumpelungsversuch der Venetianer, einen starken Thurm am Pillethor, welcher bei der Vertheidigung gegen den Bulgarenkönig Samuel wichtige Dienste leistete und 1111, nach der Wegnahme des Castells von Nicolò, umschlossen sie den heutigen Prjeko mit Mauern. Als die Türken Ragusa wiederholt bedrohten, wurde zuerst 1459 die Nordseite der Stadt durch neue Mauern und Gräben verstärkt, dann das Revellino errichtet, 1538 der Mincetto erbaut und das Plonethor befestigt und 1570 das Fort S. Margarita angelegt. Zu diesem Bau hatte der Senat eigens den als Architekten berühmten General Saporoso Matteucci, einen Edelmann aus Fermo, vom Papst Pius V. erbeten, und ihm außer andern Geschenken eilftausend Zechinen Gehalt für seine dreijährigen Dienste gezahlt. Auch 1464 war Sigismondo Malatesta als General und Befestiger Ragusa's berufen worden.

Das große Erdbeben von 1667 vermochte nicht, den Befestigungsgürtel niederzuwerfen. Nur hier und da bedurften schadhafte Stellen der Ausbesserung und die Mauern waren wieder in dem Zustande, wie wir sie noch jetzt bewundern.

Mit diesem zugleich wuchs die Bevölkerung. Zur Zeit des Philippus de Diversis, welcher 1436 Ragusa in vier Bänden lateinisch beschrieb, zählte die Stadt mit den Vorstädten nicht weniger als vierzigtausend Einwohner. Razzi berechnete 1578 die Bevölkerung der Stadt auf dreißigtausend Seelen und ebenso hoch die des Gebiets. Aber die Pest, welche schon 1526 binnen sechs Monaten zwanzigtausend Menschen hinweggerafft hatte, lichtete diese Einwohnerzahl, die unglücklichen See-Expeditionen forderten so zahlreiche Opfer, daß am Weihnachtstage nach dem Zuge Karl's V. gegen Tunis allein auf der Insel di Mezzo dreihundert Wittwen in der Kirche waren und das Erdbeben von 1667 kostete mehr als fünftausend Menschen das Leben, so daß der Erzbischof von Ragusa, Raimondo Gallani, in seinem

Bericht vom 20. Oktober 1724 an die Congregatio de propaganda fide nur zweitausend Einwohner angibt, welche allmälig wieder zu der jetzigen Stärke der Bevölkerung erwuchsen.

Dubrovnik von dubrova, Wald, weil der Abhang des M. Sergio bewaldet war, wie ein Plan der Stadt von 1200 beweist. Aehnlich wird der nach dem Berge zu gelegene höhere Theil der Stadt, welcher einst ganz mit Gestrüpp bedeckt war, noch jetzt Pelina (von pelin, Wermuth, Salvei) genannt.

Aristokratische Regierung. Diese Aristokratie, in deren Reihen bald auch die Slaven so Wurzel faßten, daß sie slavisirt wurde, regierte, obgleich sie gegen das Volk mit dem äußern Stolze auftrat, der ihr überall inwohnt, dennoch so weise, so besorgt und so väterlich, daß sie in der Geschichte des Adels als ein Muster dasteht. Wenige Fälle ausgenommen, war der Staatsdienst ohne alle Besoldung und das Volk zahlte trotz seines Wohlstandes nichts für die Regierung als das See- und Handelsrecht, welches die Kosten zur Aufrechthaltung des freien Handels und der freien Schifffahrt bestritt.

Das Lateinische wurde geschrieben. Das Lateinische, Anfangs Volkssprache, war zwar noch 1450 als solche hie und da in Gebrauch, aber durch das Umsichgreifen der slavischen Sprache so verdorben, daß es seit 1400 kaum noch den Namen der Latina Ragusaea verdiente. Um das gänzliche Aussterben zu verhindern, wurde es 1472 wieder zur Geschäftssprache erhoben und die Anwendung der slavischen Sprache in den Rechtsversammlungen gesetzlich verboten. Man rief Sekretäre und Kanzlisten, welche des Lateinischen genau kundig sein mußten, aus dem Ausland herbei und ließ ausgezeichnete Latinisten aus Italien kommen, um das Lateinische öffentlich lehren zu lassen. Filippo de Diversis aus Lucca war der erste fremde Lehrer, welcher 1434 nach Ragusa berufen wurde. Trotz seiner Mittelmäßigkeit erhielt er den Titel: Artium Doctor eximius. Seine Nachfolger übertrafen ihn. Sie standen in größter Achtung, erhielten von der Regierung das für jene Zeit hohe Gehalt von zweihundertdreißig Scudi und gewannen noch durch die Vorlesungsgelder mehr als dreihundert Scudi jährlich, ungerechnet die Geschenke für die Leichenreden. Camillo Camilli starb 1615 als der achte und letzte dieser Lehrer, welche die lateinische Sprache in Ragusa wieder einführten. Die lateinische Gesetzgebung, die Sitte, alle Urtheile in Civilprozessen lateinisch abzufassen,

und besonders die Gewohnheit, daß bei Begräbnissen von Patriziern in den Kirchen von Verwandten und Freunden lateinische Reden gehalten wurden, förderte das Studium der lateinischen Sprache außerordentlich. Aber am höchsten stieg die Pflege und die Kenntniß des Lateinischen, seitdem die Jesuiten die Erziehung in Ragusa leiteten, und noch jetzt wird dort das Latein allgemein geliebt, gelernt und geschätzt, und mit großer Eleganz geschrieben.

Das Serbische gesprochen. Wenngleich die Edelleute und meisten Kaufleute das Italienische verstanden, so blieb es doch immer nur lingua franca und weder das niedere Volk, noch die Frauen konnten es sprechen. Ja, Letzteren war es sogar verboten, es zu lernen. Nemmeno gli è permesso di saperla, schrieb Gregorio Leto in seiner Italia Regnante, wo er von Ragusa spricht. Es ist daher natürlich, daß die serbische Sprache als Sprache des Hauses, der Kindheit und der Liebe, das Uebergewicht behielt. Nur bildete sich durch den vielfachen Gebrauch des Italienischen im commerciellen, socialen und literarischen Verkehr mit Fremden allmälig eine Zwittersprache aus, der regusäische Dialekt, welcher aus Serbisch und Italienisch zusammengesetzt, ebenso verdorben ist, wie sich die slavische Schriftsprache in Ragusa rein erhalten hat.

Der Ban von Bosnien zog drohend nach. Als das Schisma die Südslaven mehr und mehr trennte, ließen sich viele reiche und edle katholische Familien aus den Nachbarländern in Ragusa nieder, welches sie mit offenen Armen aufnahm. Der Ban von Bosnien, Borić, beschwerte sich darüber und verlangte ihre Ausweisung. Der Senat verweigerte sie und Borić, aufgestachelt durch den Bischof Milovan von Creševo, welcher wider seinen Willen vom Papst Hadrian IV. dem Erzbischof von Ragusa untergeordnet worden war, zog 1159 mit zehntausend Mann in's ragusäer Gebiet, verheerte die Umgegend der Stadt und beabsichtigte das nächste Jahr mit noch stärkerer Macht Ragusa selbst anzugreifen. Aber die Ragusäer kamen ihm zuvor. Sie rüsteten achttausend Mann Truppen aus, wandten sich an ihre Bundesstädte Cattaro, Perasto und Dulcigno um Hilfe, und stellten die gesammte Macht unter den Befehl des Mihalj Bobatić, welcher 1160 den Ban bei Trebinje schlägt und ihn nöthigt, um Frieden zu bitten.

Griechenhaß. Das 173. Capitel des grünen Gesetzbuches

enthält zwar nach Neigebaur ein Gesetz, welches Jedem ohne Unterschied des Glaubens die Niederlassung im ganzen Gebiete von Ragusa gestattete, auch fanden zahlreiche schismatische Familien, welche Asyl suchten, die gastfreieste Aufnahme, aber die einzige öffentlich ausgeübte Religion im Staate war und blieb doch stets die römisch-katholische und jeder andere Cultus war verboten. Daher war kaum die Punta erworben worden, so entließ man die griechischen Kalogeri mit einer kleinen jährlichen Pension aus ihrem Kloster in Stagno und sandte Franziskaner hin, welche die ganze Gegend in kurzer Zeit zum römischen Glauben bekehrten. Dasselbe that man in Canale und in allen Städten Bosniens, Bulgariens und Serbiens; wo die Ragusäer Handelscolonien besaßen, suchten sie durch ihre katholischen Priester die Schismatiker zu bekehren. Auch in Ragusa selbst erzog man Jahrhunderte lang Kinder schismatischer Familien auf Staatskosten, blos um sie im römischen Glauben unterrichten zu lassen, und der Haß gegen die orientalische Kirche ging so weit, daß man selbst nach dem Erdbeben von 1667 das Anerbieten von sechshundert serbischen griechisch-gläubigen Familien, sich in Ragusa und dessen Gebiet niederlassen und jährlich zweitausendfünfhundert Dukaten zahlen zu wollen, ablehnte. Der Senat erklärte wiederholt die Nichtduldung der Griechen, und der Clerus bestärkte ihn darin. Noch 1743 erließ Papst Benedikt XIV. ein eigenes Schreiben an den Senat und den damaligen Erzbischof Angelo Franchi, worin er ihnen empfahl, keine Orientalisch-Gläubigen auf ihrem Gebiete ansiedeln zu lassen, keine griechischen Geistlichen oder deren Funktionen zu dulden, und wenn einigen Griechen des Handels wegen ein zeitlicher Aufenthalt in Ragusa oder dessen Gebiet gestattet werden müßte, ihnen und ihren Kindern durch einen besonders dazu angestellten Geistlichen katholischen Religionsunterricht ertheilen zu lassen. Deshalb mußten die griechischen Familien, welche im Ragusäischen lebten, oft einen Weg von zwei bis sechs Stunden machen, um dem Gottesdienst beiwohnen zu können; wurde ein Kind geboren, mußte es bis an die Grenze getragen oder ein Kaloger aus Trebinje geholt werden, um es zu taufen; starb ein Grieche, mußte seine Leiche bis nach Trebinje geschafft und dort begraben werden, und nie durfte ein Grieche in der Stadt selbst wohnen, sondern er mußte in den Vorstädten wohnen, und konnte nur einen Laden in der Stadt halten. Im Jahre 1774 willigte zwar bei dem Vergleiche

mit Rußland, welchen Francesco Ragnina mit dem Admiral Orlow zu Pisa abschloß, der Senat in den Bau einer griechischen Capelle innerhalb der Stadt ein, aber er wußte die Vollziehung dieses Artikels geschickt abzuwenden und wies selbst die beiden Popen, welche 1789 der russische Consul Djika mit sich brachte, aus der Stadt. Denn der heil. Franziskus von Assisi hatte, wie man sagt, prophezeit, daß Ragusa nur so lange unabhängig und blühend bleiben werde, als es seine Thore den Orientalisch-Gläubigen verschließen würde. Erst als die Oesterreicher Ragusa in Besitz nahmen, erhielten 1813 die Griechen nicht nur vollkommene Gleichstellung mit den Katholiken, sondern auch das Bürgerrecht in Ragusa.

Kathedrale. Als Richard Löwenherz von England 1092 aus dem Orient zurückkehrte und auf dem adriatischen Meere von einem furchtbaren Sturm überfallen wurde, gelobte er, der heil. Jungfrau da, wo er das Land betreten würde, eine Kirche zu errichten. Er landete glücklich an Lacroma und wies den Mönchen dieser Insel 100,000 Dukaten an, um sein Gelübde zu erfüllen. Aber der Senat, welcher ihn einholte und königlich aufnahm, bat ihn, die Kirche in der Stadt zu bauen und verpflichtete sich, nicht nur die päpstliche Erlaubniß dazu nachsuchen, sondern auch auf der Insel eine andere Kirche errichten zu wollen. Der König willigte ein, der Papst genehmigte es und die Kathedrale wurde erbaut, welche durch die Regelmäßigkeit ihres Planes, die Kostbarkeit ihrer Säulen und die Schönheit ihrer Skulpturen in ganz Dalmatien nicht ihres Gleichen hatte. Um sie herum wand sich bis zur halben Höhe der Mauer eine schöne Galerie auf luftigen Säulen, welche zum Theil aus den Trümmern von Epidaurus herübergebracht worden waren. Das Hauptschiff war durch große mächtige Säulen von den Nebenschiffen getrennt. Auf dem Hochaltar, welcher von einer hohen Kuppel auf vier prachtvollen Säulen bedeckt war, glänzte ein Marienbild ganz aus Silber getrieben und an den Wänden schimmerten unzählige Votivbilder. Der Fußboden war ganz Marmormosaik und vor einer der drei Thüren erhob sich jener schöne Taufstein von weißem und rothem Marmor, in welchem alle Kinder getauft wurden, weil keine andere Kirche sonst das Recht dazu hatte. Aber das Erdbeben von 1667 zerstörte diesen herrlichen Bau und nur die vielen kostbaren Reliquien sind aus der Reliquienkapelle der alten in die der jetzigen Kathedrale übergegangen.

Rettorenpalast, 1387 gebaut, litt schon 1483 bei einer Pulverexplosion großen Schaden, und bei dem Erdbeben von 1667 fiel der ganze obere Stock ein. Die Steinsitze unter der Säulenhalle am Eingang waren für die Senatoren bestimmt, um von dort den Volksbelustigungen, besonders am Feste von S. Biagio, zuzusehen. Im Palaste waren die Zimmer, welche der Rettore während seiner Amtszeit bewohnte, die verschiedenen Tribunale, das Archiv und die Säle für die Regierungsbehörden, deren Funktionen Neigebaur in seinen „Südslaven" so genau beschrieben hat, daß nur Weniges noch hinzuzufügen ist.

Der große Rath (veliko vieće) bestand aus allen Edelleuten, welche nicht wegen Mangel an Verstand oder wegen schlechter Aufführung ausgeschlossen waren. Nur mußten sie das achtzehnte, früher das zwanzigste Jahr zurückgelegt haben, und ihr Namen in das zèrcalo (Spiegel), das libro d'omo Ragusa's, eingetragen sein.

Der Senat (pregalo oder senat), deren Mitglieder über vierzig Jahr alt sein sollten, versammelte sich Anfangs vier, später zwei Mal wöchentlich, außerdem in dringenden Fällen.

Der kleine Rath (malo vieće) bestand früher aus zehn, später aus sieben Räthen, welche ein Jahr im Amte blieben. Der jüngste war Chef der Polizei und hatte als solcher die Aufsicht über das moralische und materielle Wohl der Stadt.

Der Rettore (knez) ging nie ohne Gefolge aus, d. h. nur mit den Räthen, Sekretären, Kanzler, vierundzwanzig rothgekleideten zduri und Musikbande, hatte überall die größte Ehre, aber nur das Vorrecht, Bagatellsachen im Palast entscheiden zu können. Sein Gehalt war so gering, daß er damit kaum die Kosten für sein Auftreten bestreiten konnte. Die Räthe wurden gar nicht besoldet.

Das Justizwesen war vortrefflich organisirt. Civil- wie Criminalgericht bestand aus je sechs Richtern, welche jährlich im großen Rath gewählt wurden, und von denen gesetzlich nie zwei aus einer Familie sein durften.

Vier junge Edelleute mußten die Armen vertheidigen, welche keine Advokaten bezahlen konnten. Für Handel, Marine, Zölle, Salinen, Fremde und Liquidationen, früher auch für Industrie, gab es besondere Gerichte. Mündlichkeit, Oeffentlichkeit und Kürze waren die charakteristischen Züge des ragusäer Gerichtsverfahrens. Wer einen

Prozeß gewonnen hatte, mußte schwören, daß er keinerlei Betrug angewandt habe und in seinem Gewissen vollkommen von seinem Recht überzeugt sei, und dieser Schwur lag den Ragusäern so am Herzen, daß Viele vorher in Rom, Neapel und andern Orten, wo berühmte Rechtsanstalten waren, ein Urtheil einholten. Alle Akten wurden slavisch geführt.

Für jede der bedeutenderen Colonien wählte der Knez drei Personen aus ihrer Mitte, für kleinere nur bei einem Prozeß. Außerdem entschieden jährlich die Gesandten, welche das Schutzgeld nach Constantinopel brachten, unterweges alle ihnen vorgetragenen Rechtshändel, wobei jedoch den Parteien stets die Appellation nach Ragusa freistand.

Das Finanzwesen, welches in viele Abtheilungen zerfiel, stand unter den drei Tesorieri di S. Maria und den fünf Ragioni. Erstere empfingen alle Einkünfte, verwalteten sie nach den Bestimmungen des Senats, verpachteten die Staatsländereien, beaufsichtigten das Kirchengut, hatten die Schlüssel zum reichen Reliquiarium, und sorgten für die möglichst beste Anlegung der zu frommen Zwecken hinterlassenen Capitalien. Von Allem mußten sie die genaueste Rechnung führen und vorlegen. Die fünf Ragioni, welche jährlich wechselten, hatten die eigentliche Controle der Finanzen. Für die Bank, Münze, Zölle und Monopole gab es besondere Behörden.

Die Polizei gab der besteingerichteten heutiger Zeit wenig nach. Sechs Gospari nocni (Nachtherren) gingen des Nachts herum, um Feuersbrünste, Morde, Diebstahl und Unordnung aller Art zu hindern oder zu entdecken, und sahen zugleich darauf, daß die Schenken früh geschlossen und die Thore zu rechter Zeit auf und zugemacht wurden. Ihre Patrouillen bestanden aus den Bürgern der Stadt, welche der Reihe nach den nächtlichen Polizeidienst zu versehen hatten.

Die Gesundheitsbehörde (zdravohranitelji) hatte die gesundheitspolizeilichen Maßregeln anzuordnen, die Wasser- und Mühlenaufseher (nadziratelji mlinica i vode) hatten Mangel an Mehl und Wasser zu verhüten, die Pravnici oder Giustizieri über den Verkauf der Lebensmittel zu wachen, und deren Güte, Maß und Preise zu prüfen.

Die Aufsicht über die Befestigungen in und außer der Stadt, welche den Dizdari (Castellanen) anvertraut war, über die Bauten und deren Erhaltung, Pflasterung und Reinhaltung der Straßen u. s. w. lag ebenfalls im Bereich der Polizei, deren Macht aus zwei Scharen Soldaten bestand.

Die erste derselben war aus Leuten der untersten Volksklasse gebildet, welche eine geringe Löhnung erhielten, der Reihe nach den Wachdienst zu versehen hatten, und außerdem für ihre Rechnung arbeiten durften.

Die zweite, die der Barabanten, bestand aus Leuten, welche abwechselnd aus den Dörfern kamen, nicht bezahlt wurden, und ihr Wachthaus (koraula) im Vorhof des Palastes hatten.

Außerdem gab es noch eine Schar krajišnici (Grenzsoldaten) zur Bewachung der Küste und der Grenze, und eine Art Volkswache.

Widerstand gegen Anordnungen der Polizei zog Geldstrafen nach sich, und die Diener der Polizei durften selbst Jeden tödten, der vor ihnen floh. Wer sich des Nachts heimlich in ein fremdes Haus schlich, wurde, auch wenn er nicht gestohlen, ein Jahr lang eingesperrt. Wer über hundert Perperi stahl, fiel unter das Criminalgericht und wurde gehenkt. Wer Jemand tödtete, verlor das Leben, wer Jemand schwer verwundete, eine Hand. Leichte Verwundung wurde mit hundert Perperi oder sechs Monat Gefängniß gestraft. Wer falsches Maß hatte, oder ungesunde Lebensmittel verkaufte, verlor seine Waare.

Drei Feuersbrünste. Der Brand von 1023 dauerte nach Cerva eine ganze Nacht hindurch, der von 1296 äscherte nach Lunari (II. 42.) den Theil der Stadt ein, welcher davon noch heutiges Tages Gorištie (Brandstätte) heißt, und bei dem Erdbeben von 1667 verheerte das Feuer fast Alles, was noch an Gebäuden stehen geblieben war.

Ohne Regierung. Da bei dem Erdbeben von 1667 nur fünfundzwanzig amtsfähige Edelleute übrig geblieben waren, sah sich der Senat genöthigt, eilf der angesehensten und reichsten Familien aus dem Handels- und Bürgerstand in den Adelstand aufzunehmen. Dadurch erhielten zwar die Mitglieder dieser neuen Familien (nuovi) das Recht, dem großen Rathe beizuwohnen und alle Aemter zu bekleiden, aber sie wurden trotzdem von den alten Familien nur geduldet, bei allen Wahlen zum Senat und zu den wichtigeren Aemtern absichtlich ausgeschlossen, und selbst bei Heiraten als nicht ebenbürtig angesehen. Dies rief mit der Zeit eine große Erbitterung gegen den alten Adel und 1763 sogar eine Art Revolution hervor. Die nächste Veranlassung dazu gab ein junger Caboga, welcher sich in die Tochter eines Neuadeligen verliebt und dem Gebrauch zuwider mit ihr verlobt hatte. Entrüstet darüber wollte die Mehrheit der Altadeligen

diese Verlobung aufgehoben sehen, oder den Verlobten aus dem Rathe ausstoßen. Aber nicht nur alle neuen Familien, sondern auch viele junge Patrizier aus den alten nahmen seine Partei, und wiegelten, als die bejahrten Glieder des alten Adels nicht nachgeben, sondern auf ihrem Beschluß beharren wollten, das Volk auf. Mit bewaffneter Hand wurde der Palast gestürmt und die versammelte alte Adelspartei hinausgetrieben. Da jedoch die Gegenpartei nicht sogleich die Kühnheit hatte, die Regierung an sich zu reißen, so herrschte sechs Monate lang die vollkommenste Anarchie. Die Aemter waren ohne Beamten, die Provinzen ohne Conti, die Festungen ohne Commandanten und die Gerichte geschlossen. Aber gleichwohl wurde die Ordnung nirgends gestört, das Volk betrug sich musterhaft, Jeder ging seinen gewöhnlichen Beschäftigungen nach, und Alles wartete ruhig ab, wie die Unterhandlungen zwischen den beiden Adelsparteien enden würden. Die Altadeligen drohten, die Entscheidung dem Sultan anheimstellen und lieber die Regierung den Türken übergeben, als von ihren alten Rechten ablassen zu wollen. Die Neuadeligen schlugen päpstliche Vermittlung vor und erklärten endlich, sie wären gezwungen, bei längerem Widerstreben des alten Adels die oberste Gewalt übernehmen, und binnen drei Tagen den Rettore und die übrigen Beamten aus ihrer Mitte wählen zu müssen. Dieser Entschluß endigte die Verwirrung. Viele vom alten Adel fürchteten bei der Wahl gänzlich ausgeschlossen zu werden und traten zur Gegenpartei über. So verstärkte sich diese auf zwei Drittel der sämmtlichen Glieder des großen Rathes, wurde wahlfähig und beseitigte den Zwiespalt dadurch, daß zwar ein Altadeliger zum Rettore ernannt, aber jeder Unterschied zwischen dem alten und neuen Adel aufgehoben wurde.

Das erste wirkliche Gesetzbuch. Schon Ende des zehnten Jahrhunderts werden von den ragusäer Chronisten geschriebene Gesetze erwähnt, aber bei den Feuersbrünsten gingen sie sämmtlich verloren. Doch hatte der venetianische Conte Marco Giustiniani 1272 viele von diesen einzelnen Gesetzen und Verordnungen gesammelt, und in einen Codex: Liber statutorum civitatis Rhagusii zusammengetragen. Ob er, wie es in der Einleitung der Sammlung heißt, sie selbst geordnet, oder ob sie blos unter seinem Namen erlassen wurde, weil er Rettore war, muß dahingestellt bleiben. Deutlich erkennt man schon aus diesen Statuten die Doppelnatur der ragusäer Nationalität: das römische und

slavische Element. Der ganze Codex ist in acht Bücher, jedes derselben in Capitel eingetheilt.

Die Zusätze zu diesem Statutenbuch, besonders über die innere und äußere Verwaltung, wurden 1315, nach Andern 1355 in dem Libro delle Riformazioni nachgetragen. Im Jahre 1358 fing man ein neues Gesetzbuch an, welches von seinem Einband das Grüne, il Verde (Zelenjak) heißt, und ihm folgte 1462 das Gelbe (il Croceo). Beide enthalten die ferneren Senatsbeschlüsse, welche vom großen Rath genehmigt und mithin gesetzeskräftig wurden. Die Senatsbeschlüsse dagegen, welche nur Stimmenmehrheit erhielten, und Parti de' Pregali blieben, wurden in verschiedene Bücher eingetragen.

Nach dem Erdbeben verfaßte Nicolò Bona, um das Gerichtsverfahren schnell wieder einzuführen, in allerkürzester Zeit und mit bewunderungswürdiger Klarheit und Kürze die Praxis judiciaria juxta stylum Curiae Ragusinae, welche bis zum Aufhören der Republik als Richtschnur diente.

Unter Venedig. Appendini widmet zwar eines seiner scharfsinnigsten Capitel der Beweisführung, daß Ragusa nie Venedig unterworfen gewesen sei, aber selbst er muß zugestehen, daß es von 1204 bis 1230 und wiederum von 1232 bis 1358 unter venetianischen Conti gestanden, und ziemlich harte Bedingungen zu erfüllen gehabt habe. Auch Tuberone räumt es ein und Engel theilt nicht nur die namentliche Liste aller venetianischen Conti, sondern auch die Unterwerfungsakte, wie er sagt „aus authentischer Quelle" mit.

Das geheime Archiv von Venedig im Kloster Maria de' Frari enthält in den sogenannten neun libri Pactorum unter Pact. I. (1232) ch. 181, 182. Pactum, Concordia et reconciliatio inter Ragusiam et D. Jacobum Theupulo Ducem Venetiar., unter Pact. II. (1232) ch. 22—24. Pactum Ragusiae ad tres annos cum D. Jacobo Theupolo etc. De Comitibus de Venetiis habendis. De Regalia Dominio Veneto impendenda. De obsidibus dandis Dominio Veneto. De fidelitate erga Ducem Venetiarum. De rebus tam solventibus Datium quam non solventibus Datium Venetis etc. — und unter Pact. IV. ch. 104 (1236) Concordia et Pactum etc. und ch. 105 (1252) Sindicatus Ragusiae pro pactis firmandis cum D. duce et communi Venetiarum, Domino Marino Mauroceno duce Venetiarum.

Gegen den Einheimischen rief es die Fremden. Da-

miano Juda aus einer alten ragusäer Patrizierfamilie, welcher 1203 Conte der Republik war, verhinderte nach Ablauf seiner Amtszeit die Wahl eines Nachfolgers, umgab sich mit einer zahlreichen Leibwache, besetzte die Festungswerke, und erhielt sich gewaltsam zwei Jahre lang an der Spitze der Regierung. Der Adel, unzufrieden darüber, verschwor sich gegen ihn, und Pietro Benessa, der Schwiegersohn Juda's, trat an die Spitze der Verschworenen. Da diese aber nicht offen aufzutreten wagten, weil Juda das Volk für sich hatte, so begab sich Benessa unter dem Vorwand von Handelsgeschäften nach Venedig und bat den Senat um Hilfe. Die Venetianer ergriffen die Gelegenheit, sich endlich in den Besitz Ragusa's zu setzen, verlangten nur die Annahme eines venetianischen Nobile als Conte der Republik, und gaben dem Benessa zwei Abgesandte und zwei wohlbewaffnete Galeeren mit. Sie landeten bei Lacroma, und Juda wurde durch List von Benessa auf die Schiffe gelockt. Kaum aber war er auf dem Verdeck, so wurden die Anker gelichtet, und er sah sich nicht nur der Herrschaft, sondern auch der Freiheit beraubt. In Verzweiflung darüber, stieß er mit dem Kopfe so heftig an den Mastbaum, an welchen er gebunden worden, daß er sich tödtete, und Ragusa empfing statt seiner den Venetianer Lorenzo Querini als Conte der Republik.

Der erste große Staatsfehler Ragusa's. Ragusa hatte bald Grund, seinen unklugen Schritt zu bereuen. Die Venetianer benutzten mit großer Geschicklichkeit die Abhängigkeit Ragusa's, um ihren Handel auf Kosten des ragusäischen zu heben. Sie gestatteten nicht länger die Hafenfreiheit fremder Schiffe in Ragusa, erschwerten durch hohe Zölle den Handel nach Venedig, und beschränkten durch Verbote die ragusäischen Schiffe auf das adriatische Meer. Die Feinde Venedig's wurden die Ragusa's und rächten sich an den Ragusäern, wenn sie Venedig nichts anhaben konnten. Venedig verlangte in allen seinen Kriegen den Beistand Ragusa's, that aber wenig oder nichts, um die Ragusäer zu beschützen. Die venetianischen Conti suchten sogar die Verträge Ragusa's mit andern Mächten zu hindern, wandten anstatt energischer Maßregeln zum Schutz der Interessen des Staates Geschenke an, welche den Schatz der Republik erschöpften und brachten Ragusa um die Stellung und den Einfluß, den es hatte.

Es wurde Ungarns anders. Schon 1345 hatten die Ragusäer, welche nur auf eine günstige Gelegenheit warteten, das lästige

Verhältniß mit Venedig abzubrechen, ihren gewandten Erzbischof Elio Saraca an den ungarischen Hof geschickt, um insgeheim Verbindungen mit Ludwig I. anzuknüpfen. Als Venedig 1358 ganz Dalmatien abtreten mußte, trat auch Ragusa unter ungarischen Schutz. Gegen fünfhundert Dukaten jährlichen Schutzgeldes brauchte es weder ungarische Besatzung, noch ungarische Conti zu nehmen, und genoß der größten Handelsfreiheit nicht nur in allen ungarischen Landen, sondern auch mit allen fremden Mächten, selbst wenn sie mit Ungarn in Krieg verwickelt waren. Das Anerbieten der ungarischen Flagge lehnte Ragusa jedoch ab. Dagegen nahmen viele Patrizier ungarische Dienste an, und gelangten zu den höchsten Stellen. König Mathias Corvinus bat sogar bei seiner Thronbesteigung den Senat in aller Form, ihm einige Edelleute zur Unterstützung bei seinen Unternehmungen und zur Leitung der wissenschaftlichen Arbeiten, welche er vorhatte, zu senden, und die Verbindung mit Ungarn war eine so innige und glückliche, daß in Ragusa noch lange nach dem Aufhören dieses Verhältnisses in den sogenannten Laudes des Königs von Ungarn gedacht wurde.

Da bebt die Erde. Im April 1667.

Seine größten Geister. Ruggero Boscovich, der berühmte Mathematiker und Astronom (1711 geboren und 1787 gestorben), der große Kanzelredner Sebastiano Dolci (geb. 1699 und gest. 1777), der fromme Kapuziner Angelo Borbari (gestorben 1729), Ignazio Giorgi und Anselmo Banduri, Giorgio Baglivi und Faustino Gagliuffi, und die großen Latinisten Benedetto Stay, Raimondo Cunich, Benedetto Zamagna, Giunio Resti und Giorgio Ferrich gehören alle dem achtzehnten und Anfang des neunzehnten Jahrhunderts an.

Ragusa nahm die Franzosen auf. Als Napoleon 1806 Dalmatien in Besitz nahm, war ihm die Republik Ragusa nicht nur für die Verbindung mit Cattaro im Wege, sondern auch als neutraler Punkt für die Durchführung der Continentalsperre hinderlich. Er beschloß daher die Besetzung Ragusa's, und erklärte durch eine feierliche Proklamation vom 28. Mai, die Unabhängigkeit der Republik erhalten und für künftige Zeiten sichern zu wollen. Zu gleicher Zeit machten auch die Russen, welche sich der Bocche di Cattaro bemächtigt hatten, alle möglichen Versprechungen, um Ragusa vor der Ankunft der Franzosen besetzen zu dürfen. Der Senat schwankte. Die Republik war zu schwach, um trotz aller Aufopferung Seitens der Bewohner

die Neutralität mit bewaffneter Hand aufrecht erhalten zu können. Der patriotische Senator Giovanni Conte Caboga schlug vor, Ragusa zu verlassen, mit Familie, Hab und Gut die Schiffe zu besteigen und von der Gunst des Sultans irgend eine Insel des Archipelagus zu erbitten, um ein neues Vaterland zu gründen. Aber sein Antrag fand ebensowenig Gehör, wie der weise Rath einiger anderer Senatoren, lieber den stammverwandten Russen zu vertrauen, als den Franzosen. Der alte Griechenhaß, die Erinnerung an die langjährige freundschaftliche Verbindung mit Frankreich, und vielleicht auch der Einfluß des Revolutionsgeistes auf einige erregte Gemüther ließen den Franzosen die Thore öffnen und den General Lauriston mit Jubel empfangen.

Das war sein zweiter großer Staatsfehler. Kaum war Ragusa von den Franzosen besetzt, so nahmen die Engländer alle Fahrzeuge unter ragusäischer Flagge mit sämmtlicher Ladung weg, wo sie ihrer nur habhaft wurden. Zu gleicher Zeit zog das russische Heer, welches aus einigen tausend Russen unter dem Grafen Viazemski, und sieben- bis achttausend Montenegrinern unter ihrem Vladika bestand, aus Albanien gegen Ragusa und blokirte es. Die schönen Häuser, Villen und Gärten in Breno, Pille, Gravosa und Ombla wurden geplündert und zerstört, die Schiffe, welche im Hafen von Santa Croce oder noch auf den Werften lagen, verbrannt und in wenigen Tagen hatte Ragusa einen Verlust von mindesten zwanzig Millionen Francs erlitten und war aus einer reichen Stadt eine arme geworden. Der kühne und glückliche Marsch des General Molitor mit einer Handvoll in aller Eile zusammengeraffter Truppen rettete am 6. Juli 1806 die Stadt vor gänzlichem Untergang. Aber das Aufhören der Republik konnte nicht verhütet werden. Napoleon hatte in einem Anflug von Gerechtigkeit durch seinen Stiefsohn Eugène vom Senat die genaue Berechnung des in dieser Zeit erlittenen Schadens verlangt. Die Schätzung war sogleich eingesandt worden, aber trotz der dringenden und wiederholten Mahnungen des Senats unbeachtet geblieben. Um sich nun allen lästigen Erinnerungen zu entziehen, erließ Napoleon am 31. Januar 1808 das Dekret über die Aufhebung der ragusäer Regierung und theilte am 31. Oktober 1809 das Gebiet der Republik den illyrischen Provinzen zu. Die Senatoren protestirten ebenso furcht- als fruchtlos mündlich und schriftlich gegen dieses Verfahren und trennten sich nicht eher, als bis sie die Rechnungen ihrer

Verwaltung geregelt und für die Beamten der alten Regierung gesorgt hatten.

Quellen: Die verschiedenen Geschichtswerke über Ragusa von Luccari, Cerva, Razzi (Lucca 1595), Gebhardi, Engel, Appendini, Tuberone und Sorgo, die Srbske spomenici, Povéstnica Bosne und Arkiv jugoslavenski.

Srbsko-dalmatinski Magazin za ljeto 1839. pg. 5—13; 121—133. 1840. pg. 5—14. 1841. pg. 5—13. 1842. pg. 5—10. 1848. pg. 13—47.

M. Ban, Zércalo poviestnici dubrovačke. Dubrovnik I. II. III.

Dubrovnik I. 5—10; 21—24. III. pg. 11—12; 33; 57.

Circa la traslazione, Mss. bei Raffaeli in Cattaro.

Lunario di Ragusa. 1848.

Carrara, Chiesa di Spalato. Trieste 1844.

G. B. Giustiniani, Documenti inediti. Mss.

Die gedruckten Noten des Conte Luscha Gozze in Kohl's „Dalmatien" und die mir gewordenen Mittheilungen des Canonikus Arbanas, Co. Orsato und Nikolo Pozza, J. Kaznačich, G. Gagliuffi, P. Casali, Barone Biagio Ghetaldi, S. Francovich und G. Nikolajevich.



Ueber dem Meere.

Kupus, Kappiskohl, eine Art brassica oleracea, welche im Gebiet von Ragusa gezogen wird und nirgends so gut gedeihen soll, als in Ragusa selbst, wo sie für viele Familien das ganze Jahr hindurch die tägliche Nahrung liefert. Es ist ein langer Strunk, der allmälig, wenn man ihn der untern Blätter beraubt, immer höher wächst und neue Blätter treibt, bis er nach zwei oder drei Jahren zu hoch geworden ist, um sich noch halten zu können, und dann entweder von selbst umfällt, oder vom Wind umgeknickt wird. Im Frühjahr ißt man die Blüthen als broccoli. Ein Garten von wenig Klaftern Umfang, mit Kupus bepflanzt, genügt für den Unterhalt einer kleinen Familie.

Cittadinanza, Bürgerstand. Die ganze Bevölkerung Ragusa's zerfiel in drei Klassen: Adel (vlastela), Bürger (pučani) und Plebejer (sebri). Der Adel hatte ausschließlich die beschließende und vollziehende Macht in Händen, zählte einst 117 und vor dem Erdbeben noch 27 Familien, welche jetzt auf die hier folgenden zusammengeschmolzen sind: Bona, Bonda, Cerva, Caboga, Ghetaldi, Gozze, Gradi, Giorgi, Natali, Pozza, Saraca, Sorgo und Zamagna. Die Bürger konnten nur eine untergeordnete Stellung bei der vollziehenden Gewalt einnehmen, hatten aber Besitzrecht gleich dem Adel. Ein Vermögen von 15.000 Dukaten genügte, um in die Cittadinanza aufgenommen zu werden, auch wenn man nicht dem Staate irgend einen Dienst erwiesen hatte. Der dritte Stand umfaßte Alle, welche nicht zum Adel oder Bürgerstand gehörten. Da alle Ragusäer, mit Ausnahme des Beamtenkreises, vor dem Gesetz gleich waren, besaßen

die Plebejer Ragusa's die persönliche Freiheit der übrigen Stände, durften selbst Häuser und Grundstücke besitzen, obgleich dies streng genommen nicht erlaubt war, und hatten keine andern Lasten zu tragen, als der Reihe nach des Nachts die Stadt zu bewachen, wovon indeß die ausgenommen waren, welche wegen schwerer Tagesarbeit der nächtlichen Ruhe bedurften. Nur ein Mal mußten sie unentgeltlich den Graben um die Stadt herum ausgraben. Sonst wurden alle Gemeindearbeiten bezahlt, und die Geschenke, welche die Fleischer, Fischer und Holzträger an den Rettore und Erzbischof zu machen hatten, waren sehr unbedeutend.

Martecchini, Buchhändler und Druckereibesitzer, hat die berühmtesten ragusäischen Werke in der Pjesnosbranje Slovinsko, viele auch einzeln, und die Porträts und Biographien von vierundzwanzig Uomini illustri di Ragusa herausgegeben.

Stulli (Joachimus), Lexicon Latino-Italico-Illyricum. Budae 1801 und Rjecsoslovje illir. ital. lat. U Dubrovniku 1806. 4°. Sechs Bände.

Luca Stulli, geboren den 9. Oktober 1772 in Ragusa, studirte in Bologna Philosophie und Medicin, bereiste nach glänzend abgelegten Examen Italien, und kehrte 1799 nach Ragusa zurück, wo er als Arzt wirkte, sich viel mit Naturwissenschaften, Poesie und literarischen Arbeiten beschäftigte, und am 12. September 1828 am Schlagfluß starb. Wir besitzen von ihm:

Le tre descrizioni del Terremoto di Ragusa del 1667. Versione dal Latino. Venezia 1828.

De Peste quae in exitu anni 1815 in Circulum Ragusinum irrepserat.

L' Ombra di Ovidio di Don Ignazio Giorgi. Versione italiana. Ragusa 1826.

Elegiae L. Stulli Rhacusini. Parisiis 1810.

Lettere sulle Detonazioni dell' Isola di Meleda. Ragusa 1823. Bologna 1828.

Di una Varietà Cutanea 1823.

Sul Tartaglione 1827.

Quellen: A perpetua onoranza del dottore L. Stulli di Ragusa, Prose e Versi. Bologna 1829.



Rund um Ragusa.

Dogana, wurde von den Kaufleuten erbaut, im Jahre 1520 vollendet und, man weiß nicht weßhalb, sponza genannt. Die untern Räume waren für das Zollamt bestimmt, welches in Land- und Seemauth zerfiel, der Republik jährlich 26.000, in guten Jahren selbst 80.000 Piaster eintrug, und von vier logall verwaltet wurde, die zu gleicher Zeit alle Zoll- und Handelsstreitigkeiten zu entscheiden hatten.

Die oberen Räume waren zu Gesellschaftslokalen eingerichtet. Hier fanden während des Carnevals und in andern Festzeiten die heitern Mittag- und Abendgesellschaften des ragusäer Adels Statt, welche zur historischen Erinnerung geworden sind, hier wurden in früheren Zeiten die Vorlesungen der sogenannten gelehrten Schule, und in den letzten Zeiten der Republik die des aus Rom berufenen ausgezeichneten Advokaten Cosinti über das Civilrecht gehalten, hier waren auch die Zusammenkünfte der beiden Akademien, welche einen so bedeutenden Einfluß auf die Literatur und die Bildung Ragusa's ausübten. Die erste, die der Concordi, der Einträchtigen, begünstigte das Aufblühen der italienischen Literatur. Sie wurde von Savino Bobali Miscetich oder Sorbo (geb. 1530, gest. 1585) und Michele Monaldi (gest. 1592), den beiden Nachahmern des Petrark, welche zuerst toskanische Poesie nach Ragusa verpflanzten, gestiftet, und zählte den Luciano Ghetaldi, Natale Tudisi, Gianbattista Amalteo, Mario Caboga u. A. zu ihren Mitgliedern.

Die zweite, die der Oziosi, der Müßigen, welche nach dem Erdbeben die Sponza ebenfalls zum Versammlungsort wählte, schuf in Ragusa das erste slavische Theater. Junge Edelleute führten die

Stücke auf und der geniale Giunio Palmotta leitete das Ganze. Er vertheilte die Rollen, hielt die Proben ab, spielte selbst mit, richtete die Bühne ein und hatte zugleich die Verpflichtung übernommen, alle Jahre zwei Drama's zu liefern. Er war es auch, welcher von seinen Gefährten (druzina) 1637 auf einer vor dem Rettorenpalast eigens errichteten Bühne unter dem Beifallsenthusiasmus der Zuschauer sein Drama Paulimir vorstellen ließ, welches ihn unsterblich machte. Nach dem Erdbeben versuchte der kenntnißreiche Senator Marino Tudisi vergeblich, das nationale Theater wieder herzustellen. Er führte zwar zur unsäglichen Belustigung der Ragusäer seine illyrischen Uebertragungen des Molière auf, aber die Zeit des Palmotta kehrte nicht wieder, das dramatische Fach fand keine Pfleger mehr und mit Tudisi's Tode hörten alle slavischen Vorstellungen auf.

Anfang des achtzehnten Jahrhunderts war der berühmte Ignazio Giorgi eine Zeit lang Principe oder Präsident der Ozivci und seine in der Akademie gehaltenen Vorlesungen (Discorsi accademici) füllen einen ganzen Band seiner Werke in italienischer Sprache. Als Mitglieder werden in jenen Jahren Sigismondo und Matteo Gradi, Antonio und Michele Sorgo, Giorgio Bosdari, Marino Slatarich, Stefano Clasci, Matteo und Andrea Paoli, Girolamo Bona, Domenico Bianchi, der bekannte Italiener Girolamo Gigli und viele Andere genannt.

Dominikanerkirche, dem S. Domenico geweiht und 1304 von den Dominikanern begonnen, welche seit 1225 in Ragusa waren. Da die milden Beiträge des Senats und Volks nicht ausreichten, um das Kloster und die Bibliothek vollenden zu können, erlaubte Papst Paul II. den Mönchen auf ihr Gesuch von 1469, fromme zu andern Zwecken bestimmte Legate dazu benutzen zu können, und als 1574 noch keine eingegangen waren, selbst frühere Legate dazu zu verwenden.

Die Bibliothek, aus welcher das Forttragen irgend eines Buches durch ein Breve des Papst Sixtus V. von 1589 bei Strafe der Excommunication verboten ist, enthält die für die Geschichte Ragusa's äußerst wichtigen Handschriften des Dominikaners Serafino Cerva. Dieser Mönch, 1686 geboren, hieß eigentlich Agostino Francesco de' Cerva, trat unter dem Namen Serafino Maria früh in den Orden, studirte in Italien, lehrte dann in Ragusa Philosophie und Theologie, predigte illyrisch und italienisch und starb 1759. Seine Lieblingsbeschäftigung,

alles Interessante zu sammeln, ließ ihn achtzig Bände Dokumente zusammenbringen. Seine eignen Werke enthalten in achtzehn Bänden sehr kleiner Schrift die Geschichte seines Ordens und der berühmtesten Dominikaner, die des Lebens der Erzbischöfe von Ragusa und der B. Osanna von Cattaro und die Biographien berühmter Ragusäer, deren er 437 aufzählt.

Revellino oder **Fortezza Pia** wurde mit den Hilfsgeldern erbaut, welche Papst Pius II. im Jahre 1459 den Ragusäern schickte, als sie von den Türken bedroht wurden. Es ist neuerdings zur Kaserne eingerichtet worden.

Ost- oder **Ploccethor** wurde 1538 von Antonio Ferramolino, dem Baumeister des Großadmirals Doria, in Vertheidigungszustand gesetzt.

Um sieben. Zur Zeit der Republik wurden die Thore im Winter nur zwei Stunden, im Sommer drei bis vier Stunden täglich offen gelassen. Sonst waren sie stets verschlossen.

Bazar. Der Bodenertrag des felsigen und unfruchtbaren Gebiets von Ragusa war so gering, daß das Getreide nicht für einen dreimonatlichen Bedarf, Butter und Käse kaum für einen Monat ausreichten. Nur die Haupterzeugnisse des Landes, Wein (gegen 70.000 Barile jährlich à 105$^1/_2$ Wiener Pfund) und Oel (gegen 30.000 Barile), sowie der Sardellenfang erlaubten eine kleine Ausfuhr, welche sich mit den Erzeugnissen der Industrie auf 417.000 Piaster jährlich belief. Alle übrigen Bedürfnisse der Bewohner mußten von Außen eingeführt werden und machten eine jährliche Ausgabe von 1,802.750 Piaster nöthig. So sahen sich die Ragusäer bald auf den Handel angewiesen und er entschädigte sie reichlich für die Mißgunst ihres Bodens. Handelsverträge mit den Serben (831), Bulgaren und Normannen (gegen 1000), mit Ungarn (1078), dem Sultan Orchan (1360) und Venedig (1509) sicherten die Handelsfreiheit.

Als die Ragusäer im vierzehnten Jahrhundert den Handel mit Bosnien, Serbien und der Bulgarei wegen zu großer Unsicherheit aufgeben mußten, wandten sie sich nach Kleinasien und Egypten und erlangten von den dortigen Sultanen 1520 die Erlaubniß, die Erzeugnisse Indiens zollfrei durch Egypten und Syrien durchführen zu können. Später wandte sich der Handel nach Westen, wo die Ragusäer schon seit 1494 große Privilegien in Spanien erlangt hatten,

und während der Türkenkriege fiel wiederum der ganze Handel des Ostens in ihre Hände.

Sie gründeten Niederlassungen in Sarajevo, Novipazar, Belgrad, Widin, Ruschtschuk, Silistria, Bukarest, Tergovist, Sophia, Constantinopel, Skoplje und andern Orten der Türkei, in Fermo, Recanato, Rimini, Ravenna, Ferrara, Florenz, Pisa, Genua, Venedig, Siragosa, Palermo, Messina und andern Städten Italiens, und diese Colonieen, welche sich nach eigenen Gesetzen verwalteten und ihrer Vaterstadt unterworfen blieben, vermehrten den Reichthum Ragusa's. Denn das Handelsgeschenk (poklon trgovački), welches die Kaufleute in alter Zeit freiwillig aufgenommen hatten, indem sie sich verpflichtet, ein Prozent von ihrem Gewinn zu geben, machte einen Hauptbestandtheil der Staatseinkünfte aus.

Die letzte Glanzzeit des ragusäer Handels war zur Zeit der französischen Umwälzung, wo die Flagge von S. Biagio die einzige neutrale im Mittelmeer war, und die Ragusäer es benutzten, um das südliche Frankreich vor Hunger zu retten. Der Gewinn, welchen damals die Republik aus der Schifffahrt und dem Handel zog, belief sich jährlich auf 3,725.500 Piaster, und wenn man das Deficit für die Einfuhr der nöthigsten Lebensbedürfnisse davon abzieht, auf 2,339.750 Piaster.

Neben dem Handel zeichnete sich Ragusa, besonders vor dem Erdbeben, auch durch seine Industrie vortheilhaft aus. Der Florentiner Pietro Pintela führte 1490 die Tuchweberei ein, welche bald so berühmt wurde, daß König Karl IX. von Frankreich sich vom Senat einige Arbeiter erbat, um in Frankreich Tuchfabriken anzulegen, und dafür den Ragusäern das französische Bürgerrecht verlieh. Der Patrizier Niccolò Luccari führte 1520 in Ragusa die Seidenweberei ein. Auch allerhand andere Stoffe wurden gewebt, und die vielen Färbereien gehörten damals zu den ausgezeichnetsten.

Die Münzprägekunst war schon im zwölften Jahrhundert in hohem Schwung, wo Ban Kulin von Bosnien zwei Ragusäern die Ausbeute des erzreichen Berges Jagodin überließ, und die kleine Festung Dubrownicka die dort angelegten Silbergruben schützte.

Eine Kanonengießerei lieferte die Geschütze für die Stadt und die Schiffe. Es gab eine Glasfabrik, mehr als zwanzig Lichtziehereien, und zahlreiche Werkstätten von Gold-, Silber-, Blei- und Eisenarbeitern.

Pulver wurde bereitet, Korallen wurden gefischt, und mehrere Schiffswerfte waren fortwährend mit dem Bau so viel großer und kleiner Fahrzeuge beschäftigt, daß der Bau allein dem Staate jährlich 9000 Piaster eintrug.

Jetzt verlassen kaum zwei Schiffe jährlich die Werften von Gravosa, und die Industrie ist auf die Bereitung von Kotzen, Rasch, Leib- und Turbanbinden, welche auch dort gefärbt werden, Talg, seidenen Bändern und Tüchern und besonders Corduan herabgesunken. Der Handel, welcher sich größtentheils in den Händen griechisch-serbischer Kaufleute befindet, beschränkt sich heutigen Tages fast ausschließlich auf den Binnenhandel mit den benachbarten türkischen Provinzen, und der Bazar von Ragusa ist der besuchteste von ganz Dalmatien. Caravanen, oft einige Hundert Pferde stark, bringen Wolle, Wachs, Felle, Kohlen, Pfeifenröhre, Getreide, Heu, Schlachtvieh, frisches und getrocknetes Obst, Butter und Käse nach Ragusa und nehmen dafür Material- und Industriewaaren, Oel, Wein, und vor Allem Salz mit zurück. Schon unter der Republik brachte die Salzausfuhr, so gering auch der Preis gestellt wurde, der Regierung 31.000 Piaster ein, und da die Salinen von Stagno nicht genügten, hatten alle ragusäer Schiffe die Verpflichtung, nach vierjährigem Cours mit Salz beladen zurückzukommen, so daß gegen 20.000 Pferdelasten geliefert werden konnten. Jetzt werden gegen anderthalb Millionen Pfund Salz verkauft, und die ganze Ausfuhr steigt auf mehr als 500.000 Gulden, während die Einfuhr gegen 300.000 Gulden beträgt.

Lazareth. Ragusa zeichnete sich durch die treffliche Organisation seiner Gesundheitsbehörde (zdravohranitelstvo oder sanità) aus. Der berühmte Arzt Giacomo Godvaldo aus Ferrara, welcher 1436 in Ragusa starb, wandte schon 1422 das System der Trennung und 1430 das der Verbrennung aller Effekten der Pestkranken an, und jede Widersetzlichkeit gegen die Vorschriften der Gesundheitsbehörde wurde in Pestzeiten standrechtlich bestraft. Gleichwohl hatte die Stadt viel von der Pest zu leiden, besonders in den Jahren 1348, 1437, 1465, 1481 und 1526.

San Antonio, „ad Plozzas“ genannt, bildete, als Erzbischof Lodovico di Beccatella Ragusa 1555 in Parrochieen theilte, die dreizehnte Parrochie, und gab einer confraternità, welche aus den reichsten und vornehmsten Bürgerfamilien bestand, den Namen Antonini. Aus

ihnen wurden die Sekretäre und Kanzler der Republik und nach dem Erdbeben die eilf Familien genommen, welche dem Adel aggregirt wurden.

Greberno, äußerste Landspitze der Küste von Ragusa, östlich nach der Bai von Breno zu.

Marcana, Mercana, kleiner Scoglio, unweit Ragusa vecchia, nahe zwei andern Scogli: Bobara und Supetar (S. Peter), fast unbewohnt und unbebaut, mit den Ruinen einer Kirche und eines alten Benediktinerklosters der heil. Jungfrau, welches nach Dolci von der Familie De Theophilis gestiftet und 1284 den Bischöfen von Trebinje geschenkt worden sein soll. Gewiß ist es, daß bereits 1322 der Bischof „Nicolaus von Trebunja" den Titel „Bischof von Marcana" annahm, und Papst Pius II. durch sein Breve vom 14. April 1464 die Kirche von Mercana mit der von Trebinje vereinigte. Da die Verwaltung des Bisthums von Trebinje den Bischöfen von Ragusa übertragen worden ist, so führen diese auch den Titel: Bischöfe von Mercana, und beziehen die Einkünfte dieses Scoglio, welche ehedem hundert Dukaten betrugen.

Lazzarini, Name einer confraternità, welche aus den ärmeren und neueren Bürgerfamilien bestand.

Sorbonnesen wurden die nach dem Erdbeben in den Patrizierstand erhobenen Bürgerfamilien genannt, während der Name Salamanchesen die alten Adelsgeschlechter bezeichnet, und zwar vorzugsweise die, welche nie Heiratsverbindungen weder mit bürgerlichen oder neugeadelten ragusäischen, noch mit nichtragusäischen Familien eingegangen sind. Wenn nun auch ein Breve des Papst Paul V. vom 21. Mai 1613 dem Ragusäer Adel erlaubte, bei Heiraten über die ehehindernden Verwandtschaften hinwegzusehen, so war dennoch die Zahl der alten Geschlechter so klein und nahm mit der Zeit so ab, daß nur die wenigsten Familien sich unvermischt als Salamanchesen erhalten haben. Ueber den Ursprung der beiden Namen läßt sich nichts Bestimmtes angeben. Ban glaubt, daß bei dem bekannten Streit der beiden Universitäten von Salamanca und der Sorbonne der Adel von Ragusa so lebhaften Antheil nahm, daß er sich in zwei Parteien spaltete, welche Salamanchesen und Sorbonnesen genannt wurden, und daß diese Namen später die jetzige Bedeutung erhielten.

Minceto, der höchste Thurm der Stadtmauer an dem nordwestlichen

Winkel derselben, so genannt, weil ihn die Patrizierfamilie Minčetić auf ihre Kosten erbauen ließ. Er wurde 1538 binnen vier Monaten vollendet.

Lacroma, kleiner Scoglio, südlich von Ragusa, welchen man zu Kahn in weniger als einer Viertelstunde erreicht, und der ungefähr eine Miglie lang, 275 Klafter breit und in seinem höchsten Punkte 283 Wiener Fuß über dem Meere ist. Die Südseite ist mit Wein und Oel bepflanzt, auf der Westseite wachsen viel Meerkirschen (maginje), und der ganze Scoglio ist reich an Gehölz. Die wenigen Familien, welche ihn bewohnen, haben sich in dem alten zerfallenen Kloster eingerichtet, dessen Gründung nach Giorgi 1123, nach Engel 1192, nach Appendini schon 1023 Statt fand. Als nämlich am 12. April 1023 die Feuersbrunst die ganze Stadt zu verzehren drohte, wandte sich Senat und Volk an den heil. Benedikt um Hilfe, und gelobte ihm Kirche und Kloster. Das Feuer hielt sogleich an, und bald stand das Kloster auf Lacroma, dessen Mönche schon 1044 und 1058 von slavischen Fürsten reich beschenkt wurden, und dessen Abt 1200 vom Papst Innocenz III. die bischöflichen Abzeichen erhielt. Der Abt von Lacroma war es auch, der den Erzbischof Piero von Ragusa in das Lager des Königs Bodin begleitete, um ihn zur Buße zu ermahnen; denn Bodin hatte, weil bei einem nächtlichen Ausfall Cocciapar, der tapfere Schwager Branislav's, den Bruder Jaquinta's, Chosarres, in seinem eigenen Zelt getödtet hatte, seine Gefangenen aus Skutari kommen und durch Jaquinta's Ueberredung enthaupten lassen. Aus Reue schenkte der König bei seinem Tode das Thal von Gionchetto den Mönchen von Lacroma, welche durch das Gelübde des Königs Richard Löwenherz (1192) eine neue Kirche und das Privileg erhielten, jährlich am Tage der glücklichen Landung Richards die Erinnerung daran feierlich in Ragusa zu begehen. Der Senat bestätigte dieses vielfach angetastete Recht am 2. Februar 1598, und erst mit dem Erdbeben verloren es die Mönche zugleich mit ihrer Kirche und einem Theil des Klosters, welches 1461 reformirt und 1570 von türkischen Seeräubern geplündert worden war. Am 19. Dezember 1396 landete König Sigismund auf Lacroma und wurde festlich nach Ragusa abgeholt, um dort bewirthet zu werden, und 1570 litt Colonna Schiffbruch an der Insel, welche die Franzosen befestigten.

Ploece wurden gleich den Pille mehrmals niedergerissen, wenn Feinde in Anzug waren; so 1459 und 1539 vor den Türken.

Spila Betina, des Bete, wie die Familie Ghetaldi damals allgemein genannt wurde. Noch jetzt haben in Ragusa die Familien Spitznamen, unter welchen sie allgemein bekannt sind. So bezeichnet Skatić die Pozza, Luković die Bona, Tamarić die Zamagna, Klabau die Sorgo u. s. w. Auch die Spitznamen einzelner Personen sind sehr üblich, da gewöhnlich mehrere Glieder einer Familie denselben Taufnamen haben. Denn der älteste Sohn erhält jedesmal den Namen des Großvaters väterlicher Seite, der zweite den des Großvaters mütterlicher Seite, der dritte den des ältesten Bruders des Vaters u. s. f.

Marino Ghetaldi, geboren 1566 in Ragusa, begab sich, da er vorzugsweise Mathematik liebte und sich darin auszubilden wünschte, mit seinem Busenfreund Marino Gozze auf Reisen, und blieb längere Zeit in Rom, wo er den Michel Coigne zum Lehrer hatte und seine ersten Abhandlungen schrieb, die er seinen Freunden, dem Cardinal Serafino Olivario und dem Jesuiten Cristoforo Clavio, einem berühmten Mathematiker, widmete. Dann durchzog er mit Gozze, dem er aus Anhänglichkeit seine Variorum Problematum Collectio (Venedig 1607) widmete, sechs Jahre lang Italien, Frankreich, England und Deutschland, erregte überall Bewunderung, übertraf die berühmtesten Mathematiker seiner Zeit, wie François Viète in Paris, und erwarb sich zahlreiche Freunde, unter ihnen auch Paolo Sarpi in Venedig. Sein bedeutendes Werk: Apollonius Redivivus (Venedig 1607) verschaffte ihm den Beinamen Apollonius Illiricus.

Als er nach Ragusa zurückgekehrt war, brachte er einen großen Theil des Jahres in seinem väterlichen Erbgute, der jetzigen Villa Sarraca zu, um teleskopische Beobachtungen der Planeten und Versuche mit dem Brennspiegel anzustellen, starb 58 Jahr alt, sehr geschätzt und mit den höchsten Aemtern bekleidet, als er eben sein Werk: De Resoluzione et Composizione Matematica vollendet hatte. Er hinterließ das Manuskript seinen beiden Töchtern, die es 1630 in Rom drucken ließen, wo 1608 seine ersten Werke: Archimedes Promotus etc. und Nonnullae Propositiones de Parabola erschienen waren. Sein Supplementum Apollonii Galli seu exsuscitata Apollonii Pergaei Tactionum Geometriae pars reliqua veröffentlichte er 1607 in Venedig.

Juden sind seit 1492 in Ragusa. Sie wurden 1515 auf Anstiften

des Franziskanermönchs P. Tommaso aus Stadt und Gebiet vertrieben, aber zurückgerufen, da sie nach Apulien gingen und dort die Kornausfuhr nach Ragusa zu hindern wußten. Seitdem bilden sie eine kleine Gemeinde mit einer Synagoge in der Stadt.

M. Sergio, 1326 Fuß hoch, sogenannt von der auf ihm errichteten Capelle des Heiligen, welche die Franzosen zerstörten, ehe sie das Fort erbauten, bildet eine Kuppe der Berggruppe von Bergato, welche die beiden Dörfer Bergato und Basanka trägt, und im September der Jagd wegen sehr besucht wird. Die Bewohner dieser Dörfer, obwohl sehr gering an Zahl, aber als tapfer selbst von den Türken gefürchtet, hatten die Verpflichtung des Briefstragens, indem jeder eine Tagreise zu machen hatte, und des Dienstes in der Schar der Barabanaten und der Grenzsoldaten (**krajisnici**). Bei der Belagerung Ragusa's von 1806 hatten die Russen den ganzen Bergato besetzt, und auf dem Sergio die Batterieen zur Beschießung der Stadt errichtet, gaben aber ihre Position ohne Kampf auf, und ließen Lebensmittel und Munition im Stich, als sie, durch eine Kriegslist des General Molitor über die Stärke des Feindes getäuscht, die Montenegriner in größter Hast fliehen sahen.

Thal von Gionchetto (sl. **Šumet**), zwischen den Thälern von Ombla und Breno, von letzterem durch den Bergato getrennt, auf beiden Seiten von hohen grünen Hügelreihen eingeschlossen, welche beweidet werden, ist reich an Wein, Oel, Aepfeln, Kirschen, Maulbeerbäumen und Melonen, im Frühjahr an Blumen und heilsamen Kräutern, berühmt durch den Gesundbrunnen „**od vrjesne glavice**" vom Thymianberg, und die Menge süßen Wassers in Knežica, welches durch den Aquädukt von Ragusa nicht nur die Stadt, sondern auch die Gärten und Brunnen von Pille versorgt, und hat gegen dreihundert Einwohner. König Bodin schenkte das Thal um 1100 den Mönchen von Lacroma.

Pille (sl. **Pile**), die westliche Vorstadt von Ragusa, berühmt durch das Findelhaus, welches laut Senatbeschlusses vom 9. Februar 1432 dort errichtet wurde und eines der ersten in Europa war. Die darauf bezüglichen Verordnungen stehen im 252. Capitel des grünen Gesetzbuches unter der Aufschrift: **Ordo et providimentum pro creaturis quae abjiciuntur inhumaniter.**

Danee diente bei der Pest von 1430 zum Absperrungsort der

Verdächtigen, während die Verpesteten auf die Scoglien Marcana und Bobara geschifft wurden. Da man Alle in kleinen, von einander getrennten Häuschen Tag und Nacht beobachten ließ, wurden nur Wenige das Opfer der Ansteckung, wohingegen bei der Pest von 1416 binnen drei Monaten 3800 Personen gestorben waren. Während der Erdbebenzeit von 1843 hatte man auf dem Dance Baracken aufgeschlagen, in welchen das Militär und viele Personen aus der Stadt campirten.

Exercierplatz oder piazza Clauzel, sogenannt von dem General, der ihn anlegte.

San Lorenzo, auf einem 160 Fuß hohen in's Meer vorspringenden Felsen, verdankt den Venetianern seine Entstehung. Der Doge Domenico Contarini beabsichtigte, wie Serafino Razzi erzählt, nach der Bezwingung Zara's auch Ragusa zu unterwerfen, und ließ deßhalb ganz nahe an der Stadt eine Feste anlegen. Er schiffte sich mit allem zum Bau nöthigen Material in Zara ein, fand aber, da sein Plan verrathen worden war, den Felsen schon befestigt, und mußte unverrichteter Sache abziehen, während die Ragusäer das starke Fort Lovrenac oder S. Lorenzo massiv aus Quadern fertig bauten.

Quellen: Lunario Raguseo per 1848.
La Dalmazia 1846. N. 30. 32.
M. Ban, Zérealo poviestnice dubrovačke. Dubrovnik I. pg. 125—8.
Magazin srbsko-dalmatinski za ljeto 1848. pg. 28—52.
G. Ferrich, Periegesi. Ragusa 1803.
Dubrovnik III. pg. 58.
Cerva (Serafino) da P. A. Casali und Ghedaldi (Marino) da G. Barbieri in Uomini illustri di Ragusa.

Im April.

Serragli (Luigi), aus einer aus Italien eingewanderten Familie, Verfasser verschiedener historischer und staatsökonomischer Artikel in italienischen Journalen, und der in Zara gedruckten Schrift: **Sulla questione doganale.**

Kaznacich (D. Ive), studirte in Padua und Wien Medizin, redigirte zeitweis die italienischen Journale La Favilla in Triest und L' Avvenire in Ragusa, und die slavische Zora Dalmatinska in Zara, gab 1848 in Ragusa einen historischen Kalender (Lunario Raguseo) heraus, übersetzte die illyrische Grammatik von Bielòslav Babukich in's Italienische, Tommaseo's Abhandlung über die Volkslieder der Südslaven in's Illyrische und viele Gedichte aus fremden Sprachen in's Italienische oder Illyrische, oder aus diesem in's Italienische. Jetzt beschäftigt er sich mit einem Werke über Ragusa und mit der Herausgabe der Kolende, welche den Namen seines Vaters Antun K., in Ragusa berühmt gemacht haben.

Gagliuffi (Giovanni), verfaßte viele Gedichte und Biographieen berühmter Ragusäer in italienischer Sprache, welche theils veröffentlicht, theils noch ungedruckt sind. Er ist ein Verwandter des Marco Faustino Gagliuffi, welcher durch seine Improvisationen zu großer Berühmtheit gelangt ist. Im Jahre 1765 geboren, kam er mit fünfzehn Jahren nach Rom in das Instituto delle Scuole pie, wurde schon nach fünf Jahren Professor der Eloquenz, zuerst in Urbino, dann in Rom und ging, als die Revolution ausbrach, nach Genua und von dort nach Paris, wo er viel Aufsehen machte. Nach drei Jahren kehrte er jedoch nach Genua zurück, wurde Professor des Rechts, und er-

klärte den Codex in lateinischen Versen, die leider nicht aufgeschrieben worden sind. Aber mit den politischen Umwälzungen verlor er seinen Lehrstuhl, bereiste Deutschland, Frankreich und Italien als Improvisator, erregte überall das größte Erstaunen und erhielt bei seiner Rückkehr nach Genua vom König Karl Albert von Sardinien die Stelle als Bibliothekar der Universität. Er beschäftigte sich nun mit der Herausgabe seiner Werke, von denen **Specimen de fortuna latinitatis** 1833 in Torino erschien und **Navis Ragusea** von Lazzaro Papi in's Italienische übersetzt worden ist, starb aber plötzlich in Novi den 14. Februar 1834. Von seinen Improvisationen sind verschiedene Sammlungen in Milano, Venezia, Verona und Alessandria erschienen, seine Inschriften sind 1837 zum Theil vom Professor G. A. Scazzola gesammelt worden.

Opera pia, die Verschmelzung aller zu Wohlthätigkeitszwecken bestimmten Schenkungen, deren Ragusa sehr viele aufzuweisen hat. Sie waren seit dem fünfzehnten Jahrhundert mit der Zeit zu einem Capital von vier Millionen Gulden angewachsen, welches in verschiedenen Banken angelegt, gegen 140.000 fl. jährlicher Einkünfte trug; aber die Verluste, welche das Aufhören der Republik nach sich zog, haben die Opera pia jetzt auf ein jährliches Einkommen von 40.000 fl. reduzirt. Außer der Opera pia besitzen noch die **congregazione del Preti** ein Capital von nahe 300.000 fl., und die sogenannte **fabriceria della Cattedrale** gegen 90.000 fl., deren Zinsen zum Unterhalt des Seminars und der Kathedrale verwandt werden, und verschiedene Brüderschaften sorgen für ihre betreffenden Kirchen.

Quellen: F. Gagliuffi da L. Carrer in Uomini illustri di Ragusa (eine von Herrn Martecchini in Ragusa veranstaltete Sammlung von Porträts der berühmtesten Ragusäer, zu denen die besten italienischen Schriftsteller Biographien geschrieben haben).
Dubrovnik. III. svezak. U Zagrebu 1852. pg. 73. sq.

—○○○—

Vom ersten Mai bis zu Johanni.

San Giacomo, von Giovanni Gondola und seiner Frau Dobroslava im Jahre 1222 gestiftet, und durch sein Testament von 1234 reich bedacht. Es hieß damals S. Jacopo di Visnizza und lag am Orte „Brelas". Papst Innocenz IV. nahm durch ein Breve vom 11. August 1254 das Kloster in seinen persönlichen Schutz und begabte es mit mehreren Freiheiten und Vorrechten, ließ jedoch dem Erzbischof von Ragusa das Recht, den Abt zu wählen.

Melitensische Congregation, congregatio Melitense, umfaßte die Benediktinerklöster von Meleda, Giuppana, S. Andrea, welches 1667 beim Erdbeben einstürzte, und S. Giacomo, und hatte eigne Gesetze und Statuten. Das Kloster von Meleda stand an der Spitze derselben, die Mönche wählten ihren Abt und dieser hatte das Recht, bei Prozessionen in pontificalibus zu gehen, an S. Biagio mit dem Erzbischof das Hochamt zu feiern, und bei Begräbnissen für Erzbischöfe und Rektoren das Offiz in pontificalibus zu halten.

Ignazio Giorgi, einziger Sohn von Bernardo G. und Teresa Zlatarich, 1675 in Ragusa geboren, und in der Taufe Niccolò genannt. Seine Familie, früher bürgerlich, und 1667 nach dem Erdbeben in den Adelsstand erhoben, führte den Beinamen di Bernardo. Niccolò studirte bei den Jesuiten, trat 1677 in Rom in ihren Orden, und wurde bald darauf als Lehrer der Rhetorik nach Ascoli gesandt. Nach acht Jahren kehrte er nach Ragusa zurück, lebte einige Zeit lang ganz zurückgezogen, und trat dann als P. Ignazio in Meleda in das Kloster Jezero, dessen Abt er bald darauf wurde. Der Senat von Ragusa

berief ihn als Consultore und Teologo der Republik nach Ragusa, verbannte ihn aber, als er die geistliche Immunität gegen die ragusäer Gesetze verfocht. Er ging nach Apulien, und beschäftigte sich dort mit historischen und archäologischen Studien, bis der Papst seine Zurückberufung durchsetzte. Wie im Triumph zog er in Ragusa ein, und widmete sich nun ganz seinen Arbeiten, starb aber in Folge zu großer geistiger Anstrengung am 12. Januar 1737, noch ehe er sein letztes Werk, die Apologie seines Ordens, vollendet hatte. Von seinen vielen lateinischen Schriften sind nur noch einige gelehrte Abhandlungen, wie über das theologisch-philosophische Werk Eucaristia des Advokaten Sorgo in Neapel, über die melitensische Congregation und der erste Band eines Werkes über illyrische Alterthümer übrig. Auch von seinen italienischen Produktionen ist wenig geblieben. Dagegen besitzen wir in illyrischer Sprache von ihm eine klassische Uebersetzung der Psalmen, ein Bruchstück seiner Uebersetzung der Aeneide und seine größeren und kleineren Dichtungen, welche mehrfach aufgelegt worden sind.

Guzle, eine Art Mandoline mit langem Hals, deren eine Saite in der Stärke einer Violoncellsaite aus Pferdehaaren besteht. Ein Bogen mit einer gleichen Saite dient zum Streichen. Der Spieler, **guzlar**, hält das Instrument wie ein Violoncell zwischen den Beinen und bewegt von der linken Hand nur die vier Finger, ohne die Lage der Hand selbst je zu ändern. Die **guzle**, welche den Tanz und die Heldengesänge begleitet, und bei keiner Festlichkeit fehlen darf, ist jedenfalls das älteste Streichinstrument. Die Südslaven haben sie wahrscheinlich von den Pelasgern angenommen. Nach Alessandro Ferrara wurde sie jedoch von den Arabern erfunden; die zweisaitige Leier wird den Assyrern, und die dreisaitige den Egyptern zugeschrieben. Die zweisaitige **kalascione** oder **kolascione** in Neapel ist der guzle am ähnlichsten.

Mehrsaitige Instrumente, deren sich die Slaven nur zur Begleitung des Gesangs, besonders in Bosnien bedienen, sind die **tambura**, an Zahl der Saiten und durch die Art sie zu spielen, der Mandoline ähnlich, **kardazen**, ein Tamburin von vier Saiten, **bugarija**, von sechs Saiten, **ćemanet**, Art Violine, und **šargia**, ein großes Tamburin.

Südslavischer Tanz, **poskočnica**, eine Art **kolo**, den Bren-

nesen eigenthümlich, in welchem die einzelnen Paare fortwährend um einander herumspringen, ohne daß dadurch die kreisförmige Drehung aller Paare um ein in der Mitte des Ganzen sich befindendes Paar unterbrochen würde.

Erdbeben von 1667 hat eine ganze Literatur hervorgerufen. Benedetto Stay, Stefano Gradi und Benedetto Rogacci haben es lateinisch, Niccolò Bona, Varo Bettera und Giacomo Palmetta illyrisch beschrieben, Luca Stulli, wie schon erwähnt, die Gedichte der drei Erstgenannten in's Italienische übersetzt. Die genaueste Beschreibung, welche Engel in seiner Geschichte des Freistaats von Ragusa vollständig aufgenommen hat, verdanken wir jedoch dem damaligen holländischen Gesandten. Eine andere, weniger bekannte, findet sich in einem Briefe des Franziskaners P. Vitale Andriasci an den Sig. Diodoro Bosdari in Ancona, welchen L. Stulli in seinen **Lettere sulle detonazioni della Isola di Meleda** mitgetheilt hat. Ragusa, und wie man gewöhnlich annimmt, alles Land des Dreiecks zwischen Meleda, Fort Opus und Ragusa vecchia, hat seit den ältesten Zeiten viel von Erdbeben zu leiden gehabt. Die furchtbarsten waren in den Jahren 1480, 1482, 1520, 1631, 1667, 1823 und 1843; das erste, welches historisch erwähnt wird, fand im Jahre 365 nach Christo Statt, und ist von Ammianus Marcellinus beschrieben worden.

Nicolò Bona Bucicevich, Sohn des als Dichter bekannten Ivan Bunić Bučičević, und der Pavla Bucchia, ist der einzige Patrizier, welchem während des 1200-jährigen Bestehen's der Republik 1678 im Saale des großen Raths ein Marmordenkmal mit einer Inschrift errichtet wurde. Als Ragusa sich kaum aus seinen Ruinen wiedererhoben hatte, verlangte Muhamed IV. auf Anstiften seines Ministers Kara Mustapha nicht nur die Hinterlassenschaft aller beim Erdbeben erloschenen Familien, sondern erklärte auch, der Durchgangszoll, welchen die Ragusäer während des candischen Krieges von allen über Ragusa in Bosnien ein- und ausgehenden Waaren erhoben hatten, müsse dem Achmet Pascha von Bosnien mit 500 Beutel zurückerstattet werden. Ragusa, außer Stande, diese ungerechten Forderungen zu erfüllen, raffte Alles, was da war, selbst von Kirchengeräthschaften, zusammen, um wenigstens das jährliche Schutzgeld bezahlen und den Minister durch Geschenke milder stimmen zu können, hatte aber für den Pascha von Bosnien nichts als Gesandten, um

ihm die Unmöglichkeit der Zahlung darzulegen und ihn durch Bitten zu besänftigen. Niemand wagte jedoch in der Senatsversammlung, die Gesandten zu wählen, welche nach Bosnien gehen sollten, weil Achmet-Pascha Jeden mit dem Tod bedroht hatte, der ihm von einem Vergleich spräche, ohne vorher das Geld gegeben zu haben. Da erhob sich Marino Gozze und schlug den Nicolò Bona vor. Er nahm es an und wählte den Marino zu seinem Gefährten. Kaum erschienen beim Pascha, wurden beide, wie sie es erwartet, gefesselt und in's Gefängniß geworfen, und wenige Monate nachher nach Silistria geschleppt, wo das Lager des Sultans war, und wo Nicolò am 16. August 1678 der grausamen Behandlung unterlag. Vor seinem Tode hatte er jedoch noch Mittel gefunden, um an die Republik zu schreiben und sie zu ermahnen, nicht nachzugeben oder irgend Rücksicht auf ihr Leben zu nehmen.

Von seinen Werken besitzen wir noch: 1. **Glavosiečenje navjestitelja Jesusova Ivana Karstitelja slavnoga**, die Herodiade in drei Gesängen; 2. **Grad Dubrovnik vlastelom u tresnju na 6. Ap. 1667**, Ragusa im Erdbeben (Ankona 1676); 3. **Feniče ali ti srečno narečenje gradu Dubrovniku po trešnji**, eine Vorhersagung der Geschicke Ragusa's nach dem Erdbeben, welche er 1668 während seiner Gesandtschaft an den Sultan in Adrianopel schrieb, und 4. ein Gedicht über das Leben der Jungfrau Maria.

Sein Bruder, Serafim, war ebenfalls Dichter von geistlichen Liedern (**Piesni duhovne**) und Vater des sogenannten **Ivan mladji**, des jüngeren Johann, welcher viele französische Lustspiele in's Ragusäische übertrug.

Maroizza Caboga, geboren 1630, tödtete in Jähzorn seinen Vormund, heftig gereizt durch dessen Schmähungen, und saß daher im Gefängniß, als das Erdbeben Statt fand. Sein Benehmen während dieser Unglückszeit ließ sein früheres Vergehen vergessen, und er ging 1677 mit Giorgio Bucchia als Gesandter an den Sultan nach Constantinopel, wo er am 8. August ankam, Alles versuchte, um das Ragusa drohende Unheil abzulenken, aber am 13. Dezember mit seinem Gefährten festgenommen und in die Gefängnisse von Baba-Giafer abgeführt wurde. Auch er schrieb gleich Nicolò Bona an den Senat, festzubleiben, und ermahnte die Seinigen zum Muth, hatte aber das Glück, nach vier Jahren furchtbarer Drangsale aus dem

Gefängniß befreit zu werden und nach Ragusa zurückzukehren, wo er 1692 starb.

Quellen: I. Giorgi, De Congregatione Melitensi Benedictina Breve Commentarium.
I. Giorgi da G. Druscich; — N. Bonà da G. A. Casnačich und M. Caboga da G. Gagliuffi in Uomini illustri di Ragusa.

Ragusa vecchia.

Ragusa vecchia, Stadt mit 130 Häusern und 954 Einwohnern, sechs Miglien östlich von Ragusa, zu dessen Kreis und Bisthum es gehört, liegt auf einer Halbinsel an einer kleinen Bucht, ist nach der Landseite zu noch mit Mauern umgeben und hat in der Nähe die Reste einer Wasserleitung und die Grabstätte des Historikers Diabella, welche vom alten Epidaurus herrühren. Wann und von wem dieses gegründet worden, ist unentschieden. Nach Nisiteo war es älter, als eine Niederlassung der Parthenier sein konnte, und der Cultus des Aesculap, gleich dem im alten Illyrien üblichen Cultus des Jupiter Ammon und der Isis, aus Egypten eingeführt.

Canale (sl. **Konavlje**), ein sehr fruchtbares, gegen sechs Stunden langes und eine Stunde breites Thal, welches sich mit seiner Fortsetzung der Sutorina, von dem es nur durch eine Höhe geschieden ist, von Ragusa vecchia bis Castel nuovo hinzieht, und seinen Namen von einer Wasserleitung des alten Epidaurus erhielt. Zerrüttete kahle Felsmassen, an deren Abhängen die Häuser und Dörfer liegen, schließen es zu beiden Seiten ein und nähren es durch viele kleine Gewässer, welche die Ljuta bilden und zur Regenzeit das ganze Thal in einen See verwandeln, bis das Wasser durch unterirdische Ausgänge wieder abfließt. Die südliche Bergkette, **Donja gora**, trennt Canale vom Meere, dem es nur die beiden Häfen von Molunta als Zugänge öffnet, soll einst bewaldet gewesen sein, ist aber jetzt, wo es irgend geht, bepflanzt und bewohnter, als die nördliche Kette, deren Gipfel, besonders der 3926 Fuß hohe Schneeberg, **snenica**, einen großen Theil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt und selten ohne Wolken

sind. Auf einer Felskuppe dieser Kette liegt die zerstörte Burg Sokol, welche einst Canale in zwei Hälften theilte: die Ebene von Vitaglina bis Sokol gehörte dem bosnischen Wojvoden Sandalj Hranich, die Ebene von Sokol bis Obod dem Petar Pavlovich. Sandalj verkaufte sein Theil 1419 den 24. Juni für 18.000 Dukaten an die Ragusäer, und gab ihnen 1420, als Petar getödtet wurde und ihm sein Besitzthum schenkte, um den Preis des ersten auch den zweiten Theil noch dazu. Aber Radoslav Pavlovich, der wahre Erbe Petar's, verlangte sein rechtmäßiges Erbe zurück, wandte sich an den König von Bosnien und den Sultan, und Ragusa schließt 1427 den 31. Dezember, um den Frieden wieder herzustellen, einen neuen Kauf mit ihm ab. Als er jedoch 1429 die 24.000 Zecchinen Kaufgeld noch einmal verlangt, widersetzt sich die Republik entschieden diesem Ansinnen, muß indeß nachgeben und nochmals zahlen, da ihre Truppen bei Gliuta und ihre italienischen Söldner bei Trebinje geschlagen werden und Radoslav durch falsche Zeugnisse den Sultan für sich gewinnt. Gleichwohl wurde Canale doch noch so billig gekauft, daß, wie man sagte, jeder Kopf nur drei Obolen kostete. Das Land wurde an den Adel gleichmäßig vertheilt, und bald so blühend, daß es seitdem die größte, bevölkertste und bebauteste der acht Grafschaften Ragusa's bildete, deren Gouverneur oder Conte in Pridvorje residirte. Früher war die Zahl der Weinstöcke gesetzlich bestimmt, und das Thal mehr zum Getreide- und Flachsbau benutzt. Jetzt ist, wo nicht nackter Fels ist, ganz Canale mit Wein, Oel, Obst und Saat bedeckt, und über 8300 Seelen bewohnen die zehn größeren oder kleineren Dörfer, welche mit Ragusa vecchia das Dekanat von Canale ausmachen.

Appendini (Francesco Maria), geboren 1769 in Paivino in Piemont, trat 1787 in Rom in den Orden delle scuole pie und kam 1792 nach Ragusa, wo er sich bald mit den bedeutendsten Männern jener Zeit befreundete, und durch seine Schriften zum Ragusäer machte. 1834 folgte er seinem Bruder Urbano als Direktor des liceo-convitto in Zara und starb dort 1837. Er verfaßte: **Notizie storico-critiche sulle antiquità, storia e letteratura de' Ragusei. Ragusa 1802. 2 vol. — De praestantia et vetustate linguae illyricae. Ragusii 1806. — Analogia delle lingue degli antichi popoli dell' Asia Minore con la lingua dei popoli antichi e recenti della Tracia e dell' Illyria. Ragusa 1810. — Memorie spettanti ad alcuni uo-**

mini illustri di Cattaro. Ragusa 1811. — Grammatica della lingua illirica. Ragusa 1828. 2. Aufl. 1850. — Commentatio de vita et scriptis Bernhardi Zamagnae. Zadera 1830. — Esame critico della questione intorno alla patria de S. Girolamo. Zara 1833, und viele noch ungedruckte Arbeiten in lateinischer, italienischer und illyrischer Sprache.

Quellen: Status Cleri et Animarum Dioecesis Rhacusinae. 1852.
Srbsko-dalmatinski Magazin za ljeto 1848. pg. 21. 56—9.
P. Nisiteo. Memorie staccate. Mss.
G. Ferrich. Periegesi Ragusa 1803. pg. 49. 23. sq.
Srbski spomenici. str. 137. 144.
A. Kaznačich. Memoria della vita e della opere del P. Fr. M. Appendini. Ragusa 1838.

Ombla.

Ombla (sl. **Rjeka**), der Orion der Alten, ähnlich dem Timavo bei Triest, ist 2 Miglien lang und fast bis zur Quelle gegen 80 Klafter breit, mündet in der Bucht von S. Croce oder Gravosa und bildet das nach ihm benannte Thal, welches gegen 1650 Seelen zählte. König Stephan von Dalmatien und Croatien, nach Engel der Vater Krešimir's, Stephan Voislav von Serbien, schenkte es mit sammt dem Küstenstrich von Ragusa vecchia bis Valdinoce, der sogenannten Astarea (altes Land), 1050 den Ragusäern.

Bizarro (Giovanni), geboren 1782 in Sabbioncello, aus einer alten Patrizierfamilie Ragusa's, studirte Anfangs unter Appendini's Leitung in Ragusa, dann, als sein Vater 1792 starb, im Hause seines mütterlichen Onkels, der Consul der Republik in Venedig war, und zuletzt auf dem Seminar in Treviso. Dort verfaßte er seine erste Hymne: **Inno a S. Biagio (Venezia 1799)**. Ihr folgte: **Ode libera (Venezia 1802), Ode saffica per le nozze Rizzoni-Bembo** und die ungedruckt gebliebenen Uebersetzungen des vierten Buches die Aeneide, der Voltaire'schen Tragödie **Erifile** und **traduzione di varii opuscoli latini sopra storia ragusea raccolti ed illustrati per il Senatore Michele di Sorgo.** Bei einer Mission seiner Regierung an die damalige italienische Republik ging er 1804 als Sekretär nach Mailand und verliebte sich dort in Maria Tarma. Nach ihrem Verlust verließ er Venedig, ließ 1806 in Firenze die **Poesie di Giov. de Bizarro in Morte di Maria Tarma de lui consorte** drucken, und lebte nach seiner Rückkehr nach Venedig dort ganz den Wissenschaften und Künsten. Er gab noch 1806 **Versione inedita del Ragionamento di Atenagora**

intorno alla rissurezione de' morti tradotto dal cav. Gasparo Gozzi heraus, 1808 Carme sul terremoto di Ragusa del P. Benedetto Rogacci, 1817 l' Elogio del Bascovich, 1818 Due canti sulla grandezza di Dio, wurde einer der thätigsten Mitarbeiter am Giornale Letterario Padovano, und hielt im Ateneo die Reden Sull' influenza delle Belli Arti sullo spirito umano und Sull' architettura, welche beide ungedruckt blieben. Seine Güter riefen ihn 1817 nach Ragusa zurück, wo er 1824 L' amicizia, sciolti, 1825 Idillio in morte di Tommaso Chersa, 1829 Versione della 12. Ode di Orazio del libro 1, und Ode al cav. Radeglia, 1831 Rime sacre herausgab, und bei seinem Tode 1833 seiner Familie außer zahlreichen in Sammlungen und Zeitschriften zerstreuten Poesien einen ganzen Band noch ungedruckter Gedichte hinterließ. Sein Sohn Baldovino, welcher jung starb und ebenfalls als Dichter und Uebersetzer glänzte, hat seine Biographie geschrieben, und in La Dalmazia abdrucken lassen.

Dvirala, eine Doppelflöte, mit vier Löchern rechts und drei links, besonders zum Trillern geeignet, sehr ähnlich den altgriechischen monaules.

Franziskanerkloster von Rožat (S. Maria Rabiata, Ratiata oder Razato), sogenannt vom Hügel, auf dem die Kirche liegt, schon 1123 von Savino Gondola gestiftet, anfänglich von Lacroma und Monte Casino verwaltet, fiel Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, leer stehend, an die Republik, welche es 1326 einer frommen Brüderschaft überließ, aber 1393 die bosnischen Minoriten zur geistigen Pflege hinrief, welche das Kloster 1565 neu aufbauten und noch bewohnen. Die davon abhängige Parrochie ist 821 Seelen stark.

Herzog von Sorgo (Antonio), aus einer Linie der Sorgo, welche 1600 von den Königen von Spanien die Herzogswürde erhielt, war Gesandter Ragusa's in Paris, als die Republik unterging, verkaufte alle seine Güter, und ließ sich in Paris nieder. Er that während des Congresses alles Mögliche, um die Wiederherstellung seines Vaterlandes zu erlangen oder wenigstens die Zahlung des Ragusa versprochenen Schadenersatzes und der ihm genommenen baaren Capitalien durchzusetzen, aber erreichte nichts. In Paris beschäftigte er sich viel mit slavischen Sprachforschungen, veranlaßte die Errichtung des slavischen Lehrstuhls am College de France und gab ein Memoire sur l' antiquité de la langue illyrienne, sowie Frag-

ments sur l' histoire politique et littéraire de l' ancienne république de Raguse heraus.

Mokošica, Pfarrdorf mit 826 Seelen.

Quellen: Status Cleri etc. 1852.
G. Ferrich Periegesi etc.
La Dalmazia 1847. N. 12—14.

Nach Castel nuovo.

Daxa, kleiner Scoglio, welchen Savino di Ghetaldi mit Beistimmung seiner Gattin Drazga, die sich in der Urkunde griechisch Agayp nennt, den Franziskanern schenkte. Er erbaute ihnen ein Kloster auf dem Hügel, welchen verschiedene Ragusäer mit zehn Capellen umgaben und vermachte ihnen durch ein Testament vom 11. Juli 1291 alle seine Güter. P. Vitale Andriasio erbaute nach dem Erdbeben die Gebäude so wie sie sind. Während der Pest von 1464 wohnte der Senat auf Daxa.

Kloster von Sta. Chiara, Anfangs außer der Stadt, wurde 1290 von San Vito in Pile nach der Stadt versetzt und unweit der alten Kirche von S. Biagio da, wo jetzt die Militärkaserne ist, hinter dem großen Röhrbrunnen aufgebaut. Es enthielt nur adelige Fräuleins, durfte aber durch ein Verbot des Senats nicht die Töchter griechischgläubiger slavischer Fürsten aufnehmen, und stürzte beim Erdbeben ein.

Breno (sl. Xupa), ein sehr fruchtbares Thal, welches seiner Ausdehnung wegen eine contea bildete, und davon auch den slavischen Namen župa, Herrschaft erhielt. Ein kleiner Fluß, welcher wie die Ombla ein Abfluß der Trebižica, des alten Zachlumus, sein soll, durchströmt es, treibt Mühlen und ist zu beiden Seiten mit Landhäusern, Wein- und Oelgärten umgeben, welche unmittelbar am Fuß hoher Berge in Form eines Halbkreises Angesichts des Meeres einen fast 3 Miglien langen Landstrich bedecken. Viele Süßwasserquellen machen das Thal noch geeigneter zum Sommeraufenthalt. Der Bergato trennt es vom Thal Gionchetto, die Straße, welche seit

1829 von Ragusa nach Ragusa vecchia führt, verbindet es mit der Stadt. Das Kloster der Dominikaner von S. Vincenzo in Molini, welches von 1613 bis 1621 gebaut wurde, steht auf einem Grundstück, das Maura, die Tochter des Biagio Gozze, 1539 den Dominikanern als Zufluchtsstätte während der Pestzeit überließ, ist aber jetzt verlassen. Die beiden Parrochien von Breno superiore (župa gornja) und Molini (Mlini) enthalten über 1800 Seelen.

Gleich Ombla wurde Breno den Ragusäern 1050 geschenkt, und hatte wie dieses von häufigen Plünderungen zu leiden. Von den beiden alten Schlössern, welche ehedem das Thal vertheidigten, ist kaum noch eine Spur zu entdecken. Ebensowenig vom dritten, Spiono, über Plat, welches wahrscheinlich den Epidauritanern als Wachtthurm diente, um die Schiffe zu beobachten, die sich auf dem Meere sehen ließen.

Budua (sl. Budva), kleine Stadt mit 827 Einwohnern, unmittelbar am Meer, auf einer Halbinsel, rings von alten Mauern umschlossen, und nur nordwestlich mit dem Festland zusammenhängend, 14 Miglien von Cattaro, zu dessen Kreis und Bisthum es gehört, ist eine der ältesten Städte Dalmatiens. Ob jedoch das heutige Budua auf derselben Stelle steht, wo das Butua, Buthoe oder Butama der Alten lag, welches von den Saracenen zerstört wurde, ist zweifelhaft. Da man in der kleinen Küstenebene am Fuße der Berge, welche Budua von Cattaro trennen, zwischen dem Quell Toplišo und dem Ort Gospostina noch häufig Ueberreste von Alterthümern findet, könnte die alte Stadt wohl dort gestanden haben. Sie wurde schon 886 Bischofssitz unter dem Erzbisthum Dioclea, aber unter dem dreizehnten Bischof gänzlich zerstört, und seit jener Zeit noch vier Mal eingeäschert, bis die Venetianer unter Paolo Gradenigo und Bernardino Vitalba 1639 die Befestigungen anlegen ließen, welche jetzt durch die Zeit und die Erdbeben halb zerfallen sind.

Das Castell, welches auf einem Felsen stand, wurde mit der Umfangsmauer vereinigt, die die beiden Basteien verband, und als 1687 Soliman, Pascha von Scutari, mit zehntausend Mann anrückte, um Budua zu erobern, sah er sich durch die tapfere Vertheidigung der Bürger und Venetianer unter Corner gezwungen, unverrichteter Sache abzuziehen. Denn seit 1442 war Budua venetianisch, und Venedig hatte der Stadt 1465 ihre eigene Verwaltung und ihre Freiheiten be-

lassen. Der Adel, welcher 1442 noch vierzig Häuser zählte, bildete wie überall die communità, lebte aber im besten Einverständniß mit der cittadinanza, welche damals einige zwanzig Häuser zählte, und durfte sich ungehindert mit ihr verheiraten. Die Statuten enthielten manche sonderbare Verordnungen. So gehörten, wenn Jemand einen Fruchtbaum zwischen sein und seines Nachbars Grundstück pflanzte, Nüsse, welche auf dieses fielen, zur Hälfte dem wirklichen Besitzer, Birnen aber ganz dem Nachbar und nur von einem Oelbaum gehörten alle Früchte dessen Besitzer. — Wenn Jemand ein Haus bauen oder ausbessern will, kann man in den ersten drei Tagen der Arbeit Einwendungen machen, sonst nicht. — Niemand durfte bei Verlust der Ladung und fünfzig Perperi Strafe fremden Wein, Oel und Feigen in's Gebiet bringen, außer mit Erlaubniß der Richter und Räthe. — Niemand durfte Landwein zum Wiederverkauf im Gebiet kaufen. — Kein Einheimischer durfte Notar werden. — Der Vater konnte seine Söhne vor ihrer Majorennität nach Belieben; nachher mit ihrer Einwilligung verheiraten, und über die Mitgift der Schwiegertöchter verfügen, und wenn der Sohn, sich dem widersetzte, ihn aus dem Hause jagen. — Hatte ein Vater Söhne und Töchter, so sollte er diese zuerst verheiraten und dann die Söhne, und sie, wollten sie es vorher thun, aus dem Hause jagen. — Machten die Eltern Schulden, mußten die Kinder sie bezahlen, „wenn sie was hatten; wo nicht, brauchten sie es nicht." — Beim Fall Venedig's bemächtigte sich der Vladika von Montenero Budua's, trat es aber den Oesterreichern ab.

Punta Koballi und hinter ihr der 1452 Fuß hohe Berg gleichen Namens, auf welchem die türkische Grenze ist, gehört den Türken. Der Ragusäer Bandur, welcher während den Unterhandlungen des Friedens von Passarowitz Bedienter beim englischen Gesandten war, bat diesen fußfällig, als Friedensbedingung die Abtretung dieser Landstrecke und der von Klek zwischen der Narenta und Ragusa an die Türkei einzuschalten, und dieser ließ sich bewegen, es im neunten Artikel zu thun.

Punta d' Ostro, ein 234 Fuß hohes Vorgebirge, am Eingang der Bocche.

M. Dobrastizze, 4993 Fuß hoch.

Castel nuovo (lat. **Neocastrum** sl. **Novi** oder **Herceg-Novi**), amphitheatralisch an einem Hügel auf der Nordseite des Canales gelegen, ist nach alter Art mit Mauern und Thürmen umgeben, welche durch das 164 Fuß hohe Castel di mare und das noch höhere Castel de terra überragt werden, aber durch die vielen Erdbeben halb zerfallen sind. Nur das eine halbe Stunde nördlicher gelegene Fort Spagnuolo wird in gutem Zustand erhalten. Die Stadt ist unregelmäßig gebaut, der Sitz des Prätors, und hat gegen 500 Einwohner.

Gegründet wurde sie 1379 (nicht 1373, wie man gewöhnlich annimmt) vom König Stephan Tvèrtko I. von Bosnien, verschönert und fertig gebaut vom Herzog Stephan, daher auch ihr Name Herceg-Novi. Tvèrtko wollte sie zur Handelsstadt und zum Stapelplatz der dort neuangelegten Salinen machen, gab aber 1382 auf die Beschwerden der Ragusäer über Verletzung ihrer alten Vorrechte seinen Plan auf, und Maria von Ungarn verbot 1383 selbst, Wein und Salz nach Novi zu bringen, weil dies gegen die Freiheiten Ragusa's stieße. Stephan erhob Novi zur Hauptstadt der Hercegovina, oder des Herzogthums von S. Sabba, aber schon unter seinem Sohn Vlatko fiel es 1483 in die Hände der Türken. Am 27. Oktober 1538 ankerte die vereinigte christliche Flotte unter dem Fürsten von Melfi, dem venetianischen Admiral Vincenzo Capello, und dem spanischen Generalcapitän Ferdinand Gonzaga vor Castel nuovo, und nahm die Festung mit Sturm, tausendsiebenhundert Gefangene und über siebzigtausend Thlr. an Beute fielen in die Hände Gonzaga's, welcher sie mit viertausend Spaniern unter Tramesco Sarmiente's Befehl besetzte. Am 1. Januar 1539 erschienen drei Sandschak's mit sechs Kanonen, aber noch ehe sie einen Schuß thaten, fielen die Spanier aus, nahmen ihnen das Geschütz weg und trieben sie zurück. Der mißlungene Versuch veranlaßte, daß Chosrewpascha von Rumelien mit sechzigtausend Mann gegen Castel nuovo befehligt wurde, und Chaireddinpascha mit hundertfünfzig Segeln am 17. Juli vor der Stadt erschien. Die siebenundzwanzig Schiffe starke Vorhut seiner Flotte hatte schon am 13. Anker geworfen, aber Tags darauf beim Brunnen, nahe der Stadt, wo die Mannschaft Wasser einnehmen wollte, durch einen Ausfall der Spanier vierhundert Todte verloren. Barbarossa ließ achtzig Kanonen ausschiffen, und während der dreiwöchentlichen Belagerung zehntausend Kugeln verschießen. Am 7. August wurde gestürmt und die Türken,

welche schon in die untere Stadt gedrungen, wurden mit achttausend Mann Verlust zurückgeschlagen. Aber Tags darauf verriethen zwei spanische Ueberläufer, daß es an Munition und Provision gebreche, und die Besatzung des oberen Castells von siebenhundert Mann auf dreißig geschmolzen sei. Dadurch ermuthigt, wagten die Türken am 10. August einen letzten Angriff, und Sarmiente mit kaum dreihundert Mann mußten capituliren. Die Einwohner wurden ein Opfer der Wuth der Türken, weil Chaireddin die Gefangenen nicht Preis geben wollte, und nur die Kinder blieben verschont. Erst 1687 gelang es den Venetianern mit Hilfe der Maltheserritter, die Stadt wiederzunehmen, und sie bewilligten den Bewohnern gänzliche Steuerfreiheit. Als die Russen 1806 die Bocche inne hatten, hielten sie auch Castel nuovo besetzt, und nahmen in der Nähe eine Schlacht an, welche zwar verloren wurde, aber den Franzosen viel Blut und das Leben des General Soulié kostete.

Lustizza, ein Dorf auf der gleichnamigen Halbinsel, am Fuße des gleichnamigen Berges.

Porto Rose, gegenüber Castel nuovo, auf der Halbinsel Lustizza gelegen, kleiner Ort von siebzig Einwohnern, mit dem Zollamt und dem Wachtschiff für die ein- und auslaufenden Schiffe, die sich dort legitimiren müssen und einem guten Hafen, wo die Schiffe meist günstigen Wind zum Auslaufen abwarten. Die früher bedeutende Stadt Rosa wurde 865 von den Saracenen von Grund aus zerstört.

Vermac, ein 2450 Fuß hoher Berg zwischen Stolivo und Lastua superiore.

Santa Savvina, war nach der Zerstörung des Klosters Tvèrdosch in Trebinje 1695 der Sitz des Vladika von Hercegovina. In der Kirche wird unter andern Reliquien die rechte Hand der Kaiserin Helena aufbewahrt, in der Bibliothek sind mehrere werthvolle kirchenslavische Manuscripte.

Quellen: Status Cleri etc.
Catalogus Cleri in Dioecesis Catharensi. 1852.
Srbsko-dalmatinski Magazin 1848. pg. 48—50. — 1849. pg. 48—52. — 1850. pg. 45—6.
G. Ferrich. Periegesi etc.
Cronica degli Annali di Budua di Don Cristophoro Ivanovich. Mss. bei Raffaeli in Cattaro.

Statuto di Budua. Mss. in der Bibliothek Fanfogna-Garagnin in Traú.
Memoria sulle Bocche di Cattaro. Mss. in Traú.
Offerta della Provincia delle Bocche di Cattaro nella volontaria sua dedizione a S. M. l' Imperatore. Mss. bei Raffaeli in Cattaro.
Srbski spomenici. str. 65. 66. 68.
Zemljopis i Poviestnica Bosne. U Zagrebu 1851. pg. 65 103.
Hammer-Purgstall. Geschichte der Osmanen. Pest 1828. III. 215.
Berenzani. Storia delle guerre di Europa. pg. 331.

Ueber Risano.

Bocche di Cattaro (sl. Boka), bezeichnet nicht blos den Meerbusen, welchen die Römer sinus Rhizonicus nannten, und welcher 17 Miglien lang, an seiner schmalsten Stelle 180 Faden breit und überall 100 bis 200 Fuß tief, sondern auch das venetianische Albanien, den jetzigen Kreis Cattaro. Es umfaßte drei Städte, zwei Castelle, sechs Communità, vier Communi und siebenundsechszig Dörfer, stand unter dem Provveditore straordinario in Cattaro, und wurde von gegen 30.000 Seelen bewohnt. Jetzt enthält der Kreis 184,7 Quadratmiglien Areal, mit drei Präturen, fünfzehn Gemeinden und über 35.000 Seelen. Wie früher eine Communità von einen Capitano, vier Richtern und einen Sekretär verwaltet wurde, die alle Civilprozesse entschieden und jährlich neu gewählt wurden, so steht jetzt noch ein Sindico an der Spitze jeder Gemeinde, und in jedem Dorf ein Knez und Barjactar. Obwohl felsig, sind doch die Ufer des Canales von Cattaro äußerst fruchtbar, und der ganze Distrikt nicht nur der bestbevölkertste, sondern auch der bestbebauteste von ganz Dalmatien. Die Bewohner, Bocchesen genannt, sind reine Serben, tapfer, arbeitsam und industriell. Da der Ertrag ihres Landes nicht ausreicht für den Bedarf, indem sie nur zehntausend staci Getreide, viertausend staci Gemüse, zehntausend Barile Wein und zweitausend siebenhundert dreiundsiebzig Barile Oel gewinnen, so leben sie vom Meere. Man zählt zweihundertfünfzig patentirte Schiffe, und zu Ende des vorigen Jahrhunderts gab es dreihundertsechzig Hochseefahrer, hundert Küstenfahrer, und über dreihundert Schaluppen mit drei- bis viertausend Mann Bemannung. Viele Bocchesen kommen oft zehn Jahr lang nicht nach

Haus, manche erst, wenn sie reich genug geworden sind; denn das Sprichwort sagt: Ueberall muß man hingehen und Geld gewinnen, aber nur in die Bocche bringen oder dort verzehren.

Teodo (sl. Tivat), kleiner Küstenstrich zwischen Lepetane und Solile, reich an Südfrüchten und berühmt durch seinen Wein, den Marcemin. Die meisten Nobili von Cattaro hatten hier Landhäuser und Besitzungen. In der Nähe liegt die kleine Insel Prevlaka, jetzt Strabioti, auf welcher ein altes griechisches Kloster stand. Die Sage berichtet, hier habe der Metropolit von Zeta residirt und sei mit zweiundsiebzig Caludjeri von den Cattarinern römischen Glaubens vergiftet worden, weßhalb das Kloster verlassen, die griechische Bevölkerung aber unter der geistigen Herrschaft des Vladika von Montenegro geblieben sei. Die Kirche, welche noch steht, ist uralt und enthält eine der ältesten und wichtigsten slavischen Inschriften. Die ganze Insel wurde nebst Lustizza, Kèrtole und Gèrbal 1115 vom serbischen König Georg der Stadt Cattaro geschenkt, und Radoslav 1250, sowie Urosch und Elena 1351 bestätigten diese Schenkung.

Lastua, Parrochie mit 850 Seelen.

Lepetane, Parrochie mit 500 Seelen, gibt der fast eine Miglie langen Bocca den Namen, welche aus dem mittelsten in den östlichen Busen führt und am Ausgang bei den Catene die engste Stelle des ganzen Canals bildet.

Devesiglie, dessen höchste Spitze zwei Miglien nördlich von Bansić 2491 Fuß beträgt.

Castagnizza, Parrochie mit 662 Seelen.

Rizano (sl. **Risan**), auf der Stelle oder unfern des alten **Rhizinium**, welches Ptolemäus **Risinum**, Plinius **Rhizinium**, Polybius und Livius **Rhizonis**, Porphyrogenitus **Rhisena** nennt, und welches den Bocchesen den Namen **Rhizci**, **Rhizanitae**, dem ganzen Canal den Namen **sinus Rhizonicus** gab. Unter den illyrischen Königen berühmt, blühend und geschützt durch seine Lage, war Risano der Ort, wohin die Königin Teuta sich flüchtete, um von dort aus um Frieden zu bitten. Unter König Gentius suchten die Rhizanitae von freien Stücken römischen Schutz nach, und wurden deßhalb vom Prätor Anicius für unabhängig und abgabenfrei erklärt. Später verloren sie diese Freiheit, gehorchten erst den römischen, dann den griechischen Kaisern, und theilten das Schicksal der Nachbarvölker.

Bei der Einwanderung der Slaven fiel Rihsena Terbunia zu, wurde sowohl von den Saracenen 865, wie von den Bulgaren 976 zerstört, und stand gleich Cattaro unter den Königen von Rascia, von Ungarn und Bosnien, bis es 1420 an Venedig kam. Als Castel nuovo 1539 den 10. August erstürmt wurde, ergab sich Risano Tags darauf ohne Schwertstreich, und wurde erst 1648 von den Venetianern wiedergenommen, welche alle Befestigungen schleiften, den Ort aber beim Friedensschluß den Türken zurückgeben mußten. Mit der Eroberung Castel nuovo's 1687 fiel auch Risano bleibend an die Republik, und die Bewohner zeigten sich seitdem als so unerbittliche Feinde der Türken, daß es sprichwörtlich heißt: Wären nicht die Risanoten und Krivoschianer, zahlte die Boka den Türken den Haratsch (Kopfsteuer der Christen). Gleichwohl leben die 1350 Bewohner des heutigen Risano, welches gegen 320 Häuser zählt, fast ausschließlich vom Handel mit den angrenzenden türkischen Provinzen. Fast alle gehören der griechischen Kirche an, und das lateinische Bisthum, dessen erster Bischof, Sebastian, 591 urkundlich vorkömmt, fiel schon 1550 an das von Cattaro.

Krivoschianer, Bewohner der sogenannten Grafschaft Krivosie, welche nördlich von Risano an der türkischen Grenze auf den hohen, unfruchtbaren Felsenbergen acht kleine Dörfer mit 1000 Seelen umfaßt, und noch von Knezen statt der Sindici regiert wird.

Stolivo und **Perzagno** folgen sich längs der Küste von Le Catene bis nach Mulla oder Cattaro. Die 423 Häuser liegen zerstreut und mit Gärten umgeben, die Bewohner, deren Zahl gegen 2000 beträgt, sind meist Seefahrer.

Quellen: Srbsko-dalmatinski Magazin za ljeto 1849. pg. 8—46. — 1843. pg. 29—36.
Kovčežić za istoriju, jezik i običaje Srba sva tri zakona. U Beču 1849. pg. 27—42.
Offerta della Provincia delle Bocche di Cattaro etc. Mss.
Catalogus Cleri in Dioecesis Catharensi. 1852.



Cattaro.

Cattaro (lat. Catharus, sl. Kotor), unter 42° 25′ 26″ nördlicher Breite und 16° 20′ 1″ östlichen Länge von Paris in dem südlichsten Winkel des nach ihm benannten Canales am Fuße des steilen M. Sella gelegen. Zwei Sturzbäche, Fiumera und Gorbicchio, machen es zur Halbinsel. Drei Thore, Porta Gorbicchio (seit 1818 Francesco), Porta di Mare oder della Marina und Porta di Fiumera führen aus den fünfundzwanzig bis achtundzwanzig Fuß hohen starken Mauern, welche die Stadt von allen drei Seiten einschließen. An der vierten ragt senkrecht über ihr das Castell oder Fort S. Giovanni auf einem 891 Fuß hohen Vorsprunge des M. Sella empor, welches durch Mauern und mehrere kleine Forts auf isolirten Felsen mit den Ringmauern der Stadt verbunden ist. Die Stadt zählt 2100 Einwohner, ist der Sitz eines Kreisamtes und eines Bisthums und die ehemalige Hauptstadt des venetianischen Albaniens.

Unter dem schwarzen Berge. Der M. Sella (Stirovnik) ist ein Vorberg des hohen Lovčiner Gebirgs, welches Montenero, das schwarze Gebirg, heißt. Dieser Name (lat. mons niger, türkisch kara dagh, albanisch mál zéze) rührt nicht, wie man gewöhnlich glaubt, von der Farbe seiner Felsen oder Waldungen her, sondern von Ivo Strasimir, welcher seiner dunklen Hautfarbe wegen crni, der Schwarze, genannt wurde, und auch seinen Nachkommen den Namen Crnojević übermachte. Er führte nach der unglücklichen Schlacht von Kossovo die dem Tode entronnenen serbischen Helden in das Gebirg und begründete so das Reich.

Der goldne Traum des schwarzen Berges. Ivo Crno-

jevic, der Neffe des Strašimir Ivo und der Held der černagorischen Lieder, ist nicht gestorben, sondern schläft nur, sein Schwert neben sich, und sein Erwachen wird den Anfang des Glanzes und der Macht des montenegrinischen Reiches bezeichnen.

Struka, ein über die Schulter hängender zottelhaariger Mantel, ähnlich dem Plaid der Schotten.

Dokolnjice, Art Kamaschen oder Strümpfe ohne Vorfuß von roth oder weiß.

Mulla, kleiner Ort mit 471 Seelen, eine halbe Stunde von Cattaro. Der Weg hin führt zur Porta Gorbicchio hinaus, und ist der gewöhnliche Abendspaziergang der Cattariner im Sommer.

Giustiniani (Gio. Bat.), Verfasser der „**Relazione di Dalmazia delli Eccelentissimi signori Sindici Giov. Bat. Giustinian et Anjolo Diedo**" vom Jahre 1553, welche sich in der Bibliothek des Professor P. Nisiteo in Citta vecchia befindet, und theilweise von Don S. Ljubich in „**La Dalmazia**" mitgetheilt worden ist. Eine andere „**Relazione di Dalmazia di Antonio Giustinian**" von 1575 hat V. Solitro in seinen „**Documenti storici**" aufgenommen.

Ascrivium, bei Ptolemäus Ascrovion, nach Einigen 638, nach Andern erst 865 zerstört. Da die Lage wenig sicher war und der Ort sich nicht zum Befestigen eignete, flüchteten sich die Bewohner auf den steilen, nur von einer Seite zugänglichen Berg des Castells, und als dieses zu klein wurde, benutzte man den Abhang bis zum Meeresufer, um sich darauf anzubauen, umgab die neue Stadt mit Mauern und verband sie mit dem Castell. Porphyrogenitus nennt sie Decatera, Palladius Fuscus leitet den Namen von den aus der Höhe stürzenden Wassern (*ἀπὸ τε καταῤῥεῖν*), Giovanni Bona de Boliris von der Sittenreinheit der Bewohner ab. Nach Andern gaben Flüchtlinge des zerstörten Kotor in Bosnien der neuen Niederlassung ihren jetzigen Namen.

Die untere Stadt wurde 865 und 976 abermals zerstört, war Republik, stand bis zu Anfang des eilften Jahrhunderts unter griechischem, dann bis 1178 unter serbischem Schutz, trat 1178 unter den des Kaisers Emmanuel, der es 1179 gegen Stephan Nemanja vertheidigte, und 1215 unter den der Herrscher von Rascia, wurde 1242 von den Tataren zerstört, und 1378 von den Venetianern unter Vittor Pisani geplündert, weil es sich 1367 an Ungarn ergeben hatte. Im Frieden

von 1381 fiel es an Ungarn zurück, und 1384 dem König Stiepan Twrtko I. von Bosnien zu. Während der Wirren in Dalmatien zwischen Sigismund und Ladislaus hielt es Cattaro anfänglich mit Hervoja, dann mit Sigismund, machte sich ganz von Bosnien los, und schloß am 23. April 1420 einen Schutzvertrag mit Venedig ab. Es behielt seine Verfassung, verwaltete seine Einkünfte und konnte von der Republik nie einem andern Staate abgetreten werden, sondern behielt das Recht, sich in dem Falle selbst einen Schutzherrn zu wählen. Auch das Münzrecht, welches Cattaro schon unter den Caren Stephan und Urosch ausgeübt, wie die sogenannten Trifoni beweisen, wurde ihnen 1423 von Venedig belassen, und die venetianischen Conti, welche nach Cattaro gingen, erhielten seit 1480 den Titel Rettore und Provveditore. Beim Fall Venedig's 1797 ergab sich Cattaro an Oesterreich. Am 4. März 1806 besetzten die Russen die Stadt und die Bocche, und behielten sie bis zum 12. August 1807, wo sie sie den Franzosen abtraten. Aber 1813 verlangten die Montenegriner Cattaro zurück, belagerten und beschossen es, und nach mehrmonatlicher Belagerung mußten die Franzosen am 8. Januar 1814 an den englischen Admiral Hoste capituliren, welcher Cattaro den Montenegrinern übergab. Diese vertheidigten es hartnäckig gegen die Oesterreicher, welche unter General Milutinovich die Bocche besetzten, und am 19. Juni 1814 in Cattaro einzogen.

Der Geschichtsschreiber Ragusa's, F. M. Appendini, verfaßte Memorie spettanti ad alcune uomini illustri di Cattaro. Ragusa 1811.

Drei prachtvolle Vertheidigungen in den Jahren 1539, 1569 und 1657 sind durch betreffende Inschriften an der Porta Fiumera (welche 1540 erbaut wurde), am Vorhof der Kathedrale und an der Landkaserne an der Porta di mare verewigt worden.

Die erste derselben fand gegen Barbarossa Statt, welcher nach der Wegnahme von Castel nuovo und Risano den Gian Matteo Bembo aufforderte, Cattaro zu übergeben, widrigenfalls er es mit Gewalt nehmen würde. Bembo ordnete die Vertheidigungsmaßregeln an, hob mit Hilfe des Bischofs Luca Bisanti den Muth der Bewohner, und empfing am 14. August die Vorhut Barbarossa's mit einem so kräftigen Feuer, daß sie mit großem Verlust zurückweichen mußte. Dasselbe Schicksal hatte Tags darauf die ganze Flotte. Die an der Fiumera ausgesetzten Truppen

wurden von den Geschützen des Castells so zugerichtet, daß sie eilends die Schiffe zu erreichen suchten, und Barbarossa selbst entzog sich bei der Recognoscirung der Stadt nur mit Mühe der Verfolgung durch die Strabioten und Bogenschützen zu Pferd, so daß er entmuthigt durch den Empfang schon am 17. August wieder abzog.

Im Jahre 1569 versuchte der Admiral der dreihundert Segel starken türkischen Flotte, Pertaus, nach der Zerstörung Budua's sich Cattaro's zu bemächtigen. Da aber der venetianische Rettore Zaccaria Salamonio sich nicht einschüchtern ließ, sondern die fünfzig vorausgesandten Schiffe zum Abzug nöthigte, und zwei andere Angriffe 1571 von Bernardo Contarini ebenso zurückgeschlagen wurden, knüpfte Pertaus ein heimliches Einverständniß mit dem Capitän Trojano Ciciliano an, welcher ihm die Porta della Fiumera öffnen sollte. Der Verrath wurde jedoch entdeckt, der Verräther mit dem Tode bestraft, und die Flotte der christlichen Mächte zwang endlich den Admiral, seine Absichten auf Cattaro aufzugeben.

Die dritte Belagerung war die längste. Während des Krieges auf Candia erschienen am 30. Juli 1657 die Pascha's von Skutari und Herzegovina, Bargliach und Zengich oder Cingich, mit dreizehntausend Mann und zwölf Kanonen vor Cattaro, und errichteten am 2. August drei Batterien, aus denen sie die Stadt beschoßen. Der General Antonio Bernardo kam von Zara herbei, übernahm die Leitung der Vertheidigung, und hinderte den Feind zwei Monate lang am Sturm, bis endlich am 2. Oktober die Pascha's ungeduldig mit Sack und Pack wieder abzogen.

Der Adel zählte 1449 nicht weniger als einundachtzig edle Familien, von denen jetzt nur noch fünf übrig sind: Die Visanti, Bolliza, Bucchia, Drago und Pasquali.

Kačić (Fra Andria), der Verfasser des berühmten Razgovor ugodni Narodna Slovinskoga, wurde 1690 in Brist bei Macarsca geboren, trat in das Kloster der Franziskaner in Zaostrog, studirte in Buda, lehrte dann Philosophie im Kloster von Macarsca, Theologie in Sebenico, wurde päpstlicher Legat in Dalmatien, Bosnien und Herzegovina und benutzte seine Reisen, um überall die geschichtlichen Sagen und Dokumente der Südslaven zu sammeln, aus denen er seine Pismarica (Liederbuch) verfaßte. Er starb 1790 im Kloster von Zaostrog, wohin er sich zurückgezogen.

Einige werden stattlicher ausgesehen haben. Gleich Ragusa hat auch Cattaro viel von Erdbeben zu leiden. Das von 1563 warf hundertachtundsechzig Häuser um, und kostete dem Rettore mit seiner ganzen Familie und hundertfünfzig Bewohnern das Leben. Die von 1667 und 1537 verursachten ebenfalls großen Schaden, und 1729 wurden dreihundert Menschen verletzt und dreißig todtgeschlagen, viele Gebäude ganz zerstört. Auch die Explosion eines Pulvermagazins hat 1760 großen Schaden angerichtet.

In Cattaro sind ihrer viele. Piazza del duomo, delle armi, dei Grecchi, del circulo und della collegiata.

Die Kathedrale, 809 von Andreazzo de Saracenis erbaut, der schon vorher mit seiner Frau und seinen Söhnen die Kirche S. Maria Infunaria (jetzt Maria del Fiume) hatte erbauen lassen, und nun die heiligen Gebeine, welche er für zweihundert Goldsoldi gekauft, ihrer würdig unterbringen wollte. Sie war nach Porphyrogenitus ursprünglich rund, und erhielt wahrscheinlich zwischen 1000 und 1100 die jetzige Gestalt mit drei Schiffen und zwei Thürmen, welche früher viereckig und mit Blei gedeckt waren, und von denen jeder vier weite, durch gothische Säulen geschiedene Fenster hatte.

Lodi, Laudes, sollen noch aus römischer Zeit herrühren. In Rom entstand nämlich unter Augustus die Sitte, den Kaiser, so oft er sich sehen ließ, oder sein Bildniß, wenn es herumgetragen wurde, mit laudes zu begrüßen. Diese Sitte ging von den öffentlichen Orten in die Kirchen, und aus dem abendländischen in's griechische Reich über, und erhielt sich in diesem, bis der Papst die Kaiser in Bann that, und verbot, ihre Namen zu nennen. Aber als Papst Leo III. Karl den Großen krönte, ließ er das Volk drei Mal rufen: „Carlo Augusto, dem von Gott Gekrönten, dem großen und friedlichen Kaiser der Römer, Leben und Sieg." Seitdem wurde es üblich, den Kaisern zu Festzeiten laudi in den Kirchen zu singen, und noch Ende des vorigen Jahrhunderts finden wir sie auf den jonischen Inseln, in allen Städten Dalmatiens und Istriens, welche einst zum griechischen Reiche gehörten. In Zara werden jetzt noch zu Weihnachten und Ostern die Acclamalioni gesungen.

Die Griechen, welche in den Bocche noch immer den Hauptbestandtheil der Bevölkerung ausmachen, waren unter venetianischer Hoheit gänzlich unterdrückt, und man that Alles, sie zum römischen

Glauben zu bekehren. Wer sich mit einem Katholiken verheiraten wollte, mußte katholisch werden, um vom Bischof die Erlaubniß zur Trauung zu erhalten, und Kalogeri, welche ohne diese zu trauen wagten, wurden 1667 mit Verbannung, Gefängniß und Galeerenstrafe bedroht. Ein Dukal von 1672 wies alle nichtunirten griechischen Geistlichen aus und alle Griechen, welche sich an den Bocche ansiedeln wollten, mußten die Oberhoheit des Papstes anerkennen. Auch mußten die Griechen laut Edikt von 1679 die lateinischen Festtage feiern, und ein Dukale des Dogen Francesco Foscari vom 22. Mai 1455 zwang sie, alle Besitzungen, welche Kirchen gehört, zurückzugeben und der Geistlichkeit die Abgaben gleich den Katholiken zu entrichten. In der Stadt selbst hatten sie nur die kleine Capelle S. Luca zur Mitbenutzung für ihren Gottesdienst, und durften sie 1676 nicht einmal vergrößern. Erst zur Zeit der Franzosen wurde ihnen die große Kirche S. Nicolò angewiesen, welche früher zum Kloster der Dominikaner gehörte. Dieses Kloster war laut Urkunde vom 12. Oktober 1344 vom edeln Nicolò Buchia, welcher durch seine Tapferkeit bei König Stephan Duschan von Rascia im höchsten Ansehen stand, an der Fiumera vor der Stadt gegründet worden. König Stephan selbst hatte es mit großen Grundstücken beschenkt, und des Gründers Neffe, Giovanni Buchia, ihm 1401 eine weitläufige Besitzung im Teodo vermacht. Als man es 1537 der Kriegsgefahr wegen niederriß, löste man aus dem Material allein zweitausend Zechinen, und baute es mit der Kirche 1543 innerhalb der Mauern wieder auf. Aber das Erdbeben von 1563 und 1667, sowie ein Brand von 1622, bei welchem die überaus reiche Bibliothek verloren ging, haben es sehr mitgenommen, und Anfang dieses Jahrhunderts wurde es in ein Militärhospital verwandelt, und die Kirche den Griechen eingeräumt.

Collegiata (di S. Maria del Fiume) hatte einen Gründer mit der Kathedrale, wurde, als sie den Einsturz drohte, 1221 von den edeln Familien Dersa und Bisanti umgebaut, und stand bis in neuester Zeit unter dem Patronat mehrerer edlen Familien Cattaro's, welche die sehr gesuchte Würde des Abate oder Plebano dieser Kirche zu vergeben hatten.

Weißwollene Kittel, guna.

Castradina, geräucherter Hammelschinken.

Heilige. Die B. Osanna aus Montenero, deren Körper in der Collegiata liegt.

Oeffentliche Erziehungsanstalt. Ein Vorrecht des Adels von Cattaro bestand in der Wahl eines öffentlichen Lehrers der schönen Künste, welcher vom Aerar mit hundert, später mit nur dreißig Dukaten besoldet wurde. Außer diesen gab es noch einige Lehrer für Grammatik, Rhetorik und andere Wissenschaften. Aber eine wirkliche Lehranstalt kam sonderbarer Weise nie zu Stande. Der Bischof Paolo Bisanti ließ 1572 einige Jesuiten kommen, um ein Colleg zu gründen, der Doge Sebastiano Venier genehmigte den ihm 1577 vorgelegten Plan, wies Geld dazu an, und das Colleg entstand nicht. Der Bischof Marino Drago versuchte es unermüdlich. Zwei Mal scheiterten seine Bemühungen, der dritte Versuch schien glücklicher. Von allen Seiten steuerte man bei. Da wurde er 1708 nach Curzola versetzt, und Alles blieb beim Alten. Der Bischof Stefano dall' Olio wollte 1781 wenigstens ein Seminar gründen, Venedig versprach ihm möglichste Unterstützung, aber es fehlte an den Mitteln, und selbst der Plan, eine höhere Classe den Vätern der Scuole pie anzuvertrauen, mißlang 1804.

Sehr bedeutende Männer. Ihre Biographieen sind von Appendini gesammelt, und von Dr. U. Raffaeli zum Theil ergänzt worden. Es sind besonders:

Trifone Bisanti, 1513 Bischof von Cattaro, wohnte dem Concilium Lateranense bei, benachrichtigte seinen Gönner, den Cardinal Domenico Grimani durch sehr elegante Briefe von den Wechselfällen des Krieges mit den Türken, entsagte 1532 dem Bescovat, um ganz den Studien zu leben, und starb 1540.

Luca Bisanti, des Vorigen Neffe, Coadjutor und Nachfolger, zeichnete sich durch Geist und Muth bei der Vertheidigung von 1539 aus, wohnte dem Trientiner Concil bei und entsagte 1565 ebenfalls seiner Würde.

Paolo Bisanti, Luca's Bruder und Nachfolger, 1576 nach Udine versetzt, wo er 1587 starb, hinterließ mehrere juristische Werke.

Marino Bisanti, berühmter Kriegsmann, griff 1379, als die Genueser Absichten auf Cattaro hatten, ein starkes Detachement derselben vier Miglien von der Stadt mit soviel Muth an, daß er es schlug, ihre Fahnen und reiche Beute eroberte. In Budua unterdrückte er einen furchtbaren Aufstand und in Drino rettete er durch

seine Tapferkeit als Sopracomite der Galeere seiner Vaterstadt die venetianische Flotte.

Girolamo Bisanti, Sovracomite der Galea Cattarina, vertheidigte sich 1571 gegen vier türkische Schiffe, bis alle seine Gefährten gefallen waren.

Niccolò Bisanti, starb 1500 als Oberst im Regiment der Candioten. Giorgio war ebenfalls ein erfahrener Kriegsmann.

Trifone Bisanti war Professor der griechischen und lateinischen Sprache in Bologna und Perugia, ein Anderer, dessen Vornamen unbekannt ist, sammelte das Repertorio di tutti gli atti del Foro di Cattaro, (Mss.) und Gregorio Bisanti schrieb so elegant in Versen und Prosa, daß Papst Benedikt XIV. ihm für die Denkschrift, die er im Namen der Republik Venedig verfaßte, das Bisthum Cattaro anbot, welches er aber ausschlug.

Giovanni Bona de Boliris oder Boliza, ein ausgezeichneter Feldherr, dem Cattaro mehrmals Rettung und Freiheit verdankte, beschrieb in 330 sehr eleganten Hexametern Cattaro: Descriptio Ascriviensis urbis, in den storia di Ragusa von Serafino Razzi.

Vincenzo und Domenico Buchia, Zwillingsbrüder, beide Dominikaner, gelehrt und tugendhaft. Der Erste war Generalvikar und Beichtvater der B. Osanna, der Zweite Provincial in Dalmatien und Verfasser der Esposizione dei Salmi Penitenziali und Expositio perutilis omnium epistolarum Dominicalium. Venet. 1545.

Niccolò Buchia und sein Sohn Pietro, Heerführer und Protovestiar (Oberstkämmerer) der Kaiser Stephan und Urosch Nemanja. Ebenso Giovanni, Niccolò's Neffe.

Mariano Buchia veranlaßte 1616 den Druck der Statuten Cattaro's, die er größtentheils auch gesammelt hatte.

Vincenzo Buchia wurde wegen seiner Gelehrsamkeit und Talente 1622 von Papst Gregor XV. zum Bischof von Cattaro erhoben.

Vincenzo Cossovich, dessen Familie bei dem Türkeneinfall aus Bosnien nach Cattaro übersiedelte, wurde 1735 Bischof von Curzola und war berühmt als Redner.

Giacinto Demitri, Dominikaner, ebenso gelehrt als tugendhaft, erwarb sich als Missionär in Ungarn einen solchen Ruf, daß der Hof in Wien ihn zum Bischof von Modrutz und Segna ernannte, und P. Innocenz XI. ihn 1681 als solchen bestätigte. Er starb 1689.

Niccolò Drago zeichnete sich am Hofe des Königs Twertko I. von Bosnien als Staatsmann, Niccolò 1577 als Bischof von Cattaro aus.

Marino Drago zeichnete sich durch Frömmigkeit und Gelehrsamkeit aus, wurde 1688 Bischof von Cattaro, 1708 von Curzola, wo er 1733 starb. Er hinterließ unter andern Schriften auch eine Abhandlung, worin er bewies, daß unter dem Ausdruck „Italien und anliegende Inseln" der römischen Curie auch Dalmatien und Cattaro begriffen sei.

Fra Giovanni Alberti, aus der Familie Duimi, welche auch Gliricich hieß, Dominikaner, Professor der Theologie am Archigymnasium zu Rom, wurde 1545 nebst vier andern Theologen von Papst Paul III. mit der Durchsicht des Dekrets des Trientiner Concils De Justificatione, 1547 mit der Herausgabe der Abhandlung des berühmten Dominikaners Giovanni de Turrecremata: De Conceptione B. M. V. beauftragt, und 1548 zum Bischof von Modruß, und da diese Stadt von den Türken zerstört wurde, 1549 zum Bischof von Veglia ernannt. Als solcher war er 1562 beim Concil von Trient. Er war einer der besten Prediger seiner Zeit und schrieb: De Grazia.

Niccolò Maria Jacogna trat in die scuole pie, und starb 1800 als Rettore am Collegio-Convitto zu Capo d' Istria, einige gedruckte Orazioni funebri et inaugurali und ein ungedrucktes Werk: In confulazione de l' Esprli di Elvezio hinterlassend.

Meliciacca (Melilacca), war 1326 Bischof von Cattaro und Verfasser des Catalogs der Kirchen und Bischöfe: Notilia Ecclesiarum et Episcoporum Urbis et Orbis, welcher unter Nr. 2326 und 2988 in der Vatikanbibliothek aufbewahrt wird.

Marino, dessen Familie unbekannt ist, Franziskaner, ging 1472 als päpstlicher Legat nach Persien, um den Schah zum Bündniß gegen die Türken zu bringen, vollbrachte seinen Auftrag und kam auf der Rückreise um, weßhalb er den Titel Beatus erlangte.

Niccolò Macchinese, Bischof von Modruß und Corbau, ward 1462 als Legat nach Bosnien gesandt.

Stefano de Oleo, sehr gelehrt, starb 1788 als Bischof seiner Vaterstadt.

Antonio Pasquali, 1520 Bischof von Risano, seit 1540

von Motula; ein anderer Pasquali, dessen Vorname unbekannt ist, war Dominikaner und großer Redner.

Bernardo Pima, um 1350, wurde als Dichter gekrönt.

Niccolò Pellegrino, Verwandter des Bischofs Trifone Bisanti von Cattaro, Cölestinermönch und berühmt durch seine Frömmigkeit und Gelehrsamkeit.

Trifone Uvrachien, geboren 1696, studirte in Padua die Rechte, war Advokat in Zara, und erlangte einen solchen Ruf, daß er nach Venedig berufen und mit sechsunddreißig Jahren zum Sekretär und Staatsrathe gemacht wurde. Er starb 1786 in Venedig, dem dortigen Archiv mehrere Bände: Consulti, Scritture, Allegazioni etc. con note marginali hinterlassend.



In Cattaro.

Scagliari, kleiner Ort mit 464 Seelen.

Nachfolger seines Onkels, Petrovich Petar II. Njegoš. Dieser wurde 1812 in Njegoš geboren und 1830 Vladika von Montenegro, ordnete die Regierung und die Gesetze, gründete Schulen, richtete die Druckerei von Cettinje wieder ein, wo er einen historisch-literarischen Almanach, Gòrlica, die Turteltaube und seinen Pustinjak, der Eremit, drucken ließ, und starb 1851. Er war einer der größten illyrischen Dichter. Seine Dramen: Gorski vienac, die Waldkrone, und Stjepan mali, der kleine Stephan, erschienen das erstere 1847 in Wien, das zweite 1851 in Agram, seine Sammlung černogorischer Volkslieder, Ogledalo, Spiegel, in Belgrad.

Reliquiarium erhielt 1704 seine jetzige Gestaltung. Die Reliquien sind in Farlati (VI. 428) verzeichnet. Das Haupt des heil. Trifon war Ende des zehnten Jahrhunderts abhanden gekommen, und wurde erst 1227 durch Matteo Bobali wieder nach Cattaro gebracht.

Bischof von Cattaro. Nach Maroni wurde das Bisthum schon im sechsten Jahrhundert errichtet, und Diocleotes führt bereits bei dem Provinzial-Concil auf der Ebene von Duano im achten Jahrhundert einen Bischof von Cattaro an, aber ununterbrochen beginnt die Reihe der Bischöfe erst mit dem eilften Jahrhundert. Sie standen Anfangs unter Salona, im neunten Jahrhundert unter Dioclea, nach dessen Zerstörung unter Spalato, und kamen, als 1033 alle Bischöfe des oberen Dalmatiens auf der Reise zum Provinzial-Concil nach Spalato ertranken, zu Antivari, später zu Ragusa und zuletzt zu Bari. Jetzt hat die Diöcese sechzehn Parochien, zehn Capellanien und 10.250 Seelen und steht unter dem Erzbischof von Zara.

B. Osanna (Katharina), aus Coman, einem Dorfe in Montenegro, gebürtig, zeichnete sich schon früh durch Frömmigkeit aus und überließ sich frommen Betrachtungen. Da es ihr jedoch an einem geistlichen Leiter fehlte, trat sie mit dem Wissen der Ihrigen in den Dienst einer Dame, von welcher sie ihres Betragens wegen bald wie eine Tochter geliebt wurde. Aber ihr innerer Drang ließ sie 1515 mit zweiundzwanzig Jahren das Kleid des Dominikanerordens anlegen, und unter dem Namen Osanna eine kleine Zelle neben der Kirche S. Bartolomeo beziehen, welche der Bischof eigens für sie hatte erbauen lassen, und welche sie nach sieben Jahren mit einer andern neben der Kirche S. Paolo vertauschte. Nur mit Beten und religiösen Gedanken beschäftigt, lebte sie ein Leben voller Fasten und Entbehrungen, bis sie am 27. April 1565 starb und in S. Paolo begraben wurde. Die Wunder, welche sie während ihres Lebens und nach ihrem Tode verrichtet, ließen sie als Heilige verehren und 1665 auf das Gesuch des Senats und der Bürgerschaft von Cattaro selig sprechen. Ihr Leichnam wurde ein Jahr nach ihrem Tode noch unversehrt gefunden, in eine Urne gelegt und in die Collegiata gebracht. Ihr Festtag (25. Januar) zieht noch immer eine Menge Andächtiger, besonders aus Montenegro, an ihr Grab.

In der Nähe ihrer Zelle bei S. Paolo errichtete 1604 eine Edeldame, Trifona Brachiem, ein Nonnenkloster von der Regel des heiligen Dominikus, welches laut Dukale von 1627 Mädchen aller Stände geöffnet wurde, und trat selbst hinein. Aber am 14. Oktober 1807 hörte das Kloster auf und wurde, wie die Kirche, zu militärischen Zwecken benützt.

Heilige Trifon, geboren 232, gestorben 250.

Dr. Urbano Raffaeli, geboren 1807, studirte auf dem Seminar und der Universität zu Padua, und starb 1848 als Advokat in seiner Vaterstadt, welche er durch vierundzwanzig Artikel in verschiedenen Journalen illustrirt hat.

Gelegentlichen Kriegen, wie gegen Ragusa (1288 und 1357) und wiederholt gegen Balsa von der Zenta, als es nicht mehr unter Rascia stand.

Drei Klöster. Die Stadt besaß zu Ende des vorigen Jahrhunderts vier Mönchsklöster, drei Nonnenklöster und fünf fromme Brüderschaften.

Quelle

Srbsko-dalmatinski Magazin za ljeto 1846. pg. 10—31.
Catalogus Cleri in Dioecesi Catharensi existentis 1852.
La Dalmazia. 1848. N. 31. 32. 33. — 1846. N. 9. 19.
Cronologia di Cattaro dal Co. Antonio Bisanti Cattarino. Mss.
Circa la presa di Cattaro. 2 Mss. (das eine über die Einnahme von den Saracenen, das andere über die von den Venetianern.)
Restitutio Cathari per Venetos Regi Hungariae. Mss.
Offerta della Provincia delle Bocche di Cattaro nella volontaria sua dedizione a S. M. l' Imperatore. Mss.
Della Dedizione delle Bocche di Cattaro dal dott. Marco Co. Ivanovich. Cattaro 1799.
Memorie per servire all' Istoria di questi tempi della Provincia delle Bocche di Cattaro dal Co. Trifone Enrico Gregorino. Mss.
V. Lazzari. Le Monete de Possedimenti Veneziani. Venezia 1851.
Giornale di Zara 1843. N. 79. 80. 87. 91. 62. — 1844. N. 10. 47. 39. 93. 94. — 1845. N. 14. 15.
Stemmi di 84 famiglie di Cattaro. Mss.
Privileg dei Re Slavi alla nobiltà di Cattaro. Mss.
F. M. Appendini Memorie spettanti ad alcuni uomini illustri di Cattaro. Ragusa 1811.
Moroni Dizionario di erudizione storico ecclesiastica XVI. pg. 263.
A. Bussich. Vita e martirio di S. Trifone. Vienna 1845.

An den Bocche.

Dobrota (lat. Dulcidia, Bona), dehnt sich gegenüber Perzagno von der Glinta bis Cattaro aus, hat gegen 1100 Einwohner und 280 zerstreut liegende Häuser, deren Besitzer zum großen Theil Seefahrer sind, und ebensowohl für die reichsten wie katholischsten Bocchesen gelten. König Urosch und seine Gemalin Jelena schenkten 1351 Dobrota bis zur Fiumera und einige andere Ortschaften der Stadt Cattaro, und es bildete seitdem eine der fünf Communità der Bocche di Cattaro. Als Venedig fiel, vereinigten sich die Dobrotjaner, feierten eine Messe für den heiligen Geist und zogen dann nach Cattaro, um dort das Wohl der Provinz zu berathen, und beschloßen mit den Cattarinern die freiwillige Ergebung an Oesterreich. Conte Filippo Ivanovich aus Dobrota erwarb sich dabei das Verdienst, die bei der Sitzung entstandenen Unordnungen beschwichtigt zu haben. Marco Ivanovich aus Dobrota, damals Canonicus und Generalvikar, beschrieb diese Zeit in Della Dedizione delle Bocche di Cattaro. Cattaro 1799.

Ein anderer Geistlicher aus dieser Familie, Cristoforo, besang die Kriege von Cypern und Candia in seinem Volume di Poesie, und erhielt über der Seitenthür von S. Moisé in Venedig eine Marmorbüste mit Inschrift zur Belohnung seiner Verdienste. Sein Landsmann, Antonio Tripkovich, wurde Rektor und Professor der Theologie am Seminar von Spalato, später Vikar in Veglia und 1754 Bischof von Nona, und hinterließ bei seinem Tode viele ungedruckte theologische Schriften. — Giuseppe Matovich aus Dobrota ließ 1775 in Venedig seine Versione Illirica del Catechismo Romano drucken.

Perasto, malerisch am Fuße des 2783 hohen M. Casson gelegen, mit 725 Einwohnern, war unter Venedig eine Stadt, deren Deputirte den bevorrechteten Titel **ambasciatori**, Gesandten, trugen, und die sich durch ihre Tapferkeit und Treue einen Namen für immer gemacht hat. Obgleich ohne Mauern, schlugen die Perastiner am 15. Mai 1654 den unvermutheten Angriff von einer über 6400 Mann starken türkischen Armee ab, tödteten Viele und erbeuteten drei Fahnen. Eine davon wird noch aufbewahrt. Ebenso das Schwert, welches den Perastinern aus Bewunderung ihrer That der Conte Pietro Zrini schenkte, als er eigens aus Buccari in Croatien nach Perasto reiste, um die heldenmüthigen Bewohner dieses Ortes persönlich kennen zu lernen. Der venetianische Rettore und Provveditore von Cattaro, Francesco Battaggia, stellte ihnen am 25. Mai 1654 ein besonderes Zeugniß über ihr Benehmen aus. Venedig verlieh ihnen als Auszeichnung das **vessillo del gonfalone**, welches beim Fall der Republik unter rührenden Ceremonien und allgemeiner Trauer unter dem Hochaltar der Kirche begraben wurde.

Martinovich (Marco), geboren 1663, gestorben 1716, hinterließ einige noch ungedruckte Schriften über Nautik. Von seinen Landsleuten sind noch als berühmt zu nennen der Pfarrer Josip Ante Nenadich, welcher 1757 in Venedig ein illyrisches Gedicht über den Heldenkampf der Gebrüder Ivanovich herausgab (**Sclambek Sattarissan sa dobitchje Marka i Josa Ivanovich**). Ueber den Canonicus Antonio Bassich, geboren 1795, jetzt Director der Schulen in Cattaro und Cameriere des Papstes, Giuseppe Marinovich und die Erzbischöfe Vincenzo und Andrea Zmajevich hat Neigebaur in seinen Südslaven (pg. 43) schon die nöthigen Notizen mitgetheilt.

Madonna dello Scarpello, berühmte Wallfahrtskirche auf einem Scoglio gegenüber Perasto, welche einem 1452 wunderbar aufgefundenen Madonnenbilde ihre Entstehung verdankt und 1630 ihre jetzige Gestalt erhielt. Ganz nahe davon liegt ein anderer kleiner Scoglio, S. Giorgio, berühmt durch die reiche Benediktinerabtei, welche auf ihm stand. Der Abt derselben durfte an S. Trifon in Cattaro das Hochamt **in Pontificalibus** halten, mußte aber dem Bischof von Cattaro dabei ein kleines Geschenk überreichen. Die Türken brannten 1571 die Abtei nieder, und plünderten die wiederaufgebaute Kirche 1624 und 1654 nochmals. Beim Erdbeben von 1667 fiel sie fast

ganz ein. Der Adel von Cattaro, welcher das Patronatsrecht über das Kloster besaß, cedirte dasselbe 1634 dem venetianischen Senat, und erhielt dafür zwei Freistellen auf der Universität von Padua. Die Franzosen befestigten die Insel und vertheidigten sie gegen den Angriff der Perastiner.

Quellen: Srbsko-dalmatinski Magazin za ljeto 1849. pg. 34—43.
S. Ljubich. Bibliografia dalmata. Mss.
F. M. Appendini. Memorie spettanti ad alcuni uomini illustri d Cattaro. Ragusa 1811.
Notizie intorno alla miracolosa immagine di M. V. detta dello Scarpello da Vincenzo Ballovich. Zara 1844.
Gazetta di Zara 1844. N. 94.



Herbst.

Graf Luca Sorgo, aus einer albanesischen Familie, welche 1272 während einer großen Hungersnoth Schiffe mit Sorgo beladen nach Ragusa schickte, und dem Senat die ganze Ladung zur Verfügung stellte, dafür das ragusäische Patriziat erhielt und seitdem den Namen Sjerkovich oder Sorgovich, italienisch Sorgo, sowie auch drei Sorgoähren im Wappen führt. Pasko Sjerkovich, erster Minister bei Gjorgi Despot erhielt Teplica zum Lehen.

Conte di Stagno, hieß der vom Senat als Gouverneur der Contea oder Grafschaft Stagno gesandte Patrizier, welcher einen geringen Sold erhielt, und alle Gerichtssachen entscheiden mußte, wobei jedoch Unzufriedenen die Appellation nach Ragusa freistand. Das ganze Gebiet war in acht solche Grafschaften: Canale, Breno, Stano, Stagno, Meleda, Lagosta, Giuppana und J. di Mezzo, und in drei kleine Capitanien: Ragusa vecchia, Jagnina und Sabbioncello eingetheilt.

Stay (Benedetto), geboren 1714 aus einer angesehenen Familie, welche im fünfzehnten Jahrhundert aus Antivari nach Ragusa übergesiedelt war, hatte schon mit zwanzig Jahren die lateinische Verskunst so in der Gewalt, daß er die schwierigsten Aufgaben metrisch behandeln konnte. Er fing ein Gedicht über die Einnahme von Ostende durch Alexander Farnese an und erregte, als er Stellen daraus vorlas, die allgemeinste Bewunderung. Man rieth ihm ein dydaktisches Gedicht an, und mit noch nicht vierundzwanzig Jahren hatte er „die Philosophie des Cartesius“ vollendet, welche 1744 in Venedig, und 1747 mit Zusätzen in Rom erschien. Mit achtundzwanzig

Jahren kam er nach Rom, wurde dort mit großen Ehren aufgenommen, erhielt durch die Verwendung des Cardinal Valenti Gonzaga den Lehrstuhl der Beredsamkeit, und schrieb sein größes Werk Newton, dessen erster Band 1755, zweiter Band 1760 und dritter Band 1792 erschien. Papst Clemens XIII. wählte ihn 1763 zum Sekretär der lateinischen Briefe, Clemens XIV. Ganganetti 1769 zum Sekretär der Breve's an die Fürsten, welche Stellung er auch unter Pius VI. beibehielt. Pius VII. wollte ihm den erbetenen Abschied nicht bewilligen, als Stay 1801 starb, nachdem man schon 1794 die Nachricht von seinem Tod verbreitet und seine Büste in London aufgestellt hatte. Außer seinen großen Werken und den unzähligen Arbeiten seines Amtes schrieb er noch drei Reden und viele Gedichte.

Cunich (Raimondo), geboren 1719 in Ragusa, hatte wie Stay die Jesuiten zu Lehrern, ging nach Rom, studirte unter Boscovich Mathematik, hielt in mehreren Städten des Kirchenstaats, sowie in Florenz Vorlesungen über Literatur, und wurde bei seiner Rückkehr nach Rom Präceptor der maestri di lettere, unter denen Bernardo Zamagna war. Auf Anrathen seiner Freunde gab er damals seine Uebersetzung von sieben Idyllen des Theokrit, einige Stellen aus der Iliade und einige Epigramme heraus, und verfaßte viele Elegieen in katullischem Geschmack. Bei der Aufhebung der Jesuiten übernahm er die Professur der Eloquenz und griechischen Sprache am Colleg in Rom, wo er 1794 starb. Seine Uebersetzung der Iliade ließ der Fürst Odescalchi drucken, von seinen Epigrammen sind nur wenige übrig, obgleich er deren so viel machte, daß man erzählt, er habe der Maria Pizzelli, einer Frau, die Lateinisch und Griechisch verstand, und mit der er ein langjähriges freundschaftliches Verhältniß hatte, jeden Abend ein Epigramm hergesagt.

Graf Ladislao Gozze, aus der alten patrizischen Familie der Gočić oder Gučetić, welche früher Ovčarević oder Pikurarević hieß. Vuk Ovčarević, Schafhirt, soll in der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts von der Narenta nach Ragusa übergesiedelt, und dort die aristokratische Regierung gebildet haben. Vielleicht hängt diese Tradition mit der Angabe Gebhardi's zusammen, daß die Einwohner des kleinen Gebiets Ovče polje ihren Erbzupan Wukman aus ihren Grenzen trieben, obgleich dies erst im zwölften Jahrhundert geschah. Ueber den Wechsel des Namens wird erzählt, ein Ovčarević sei mit

dem Kreuzheere bei der Belagerung von Ptolemais gewesen und auf die Idee gekommen, einen hohen Thurm von Holz zu bauen, ihn auf Rädern von Wagen (kolo oder kočic) zu setzen, und so die Krieger geschützt der Stadt nahe zu bringen. Sein Plan gelang und er nahm als Erinnerung daran den Namen Gočić, und über dem Wappen das Wagenrad mit der Divise: ingeniosa fides.

Eine Linie dieser Familie wurde von Kaiser Leopold in den Grafenstand erhoben, mit den Namen: von Trebinje und Popovo.

Baron Biagio Ghetaldi, k. k. Kämmerer, Hofrath und lange Zeit Gubernial-Präsident von Dalmatien, aus der altpatrizischen Familie Getaldić, welche, aus Tarento stammend, seit 940 in Ragusa unter den Adelsfamilien genannt wird und 1847 in den österreichischen Freiherrnstand erhoben wurde. Ihr gehörten der berühmte Marino und 1667 der Simeone di Ghetaldi an, welcher ein Opfer des Erdbebens wurde, während er gerade Rettore der Republik war.

Ein Seitenzweig dieses Hauses nahm durch Heirat den Namen und das Wappen der altpatrizischen Familie Gondola oder Gundulić an, welche 930 mit König Pavlimir aus Rom gekommen und in Ragusa zurückgeblieben, aber 1773 mit dem Bischof von Paderborn in männlicher Linie ausgestorben war, und wurde 1845 in der Person des Sigismondo di Ghetaldi-Gondola in den österreichischen Freiherrnstand erhoben.

Griechische Kirche. Schon 1433 hatte Helena, die Gemalin des Sandalj Hranich von Chelni vergeblich um die Erlaubniß gebeten, eine griechische Kirche in der Vorstadt erbauen zu dürfen. Anfang des vorigen Jahrhunderts kaufte ein serbischer Bojar, Sabbas Vladislavich, Haus und Garten in Ragusa, und wollte in seinem Garten für seine Familie eine Kirche bauen, die zugleich als Begräbnißstätte für seine Mutter dienen sollte. Aber obgleich er viele Freunde unter den Patriziern hatte, und selbst Kaiser Peter I. von Rußland durch eine besondere Depesche sein Gesuch befürwortete, schlug es ihm der vollständig versammelte Senat dennoch unerbittlich ab. Erst als um das Jahr 1789 der erste russische Consul mit dem bestimmten Auftrag nach Ragusa kam, eine griechische Capelle zu halten, wurde den Griechen erlaubt, 1790 für siebenhundert Zechinen ein Haus in der Straße „za gradu“ zu kaufen, in welchem der Geistliche wohnen und heimlich Gottesdienst halten dürfte. Der zweite russische Consul

Fonton setzte es 1803 beim Senate durch, daß die Liturgie wie auch alle übrigen kirchlichen Handlungen öffentlich vorgenommen werden durften. Mit der Ankunft der Franzosen 1806 wurde diese Capelle Pfarrkirche der als Gemeinde anerkannten Griechen, welche jetzt gegen siebzig Familien und über dreihundertfünfzig Seelen zählt, bis 1811 unter dem Vladika von Mostar stand, dem die Kirche jährlich fünfzehn Groschen zahlen mußte, und seit 1837 auch noch eine zweite Kirche mit Kirchhof unweit der Bellavista besitzt.

Nikolajevich (Georgji), aus Syrmien, studirte in Ungarn und Rußland, wurde 1833 Pfarrer der griechischen Gemeinde, deren Protopresbiter er noch ist, redigirte von 1842 bis 1852 das mit cyrillischen Lettern gedruckte **Srbsko-dalmatinski Magazin**, gab 1845 in Belgrad **Srbske spomenici** (die slavischen Urkunden im Archiv von Ragusa), und 1849 in Zara ein Erziehungsbuch für junge Leute heraus: **Mladic Rako treba da se izobrazi**, und schrieb viele Gedichte, historische und literarische Artikel für sein Jahrbuch sowohl, wie für die Bülletins der gelehrten slavischen Gesellschaften, deren Mitglied er ist.

Die griechischen Kinder werden in Dalmatien meist von den Pfarrern unterrichtet, da es in der ganzen Eparchie Dalmatien, welche über 81.000 Seelen, und über hundert Parochieen und eilf Klöster zählt, 1847 nur eilf Schulen mit eigens angestellten Lehrern gab. Unterrichtsgegenstände sind: Religionsunterricht, Lesen der slavischen Kirchenbücher, Schreiben mit lateinischer und cyrillischer Schrift und Rechnen. Zehn Inspektoren beaufsichtigen den Schulunterricht, an welchem 1847 im Ganzen 3838 Kinder, 2599 Knaben und 1239 Mädchen, Theil nahmen.

Primorje, der Küstenstrich von der Ombla bis Stagno, theils felsig, theils reich an Wein, Oel- und Maulbeerbäumen, mit einigen guten Häfen und vielen kleinen Ortschaften, von denen besonders Malfi, Canosa, Valdinoce und Slano zu nennen sind, welche die Straße von Ragusa nach Slano zu einer der schönsten Dalmatiens machen.

Malfi (sl. **Zaton**), Meerbucht mit einem vortrefflichen Hafen und vielen Quellen. — **Valdinoce** (sl. **Orašac**), einst, wie der Name sagt, reich an Nußbäumen, jetzt an Oel, einst zwanzig eigne Schiffe, jetzt kaum fremde. — **Canosa** (sl. **Trsteno**), mit den zwei berühmten Platanen, in deren Schatten ein siebenhundertfünfzig Mann starkes Bataillon Franzosen vollkommen Platz fand.

Slano, ehemals der Sitz des Conte del Terre nuove, 18 Miglien westlich von Ragusa, reich durch Schifffahrt, obgleich diese früher durch den Handel, besonders mit Getreide noch bedeutender war, und berühmt als Vaterstadt der Ohmučevich. Diese Familie, eine der reichsten und angesehensten in Bosnien, hatte sich vor den Türken nach Slano geflüchtet und dort angekauft. Iveglia Ohmučevich nahm, nach der Erzählung des Ursini, 1568 in seinem Hause den Kaiser Alexius Comnenus von Trapezunt auf, als dieser nach einem siegreich bestandenen Gefecht mit türkischen Seeräubern nach Slano kam, um seine beschädigten Schiffe zur Weiterfahrt ausbessern zu lassen, und Peter, der jüngste Sohn des Kaisers, welcher bei der Abfahrt des Vaters krank im Hause Iveglia's zurückblieb, heiratete dessen schöne Tochter Helene. Petar Ohmučević, Großadmiral in spanischen Diensten, siegte 1596 mit einer Flotte von zwölf Ragusäer Schiffen, und dreitausend zweihundert Ragusäern in Indien über die Engländer, wofür der König von Spanien allen Ragusäern das Bürgerrecht in Spanien verlieh.

Bauern (**seljaci**), waren in Ragusa wie in Dalmatien Coloni, kleine Pächter. Jeder Grundbesitz, der entweder Fideikommiß oder Majorat war, bestand aus **carina**, Land, welches der Besitzer für sich behielt und auf seine Kosten bearbeiten ließ, und **polovništvo**, Felder, die an die Bauern verpachtet wurden, unter der Bedingung, sie zu bestellen, und vom Ertrag an Wein und Oel die Hälfte, an Getreide ein Viertel zu behalten. Dabei mußte ihnen der Grundherr noch ihr Haus erbauen und in Stand halten, und um das Haus herum einen Garten für ihre häuslichen Bedürfnisse abtreten. Die Bauern dagegen hatten für das Haus neunzig Tage im Jahre auf der **carina** zu arbeiten, und für den Garten jährlich ein Böcklein, zwei Hähne, zwei junge Hühner und zehn Eier zu geben. Wenn sie in der **carina** arbeiteten, bekamen sie vom Herrn als vorschriftsmäßige Nahrung zwölf Unzen Brod, ein Kübel Hülsenfrüchte mit Oel und zwei Flaschen Wein, und wenn sie an den bestimmten Tagen wegen schlechten Wetters oder aus irgend einem andern Grunde nicht arbeiten konnten, die Hälfte der Nahrung. Wollte der Besitzer einen solchen Bauer, **polovnik**, entlassen, so mußte er ihm alle Verbesserungen, die er am Boden gemacht, herausbezahlen. Dasselbe mußte ein Besitzer thun, welcher Felder als **uvètništvo**, Bedingungs-

land, verpachtet hatte, d. h. für ein gewisses Quantum Getreide oder Wein, Land hingegeben hatte, welches der Bauer nun ungehindert bestellen konnte, womit er wollte.

Seine Herde konnte jeder Bauer weiden, wo nur ein Feld nicht bebaut oder ein Gehege nicht umfriedigt war, auch stand jeder Herde die Benutzung der Gemeindelache frei und Jeder konnte Holz holen, wo er es fand, außer eichenes und das, was um die Lache herumstand, um den Thieren zur Sommerszeit Schatten zu geben.

Dudelsack (sl. diple), sehr üblich bei den Slaven, besonders zum Tanz.

Malvasia (sl. mavasija), aus Griechenland eingeführt, ein Wein, von dem ein ragusäischer Dichter sagt, es seien zu Wein gewordene Sonnenstrahlen.

Quellen: Dubrovnik III. U Zagrebu 1852. pg. 24. 30—33. 36—37. 57—58.
N. Tommaseo. Studii Critici II. pg. 209—213. 213—217.
Memoire sur la république de Raguse. Mss.
Cenni sulla famiglia patrizia di Ragusa, di Ghedaldi. Mss.
Srbsko-dalmatinski Magazin za ljeto 1839. pg. 121—133. — 1847. pg. 148. — 1850. pg. 5—42. — 1848. pg. 52. 60.
G. Ferrich. Periegesi etc. pg. 70—83.
M. Ban. Zercalo poviestnice dubrovačke. Dubrovnik II. za ljeto 1850.

——>∙:∙:∙<——

Das Hospital und die Narenta.

Sta. Maria del Castello, Benediktinerkloster, schon 1259 urkundlich erwähnt. In der Kirche war eine Capelle des heil. Sergio; ein Theil der Klostergebäude stürzte bei dem Erdbeben von 1520, der Rest bei dem von 1667 ein. Seitdem erlangte das Kloster seinen frühern Glanz nicht wieder.

Jesuitenkollegium sollte schon 1559 errichtet werden, als die ersten zwei Jesuiten nach Ragusa kamen, Marino Gondola legte selbst zu diesem Zweck 1624 vor seinem Eintritt in den Jesuitenorden sein ganzes Vermögen auf Zinseszins hin, gleichwohl aber wurde es erst 1684 begonnen, und die dazu gehörige Kirche zum heil. Ignaz, jetzt Gymnasialkirche, 1700 vollendet.

Narenta, von Strabo und Sylax Naro, von Ptolomäus Narbo, von Porphyrogenitus fälschlich Orontius, von den Slaven Nerelva genannt, ist der größte Fluß Dalmatiens und der Hercegovina. Sie entspringt c. achtzig geographische Meilen vom Meere unfern Krupac in Bosnien an den Abhängen des Berges Annobe, sl. Bistovnja, nach Carrara auf den Höhen des Sugliava, nach Jukich am Fuß des Berges Volak, fließt Anfangs bis Zovic in nordwestlicher, dann bis Mostar in südöstlicher Richtung durch die Hercegovina, deren Gewässer sie größtentheils aufnimmt, und tritt bei Metković aus dem Gebirg in das Thal, und aus dem türkischen in's dalmatische Gebiet, wo sie verstärkt durch den Norin und andere Zuflüsse sich in's Meer ergießt.

Von Portotollero bis Metković ist sie mit Segelschiffen von hundertzwanzig bis hundertfünfzig Tonnen, bis Fort Opus selbst mit

kleineren Dampfschiffen zu befahren. In Dalmatien führen bei Torre di Norin, und unsern Fort Opus regelmäßige Fähren, in der Hercegovina bei Konjic und Mostar zwei berühmte steinerne Brücken über den Fluß, von denen die erste aus dem zehnten Jahrhundert vom König Hvalimir herrührt, die zweite aber römischen Ursprungs ist.

Cetina, der Tilurus oder Nastus der Alten, entspringt aus sieben Quellen in einer Schlucht zwischen den Bergen Gujat und Dinara, zwei Miglien hinter Verbicia, durchströmt ruhig die Ebenen von Ribarić, Karakašica, Han und Sinj, welche sie durch ihr Uebertreten leicht sumpfig macht, bildet dann einige kleine Inseln, wird unterhalb Trilj durch viele Felsen zusammengedrängt, und dadurch schneller in ihrem Lauf, bildet bei Duare zwei berühmte Wasserfälle, und ergießt sich bei Almissa in's adriatische Meer. Sie fließt Anfangs von Norden nach Süden, von Duare an nach Westen, ist 53 Miglien lang und durchschnittlich zwanzig Klafter breit, und ist nur für kleine Barken von Sign bis Trilj, und einige Miglien aufwärts an der Mündung schiffbar.

Die bedeutenderen Zuflüsse sind der Karakašica, Ruda, Peruća, Dabar und Dragović. Zwei steinerne Brücken, die eine, ein Werk der Venetianer, bei dem griechischen Kloster Dragović, die andere späteren Ursprungs bei Blato, welche vom Fluß zerstört worden ist, und drei regelmäßige Fähren in Han, Trilj und Almissa führen über den Fluß. Die vom Itinerarium Antonini erwähnte Pons Tiluri, welche die Römer bei der Festung Garbun erbaut hatten, stand nach Carrara's Forschungen in der Nähe des heutigen Trilj.

Fiumera kömmt aus dem Pračište, dem Grenzberg zwischen Cattaro und Montenegro, und stürzt sich, am Bazar von Cattaro vorüber, nach kurzem Lauf in's Meer.

Mostar, Haupt- und Residenzstadt des Vezirluk Mostarski, der sogenannten Hercegovina, und Sitz des griechischen Vladika, liegt in einer schönen Ebene, wo die Radobotja in die Neretva fließt, am Fuß des Berges Velež, ist ziemlich groß, hübsch und reinlich, mit steineren Häusern, an dreißig Moscheen und über 18.000 Einwohnern, und wurde 1440 von Radivoj Gost, dem Statthalter des Herzogs Stiepan, gegründet, und nach der alten Brücke „most star" Mostar genannt. Diese Brücke, von Kaiser Trajan, nach Andern Hadrian erbaut, besteht aus einem einzigen zweiundneunzig Wiener Fuß breiten

Bogen, welcher, im Sommer gegen achtzig Fuß hoch über dem Wasserspiegel, beide Ufer verbindet.

Narenta, oder Prätur von Fort Opus, das weite, rings von Bergen umschlossene, und nur nach dem Meere zu offene Thal des gleichnamigen Flusses, welches einen Flächenraum von 109,6 Quadratmiglien einnimmt und von 7600 Seelen bewohnt wird. Größere oder kleinere Seen, deren Abflüsse sichtbar oder unterirdisch mit der Narenta in Verbindung stehen, Sümpfe und Lachen zu beiden Seiten des neunzig Klafter breiten Flusses, welcher mit vielen Windungen und Armen langsam dem Meer zufließt, bedecken über zwanzigtausend Joch. Das übrige Land ist mit Wein, Getreide, Hirse und Kartoffeln bebaut. Das überall wachsende Brula (scirpus holoschvenich) wird zu Körben zum Oelpressen und Weinkeltern benutzt, Blutigel werden gegen viertausend Pfund, Aale über fünfzigtausend Pfund verkauft, wilde Enten weit mehr geschossen, als man verzehren und versenden kann.

Die Narenta selbst theilt die Prätur in zwei Gemeinden: Fort Opus mit allen Dörfern auf dem rechten, und Metković mit allen Dörfern auf dem linken Ufer. Eine von den Franzosen begonnene, und von den Oesterreichern fertig gebaute Chaussee durchschneidet den Distrikt, dessen Hauptort Fort Opus, der Sitz des Pätors ist. Diese Stadt soll ihren Namen von dem Fort haben, welches die Venetianer etwas oberhalb Opus an der Stelle anlegten, wo der Fluß sich theilt, hat hundertfünf Häuser, von denen viele nur aus Rohr bestehen, und 702 Einwohner. Früher drang das Meer bis hierher. Allmälig hat sich aber durch die beständige Ablagerung der Erde, welche die Narenta mit sich führt, die Insel gebildet, auf welcher Fort Opus liegt.

Boote, sind zweierlei Art: ladje, oder fünf bis acht Fuß lange, schildkrötenähnliche, inwendig ganz hohle Kähne, und truppine, drei einfache zusammengefügte Bretter oder auch blos ausgehöhlte Baumstämme (trup, Klotz). In diesen haben kaum zwei Personen Platz, erstere dagegen können vierzig bis fünfzig Centner tragen, fahren so rasch wie die venetianischen Gondeln, und dienen zum Einfahren des Getreides. Größere Thiere, wie Pferde und Ochsen, müssen hinterher schwimmen.

Narentiner, die ausführliche Geschichte ihres Staates hat der 1773 jung verstorbene Clemento Grubiosich aus Makarska in einem noch ungedruckten Werk behandelt.

Narona, die Hauptstation der römischen Legionen, eine ebenso große und starke, wie prächtige Stadt, welche Colonia und Conventus alle Völkerschaften zwischen Drilo (Bojana) und Naro (Neretwa) war, ein Theater und Bad, viele Tempel, unter anderen einen des Bacchus und einen der Nymphen, und nach den Inschriften ein Collegium der Mercuriale und Augustati, besaß, aber nur wenige Spuren ihrer früheren Größe hinterlassen hat.

Quellen: Saggio Storico Statistico-Medico sopra l' antica città di Narona e lo Stato presente del suo territorio di Francesco Lanza. Bologna 1842.
Srbsko-dalmatinski Magazin za ljeto 1847. pg. 61—70.
La Dalmazia 1845. N. 10. 12. — 1846. N. 21. — 1847. N. 36. 37.

Weihnachten.

Klotztag, badnji dan — **Klotzabend, badnji većer**, von **badnjak** (Weihnachts-Klotz), nach Anderen von **bdéti** (wachen).

Antun Kaznacich, hat viele lateinische und illyrische Gedichte verfaßt, die Biographieen mehrerer seiner Landsleute in italienischer und illyrischer Sprache bearbeitet, und in Journalen oder besonders, wie **Memorie della vita e delle opere del P. Fr. M. Appendini** (Ragusa 1838), erscheinen lassen, und die Werke der berühmtesten illyrischen Dichter Ragusa's mit Lebensbeschreibungen, Erläuterungen und Glossaren bei Martecchini in Ragusa herausgegeben.

Bruyère-Derivaux (Marko), in Frankreich geboren, kam sehr jung nach Ragusa, wo sein Vater französischer Consul war, lernte slavisch und gewöhnte sich so an das ragusäische Leben, daß er ganz und gar Ragusäer wurde, slavisch dichtete und besonders gute Kolenden machte, selbst ein slavisches Drama schrieb (**Vjera nenadana**, die ungehoffte Treue) und viele slavische Volkslieder in's Italienische übersetzte. Seine lateinischen Gedichte gefielen Ludwig XVIII. so, daß er ihm 1823 das Consulant von Aleppo anbot. Aber auf der Reise dorthin wurde er krank und starb auf der Insel Cypern.

Quellen: **Dubrovnik III. pg. 9—18.**

Ein Thee auf einer Terrasse.

Graf Orsato Pozza (Medo Počić), aus einer der ältesten Patrizierfamilien Ragusa's, welche schon 800 erwähnt wird, nach Cerva aus Cattaro, nach Andern aus der Hercegovina kam, und 1684 von Kaiser Leopold I. in den Grafenstand „di Zagorie" erhoben wurde, ist 1824 geboren und Kammerherr des Herzogs von Lucca, dem er die illyrische Sprache gelehrt und 1844 seine slavische Anthologie alter ragusäer Dichter (**Slavianska Antologia iz rukopisah Dubrovaçkih Piesnikah**) gewidmet hat. Er schrieb viele Artikel über slavische Geschichte und Literatur in italienischen und slavischen Zeitschriften, und besonders seit 1849 in dem „Dubrovnik", welchen er und Matija Ban redigiren, dichtet italienisch und slavisch, übersetzte aus den alten und modernen Sprachen in's Slavische und aus diesem in's Italienische, gab 1849 in Agram eigene slavische Gedichte unter dem Titel **Talianke** heraus, und beschäftigt sich jetzt, sein episches Gedicht: **Giurgjevica** druckfertig zu machen, von dem ein Bruchstück in dem „Dubrovnik" von 1849 erschienen ist. Sein Bruder, Nicolò Pozza, geboren 1822, verfaßte ein Memoire: **Sulla questione daganale. Zara 1851.**

Casali (Pasquale), geboren 1813 in Ragusa, verfaßte ein satyrisches Gedicht, Cioscio, mehrere Dramen, und übersetzte Child Harald in's Illyrische.

Babopich (Mattheo), geboren 1816 in Ragusa, verfaßte viele illyrische Gedichte, moralische Erzählungen und Predigten.

Canalesen, Bewohner von Canale, ein rein serbischer Stamm, dessen schon Porphyrogenitus erwähnt. Es ist ein kräftiger, gesunder und hoher Schlag, geschickt im Landbau und gewandt in der Führung

der Waffen, fleißig und industriös, gastfrei und fromm, aber rachsüchtig, ungesetzlich und widerspenstig. Nur mit Gewalt wurden sie unterworfen, und ihr Aufstand im Jahre 1798 dünkte dem Senat so bedenklich, daß er Oesterreich um Hilfe ansprach. Todtschlag ist noch häufig, und während der Republik fielen die meisten Criminalfälle im ganzen Gebiet in Canale vor. Da bei Verbrechen eine Art Solidarität unter den Canalesen herrscht und nie ein Verrath vorkömmt, sondern fast immer, selbst mit Hilfe des Meineids, ein alibi nachgewiesen wird, so bestimmten die ragusäischen Gesetze, besonders cap. 348 des grünen Buchs super furtis et robariis Canalis vom Jahre 1444 die allgemeine Bürgschaft.

Die Frauen haben eine eigene Tracht und verheiraten sich meist nur, wenn nicht zu nahe Verwandtschaft hindernd eintritt, in ihrem Dorfe selbst, um Theilungen des Besitzes zu vermeiden. Daher sieht man oft Familien von 15 bis 30 Personen. Aus Oekonomie werden häufig anstatt der frühern Entführungen heimliche Heiraten geschlossen. Die Heiligen sind erblich im Hause, und ihr Fest, krsno ime, wird sehr feierlich begangen.

Juden aus Spanien kamen in Folge des königlichen Dekrets vom 30. März 1492, das allen Juden des Reichs befahl, entweder das Land zu verlassen, oder Christen zu werden, nach Dalmatien, und ließen sich in Spalato und Ragusa nieder. Sie bilden jetzt eine Bevölkerung von 510 Personen, hielten bis vor fünfzehn Jahren noch ihre Bibelvorlesungen und Predigten in spanischer Sprache, und folgen in ihren Ceremonien und Gebeten noch immer dem in Portugal und Spanien, nicht dem in Italien und Deutschland üblichen Ritus. In Ragusa sprechen die Juden noch spanisch.



Abschied von Ragusa.

Räume des Palastes bieten wenig Bemerkenswerthes mehr dar. Nur im Hof steht noch die vom Erdbeben sehr beschädigte Bronzestatue des patriotischen Mihalj Pracat von der Insel di Mezzo, welcher bei seinem Tode der Republik 200.000 Goldbukaten hinterließ. Er hatte, wie man erzählt, schon drei Mal sein ganzes Vermögen verloren, als er eines Tages einer Spinne zusah, welche eine Wand hinaufklettern wollte und drei Mal herunterfiel, ehe sie ihre Absicht erreichte. Dies ermuthigte ihn, sein Glück noch ein Mal zu versuchen und es gelang. Er wurde unermeßlich reich.

Antun Rocci, geboren 1818 in Ragusa, Verfasser eines illyrischen Gebetbuchs **Duh Karstianski očitovan u molitvah, razmišljanjih i pjevanjih.** (Wien 1844) und Herausgeber des **Q. Horacia Flaka piesme liricke, prevod Jurja Higje dubrovčanina.** (Ragusa 1850—1851.)

König Sigmund von Ungarn entkam nach der unglücklichen Schlacht bei Nikopolis 1396 den 28. September mit einigen Gefährten auf einer venetianischen Galeere, und landete am 19. Dezember an Lacroma. Der Senat lud ihn nach Ragusa ein und bewirthete ihn königlich. Zu Gunsten seines Gefolges wurde selbst der Gebrauch fremder Weine gestattet, welcher gesetzlich verboten war, und am 30. Dezember reiste der König auf ragusäer Schiffen nach Zara, um von dort nach Ungarn zurückzukehren.

Inhalt.

Inhalt.

A.

B.

C.

Č.

D.

E.

F.

G.

H.

I. — J.

K.

L.

M.

N.

O.

P.

Q.

R.

S.

Š.

T.

*

U.

V.

W.

Y.

Z.

Nachwort.

Indem ich dieses Buch, ein Jahr nach seiner Beendung, abschließend nochmals überschaue, finde ich, daß von den schlimmsten Feinden eines Buches, den Druckfehlern, sich, leider, sehr viele hineingeschlichen haben. Meine weite Entfernung vom Druckorte erklärt ihr unwillkommenes Dasein. Was an einem fremden Manuscripte durch die Correctur zu thun möglich war, das hat Dr. Siegfried Kapper gethan, und es sei ihm hiermit der herzlichste Dank gesagt. Aber seine Aufopferung, welche nur sein Eifer für die südslawische Sache ihm möglich gemacht hat, konnte nicht verhindern, daß ein Verzeichniß der bedeutendsten unter den Druckfehlern unumgänglich nöthig wurde. Die kleinen sind dem Leser zur Verbesserung überlassen geblieben, die Namen im Index sämmtlich streng correct zu finden.

Prag, im August 1857.

Ida von Düringsfeld.

Druckfehler.

I. Band.

Statt	lies	S.	Zle.	v.
Pezza	Pozza	VII.	3	unten
wieder Trost	wieder ein Trost	3	6	oben
gievinotto	giovinotto	12	3	unten
Liebig	Fiebig	13	7	—
Zomonico	Zemonico	15	7	—
Miniaturöschen	Miniaturöchschen	16	4	oben
befählen	besöhlen	19	14	—
Maratta	Maretta	22	14	unten
Nähe	Mitte	23	12	—
trottete	trottelte	—	7	—
reizend	reizend gewesen	—	1	—
herrschte	geherrscht hätte	24	1	oben
Alphan	Alghen	29	12	—
den Straden	dem Stradon	33	3	—
Sopper	Soppa	44	11	unten
verstecken	vorstrecken	47	9	—
gleich	nicht gleich	—	3	—
nach	nicht nach	56	10	—
Sebenzaner	Sibenzaner	64	5	—
ehrfürchtigen	ehrfurchtsvollen	67	5	oben
Eoch's	Echo's	—	10	—
vorher	her	71	11	unten
Griosogno	Grisogono	77	15	—
Prachtwerk von Salona	Prachtwerk, von	79	7	—
Watta	Watte	86	7	oben
pare	pane	92	7	—
halber	holder	106	8	unten
grellsten	prallsten	111	5	—
Castellan	Castellaner	119	11	oben
Casetti	Casotti	131	8	unten
eben	dann	133	1	oben

Statt	lies	S.	Zle. v.
grell	prall	134	1 oben
„Tecchia der Tiegel"	„Tecchia," der Tiegel,	143	1 —
wenig	ebensowenig	146	1 unten
Villeggidura	villeggiatura	154	4 oben
Rasensträucher	Rosensträucher	157	9 unten
Reisen	Reifen	158	2 oben
gebrochen	zerbrochen	160	12 unten
auch	auf	164	13 oben
ihrem Lager	ihnen lagen	174	1 —
Zacken	Jacken	—	8 unten
Musikus	Musiker	198	10 oben
er spazieren	er nur spazieren	207	9 unten
Nahens	Wehens	216	13 —
Fest, das	Fest; das	217	9 oben
Berge	Borgo	—	3 unten
hübsch	höflich	218	8 oben
Patrons	Padrons	—	1 unten
wollten den	wollten. Den	219	9 oben
Hauptleiden	Hauptbilder	223	4 —
und früher ꝛc. (ist wegzulassen)		244	4 —
vor	von	—	7 unten
dei	dai	245	1 oben
del Venezia	del,	246	6 —
Cp. La	Op. — La	248	2 unten
steht	setzt	250	8 oben
langsam	langsamer	258	4 —
Ct.	Sgr.	268	10 unten
Pietro	Antonio	271	10 oben
Dalmaticis. libri	Dalmaticis libri	—	11 unten
seine	seiner	274	18 —
Baromus	Baronius	276	8 oben
Amona	Ancona	—	8 unten
superione	superiore	280	2 oben
Comorso	Concorso	281	6 —
ascingamento	asciugamento	—	16 —
Quiquaginta	Quinquaginta	289	8 unten
storiche-letterarie di alcune	storico-letterarie di alcuni	290	1 oben
Mantio	Manlio	301	1 —
Obličaji Rod	Običaji kod	305	5 unten
Polylaus	Polybius	308	7 oben
cancelliere, venetianischer	cancelliere venetianischer	311	10 —
Juno	Inno	317	17 —

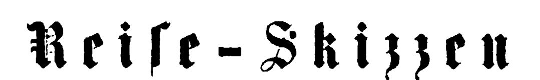
II. Band.

Rudan	Dudan	4	10 oben
Salairiner	Salonitaner	10	7 —
Marcella	Marietta	21	2 unten

Statt	lies	S.	Zle. v.
Student, voller	talentvoller	25	10 oben
schon zu	schon so zu	30	3 —
setzt Napoleonsdors	setzt acht Napoleonsd'ors	44	7 —
Soghatta	Seghetto	45	13 unten
Conversatione	Conversazione	—	7 —
owal	rout	60	1 —
Skomo	Tkomo	62	7 —
bestricken, — bezaubern	Bestricken — Bezaubern	63	12 —
Appondini	Appendini	68	14 oben
ub je	ubje	69	8 —
Pisnil	Pismi	—	13 —
Ravosvati	Ravvivati	70	1 —
Giapich	Giaxich	—	12 —
Casatti	Casotti	76	2 unten
Jievich	Jervich	88	2 oben
nun	nur	—	6 unten
que, f. veet	que f. veut	100	2 oben
Nisiter	Nisiteo	117	6 —
Wegen	Regen	121	3 —
Aber	Auch	128	1 —
statt nach Cittavecchia	statt nach Civitavecchia nach Cittavecchia	—	2 unten
Krulnica	Kruenica	131	2 —
sie	Sie	137	11 oben
Betturina	Benturina	160	3 —
straziû	stražice	162	8 —
oder	aber	167	2 unten
in	an	168	8 oben
unterdessen	indessen	171	3 —
Aringel	Kringel	174	11 unten
der	die	188	1 —
Marins	Marino	193	5 oben
hatten	hatte	196	10 —
Lusa	Luca	202	12 unten
welche (ist wegzulassen)		203	8 oben
erträglich	einträglich	204	16 —
agginata	aggiunta	207	9 —
Jocevich	Jvcevich	208	17 —
siehe	siehe I, 281	211	9 —
siehe	siehe I, 267	212	1 —
Mod	kod	230	7 unten
Spachez	Sachez	237	18 —
Terro	Ferro	239	1 oben
Drelich	Drebich	240	13 unten
Melitensen	Melitenser	242	16 —
Coregrae	Corcyrae	244	5 oben

III. Band.

Statt	lies	S.	Zle.	v.
zerstört	gestört	12	9	oben
auch	mich	20	5	unten
bisamkrautähnliche	bilsenkrautähnliche	34	4	oben
Morcana	Marcana	—	14	unten
dem Grafen G. (ist wegzulassen)		50	2	oben
lichte	schlichte	56	1	unten
fände	finde	57	6	—
Mächte	Nächte	79	10	oben
und	um	93	14	—
Tharampet	Čarampet	96	2	—
Hecken	Haiden	113	9	unten
Trodo	Teodo	117	1	—
ci	à	127	5	oben
Dekolnice	dokolnjice	129	8	unten
Stotarci	Kotarci	133	12	—
Kathedrale Andreaz;o;	Kathedrale; Andreazzo,	134	3	—
Bizanti	Bisanti	135	2	oben
Gaguetsch	Gaguich	144	7	unten
höchstens	höchst	174	14	oben
nur	und	200	2	—
griechisch, römisch	griechisch-römisch	236	1	—
Guiswend	Guiscard	238	17	—
Risom	Risan	241	17	—
Badopich	Bodopich	245	14	—
Marienbild	Marmorbild	256	3	—
Plonethor	Ploccethor	—	15	—
Pagen	Popen	260	4	—
libro d' omo	libro d' oro	261	15	—
Lunari	Luccari	263	18	unten
Bordari	Bosdari	267	16	—
Dzivei	Dziost	273	15	oben
Siragosa	Syragusa	275	7	—
Zloste	Hoste	306	19	—
Duano	Duvno	314	9	unten
Bussich	Bassich	316	1	—
Ganganetti	Ganganelli	321	6	oben
Rako	kako	323	15	—
Sylax	Scylax	326	14	unten
Berbicia	Berlicca	327	8	oben
Grubiosich	Grubissich	328	2	unten



von

Ida von Düringsfeld.

Sechster Band.

Prag.

Carl Bellmann's Verlag.

1857.